Hermann, Carl Heinrich, / Foss, Rudolf / Stahl, Friedrich Julius,

Die Geschichte des deutschen Volkes in fünfzehn Bildern

Gotha 1852

Geschichte des Deutschen Volkes.

Die Geschichte des Deutschen Volkes

in

funfzehn großen Bildern

dargestellt von

Karl Heinrich Hermann

aus Dresden.

Mit erläuterndem Text

von

Dr. R. Foß,

nebst

Vorwort von **Dr. J. Stahl.**

Gotha,

Justus Perthes.

1852.

Seiner Majestät

Friedrich Wilhelm dem Vierten

Könige von Preußen

in tiefster Unterthänigkeit
gewidmet.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät bitten wir, das Werk der Geschichte des Deutschen Volkes in funfzehn Bildern, welches nunmehr seiner Vollendung entgegengeht, und zunächst in den drei ersten Blättern der Oeffentlichkeit übergeben wird, unterthänigst darreichen zu dürfen. Es ist eine von uns tief empfundene Pflicht, hierbei im Rückblick auf die schwierigen Jahre der Vorbereitung dieses Werkes vor Allem des Hohen Schutzes und der kräftigen Unterstützung zu gedenken, welche demselben durch Ew. Königliche Majestät huldvolle Gnade geworden ist, da diese allein die Ausführung des Werkes möglich gemacht hat.

Ew. Königliche Majestät wollen den Ausdruck unseres ehrfurchtsvollsten Dankes Allergnädigst anzunehmen geruhen, indem wir in tiefster Ehrerbietung verharren

Ew. Königlichen Majestät

unterthänigste Diener

Karl Hermann. Wilhelm Perthes. Bernhardt Perthes.

Unterzeichnungen,

in den Jahren 1847 bis Juli 1852 gesammelt.

Seine Majestät Ferdinand I. Kaiser von Oesterreich. (1 Exemplar auf chines. Papier.)

Seine Majestät Friedrich August König von Sachsen.

Ihre Majestät Maria Königin von Sachsen.

Seine Königl. Hoheit Leopold Großherzog von Baden.

Seine Königl. Hoheit August Großherzog von Oldenburg. (3 Exemplare und 1 Exemplar auf chinesischem Papier.)

Seine Königl. Hoheit Friedrich Franz Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. (5 Exemplare.)

Ihre Königl. Hoheit Luise Herzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Ihre Königl. Hoheit Mathilde Großherzogin von Hessen. (1 Exemplar und 1 Exemplar auf chinesischem Papier.)

Seine Königl. Hoheit Karl Prinz von Hessen.

Ihre Königl. Hoheit Elisabeth Prinzessin Karl von Hessen.

Ihre Hoheit Friederike Herzogin von Anhalt-Bernburg. (1 Exempl. auf chines. Papier.)

Ihre Majestät Amalia Kaiserin von Brasilien, Herzogin von Braganza u. s. w. (1 Exemplar auf chinesischem Papier.)

Seine Durchlaucht Karl Herzog von Schleswig-Holstein-Glücksburg. (1 Exemplar auf chinesischem Papier.)

Seine Durchlaucht Karl Egon Fürst zu Fürstenberg in Donaueschingen.

Ihre Durchlaucht Marie Fürstin zu Hohenlohe-Kirchberg in Kirchberg.

Ihre Durchlaucht Johanne Herzogin von Acerenza, geb. Prinzessin von Curland.

Das Königl. Preuß. Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. (80 Exemplare.)

Altenburg.

Herr von Lindenau, Minister, Excellenz.

Altenhof.

Frau Elisabeth Gräfin von Reventlow auf Altenhof, geb. Gräfin von Voß.
„ Luise Gräfin von Reventlow auf Altenhof, geb. Gräfin von Bernstorff.

Altona.

Herr G. W. Arnemann.
Frau Baronin von Blome.
Herr Donner, Conferenz-Rath (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ Th. Lübbes, Obergerichts-Advocat.

Ansbach.

Herr L. Junge, Buchhändler.

Baden-Baden.

Herr R. Busch, Advocat.
„ J. L. Kasseboom.
„ C. Schweinfurt.
„ Wilhelmi, Dr.

Basedow.

Herr Friedrich W. A. Graf Hahn.

Basel.

Herrn Bahnmaier's Buchhandlung.
Herr C. Burckhardt, Pfarrer.
„ A. Christ-Sarasin.
„ Courvoisier-Lowndes.
„ C. Feigy.
„ W. Hoffmann, Inspector der Missions-Anstalt.
Frau Merian-Stikelberger.
Herr A. Ostertag von Speyr.
Frau Sarasin, geb. Heusler.
Herr K. Sarasin-Vischer.
„ Schnell-Riggenbach, Professor.
„ B. Stähelin-Bischoff.
„ Sulger-Dobler.

Berlin.

Herr Andreä, Historienmaler.
„ Barez, Geh.-Ob.-Medicinalrath (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ T. de la Chevallerie, Premier-Lieutenant des Cadetten-Corps.
„ R. Decker.
„ A. Devaranne, Medailleur.
„ J. Elßler, Königl. G.-Director.
„ G. Engels jun., Kaufmann.
Herr A. F. Ewald, Maler.
„ K. Fischer, Medailleur.
„ Dr. H. Gelzer, Professor.
„ C. Goldschmidt.
„ E. Goldschmidt.
„ Hengstenberg, Professor.
Fräulein Herder.
Herr W. Hertz, Buchhändler.
„ Huber, Professor.
„ von Krauseneck.
„ B. Langenbeck, Professor.
Frau Lösch, Geheimeräthin.
„ von Lösch, Geheimeräthin.
Herr L. Marggraf, Schulvorsteher.
„ G. Netto, Ciseleur.
„ W. Neumann, Architekt.
„ Olfers, General-Director der Königlichen Museen.
„ Pero, Maler.
„ G. Reimer, Buchhändler.
„ F. Schadow, Maler.
„ Dr. Th. Schlemm, Arzt.
„ Graf von Schwerin-Putzar.
„ François Souche.
„ Stobwasser.
„ Sulcher, Studiosus.
„ von Sydow, Excellenz, Königl. Preuß. Gesandter in der Schweiz.
„ von Thile, Excellenz, Geh.-Staatsminister.
Der Verein der Kunstfreunde im Preußischen Staat.
Herr Th. Wagner, Apotheker.
Fräulein E. von Waldenburg, Stiftsdame.
Herr Weidlich, Calculator.
„ H. Wittich, Maler.

Bieneberk.

Herr G. A. Schäffer.

Birkach.

Herr Bührer, Pfarrer.

Bonn.

Herr F. C. Dahlmann, Professor.
„ T. Habicht, Buchhändler.
„ W. von Neufville.
„ E. Weber, Buchhändler.

Bouillon.

Herr P. Poncelet.

Breslau.

Herr von Willich, Regierungsrath.

Bremen.

Herr Joh. Achelis, Consul.
„ Thomas Achelis.
Frau Catharine Albers, geb. Retberg.
Herr H. Albers (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
Die Bibliothek der Hauptschule durch Herrn J. H. Volkmann.
Herr H. Breuls, Dr.
„ Dr. G. Cäsar, Senator.
„ F. H. Carstens.
„ G. F. Castendyk, Dr.
„ J. W. L. von Cölln.
„ C. Delius, Aeltermann.
„ Fr. A. Delius, Consul.
„ H. Focke.
„ Fritze, Senator.
Frau Fritze, geb. Focke (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ Fritze, geb. Fricke.
Herr C. A. Gildemeister.
„ D. W. Gromme.
„ C. Gruner.
Frau C. Hanewinkel, geb. Breuls.
Herr C. A. Heineken, Consul (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ K. Kirchner, Maler.
„ Ch. Kißling.
„ H. Klugkist, Senator.
„ H. L. J. Kraus, Kunsthändler (2 Expl.)
Fräulein L. von Lengerke.
Herr C. L. Leonhardt, Dr. med.
„ A. Löning.
„ J. F. W. Löning.
„ J. St. Lürmann.
„ Theod. Lürmann.
„ A. Meier, Dr. (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ H. A. Müller, Dr.
Das Museum.
Herr Ed. Oelrichs.
„ H. L. Oelrichs, General-Consul.
„ C. Pavenstedt.
„ Dr. Pavenstedt, Senator.
„ A. H. Post, Senator.
„ H. L. Post, Dr.
Fräulein von Post.
Frau Witwe Rodewald und Söhne.
Herr J. L. Ruyter.
„ Dr. G. Schumacher, Senator.
„ Dr. Schumacher, Bürgermeister.
„ Joh. Tidemann.
Herr G. G. Treviranus, für den Männer-Verein.
„ C. Ulrichs.
„ G. Ulrichs.
„ Joh. Karl Vietor.
„ Arnold Warneken.
Frau Wienholt, Senatorin.

Brünn.

Herr Friedrich Graf Sylva-Tarouca (1 Exemplar auf chinesischem Papier).

Bündorf.

Herr Graf von Zech-Burkersroda.

Carlsruhe.

Herr Ottmar Balbach, Bildhauer.
„ Friedrich Freiherr von Böcklin.
Die Großh. Badische Civil-Baudirection.
Herr L. Frommel, Gallerie-Director.
„ A. Gaul, Maler.
„ C. von Hügel, Oberstlieutenant.
Der Kunstverein durch Herrn Münzrath Kachel (10 Exemplare).
Das Großh. Kupferstichkabinet durch Hrn. Gallerie-Director L. Frommel.
Fräulein C. v. Schwarzenberg (1 Exempl. auf chinesischem Papier).

Cassel.

Fräulein von Waitz.

Cröllwitz.

Herr L. Keferstein.

Darmstadt.

Die Großherzogl. Bibliothek durch Herrn Hofrath Feder.
Die höhere Gewerbschule durch Herrn Prof. Dr. Külp.
Herr B. Harres, Architect.
„ Friedrich Graf von Isenburg-Philippseich.
„ Dr. Külp, Prof., Director der Gewerbschule (2 Exemplare).
„ Freiherr von Leykam, K. K. Oesterr. Geschäftsträger.
„ Lucas, Maler.
„ J. B. Merkel.
Die Realschule durch Herrn Prof. Dr. Külp.
Herr Karl Seeger, Gallerie-Inspector.
„ H. Wolfskehl.

Dresden.

Herr J. Karl Bähr.
„ C. Bendemann.

Herr Berthelen, Dr.
„ Dr. Blochmann, Geh.-Schulrath.
„ F. Brockmann, Maler.
„ Fr. L. von Dietz, Dr. (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ von Einsiedel, Excellenz, Minister.
„ B. Engel.
„ Oswald von Fabrice (2 Exempl. und 1 Exempl. auf chines. Papier).
„ A. F. Gebauer, Lehrer.
„ J. H. Gerstkamp.
„ Gutbier, Advocat.
„ Ernst Hähnel, Bildhauer.
Fräulein Elise Hebenstreit.
Herr A. Hedenus, Dr.
„ C. F. Hennig, Garnison-Mädchenlehrer (1 Exempl. auf chines. Papier).
„ Fr. Moritz Hiller, Steinmetzmeister.
„ Ed. Hofmann, Kaufmann.
„ Graf Hohenthal-Königsbrück (1 Exempl. auf chines. Papier).
„ Anton Krüger, Professor.
„ Krüger, Münz-Graveur.
„ Graf Kuefstein, K. K. Oesterr. Gesandter.
„ Albert Kuhn, Advocat.
Die Königl. Kunst-Academie.
Der Sächsische Kunst-Verein (10 Exempl.).
Das Königl. Kupferstich-Cabinet.
Herr Chr. Traugott Löschke.
„ W. Eduard Lucas.
„ E. Lutteroth.
„ Fr. Rudolf Meyer, Secretair des Sächsischen Kunstvereins.
„ Peschel, Kaufmann.
„ A. Pusinelli, Dr.
„ Charles Reinhard, Französ. Gesandter.
„ J. Repphan (2 Exemplare).
„ L. Richter, Professor.
„ W. L. Erdmann Richter, Director der Raths-Töchterschule.
„ E. Rietschel.
Frau J. von Römer, geb. Hennigk.
Herr C. F. Sartorius, Dr.
„ O. Schneider, Apotheker.
Frau Gräfin Schönburg, geb. Gräfin Jenison-Walworth.
Herr Dr. H. W. Schulz, Hofrath.
„ K. W. Schulz, Dr.
Frau von Schwanefeld.
Herr H. Strauch, Maler.
„ C. Tscheuke.
Der Turnverein durch Herrn A. F. Gebauer.
Herr Otto Wagner, Maler.
„ W. L. Windisch, Oberlehrer.
„ H. Wöhrmann (2 Exemplare auf chinesischem Papier).
„ Ernst Wolff.

Düsseldorf.

Herr Arndt, Geh.-Regierungsrath.
Frau Brelling, Geh.-Räthin.
Herr J. Buddeus.
„ Dach, Regierungsrath.
„ Dr. Ernsts, Kreisphysikus.
„ Ferd. Hiller.
„ Krafft, evangel. Pfarrer.
Frau von Künsberg, verw. Ober-Regier.-Räthin.
„ Ida Lessing, geb. Heuser.
Herr H. Mücke, Maler.
Frau von Oven, Consist.-Räthin.
Herr Sanford.
„ W. von Schadow, Dr.
„ A. Schroedter, Maler.
„ A. W. Schulgen, Kunsthändler.
„ H. Voß, Buchdrucker.
„ L. Wichmann.
„ R. Wiegmann, Professor.

Eckernförde.

Herr C. Lübbes, Advocat.

Frankfurt a. M.

Herr M. von Bethmann.
„ Carl.
„ C. Clemm.
„ F. W. Delkeskamp.
„ Dr. Jeanrenaud, Advocat.
„ J. D. Passavant, für Fräul. F. Harnier.
Das Städel'sche Institut durch Hrn. Theodor Passavant (1 Exempl. auf chinesischem Papier).
Der Frankfurter Kunstverein.
Frau Baronin Charlotte von Rothschild (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
Herr F. Schlosser.

Fürth.

Herr J. George Klug, Architekt (1 Exemplar auf chinesischem Papier).

Galenbeck.

Herr Laneken, Kammerherr.

Giebichenstein.

Herr von Tippelskirch, Prediger.

Gotha.

Fräulein Lina Becker.
Herr Freytag, Maler.
Fräulein von Griesheim, Hofdame.
Herr Jacobi, Ober-Consistorialrath.
„ J. Nagel.

Göttingen.

Herr L. Duncker, Professor.
„ G. Waitz, Professor.

Grabau.

Herr Alexander Arnemann.

Gramzow.

Herr Karbe, Domainen-Beamter.

Grimma.

Die Königl. Landesschule (durch Herrn Dr. H. W. Schulz im Auftrag des Cultus-Ministerii).

Hagen.

Herr Julius von Nedden, Kupferstecher.

Hamburg.

Herr A. Abendroth.
„ Th. Avé Lallemant.
„ C. Averdieck, Architekt.
„ Jose Balbiani (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ W. Becker.
„ Behrmann jun., Dr.
Frau D. J. Bergeest.
Herr Rudolf Besser.
„ George Booth.
„ L. G. Boppo, Maler,
„ Thomas Boyes.
„ C. F. Carstens.
„ Ami De Chapeaurouge.
„ C. De Chapeaurouge, Dr.
„ J. C. Coqui.
„ W. Duncker.
„ J. G. G. Fischer.
„ Adolf Godeffroy.
„ Cesar Godeffroy.
„ Gustav Godeffroy.
„ G. Haeselich, Maler.
„ Egmont Hagedorn.
„ N. F. Haller, Dr.
„ F. Hanbury.
„ G. C. Höhnert.
„ Woldemar Hottenroth aus Dresden.
„ Hudtwalcker, Senator.
„ Jenisch, Senator.
Herr J. A. Jerichau.
Frau H. W. Justus.
Herr H. Kauffmann, Maler.
„ H. Kellinghusen, Dr. (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ Wilh. te Kloot.
„ K. M. L. Köster, Candidat.
Der Künstler-Verein.
Herr J. M. Lappenberg, Dr. (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
Frau Doris Lütkens, Instituts-Vorsteherin.
Herr A. W. Lutteroth Legat, Senator.
„ C. H. Matton.
Frau Merck, geb. Schröder.
Herr Ernst Merck.
„ Merck, Dr. (1 Expl. auf chines. Pap.).
„ H. J. Merck.
„ G. C. L. Meyer.
„ C. Mönckeberg, Prediger zu St. Nicolai.
„ Franz Theodor Müller (1 Exempl. auf chinesischem Papier).
„ J. A. Mutzenbecher.
„ W. O'Swald (1 Exempl. auf chinesischem Papier).
„ G. Palm, Dr.
„ Charles Parish jun. (1 Exemplar auf chinesischem Papier).
„ R. Parish (1 Exempl. auf chines. Pap.).
„ Lud. Piglhein.
„ H. Porth (3 Exemplare).
„ C. Räder, Bildhauer.
„ F. Rückart, Dr.
Frau Rücker, geb. Jenisch.
Herr D. Runge (für das Rauhe Haus in Horn).
„ Justus Ruperti.
„ H. Schleiden, Dr.
„ Dr. Schleiden, Physikus.
„ Robert Schneider aus Dresden.
„ Franz Schüller, Bildhauer.
„ Fr. Schuselka (durch Hoffmann u. Cpe.).
„ Ad. Soetbeer, Dr.
Fräulein A. Speckter.
Herr J. B. Spengel.
Die Stadtbibliothek durch Herrn Professor Petersen.
Herr Friedr. Stammann, Architekt.
„ F. Geo. Stammann.
„ Herm. Strack.
Frau A. Stresow.
Herr C. G. Vivié.
„ J. und M. Vollmer.

Herr D. F. Weber sen.
„ Wilckens, Dr.
„ P. C. Winterhoff.
„ C. F. Wurm, Professor.
„ Fernando Ziese (2 Exemplare).

Hannover.

Herr von Arnswald, Legationsrath.
„ Karl Oesterley, Professor u. Hofmaler.

Herzberg.

Herr J. T. Mentzendorff.

Hoheneck.

Herr Paul Weigle.

Kiel.

Frau Johanne Broekel.
Herr Chalybäus, Professor.
„ Hegewisch, Etatsrath.
„ Th. Lehmann.
„ G. W. Nitzsch, Etatsrath und Prof.
„ H. Ratjen, Professor.

Königsberg in Pr.

Der Kunst-Verein.

Langenberg.

Herr Kolzmann, Kaufmann und Fabrikant.
„ Konze, Fabrikant.

Leipzig.

Herr H. Brauer.
Die Bürgerschule durch Herrn Director Dr. Vogel.
Herr W. Crusius, Dr.
„ A. Harkort Aders.
„ M. Hauptmann, Musikdirector.
Fräulein Luise Hillig.
Herr G. Jäger, Director.
Frau Lacarrière.
Herr C. Lampe.
„ Dr. Lindner sen., Professor.
„ Dr. Ritterich, Hofrath.
„ Dr. J. A. Romberg, Architekt.
Frau Salomon.
Herr G. Schmidt-Peuckert.
„ Fr. A. Schumann.
„ Max Freih. von Speck-Sternburg.
„ R. Weigel.
„ G. Wigand.

Lichtenthal.

Herr E. Schuler.

Lichterfelde.

Herr A. Karbe, Rittergutsbesitzer (1 Exempl. auf chinesischem Papier).

London.

Fräulein Louise Douglas.

Lübeck.

Herr Th. Behn, Dr.
„ G. Blohm.
„ Carr, Hauptmann auf Tüschenbeck (1 Exemplar auf chines. Papier).
Die Bibliothek des Catharineums durch Herrn Chr. Scherling.
Herr G. Evers, Collaborator am Catharineum.
Frau C. Gädeke, geb. Souchay.
Herr Emanuel Geibel.
„ Karl Geibel.
„ Johannes Hasse.
„ von der Hude, Dr.
„ von der Hude, Syndikus.
„ C. von der Hude, Dr.
Die Kanzlei durch Herrn W. N. C. Wunderlich (2 Exempl. auf chines. Papier).
Herr Klugmann, Director und Consul.
„ Fr. Krüger, Dr.
„ E. Kulenkamp, Consul.
„ Lübert, Stadthauptmann in Travemünde.
„ J. J. N. Meins.
„ C. A. Nölting.
„ Pauli, O.-A.-Rath.
„ Charles Petis (1 Exempl. auf chinesischem Papier).
„ C. Platzmann.
„ E. Plessing.
„ von Rohden, Buchhändler.
„ H. Spetzler.
Frau von Stresow (2 Exempl.).

Magdeburg.

Herr von Gerlach, Oberlandesgerichts-Präsid.
„ Dr. Keyl, Regimentsarzt.

Mannheim.

Herr Götzenberger, Gallerie-Director.
Der Kunst-Verein durch Herrn Münzrath Kachel (3 Exempl.)

Meiningen.

Herr J. George Klug, Architekt (1 Exemplar auf chinesischem Papier).

Meißen.

Fräulein von Grünewald.
Die Kön. Landesschule, im Auftrage des K. Cult.-Ministerii, durch Hrn. Dr. W. Schulz.
Herr von Miltitz, General.

München.

Die Königl. Akademie der bildenden Künste.
Die Literarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung (2 Exempl.)
Herr Aug. von Ferber.
„ E. Förster, Dr.
„ W. von Freyberg.
„ Fr. Hake, Hauptmann.
„ Ulrich Halbreiter, Maler.
„ H. Heß, Professor.
„ Fr. Horschelt, königl. Balletmeister.
„ W. Kaulbach.
„ A. Kreling.
„ L. Lange, Professor.
„ E. Neureuter.
„ Ludwig Graf Pappenheim.
„ M. Rugendas.
„ Jos. Schlotthauer, Professor.
„ E. Schorn.
„ Julius Thäter, Kupferstecher und Prof.
„ Trettenbacher, Dr.
„ M. Widemann, Bildhauer und Prof.
„ Theodor von Zwehl, Präsident.

Münster.

Herr Karl Graf von der Gröben, General der Cavalerie.

Neudorf.

Herr Caspar von Buchwaldt.

Neuhaldensleben.

Herr Nathusius.

Neuhaus.

Herr Ferdinand Graf Hahn.

Neustrelitz.

Herr Barnewitz, Buchhändler (3 Exempl.).

Nürnberg.

Herr von Aufseß, Dr.
„ H. Beckh, Dr.
Frau Caroline Beyerlein, geb. v. Furtenbach.
Herr G. Tucher, Kreis- und Stadtgerichtsrath.

Oldenburg.

Die Bibliothek durch Herrn Merzdorf (1 Exemplar auf chines. Papier).
Herr W. Fr. Köhler, Ober-Gerichts-Anwalt.
Frau von Rumohr, geb. von Preen.
Das Schullehrer-Seminar.
Die Schulze'sche Buchhandlung.
Herr von Wedderkop, Kammerherr.

Paris.

Herr H. B. Gerant.

St. Petersburg.

Die Kaiserliche Akademie der Künste durch Herrn A. von Kotzebue.
Herr Hamburger im Ministerium d. Ausw.

Prag.

Herren Credner u. Kleinbub (6 Exempl.)

Richmond.

Herr E. W. de Voß.

Roßla.

Herr Karl Graf zu Stolberg-Roßla (1 Exempl. und 1 Exempl. auf chines. Pap.).

Rothenberg.

Herr Baumann, Pfarrverweser.

Rüppur.

Herr Grohe, Pfarrer.

Sandau.

Herr Baron Senfft von Pilsach, Major.

Schwerin.

Herr Graf Bernstorff auf Dreilützow (1 Exemplar auf chines. Papier).
„ G. A. Demmler.
„ Eckermann auf Johannstorff.
„ von Levetzow, Minister.
Fräulein von Schöning.
Herr Schrödter, Pastor.
Der Verein für Künstler und Kunstfreunde.
Herr Wintzen.

Stammheim.

Herr Graf v. Fürstenberg-Stammheim.

Stuttgart.

Herr Adelung, Collegienrath.
„ Gegenbauer.
„ G. F. Häring.
„ Franz Köhler, Buchhändler (2 Exempl.).
Die Königliche Direction der Kunstschule (1 Exemplar auf chinesischem Papier).

Der Württemberg. Kunst-Verein (9 Exemplare und 1 Exempl. auf chines. Papier).
Herr Karl Kurtz, Maler.
„ J. Scherer, Glasmaler.
Frau von Thun.
„ W. von Vischer.

Trinidad.

Herr Carlos de Grau.

Umstadt bei Darmstadt.

Herr Bernhard Seibert, Maler.

Waldenburg.

Herr Wilhelm Alberti, Kaufmann.

Weimar.

Herr Adolf Kaiser, Professor.

Wildenfels.

Herr Graf von Solms-Wildenfels.

Worms.

Herr Friedr. Waibler, Maler.

Wulkow bei Ruppin.

Herr von Schenkendorff, Landrath.

Vorwort.

Gerne folgte ich der Aufforderung des Künstlers und des Verlegers, dieses Werk mit einem Vorwort zu begleiten. Denn wenn auch ein sachverständiges Urtheil über die Ausführung mir weder zusteht noch zu Sinne kömmt, so ist doch das Hauptsächlichste und Bedeutendste desselben eben nicht sowohl die Ausführung als der künstlerische Plan und noch mehr das Tiefere, dem die Kunst selbst hier nur dienen soll. Dazu ist es, vermöge meines innigen Freundschaftsverhältnisses zu dem Künstler, unter meinen Augen entstanden, und halte ich mich deshalb für berufen zu dem, was allein meine Absicht ist — als Interpret seiner Gedanken es einzuleiten.

Es geben die funfzehn Tafeln, aus welchen es besteht, eine Anschauung der Deutschen Geschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart, in der Art, daß jede derselben nicht eine einzelne Begebenheit, sondern eine ganze Zeitepoche in allen ihren entscheidenden Begebenheiten, wie in ihren Bestrebungen und Sitten darstellt, und zwar, wie das nicht anders sein konnte, immer durch Vertheilung in mehrere Felder oder Scenen, aber doch so, daß diese Felder nicht durch Rahmen mechanisch abgetheilt, sondern durch Mittel, welche der jeweilige Gegenstand selbst darbietet, namentlich durch Architektur, natürlich gruppirt sind, wodurch denn auch diese Gruppirung für jede Zeitepoche eine eigenthümliche und selbst wieder ein Moment ist, ihren Charakter auszudrücken.

Die Kunst hat sich hier das Problem gesetzt, bis zu gewissem Grade auch Wissenschaft, und zwar populäre Wissenschaft zu sein. Es ist ein Vortrag über Deutsche Geschichte in diesen Bildern, von einer durchdachten Auffassung und einer Fülle des Stoffs, daß er sich jeder Geschichtschreibung gleichstellt, aber durch die allgemein verständliche und eindringliche Sprache der Kunst. Dazu ist es eine Darstellung der Geschichte, wie sie bei den Historikern sich nicht immer findet, daß alle Seiten derselben, nicht blos die politische Geschichte und die Geschichte der

Kirche als äußerer Institution, sondern mit völlig gleicher Liebe auch die Geschichte des Volkslebens, der Sitte, der Wissenschaft und Kunst und der religiösen Bestrebungen dargestellt sind. Man wird in das Ganze eines Zeitalters versenkt, in die innersten Beweggründe seines Lebens, wie in seine äußere Erscheinung nach Architektur, Denkmälern u. s. w. bis selbst auf das historisch treue Kostüm.

Wenn nun gleich die eigentlichste und regelmäßige Aufgabe der bildenden Kunst die ist, die Handlung eines bestimmten Momentes darzustellen, und unmittelbar durch den Eindruck der Handlung auf die Seele des Beschauers zu wirken, ohne daß es erst des Nachdenkens und der Verbindung mit andern Handlungen bedürfte, so mag es doch auch nicht als außer ihrer Macht und darum nicht als außer ihrer Aufgabe betrachtet werden, je nach dem besondern Zweck durch solche Gruppirung in sich unabhängiger Handlungen das Bild eines ganzen Zeitalters hervorzurufen, das aus ihnen gemeinsam mittels des Gedankens sich ergiebt, und so die geistige Macht, welche das Zeitalter erfüllt und bewegt, gleichsam als eine höhere Handlung vor die Anschauung zu bringen. Was dann das Bild an Energie des unmittelbaren Eindrucks einbüßt, das soll es wieder ersetzen an Sinnigkeit und Tiefe für die längere denkende Betrachtung. Sind es auch nur ganz besondere Aufgaben, für welche die Kunst zu dieser Weise der Wirksamkeit greifen darf, so kann sie dieselben doch nicht überhaupt aus ihrem Bereich verweisen, um so weniger als die Geschichtschreibung sie nicht zu gewähren vermag, indem diese, an das Mittel des Wortes gebunden, nur die Thaten und Momente in ihrer Aufeinanderfolge darstellen kann, während sie hier, gleichzeitig vor das Auge geführt, in ihrem Zusammenhang und ihrer Wechselwirkung erscheinen und so uns einen ahnenden Blick in ihre „Wirkungskraft und Saamen" verstatten. Die Gränze aber, daß die Kunst ob solchen Zweckes nicht sich selbst untreu werde, und ihre eigenthümlichste auf sinnlichem (ästhetischem) Eindruck beruhende Kraft einbüße, ist hier eingehalten worden, indem sowohl jede Tafel ein eigenthümlich künstlerisches Gepräge trägt (z. B. das achtzehnte Jahrhundert, das Zeitalter des Deutschen Freiheitskrieges u. s. w.) als auch die einzelnen, wenigstens die größern Bilder einer jeden Tafel selbstständige Kunstwerke sind (z. B. die Götter-Dämmerung, die Taufe der Sachsen nach dem Sieg Karls des Großen, die Schlacht bei Fehrbellin, die Anrede Friedrichs II. an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen) und im Großen ausgeführt, gewiß den vollen Eindruck historischer Bilder nicht verfehlen würden.

So ist es eine Reihe harmonisch gefügter großer Anschauungen, die an uns vorübergeführt werden: Der ursprünglich rohe und doch verhältnißmäßig sittenreine Naturzustand des Deutschen Volkes — der Sturz der heidnischen Götter und der Aufgang des Christenthums — die Gründung des christlichen Weltreiches

durch den Sieg über die Araber nach außen und die Unterwerfung des Heidenthums und der Anarchie im Innern, culminirend in Karl dem Großen, und aufrecht erhalten durch seine mächtigen Nachfolger in dem nunmehr Deutschen Kaiserthum, diese schöne Periode der Harmonie von Reich und Kirche, des Glanzes und der Ehre Deutscher Nation, der Aussaat der Keime der Bildung und des gesitteten Lebens — der Zwiespalt weltlicher und geistlicher Obrigkeit und ihr Kampf bis zur tiefsten Erniedrigung des Deutschen Kaiserthums vor dem Römischen Stuhl — die neue Blüthe deutscher Herrlichkeit und die Reife der dort gelegten Keime der Bildung unter den Hohenstaufen bis zu deren tragischem Ende — der allmähliche Verfall der mittelalterlichen Größe, unterbrochen durch einzelne kräftige Herrscher, aber ohne begeisternde Gedanken und ohne die alte Macht Deutschlands über Europa — die Verkündung des reinen christlichen Glaubens durch Luther, mit dem die neue Weltepoche beginnt, ein Moment, in welchem das Deutsche Volk durch die Macht des Geistes eine Herrschaft über Europa übt wie vordem durch das Kaiserthum — die darauf folgende Kirchenspaltung mit all ihren Gräueln, der blutigen Verfolgung, der Verwüstung, und der Entkräftung und Ohnmacht Deutscher Nation durch den Bürgerkrieg — das Emporsteigen des nordischen protestantischen Preußens, als Trägers deutscher Ehren, aus dem sinkenden Deutschen Reich — der tiefe Verfall der Sitten und der Nationalität, dem auch die politische Auflösung folgt — die begeisterte Erhebung der Freiheitskriege — endlich die Keime der Sitte, Bildung und Bestrebungen in der Gegenwart, aus denen die Zukunft der Nation erstehen soll: — solches sind die Bilder, die, jedes in sich geschlossen, auf einander folgen.

Durch alle diese Bilder aber geht Ein Geist, das ist der Geist Deutscher Vaterlandsliebe und christlichen Glaubens.

Die Freude über die großen Thaten Deutscher Nation, ihre Helden und ihre Siege, der Schmerz über die Spaltung und Zerrissenheit in Religion und Staat, die Hoffnung, wo in einem Zeitalter neue Kräfte sich regen und nach einem höhern Ziele bewegen, das sind die Empfindungen, welche aus den Bildern uns anwehen und ergreifen, es ist eine beredte Sprache in ihnen, was die Deutsche Nation gewesen zu den verschiedenen Zeiten, und was sie sein sollte.

Als das innerste Wort jedoch, welches das Räthsel in allen diesen reichen Begebenheiten und Entwickelungen erschließt, verkünden sie in stiller aber eindringlicher Sprache die Wahrheit, die da bestehen wird, wenn Erd' und Himmel vergehen. Alle Gebiete und Bestrebungen des menschlichen Lebens sind für jedes Zeitalter auf das sorgfältigste gewürdigt und in ihrer Selbstständigkeit dargestellt; aber dennoch ist es ungesucht immer ein Bild aus dem religiösen Gebiete, welches den Mittelpunkt oder

gleichsam die Ueberschrift einer jeden Tafel bildet. Menschliche Freiheit, daß die Einzelnen und die Völker selbst durch ihre Thaten Ursache ihrer Schicksale sind, ihres Heils und ihres Verderbens, tritt uns in jeder Scene entgegen; aber dennoch zieht als die alles beherrschende, alles zur Einheit bindende Macht durch die ganze Kette der Bilder das göttliche Walten, die rächende Gerechtigkeit des, der sein nicht spotten läßt, und die Treue des, der wahrhaftig ist, und was er zusaget gewißlich hält. Der Künstler selbst beabsichtigte dem Werke als Motto die Worte des Apostels vorzusetzen: „In ihm leben, weben und sind wir!" Der Abfall der Völker und der Obrigkeiten, weltlicher und geistlicher, vom Glauben und göttlichem Gebot ist es, dem überall das Unheil und die Zerstörung auf dem Fuße folgt, und wo eine große und hebende Epoche ist, da hat sie den christlichen Glauben und die Verklärung der Sitten durch ihn zu ihrem Lebensquell: so das Deutsche Reich in der Zeit seiner Herrlichkeit, so die Reformation, so die Erhebung in den Freiheitskriegen. Einer unserer tiefblickendsten Geschichtschreiber, Leo, hat es wiederholt ausgeführt, wie insbesondere das Deutsche Volk auch mit seiner nationalen und politischen Existenz auf das Christenthum gegründet, und seine Geschichte mit der der Kirche untrennbar verwebt ist. Was dieser Geschichtschreiber wissenschaftlich begründet, das steht in diesen Bildern unmittelbar als Thatsache vor uns.

Diese Deutsche Geschichte in funfzehn Tafeln ist deshalb ein wahres Deutsches Nationalwerk nach Gegenstand, Auffassung und Beweggrund. Möge sie doch auch die Wirkung eines solchen haben. Möge sie die Jugend in solchem Geiste in die vaterländische Geschichte einführen. Möge sie, wie sie aus dem innersten Wesen Deutscher Nation geschöpft ist, so auch wieder eindringen in die Deutsche Nation. Möge sie in dieser Zeit, da nach der traurigen Lehre der Ereignisse alle erkennen müssen, daß ihre Weisheit und Kraft nicht das Heil des Vaterlandes zu wirken vermag, auch viele in dem Trost befestigen, daß dieselbe Hand, welche menschliches Ueberheben gedemüthigt hat, auch Macht besitzt, aus dem Abgrund der Gefahr und des Verderbens wieder aufzurichten zu Heil und Ehre und Frieden. —

Berlin, 5. October 1851.

Stahl,

Geheimer Justizrath und Professor der Rechte zu Berlin.

Einleitung.

Die christliche Religion ist zwar nach dem Ausspruche des Herrn nicht allein für ein Volk bestimmt, sondern es sollen sich unter den Aesten dieses weitschattenden Baumes alle Völker der Erde versammeln; aber es scheint, daß nicht alle Völker der Erde auf gleiche Weise, mit gleicher Tiefe und Innigkeit die Lehre des Herrn aufzunehmen vermögen, und daß auch hier die Worte des Herrn: Viele sind berufen; Wenige aber auserwählt, volle Anwendung finden.

Als der Herr erschien und seine Lehre verkündete, da hatte sich weit und breit hin die Herrschaft Roms ausgedehnt, sie hatte einen großen Theil des Erdkreises sich unterworfen. Rom hatte den unterworfenen Völkern ihre Nationalität geraubt, ihre Heiligthümer entweiht; die ältesten, heiligsten Bande zerrissen. Was hatte nun Rom ihnen dafür gebracht? O viel äußere, herrliche Dinge — eine vortreffliche Heeresordnung, ein neues, fein ausgebildetes Recht, aber dies Alles war leer und eitel; es konnte den nicht einmal befriedigen, der im vollen Besitz aller dieser herrlichen Dinge war, um wie viel weniger diejenigen Alle, die nur dafür arbeiteten und nicht davon genossen. Es giebt aber Etwas im Menschen, das höher ist, als alle Sinnenlust, das ihn Leere und Ekel verspüren läßt, wenn er umgeben und umrauscht von aller Kraft dieser Welt sein eine Zeit lang vergessen hat. Es gibt Zeiten in der Weltgeschichte, in denen Alles in des Lebens Genuß aufzugehen scheint, in denen man sich in der Anordnung irdischer Verhältnisse einen Himmel zu erbauen meint; in solchen Zeiten tritt dann eine Weile lang jene Sehnsucht nach dem Höheren zurück vor dem Klappern der Maschinen und dem Klange des Geldes und bleibt im Herzen weniger Edeln als Saamenkorn für bessere Zeiten verschlossen. Aber wenn dann der geistige Tod hereinbricht, und die Sattheit, die er mit sich führt, wie ein Giftnebel alle Kräfte lähmt, dann tritt jene Sehnsucht, als die Verkünderin einer neuern, besseren Zeit hervor. Alle die, welche sonst über

die Worte gespottet, in die jene Sehnsucht sich aushauchte, sie horchen auf diese Laute, wie auf ein Evangelium, sie dürsten danach, wie der müde Hirsch nach dem frischen Quell.

Solche Gefühle waren es, die die Welt bewegten, als der Herr auftrat. Er fand den Acker bestellt; darum erschien er. Nun aber geschehen alle solche Umwandlungen in der Welt nicht von heute auf morgen, sondern vollenden sich oft erst in Jahrhunderten. So verflossen denn auch Jahrhunderte, ehe das römische Reich das Christenthum in sich aufgenommen, ehe sich die alte Bildung mit den neuen Forderungen verständigt, und die Religion Christi gezeigt hatte, wie das, was die alten Völker Herrliches gefunden, erst jetzt, umstrahlt von dem neuen Lichte, seinen wahren Glanz entfalten könne.

Es waren aber die Römer und Griechen zur Zeit der Geburt Christi gebrochene, durch eigene Schuld geistig herabgekommene Völker, die in vergebenem Ringen nach dem Herrn ihre besten Kräfte versplittert hatten, an denen sich das Wort der Schrift: und die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, in vollem Maße bewährte. Den Verstand hatten sie wohl ausgebildet; aber die Tiefen des Gemüthes waren verödet und die Fähigkeit zu glauben, recht mit vollem, kindlichem Herzen den Herrn aufzunehmen, die war verschwunden und vernichtet. Daher verdanken wir den byzantinischen Römern die feine Ausbildung des christlichen Dogma's, die juristische Durchbildung der Kirchenlehren; daher bestand das byzantinische Reich so lange, bis das Abendland, bis Deutschland so weit gekräftigt war, daß es die Schätze der alten Bildung gebrauchen und verarbeiten konnte. Aber ein jungfräuliches Volk mußte die neuen Heilslehren in sich aufnehmen, um sie zur schönsten Blüthe zu entfalten; ein Volk, welches mit tiefem Jünglingsgemüth aus Steppen und Wäldern hervordrang und noch jene Waldesfrische in sich bewahrte, jenes Naturgefühl, jenes mystische Element, was der einzelne Mensch, was ein ganzes Volk, das auf altem Culturboden wohnt, so leicht verliert. Und das von Gott dazu bestimmte Volk war das Deutsche. Es erfrischte die alten Völker, es drang wie das Herzblut in alle Theile Europas, nachdem es seine Heimath im Herzen dieses Erdtheils selbst gefunden hatte.

Somit sind wir Deutschen wirklich die Träger des Christenthums und christlicher Bildung, und je mehr deutsches Blut in den Adern eines Volkes rinnt, desto tiefer, desto inniger faßt es das Christenthum auf; je mehr ein Volk römische Elemente in sich trägt, desto äußerlicher, desto flacher ist seine Gottesanschauung, desto mehr nähert sie sich heidnischer Götterverehrung.

Um diese hohe Berufung, diese gewaltige Bestimmung unseres Volkes und die allmählige Erfüllung derselben bis auf unsere Tage darzustellen und nachzuwei-

sen, dazu sollen diese funfzehn Tafeln dienen. Damit wir aber auch verstehen, warum unser Volk grade vor Allen berufen und auserwählt war, jene Aufgabe zu übernehmen, hat der Künstler auf den drei ersten der funfzehn Tafeln das germanische Heidenthum und seine allmählige Bekehrung zum Christenthum dargestellt.

Auf der ersten und zweiten Tafel finden wir unser Volk noch ganz dem Heidenthume hingegeben. Beide Tafeln zerfallen in drei Abtheilungen, von denen die beiden untersten der ersten Tafel das Leben unseres Volkes nach innen hin in seiner vollen Ausdehnung darstellen, während die beiden entsprechenden Felder der zweiten Tafel die feindliche Berührung unseres Volkes und der Römer zum Vorwurf haben. Ueber diese Thätigkeit wacht noch das alte Göttergewimmel, welches wir in dem obersten, dem dritten Felde einer jeden der beiden Tafeln, jedoch in verschiedenen Entwickelungsmomenten, finden.

I.

Auf der ersten Tafel erscheint der Götterhimmel in seinem vollen Glanze, es wölbt sich über ihm der Regenbogen Bifrost, es überschattet ihn die wunderbare Esche Yggdrasil, an deren Fuß die Nornen sitzen, die Schicksalsmächte, um anzuzeigen, daß über dem Göttergewimmel ein unnennbares Etwas schwebe, was der Norden zwar ahnt; aber nicht zu enträthseln vermag. Denn, wie die Ueberschrift der Tafel lautet, so bedeckt ja noch Finsterniß das Erdreich und Dunkel die Völker. Die specielle Entwickelung dieses Götterreiches wird nun zeigen, wie auch die Heiden ein Gesetz haben, und wie viel Hohes und Schönes darin sich finde, und wie namentlich die deutsche oder vielmehr die nordische Götterlehre voll tiefsinniger Gedanken und innigen Glaubens ist. Um sie noch schärfer zu charakterisiren, um den Streit, der in sie gepflanzt ist und ihren Untergang hervorruft, um den anzudeuten, ist sie eingeschlossen von der einen Seite von dem Reiche des Nordens, von der Welt der Berge und des Eises, mit deren Vertretern die Lichtgötter so viel Streit und Kampf geführt, denen sie die Erde abgerungen haben. Von der andern Seite sehen wir das Reich des Südens, das Gefilde des Feuers, von welchem her der Untergang über den Götterhimmel hereinbricht. Es ahnte der Norden wohl, daß von Süden her seinem Götterhimmel der Untergang drohe. Damit wir aber über der Tiefe und Schönheit unserer nordischen Mythologie auch nicht die Resultate vergessen mögen, welche die Völker des Alterthums erworben haben, sehen wir oben in dem kleinen Eckfelde rechts einen griechischen Tempel und den thronenden, blitzschleudernden Zeus und neben beiden ein ägyptisches Heiligthum mit dem davor ruhenden, wundersamen Sphinxgebilde. Wenn uns in diesen Bildern die Tiefe des Heidenthums staunen macht; wenn wir uns erfreuen an den

herrlichen Gedanken, die es erzeugt hat, so tritt uns in dem kleinen Eckfelde, was oben linker Hand angebracht ist, so tritt uns da die warnende und erschreckende Lehre entgegen, daß muthwilliger Abfall von dem erkannten und geoffenbarten Gott zur tiefsten Erniedrigung und zum flachsten Gemüthsleben führe. Das sehen wir dort an der Anbetung des goldenen Kalbes; doch es ist auch in der größten Noth die Errettung nahe. Moses kniet auf dem Sinai und empfängt die Gesetzestafeln, deren Inhalt, die zehn Gebote, in der oberen Randverzierung gegeben ist.

Unter diesem Götterhimmel, beschützt von ihm und an ihn geknüpft mit allen Banden des Gemüths lebt nun das Volk in seiner Frische und Urkraft; zwar nicht rein von Rohheit und Uebermuth und nicht unbefleckt von den Gräueln des Heidenthums; doch aber einen Kern in sich tragend, der es zu Hohem befähigte. Und diesen Kern erkannten auch die Männer im römischen Reiche, die wenigen, denen die Cultur die Tiefe des Gemüthes nicht zerstört hatte. Zu seiner Anerkennung schrieb ja Tacitus die Germania.

Wenn die Entwickelung des Menschengeschlechtes in drei großen, concentrischen Kreisen vor sich geht; im Staate, in der Kirche und in der Familie, so wird man doch immer zugestehen müssen, daß Alles, Alles, die rechte Blüthe der Kirche und des Staates hervorgeht aus dem gesunden Familienleben. Die Form des Staates kann faul werden, die Form der Kirche absterben, so lange die Familie in ihren Grundvesten unerschüttert dasteht, so lange ruhen im Volke noch Kräfte, die nur auf eine Belebung durch das Wort Gottes warten.

Die Form des Staates war bei den Germanen nicht ausgebildet, das kirchliche Leben verlief meistens in der Familie; diese aber war es vorzüglich, die den Einzelnen fesselte, ihm tausend sittliche Bande anlegte und Staat und Kirche im Wesentlichen ersetzte. Die Reinheit aller Familienverhältnisse war es denn auch, die den Römern volle Anerkennung abgewann und sie ahnen und fühlen ließ, daß ihre Zeit gewesen; die Zukunft aber den Germanen vorbehalten sei. Darum betrachten wir zuerst das Familienleben unserer Altvordern.

Im ersten Felde wird uns die Geburt des Kindes und die Ceremonie nach der Geburt dargestellt; daneben, aber noch auf demselben Felde, sehen wir den Mann in seiner Vollkraft, und in seinen Beschäftigungen, wenn er nicht in Krieg und Fehde sich tummelte, sondern entweder mit der Jagdbeute den Haushalt versorgte, oder zu Kampf und Streit sich übte. Im zweiten rechts danebenstehenden Felde sehen wir das Innere des Hauses, wir sehen den Mann fern von aller häuslichen Beschäftigung, die ihn, den Freien, nur verunehren würde auf der Bärenhaut liegend der Ruhe pflegen, oder Waffen putzen und Geschoß zurichten. Die Frau aber, und darin steht sie höher, wie die Frauen des Alterthums, sie verwaltet

Hab' und Gut und regiert das Haus; ihr gehorchen und dienen Kinder und Schalke. Es ehrt und achtet der Germane die Frauen; er weiß, daß in ihnen so Manches ruhet, was er wohl ahnen, aber nicht klar erfassen kann. Die jungfräuliche Unschuld der noch nicht gepflückten Rose hat für ihn etwas Bezauberndes, birgt für ihn eine überirdische Kraft in sich; deshalb rüstet er die Schildjungfrauen seines Gottes Odin mit wunderbarer Stärke so lange aus, bis sie den Umarmungen des Mannes erliegend den andern Weibern gleich werden; deshalb hat auch nur eine Jungfrau prophetische Gaben, denn:

„was der Verstand der Verständigen nicht sieht,"
„das ahnet in Unschuld ein kindlich Gemüth."

Darum holt in bedrängter Zeit (Bild VIII) das Volk sich Rath bei der Seherin Veleda.

Hatten wir im zweiten Bilde dem Leben und Treiben im Hause zugeschaut, so führt uns das fünfte Bild auf das Feld und in den Jubel der Ernte. Auch da bekundet so manche schöne Ceremonie, wie tief unser Volk alle Vorkommnisse erfaßte und die Nähe der Gottheit auch im Kleinsten ahnte. Das Walten der Frau ist auf einen engen Kreis beschränkt, und so innig und schön auch ein Familienleben immer sein mag, nach außen hin tritt es nur in seinen Wirkungen ans Licht, es selbst birgt sich so gern im heimlichen Dunkel der trauten Wohnung. So darf es uns denn nicht wundern, daß das politische und religiöse Leben des Volkes von jetzt an unsere Aufmerksamkeit fesselt. Es tritt uns (Bild VI) der herangewachsene Jüngling entgegen; stark, groß und kräftig ist er geworden, darum überreicht man ihm in der Gemeinde Speer und Schild und macht ihn dadurch wehrhaft. Und der wehrhafte Mann erkennt sehr wohl das, was König Bele seinem Sohne Helge sterbend als letzte Ermahnung mitgab:

„Ein Mann, dem Freunde fehlen, wie stark er sei,"
„Stirbt wie ein Baum der Wüste, von Rinde frei."

und schließt deshalb an heiliger Stätte Blutbrüderschaft (Bild XII). War er ein Held geworden und seines Volkes Schutz und Hort, so wählte es ihn wohl (Bild XI) zum Herzog und Führer und hob ihn zum Zeichen der Anerkennung auf einem Schilde hoch über die wogende Menge. Doch wählten die Deutschen fast immer nur aus der Familie der Fürsten. Ebenso richtig und bezeichnend für den freien Mann, wie seine Thätigkeit im Kriege, war es die im Gerichte (Bild IX), wenn er unter der uralten Eiche auf den alten Steinen als „weiser Mann" das Recht finden sollte. Der gemeinsame Gottesdienst des Volkes, der es als eine Gesammtheit bezeichnet, wird uns im Bilde III und IV dargestellt; dort sehen wir die Opferfeierlichkeiten im Mittelbilde, wie das Volk die durch das Gold in die Welt

gekommene Untreue fahnen will. Als Resultat des ganzen Lebens und Strebens ging dann für den einzelnen das hervor, daß er mit allen Fäden seines Herzens an das Vaterland, das theure, geknüpft war, und daß ihm nicht das Leben als der Güter höchstes erschien, sondern die Erhaltung der alten Sitte und der alten angestammten Unabhängigkeit. Das gab dem Armin den Muth zum Kampfe gegen Varus (Bild X), das gab dem Deutschen die Freudigkeit zum Tode. Und wenn er als Held auf dem Bette der Ehre gestorben, dann nahm ihn Odin als Einheriar in die Walhalla und um seine irdische Hülle klagten und trauerten die Freunde (Bild VII).

II.

Die erste Tafel hatte uns die Germanen im Inneren ihres Landes gezeigt; wir hatten sie durch Haus und Hof und ihre Gefilde begleitet, wir hatten sie beim Kampfspiel und beim Opfer, beim Mahle und in der Gerichtssitzung getroffen; auf der zweiten Tafel finden wir das so gebildete und so erstarkte Volk im Kampfe mit der weltbeherrschenden Roma bald siegend, bald besiegt. So lange Roma noch Kraft in sich fühlte, so lange hielt sie die Barbaren von ihren Grenzen ab; ja griff sie sogar in ihrem eigenen Lande an. Und diese Reihe von Kämpfen stellt uns dieses Blatt dar, daher beginnt es mit dem Einfall der Cimbern und Teutonen und endet mit dem Tode des Marc Aurel, mit dem Augenblicke, in dem der Andrang unwiderstehlich wird (Bild XV oben links).

Auch auf dieser Tafel sind die zwei untern Felder diesen Darstellungen eingeräumt. Die drei ersten Bilder behandeln den Zug der Cimbern und Teutonen. Seit jener ersten allgemeinen, großen Völkerwanderung der Celten, von der wir nur spärliche Kunde haben, waren über 100 Jahre dahingeflossen, als sich höchst wahrscheinlich aus Jütland her, aus der Chersonnesus Cimbrica, aus des Nordens nebelbedeckten Gefilden die Cimbern und mit ihnen die Teutonen nach Süden hin bewegten. Was sie trieb, wer kann es sagen, was ihnen in Deutschland begegnet ist, wer weiß es. Sie stoßen (Bild I) in den steierschen Alpen auf die Römer unter Papirius Carbo, der ihnen den Weg in das alte Culturland des Po, welches früher schon Etruscer und Celten angelockt und später so oft die Germanen in seine üppigen Getreide- und Weinpflanzungen heruntergezogen hat, mit Kraft zwar, aber unglücklich zu verlegen versuchte. Nach Italien zwar kamen sie nach diesen und andern Siegen, so wunderbar das uns auch erscheinen mag, nicht hinein, es schreckte sie wohl die Schwierigkeit des Ueberganges über die hohen Alpen. So strömten sie denn am Alpenabhange über die davorgelagerten Hochebenen durch die Schweiz nach Frankreich hinein, stets einen Weg zum Uebergange

suchend. Dort schlugen sie 105 den Legaten Aurelius Scaurus und nahmen ihn selbst gefangen. Was war nun natürlicher, als daß sie von dem Römer, der ja über die Alpen gezogen war, daß sie von dem den besten Alpenübergang erfahren wollten. Im Kriegsrath (Bild II) fragten sie ihn nach dem Wege; er aber warnte sie vor dem Zuge nach Italien, und erlitt für diese Warnung von einem ihrer Anführer Bojorix den Tod.

Nach langem Umherziehen, nachdem sie in Spanien gewesen und nirgend eine Heimath und eine Ruhestätte hatten finden können, da endlich beschließen sie getheilt in Italien einzudringen. Die eine Schaar, die Teutonen unter ihrem König Teutobach, wollen von Westen her Italien angreifen und werden vom Marius bei Ai 102 besiegt. Sie sahen Italiens Fruchtgefilde nicht. Die andere Schaar, die Cimbern unter Bojorix, überstiegen die Alpen und standen schon da, wo der steile Südabfall der Alpen bei Wälsch Bern in die Ebene sich herabneigt, als Marius sie 101 besiegte (Bild III) und somit Rom von der Barbarei rettete. Gewaltig war der Schrecken, der Rom ergriffen hatte, als diese Schaaren herannahten, denn nicht nur Männer kämpften, auch die Frauen beseelte Heldenmuth und gerade diesen Moment, wie sie nach der Schlacht den Tod der Gefangenschaft vorzogen, hat der Künstler uns hier vor Augen geführt.

Und wieder hat Rom eine Zeit lang Ruhe. Rom's starker Held, Julius Cäsar, ist nach Gallien gekommen, um Ruhm und Ehre, Geld und ein kriegstüchtiges Heer sich zu erwerben. Dort trifft er einen Sueven-Häuptling, einen Adaling, der Galliens innere Zwistigkeiten benutzend mit seinem „gasindji" eine Königsherrschaft gegründet hatte. Sie beide, den Cäsar und den Ariovist, konnte Gallien nicht fassen, da beide gleiche Zwecke hatten; daher der Kampf. Am Ufer des Doubs, bei Besançon, besiegte im Jahre 58 v. Chr. Cäsar den Ariovist und trieb den Geschlagenen längs der Kalksteinketten des Jura bis dahin, wo bei Basel der Rhein sie durchsetzt. Dort sprengte er den Besiegten in den Rhein (Bild IV), der in den Händen des Siegers Frauen seiner Familie lassen mußte.

Als Rom nach langen innern Kämpfen endlich wieder ein einiges Reich unter einem Haupte geworden, da war es natürlich, daß der Herrscher der Welt die drohenden Feinde an seinen Grenzen im eigenen Lande heimsuchte und das Werk, was sein Ahn begonnen, mit neuer, concentrirter Kraft fortsetzen wollte. Und es schien anfangs, als wolle das zu einem glücklichen Ende führen. Vom Jahre 12—9 v. Chr. stritt des Augusts Stiefsohn Drusus glücklich in Deutschland und zog vom Niederrhein bis an die Elbe. Um die Fahrt auf dem stürmischen Canal zu vermeiden, ließ er (Bild V) einen Graben vom Rhein aus in die Yssel

ziehen, damit er so durch den Flevus ins deutsche Meer gelange. Bis an die Elbe kam er; da warnte ihn an den Ufern des deutschen Flusses die Seherin (Bild VI) und siehe, ihr Spruch wurde wahr, denn kurze Zeit darauf erfüllte sich sein Geschick. Später hat Tiberius seines jüngern Bruders Werk fortgesetzt und vielfach mit den Deutschen gekämpft. Der Haupttummelplatz des Streites war das Land um die Lippe bis an die Weser hin, welches die Römer eine Zeit lang so unterworfen hatten, daß römisches Gericht und römisches Recht dort galt. Da erschien vor dem Tribunal des Statthalters (Bild VII) Sentius Saturninus der freie Germane mit gebundenen Händen, es drohten ihm die Ruthen und das Beil des Lictors und die Spitzfindigkeiten des römischen Rechtes. Welche Saat des Hasses mußte da aufgehen! Sie ging auf und trug Früchte in der schon auf der ersten Tafel dargestellten Hermannsschlacht. Zwei bedeutende Männer lebten damals in Deutschland, beide von verschiedenen Grundsätzen belebt, nach verschiedenen Richtungen strebend, Armin und Marbod. Um diesen Marcomannenfürsten zum Kampfe gegen Rom aufzuregen, übersandte ihm Armin das Haupt des Varus. Und nach dem Siege des Armin sah man in Rom schon die Germanen. Welche Angst ergriff die Römer, wie zitterte selbst August (siehe oben links Bild XIII). Noch läßt der Künstler (Bild VIII) eine kleine Episode aus des Tiberius Feldzügen uns schauen; sein Winterlager, was er in Aliso kurz vor der Hermannsschlacht hielt. Das Mittelbild des untersten Feldes (X) stellt uns den Kampf dar, in welchem des Drusus großer Sohn Germanicus im Jahre 15 nach Chr. von dem Armin besiegt wurde und das folgende Bild (XI) dagegen das erneute Bündniß des Germanicus mit dem Segestes, dem neidischen Oheim des Arminius. Das letzte Bild, das von den Thaten des Germanicus handelt, ist das XII^te^.

Im ersten Bilde dieser Tafel sahen wir die Cimbern und Teutonen nach Italien drängen, 200 Jahre später, 168 n. Chr., erscheint ein anderes deutsches Volk zum ersten Male wieder auf Italiens Boden; es sind die Marcomannen, die Aquileja belagern (Bild XIII).

Noch sind die beiden kleinen Bilder im obern Eckfelde rechts übrig, von denen das eine (Bild XVI) die kühne Fahrt der Batavер uns darstellt und Bild XVII die Entstehung der deutschen Völkervereine uns veranschaulicht. Wenn auch Rom dem Andrange der Germanen unterlag, so siegte es als Besiegter doch über seine Dränger. Es ging in diesen Kämpfen Germaniens der alte Götterglaube vor der neuen Weisheit aus Süden her seinem Untergange entgegen. Und diesen Untergang stellt das oberste Feld der Tafel im Ragnarök oder der Götterdämmerung dar. Aber es geht das Alte nicht ohne Auferstehung unter, denn es erblüht aus

dem Weltbrande ein neuer Himmel und eine neue Erde. Darum heißt die Ueberschrift unserer Tafel: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt.“ Auf der ersten Tafel findet sich einfache Holzarchitektur, auf der zweiten dieselbe und neben ihr römische Bauwerke.

III.

Untergegangen war das Heidenthum, gestürzt die alte Götterwelt; doch nicht war fortan Oede und nicht herrschte Finsterniß; nicht war der Glaube an höhere Mächte geschwunden, denn es war ja das deutsche Heidenthum nicht durch der Menschen Kraft und Verstand allein geschwunden, sondern es war vor dem Wehen des neuen Geistes, vor dem Worte des Herrn in den Staub gesunken. Ein neuer Himmel wölbte sich über Deutschland und aus diesem neuen Himmelsgewölbe herunter strömte das neue Licht und formte die Stämme unseres Volkes um. Und diese Umformung stellt nun diese Tafel dar.

Hatte der Künstler auf den obern Feldern der beiden ersten Tafeln die Blüthe und den Verfall der heidnischen Götterwelt dargestellt, so umfaßt das oberste Feld dieser dritten Tafel die Hauptmomente des Glaubensbekenntnisses. In der Mitte des Feldes befindet sich Gott Vater, über ihm schwebt der heilige Geist und unter ihm Christus. Der Herr hat die Schöpfung vollendet, denn es ist der siebente Tag; er schaut Alles an, was er gemacht hat, und siehe da — es ist gut. Darum überall Freude. Unterhalb der Chöre der Engel befinden sich Adam und Eva im Paradiese und zwar noch vor dem Sündenfalle.

Wie aber der Herr das geschaffen hat, das sagt uns die Ueberschrift der Tafel, die aus dem Evangelium des Johannes entnommen ist: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, &c.“

Doch es blieb nicht der Mensch im Paradiese, er verlor es durch eigene Schuld. Damit er aber nicht auf ewig verdammt sei, sandte Gott seinen eingebornen Sohn; aber, wie die zweite Ueberschrift sagt, kam er zwar in sein Eigenthum; doch die Seinen nahmen ihn nicht auf, sondern sie kreuzigten ihn. Die Kreuzigung Christi nimmt den linken Eckraum des obern Bildes ein.

„Wie viele ihn aber aufnahmen, heißt es weiter, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.“ Ueber sie goß er am Pfingstfeste den heiligen Geist aus.

Und wie es dem Herrn unter den Juden ergangen war, so erging es ihm auch unter den Deutschen; auch von ihnen kreuzigten ihn viele; viele aber nahmen ihn auf und diesen gab er dann auch Macht seine Kinder zu werden.

Ehe wir aber das betrachten, wie allmählich des Herrn Wort in Deutschland

groß würde, müssen wir kurz die Hauptepochen der Völkerwanderung berühren, um daraus die Verhältnisse Deutschlands in jener Zeit kennen zu lernen.

Es begann die sogenannte Völkerwanderung mit dem Erscheinen der Hunnen in Europa. Aus dem großen Hochlande der Mitte von Asien stürzte sich nach Westen hin ein Reitervolk mongolischen Stammes. Wodurch es getrieben wurde, das kann man nur ahnen, davon haben wir nur dunkle Kunde. Große Umwälzungen im Osten Asiens haben wohl den Impuls zu dieser Wanderung gegeben. Es zog das wandernde Volk, die Hunnen, auf der natürlichen Völkerstraße längs des schwarzen Meeres durch die um den Fluß Ural liegenden Salzsteppen. Da wo der Obtschei Sirt in die südliche Erhebung Rußlands und den auf ihr ruhenden Steppenboden übergeht, da stießen sie auf ein Deutsches Volk, auf die Gothen. Es dehnte sich das Volk weit nach Westen hin aus und der Dniepr schied die beiden Stämme: die Ost- und Westgothen. Ueber die Ostgothen herrschte der hundertjährige, durch die Sage so sehr gefeierte König Ermanreiks (Hermanrich). Als er von den Hunnen, die wie die Dämonen der Unterwelt auf windschnellen Rossen einherstürmten, als er von ihnen besiegt wurde, da stürzte sich der greise Mann in sein eigenes Schwert (Bild I). So zwar brach das Unglück vornämlich über die Ostgothen herein, die dem Sieger auf seinen fernern Zügen folgen mußten; aber von anderer Seite kam das Heil in das Volk. Bischof Ulfilas, der Westgothe, übersetzte seinen Landsleuten die Bibel und er und seine Genossen bekehrten das Volk (Bild VIII).

Die Gothen waren das erste Deutsche Volk, das des Herrn Wort aufnahm und doch sind sie nicht der Sauerteig geworden, der die erschlaffte Welt erfrischt hat, denn zwar kam der Herr zu ihnen und sie nahmen ihn auf; aber nicht in all seiner Herrlichkeit. Sie erkannten als Arianer die Gottheit Christi nicht an. Darum haben sie Ruhm erlangt und Länder und Städte erobert, ja selbst die weltbeherrschende Roma fiel in ihre Hand (Bild II); aber vorübergehend war der Ruhm; ein anderes Volk erst hat das erreicht und dauernd hergerichtet, was sie zu schaffen versuchten: die Vereinigung römischer und deutscher Bildung. Ebenso vergeblich und ohne Dauer waren die Eroberungen der arianischen Vandalen in Nord-Afrika (Bild III).

Die Gothen waren das erste Volk, das vom Andrange der Hunnen zu leiden hatte; es war aber auch dasjenige, welches ihn brach. Westgothen unter ihrem Könige Theodorich zogen aus Südfrankreich, von ihrer Hauptstadt Toulouse her, vereinigten sich mit dem in Nordfrankreich waltenden römischen Statthalter Aëtius und besiegten in den weiten Ebenen der Marne 751 den Attila, die Geißel Gottes (Bild V).

Seitdem Alarich so reiche Beute aus Rom davon getragen, lockte die Weltstadt, lockte Italien die Deutschen fort und fort. Ihrem Andrange konnten die Römer nicht mehr widerstehen und so endete denn durch Odoaker das weströmische Reich (Bild VI).

Noch zwei Bilder des untersten Feldes bleiben uns übrig; sie enthalten aber auch gerade die Hauptmomente, die uns den Inhalt des darüber stehenden Feldes erklären.

Bei dem Andrange der Rom und Italien bedrohenden deutschen Schaaren hatte Stilicho, der Minister des Kaisers Honorius, aus Britannien die römischen Legionen fortgerufen. Unter römischem Scepter, unter dem Einflusse römischer Bildung war die alte Kraft der Süd-Celten gebrochen, sie konnten ihre von den schottischen Hochlanden herabsteigenden Brüder nicht bewältigen und riefen die Angelsachsen zur Hülfe herbei (Bild IV). Von den Römern hatten die Celten das Christenthum empfangen und bewahrten auch unter dem Drucke der heidnischen Angelsachsen dieses Geschenk! Ja! sie theilten es auch noch weiter mit. Von Britannien her kam ein doppelter Strom von Missionairen, der eine celtischen Stammes, der andere, spätere aus dem ums Jahr 600 bekehrten Volk der Angelsachsen. Die Thätigkeit dieser Männer stellen uns die Bilder des zweiten Feldes dar. Aber es wurde ihnen der Weg zu ihrer Thätigkeit erst dadurch geebnet, daß die Franken, das Volk, welches die Verbindung und wahre Vermittelung zwischen Rom und Germanien in sich dargestellt hat, durch Chlodowigs Bekehrung (Bild VII) das Christenthum annahmen. So sehen wir (Bild X) den irischen Missionair Kilian in Franken den Märtyrertod erleiden. Ihn allein hat der Künstler als Repräsentanten der celtischen Missionaire uns vorgeführt. Die andern Bilder sind der Thätigkeit deutscher Bekehrer gewidmet. Emmeran, der Bekehrer Baierns, erleidet (Bild IX) zwar den Märtyrertod; aber andere und zwar angelsächsische Missionaire sind glücklicher in ihrem Werke; so Willibrod (Bild XII) und Lioba (Bild XIII) und vor Allem Bonifacius (Bild XI). Er läßt die Donnereiche umhauen und tritt mit Kraft den Aeußerungen des Heidenthums entgegen. Wie am Bodensee als Mittelpunkt christlich deutscher Bildung die von celtischen Missionairen gestiftete Abtei St. Gallen lange Zeit geblüht und segensreich gewirkt hat, so auf dem Buchfelde an der Fulda die von Bonifacius, also von dem deutschen Missionair angelegte Abtei Fuldaha. Ihr erster, sehr berühmter Abt war ein Schüler des Bonifacius und wirkte mit der Kraft und im Sinne seines Meisters (Bild XIII).

Da des Bonifacius Wirksamkeit für Deutschland so sehr bedeutend und er ohne Zweifel der größte der Bekehrer in unserer Heimath war, so erklärt es sich von selbst, warum der Künstler die Ankunft der Angelsachsen in Britannien und

die Thätigkeit des Bonifacius in Hessen in den beiden großen Mittelbildern der untern Felder dargestellt hat.

IV.

Wir hatten vorhin gesagt, daß die Franken dazu bestimmt gewesen wären, die römische Bildung mit dem deutschen Wesen zu vermitteln und die Vereinigung beider Elemente in sich darzustellen. Deshalb hatte der Künstler auf der dritten Tafel den Moment hervorgehoben, in welchem Chlodowig, der Frankenfürst, sich zur Annahme des Christenthums verpflichtet. Es war bei der Gelegenheit darauf hingewiesen worden, daß die Franken unmittelbar zur Ausbreitung des Christenthums durch Lehre und Predigt wenig gethan haben, daß sie aber ihren Schutz jenen brittischen Missionairen nicht versagten. Hier, diese Tafel umfaßt nur drei Jahrhunderte der Wirksamkeit der Franken, die Jahre 507—806. Aus den ersten beiden Jahrhunderten enthält sie wenig Momente und das ganz mit Recht. Schon einmal habe ich darauf hingewiesen, daß alle großen Entwickelungen in der Geschichte sich durch Jahrhunderte hindurch gestalten und reich werden; so auch diese Vereinigung deutscher und römischer Elemente. In jenen ersten Jahrhunderten gährt und tost Alles im Frankenreiche; aus der Geschichte jener Gräuelzeiten konnte der Künstler keinen erhebenden Moment uns darstellen; er hat nur auf diese Unglücksepoche hingedeutet, indem er in den kleinen, obern Nebenfeldern einige leuchtende Punkte jener Zeit hervorhebt.

Wenn wir die Franken als das Volk auftreten sahen, welches zu einer welthistorischen Rolle am meisten befähigt war, so haben wir dagegen die Gothen als ein solches Volk erkannt, welches zwar lange Zeit eine glänzende Rolle spielte, doch aber nicht der Sauerteig, nicht das erfrischende Element für die Römer werden sollte. Zu einer Zeit kamen die beiden Völker, die Franken und Gothen, in engste Berührung. Als Chlodowig sein Volk erhob und es von Sieg zu Sieg führte, da kam er mit den Westgothen in Kampf und siegte, weil ihm, dem katholischen Christen, die römischen Unterthanen der Westgothen mit Freuden entgegenjauchzten, da sie, als echte Katholiken, nur ungern, wenn auch unter sanfter Ketzerherrschaft standen. Wie seltsam sind doch des Herrn Wege! Chlodowig war allerdings wohl nur dem Namen nach Christ und gebrauchte die Religion nur als Vorwand für seinen Ehrgeiz und doch wurde er das Werkzeug Gottes. Nachdem er die Westgothen besiegt, schützte sie der große Theodorich, der Ostgothe, der damals in Rom herrschte, vor gänzlicher Vernichtung und diesen Moment stellt der Künstler oben links im Bilde X dar. Daß Chlodowig eine blutige Saat ausgesäet hat, wird im kleinen Bilde XI angedeutet. Es erfüllte sich aber auch an

seinem Geschlechte der Fluch des Herrn. Seine Söhne und Enkel zerfleischten sich in grausigen Kämpfen und fast Alle waren zur Regierung untüchtig. Zweimal nur wurden nach seinem Tode unter einem Herren aus seinem Geschlechte alle Theile des Reiches vereinigt, unter Clothar I. und Clothar II. Das zwölfte Bildchen (oben rechts) stellt uns eine Synode dar, die Clothar II. nach Paris berufen hat. Auf ihr erscheinen als die beiden Hauptpersonen Pipin von Landen und der Bischof Arnulf von Metz. Jener ist ein mächtiger, fränkischer Adaling, mit den Merowingern nahe verwandt, dieser stammt aus der römischen Familie der Tonantii Ferroli und ist ebenso angesehen unter den Franken, wie jener. Beide sind die ersten Adalinge im Ostlande der Franken. Später verschmelzen durch Heirath die beiden Familien zu einer, zu der so berühmten Familie der Carolinger. So vereinte die eine Familie deutsches und römisches Blut, so vereinte sie weltliche und geistliche Macht und das Alles bewirkte, daß sie zunächst das Majordomat in dem Theile des Frankenlandes erhielt, in welchem ihre Güter lagen, nämlich in Austrasien.

Nach längeren Kämpfen, nachdem die Familie einmal von ihrer Höhe fast herabgestürzt zu sein schien, da gelang es endlich dem Pipin von Heristall, das Majordomat des ganzen Frankenlandes zu erwerben. Seitdem nannte er sich auch: princeps et dux Francorum. Als solchen sehen wir ihn auf dem ersten Bilde schalten und walten, während der Merowingische König mit der eiteln, äußern Ehre sich begnügt. Und zu rechter Zeit entriß er dem schwachen Königsgeschlechte die Macht, zu rechter Zeit concentrirte er die Kräfte Frankreich's, denn es sollte ja Frankreich Vorkämpfer für das Christenthum werden. Ueber die Pyrenäen strömten die Araber, es schien, als würde Muhamed's Religion weit und breit über das Christenthum siegen, da schlug Karl Martell die Araber bei Poitiers 732 und trieb sie aus Frankreich (Bild II). Lag es nun aber nicht in der Natur der Dinge, daß diejenigen, die in Wahrheit Könige waren, nach solchen Thaten auch bald den Namen annehmen mußten? Da diese Familie jedoch die christliche Welt vor großer Gefahr bewahrt und sich als Schützerin des Christenthum's stets gezeigt hatte, so that sie jenen letzten Schritt nur in Uebereinstimmung mit dem Papste (Bild III). Beide Mächte bedurften einander; Pipin des Papstes, um seine Erhebung gerechtfertigt erscheinen zu lassen und der Papst der Franken, um Schutz gegen die Longobarden zu haben. Deshalb besuchte der Papst Stephan auch bald Pipin und taufte und salbte bei der Gelegenheit die beiden Söhne Pipin's des Kleinen (Bild IV). Der größte Theil der Tafel wird eingenommen von den Thaten des berühmtesten Sohnes Pipin's des Kleinen. Sahen wir ihn im vierten Bilde als kleinen Knaben vor dem Taufbecken, so erscheint er (Bild V) als Jüngling in dem Momente, in dem er nach dem Tode seines Bruders alleiniger Herr über das Frankenreich wird.

Und wie sein Ahn Karl Martell Vorkämpfer des Christenthums geworden war und es gegen die Muhamedaner schützte, so vereinte er das Frankenreich und wandte seine Kraft gegen das Heidenthum. Das stellt der Künstler in dem Mittelbilde mit Recht als die Haupttätigkeit Karl's des Großen dar. So sehen wir (Bild VI) Scenen aus dem Sachsenkriege und im Mittelbilde (Bild VII) die Taufe Wittekind's und Albion's. Mit Gewalt unterwarf er den deutschen Stamm, der römischer Bildung und dem Christenthum am schroffsten entgegenstand und der sie später so sehr in sich aufgenommen und gepflegt hat. Durch die Unterwerfung der Sachsen und Baiern (Bild VIII) vereinigte er Deutschland und machte es ganz und gar christlich. Nicht auf friedlichem Wege verbreitete der Stamm der Franken das Christenthum, sondern mit Feuer und Schwert und darum hat auch die Sage des Mittelalters Karl als einen Haupthelden der Kreuzzüge, als den, der sie begonnen, mit richtigem Instincte hingestellt. Auf der dritten Tafel waren als wahre Verbreiter des Christenthum's, die den Tod für die Wahrheit nicht scheuen, die brittischen Missionäre in ihrer Thätigkeit dargestellt; auf dieser finden wir die Franken nicht nur äußerlich das Christenthum bekennen, sondern Gut und Blut dafür opfern, da ihr Staat nach langen Kämpfen ein christlicher geworden war. Und somit war ja ein großer Theil der welthistorischen Aufgabe der Franken vollendet, da sich in ihnen römische Bildung und germanische Eigenthümlichkeit verband; somit war dem Abendlande durch sie eine wesentlich neue Gestalt gegeben, die es dem Heidenthum, dem Muhamedanismus und dem constantinopolitanischen Christenreiche als ein Anderes gegenüberstellte. Diese Gegenüberstellung fand ihren Ausdruck in der Kaiserkrönung Karl's des Großen (Bild IX). Die Folge davon zeigt uns oben rechts das kleine Eckbildchen, auf welchem dargestellt wird, wie die Völker dem Kaiser den Huldigungseid leisten.

V.

Kaiser Karl der Große hatte alle Völker des Abendlandes zu einer Einheit verbunden, um sie gegen die das Christenthum bedrohenden Elemente zu erstarken; er hatte ihnen zu diesem Zwecke eine gemeinsame Verfassung gegeben, und sie in einen Rahmen gezwängt, den sie zwar bald zerbrachen; der sie aber doch lange genug gefesselt hat, als daß nicht Spuren dieser Gemeinsamkeit für viele Jahrhunderte zurückgeblieben wären.

Gleich nach seinem Tode beginnt ein Kampf der erstarkenden Nationalität gegen die Einheitsidee. Nie ist wieder die abendländische Christenheit zu einer solchen äußeren Einigung gelangt, wie unter Karl d. Gr. Aber zu einer Einigung hat sie trotz des äußern Auseinanderfallens stets gestrebt und zwar zu einer immer

innigeren und geistigeren und von Zeit zu Zeit treten in der Geschichte Momente hervor, in denen der Widerspruch und die Lösung klarer und deutlicher, als gewöhnlich heraustritt und das sind eben die großen und bedeutenden Zeiten. Hier liegt eine Epoche der Geschichte vor uns, in der das Zerfallen der abendländischen Christenheit in die verschiedenen Nationalitäten sichtbar wird; am Ende dieser Epoche aber ist auch schon Alles vorbereitet, um eine neue Einigung derselben ins Werk zu setzen. Als Karl d. Gr. gestorben war, schien keine Gefahr da zu sein, daß sein Reich zerfallen würde, da ihn ja nur ein Sohn überlebte. Aber was war das für ein Mann? Ein Mann ohne alle Großartigkeit der Gedanken; eher zum brütenden einsamen Büßer, als zum Monarchen eines solchen Reiches, als zum Vertreter so großer Gedanken geschaffen. Und daß er kein bedeutender Mann gewesen, zeigt die Politik, die er während seiner Regierungszeit verfolgt hat. Während des ersten Theiles seiner Herrschaft hielt er die Einheitsidee fest; dann aber ließ er sich von diesem Streben abwendig machen durch die Schmeicheleien einer zweiten Frau. Das war sein Unglück. Da er Karl dem Kahlen, dem Sohne seiner zweiten Frau, festen Verträgen zuwider Theile des Reiches zuwenden wollte, erhoben sich gegen ihn seine Söhne und vornämlich Lothar, sein Erstgeborener. Lothar ist kein liebenswürdiger Character und am wenigsten ist sein Benehmen gegen seinen Vater zu billigen, den er, wie das erste Bild zeigt, nach dem Siege in harten Kerker warf; aber Lothar vertrat eine große Idee, um die noch mancher Kampf, so lange es Carolinger gab, in Deutschland und Frankreich gekämpft ist; er wollte sie mit Gewalt durchfechten auch gegen seine Brüder. Doch die Behauptung, daß ihm, dem Erstgeborenen, dem Kaiser, die andern Brüder mit ihren Besitzungen unterthänig sein müßten, die konnte nicht mehr durchgeführt werden. Daß die andern Brüder ihn in der Schlacht bei Fontenay (Bild II) besiegten, das war nun nicht ein zufälliger Glücksfall, sondern beruhte tief in der Natur der Dinge. Die Hauptvölker des großen Reichs hatten sich so eigenthümlich in sich entwickelt; standen jedes dem andern so mächtig gegenüber, daß eines Mannes Herrschaft nur ein Volk befriedigen, die anderen stets verletzen mußte; daß aber auch kein Volk hoffen durfte, das andere sich zu unterwerfen. Und nun hatte sich an Deutschland von Jugend auf Ludwig der Deutsche gewöhnt und die Deutschen an ihn, ebenso Gallien an Karl den Kahlen und Italien an Lothar, denn die Brüder hatten ja schon bei des Vaters Lebzeiten diese Lande verwaltet. So sahen diese Lande in den Söhnen Ludwigs des Frommen die Repräsentanten ihrer Nationalitäten und sträubten sich gegen jede Unterordnung; jedes Land verlangte neben dem andern Selbstständigkeit. Das war der Grund zur Schlacht bei Fontenay und das rief auch den Vertrag zu Verdun hervor (Bild III).

Somit war Deutschland als ein eigenes Land herausgetreten und somit die Einheit der abendländischen Christenheit zerrissen. Es zeigten sich auch bald die unglücklichen Folgen dieser Zersplitterung. Von allen Seiten drängte das Heidenthum gegen die christliche Welt heran. Von Norden her überfluthete germanisches Heidenthum in den Normannenzügen namentlich Gallien und erfrischte es auch später, als das Verderben des ersten Ueberfalles verwunden war.

Deutschland hat sich der Normannen besser erwehrt, denn es hatte gegen sie an seiner Nordküste urkräftige Stämme, Sachsen und Friesen. Berühmt ist der Sieg des Carolingers Arnulf, des deutschen Königs, den er bei Löwen über die Normannen erfocht (Bild V). Arnulf aber war auch der letzte kräftige Carolinger in Deutschland und als mit seinem schwachen Sohne, Ludwig dem Kinde, 911 das Geschlecht in Deutschland ausstarb, da war die Nationalität der Deutschen so erstarkt, daß sie sich nicht an einen der noch in Frankreich lebenden Sprossen des Hauses wandten, sondern den durch Heirath am nächsten mit Ludwig dem Kinde verbundenen Conrad I. wählten. Man wählte ihn aber erst dann, als der mächtigste der deutschen Herzöge Otto v. Sachsen (das obere Eckbildchen links) die Krone seines Alters wegen ausgeschlagen hatte. Da das Carolingerreich zerfallen war durch das Aufstreben der Nationalität, da dieses Geltendmachen der Besonderheiten im Streben der Zeit lag, so darf es uns nicht wundern, daß auch die einzelnen Stämme der deutschen Nation sich im Innern concentrirten und nach außen hin als Einheiten darstellten. Ihre Concentration repräsentirte der Herzog und der allein band sie an den König. Nun war der mächtigste, eigenthümlichste, selbstständigste Stamm der der Sachsen. Außer ihm wohnen rechts vom Rheine die Franken, deren Herzog Conrad I. gewesen war, die dann später unter Eberhard, dem Bruder Conrads standen (das zweite obere Eckbildchen links), dann die Baiern, die Arnulf beherrschte und die Schwaben, die sich damals erst concentrirten und einen Herzog Burkhard wählten (die oberen Eckbilder rechts.) Da aus der Mitte dieser Herzöge Conrad hervorgegangen war, da er durch die Anerkennung Otto's und seiner Franken die Krone erhalten hatte; sich also eigentlich nur auf zwei Stämme stützte, so war sein Leben von Kampf erfüllt. Er verlangte natürlich Unterordnung der Herzöge unter die Reichseinheit; jene erstrebten die größtmöglichste Selbstständigkeit. Und als nun der ihm befreundete Herzog Otto von Sachsen früh gestorben war und Heinrich, der Sohn Otto's, auch bald in ein feindseliges Verhältniß zu Conrad trat, da hat dieser wohl oft und herbe es gefühlt, daß sein Streben ein verfehltes sei. Darum rieth er auf seinem Todbette (Bild V) seinem Bruder Eberhard, die Kroninsignien und die Anerkennung der Franken dem mächtigsten der deutschen Herzöge, Heinrich v. Sachsen, zu überbrin-

gen. Das geschah (Bild VI). Heinrich hat auch ähnliche Kämpfe zu bestehen gehabt, wie Conrad; er beendete sie aber schneller und glücklicher und einte Deutschland wenigstens so weit, daß er seine Macht gegen die äußeren Feinde gebrauchen konnte. Diese äußeren Feinde aber waren die Ungarn. Auch sie waren durch die Normannen in ihren Sitzen an der Wolga beunruhigt worden und längs des schwarzen Meeres endlich durch den Munkacz-Paß in die Sumpfebenen der Theiß und Donau gekommen, von wo aus sie Deutschland verheerten. Sie hat nun Heinrich I. gebändigt. Als er bei ihrem ersten Einfalle einen ihrer Anführer gefangen genommen hatte, so verschaffte ihm das (Bild VII) einen neunjährigen Waffenstillstand, den er zur Rüstung wohl benutzte. Da die Ungarn ein Reitervolk waren, so mußte man feste Orte haben, in die der Bauer sich selbst und Hab und Gut beim Andrange solcher Feinde flüchten konnte. Städte aber fehlten in Norddeutschland fast ganz. Hier hatten die Römer keine Anlagen gemacht, hier wohnte ein echter, unvermischter, deutscher Stamm, der noch mit Hartnäckigkeit die alte Sitte bewahrte, inmitten der Felder, allein, fern vom Nachbarn zu hausen.

Da fand Heinrich I. Rath. Er baute Burgen und befestigte schon bestehende Städte (Bild IX), er zwang Landleute, in die neuerbauten Orte hineinzuziehen (Bild X) und schuf so einen neuen, freien Stand, der für Deutschlands spätere Entwickelung so überaus wichtig wurde. Er rief aber auch die alte Heerbannsordnung Karls d. Gr. in's Leben; eine Landwehr entstand wieder und er übte besonders die Reiterei (Bild VIII), weil er ihrer gegen die Ungarn bedurfte.

Darum trug er denn auch den Sieg davon und wir sehen ihn (Bild XI) triumphirend nach der Schlacht bei Merseburg zurückkehren.

Das Volk, welches so heftig gegen das Christenthum und gegen die christliche Bildung gestritten, wie ist es für sie gewonnen; darum hat die Ueberschrift der Tafel wohl Recht, welche lautet:

„Es soll durch dich gebauet werden, was so lange wüste gelegen ist."

VI.

So hatte Heinrich I. das Reich geordnet und befestigt und darum konnte sein Sohn Otto I., der Große, so Gewaltiges wirken, die Idee der Einheit aller christlichen Staaten von Neuem erfassend, Kaiser werden und als der Erste an die deutsche Nation dauernd die Kaiserwürde knüpfen. Es stellt uns diese Tafel vornämlich Otto's I. Wirken dar und nur obenhin wird der Thätigkeit seiner Nachfolger aus sächsischem Stamme gedacht. Dann umfaßt dieses Blatt noch die Regierung Conrad's II. Wie Heinrich I. seinem großen Sohne vorgearbeitet hat und wie in seiner Regierungszeit alle Entwickelungskeime ausgesäet sind, die Otto I. zu so herrlicher

Blüthe brachte, so legt Conrad II. den Grund zu alle dem, was Heinrich III. zur Vollendung geführt hat.

Das deutsche Reich war zwar ein Wahlreich; aber die Deutschen hatten die Sitte aus der Familie des Kaisers zu wählen und zwar, wenn irgend möglich, einen seiner Söhne. Darum hatte Heinrich I. schon vor seinem Tode es veranlaßt, daß die Fürsten sich einigten, den zweiten, tüchtigsten Sohn, Otto, zu wählen. Der Aelteste stammte aus ungültiger Ehe und war deshalb nicht zur Thronfolge berechtigt. So fest und tief war die Kirche doch schon hier gewurzelt, daß es gar keinen Anstoß mehr erregte, wenn ein Bastard eben deshalb, weil er einer war, von der Herrschaft ausgeschlossen wurde. Und wie nun Heinrich I. gestorben war, da wurde Otto allgemein als deutscher König anerkannt (Bild I). Sogleich zeigte er auch, daß er es in vollem Sinne des Wortes sein wolle. Sein Vater war doch nur immer vorwiegend Herzog von Sachsen und dann auch deutscher König gewesen; er aber übergab das Herzogthum sofort einem Verwandten, einem Billung, und unterwarf sich die einzelnen Herzogthümer dadurch, daß er sie meistens an sein Haus brachte. Somit wurde er wirklich und wahrhaftig ein König in Deutschland. Natürlich errang er das nicht ohne Kampf. So fest aber war schon die Reichseinheit in Deutschland, daß die Fürsten nicht anders ihm entgegenzutreten wagten, als wenn sie in seinem eigenen Hause Unterstützung fanden. Er hatte nämlich einen jüngern Bruder Heinrich, den die Mutter, die fromme Mathilde, über Alles liebte. Dieser hat sich oft gegen ihn erhoben, oft hat ihm Otto I. verziehen (Bild II) und ihn zuletzt durch große Wohlthaten ganz für sich gewonnen. Und wie das geschehen war, da konnte er sein Auge nach außen hin wenden und daran denken, die Tiefebene des Po, in der ja schon seit vielen Jahrhunderten Deutsche sich angesiedelt hatten, wieder zu Deutschland zu erobern und dann als Vorkämpfer des Christenthums gegen Slaven und Ungarn, im Besitz der größten Macht des Abendlandes, wieder alle Völker des Occidents unter sein Scepter zu vereinen.

Es bahnte ihm den Weg zum Besitz von Oberitalien das burgundische Haus. Burgund und Schwaben grenzten in der jetzigen Schweiz aneinander und diese Verbindung hat auch später die Vereinigung Burgunds mit dem deutschen Reiche herbeigeführt. Somit stand Burgund mit Deutschland in Berührung. Deshalb rief das in Italien um die Krone ringende burgundische Königshaus Otto I. zur Hülfe; er kam und vermählte sich mit der Adelheid, dem letzten Sproß dieses Hauses (Bild III). Es kostete ihn aber diese neue Heirath die Liebe seines ältesten Sohnes Ludolf. Durch ihn verleitet verschworen sich in Deutschland auch andere Fürsten gegen Otto I. und in diesen Kämpfen wurden die Magyaren von des

Kaisers Feinden zu Hülfe gerufen. Er aber, der gewaltige Herr, unterwarf erst die inneren Feinde und zwar so, daß ihm, als er gegen die Ungarn zog, die Macht des ganzen Reiches folgte. Die Ungarn hatten in Deutschland nur plündern können, so lange innere Feindschaft das Reich verzehrte; sobald die Deutschen einig waren, wurden die Magyaren, wie bekannt, auf dem Lechfelde bei Augsburg geschlagen (Bild IX). Alle diese Stürme hatten Otto I. von Italien zurückgehalten; so wie sie aber glücklich überwunden waren, da zog er hin, um die Verhältnisse Italiens zu ordnen. In Norditalien war die alte Opposition nie ganz unterdrückt worden, gegen sie hatte vor Otto's Ankunft Ludolf gekämpft; war aber in diesen resultatlosen Kriegen unterlegen (siehe den Grabstein unter dem V. Bilde). In Mittelitalien, in Rom, war eine schreckliche Verwirrung; das Papstthum war gedemüthigt. Noch war es nicht so stark, daß es ohne weltlichen Schirm auf seine eigenen Kräfte sich stützend hoch und herrlich dastehen konnte. Da seit dem Verfall der Herrschaft Karl's des Großen kein Kaiser es beschirmte, so war es abhängig geworden und hinuntergezogen in den schmutzigen Streit der Adelsfactionen Rom's.

So befand sich damals, als Otto I. zum zweitenmal nach Italien kam, im Besitze des päpstlichen Stuhles Johann XII., der durch solchen Einfluß erhoben war. Anfangs unterwarf er sich dem Kaiser; bald aber nach echt italienischer Sitte, müde der Herrschaft der Tedeschi, trat er mit Otto's Feinden in Verbindung (Bild V). Da benutzte Otto I. diese Gelegenheit; auf einem Concil klagte er den Papst mancherlei Sünden wegen an und ließ ihn entsetzen. Wie einst Karl der Große als Schiedsrichter in Rom gewaltet und wie auf seine Macht sich die Päpste viel lieber gestützt hatten, als daß sie von den kleinen römischen Baronen abhingen, so auch geschah es jetzt. Der Kaiser verschaffte der päpstlichen Würde wieder Achtung, und der durch ihn erhobene, aber ihm auch gehorsame Papst verlieh ihm die Kaiserkrone (Bild VI). So ist denn der Herzog des Stammes, der einst römischer Bildung am feindlichsten gegenüberstand, nicht nur deutscher König, sondern sogar römischer Kaiser geworden.

Was Otto I. begonnen, das hat zwar keiner seiner Nachfolger planmäßig umzustürzen versucht; ja sie haben alle seine Bestrebungen festgehalten und zu fördern sich bemüht; aber Keinem ist es gelungen, wie ihm. Darum hat der Künstler ihre Thätigkeit nur in den Eckfeldern angedeutet. Otto's I. Sohn hat gegen die französischen Carolinger kämpfen müssen, die immer noch die Einheit der Reiche Karl's des Großen wieder herzustellen sich bemühten; er hat den König Lothar besiegt und bis Paris zurückgedrängt (Bild VI). Diese Kämpfe sind dadurch wichtig, daß in ihnen schon das Haus Capet hervortritt und von den

Deutschen unterstützt wird. Wie aber das auf den französischen Thron kam, da hörten natürlich jene Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich für lange Zeit auf.

In der letzten Zeit seines Lebens hatte Otto I. sein Hauptaugenmerk auf Italien gerichtet, und sobald ihm Ober- und Mittelitalien gehorchten, hatte er sich gegen Süditalien gewandt. Dort herrschten Griechen, und um von ihnen die Abtretung dieses Landes zu erlangen, bewarb er sich um die Hand einer griechischen Prinzessin für seinen Sohn Otto II. Er erhielt sie. Otto's II. Mutter war eine Italienerin, seine Frau eine Griechin; war es da wohl ein Wunder, daß Otto's II. Sohn, Otto III., mit allen Fäden seines Herzens an den Süden sich gefesselt fühlte? Schlecht aber hat ihm der Süden diese Liebe vergolten; oft haben sich die Römer gegen ihn empört (Bild VIII), und wohl hat er den Tod aus dem Giftbecher Italiens getrunken. Aber doch war in anderer Beziehung diese Verbindung Italiens und Deutschlands nicht ohne gute Wirkung für unser Vaterland. Es erblühten von Neuem bei uns Kunst und Wissenschaft (Bild IX).

Wir haben Otto I. nur immer in Kampf und Krieg erscheinen sehen, er hat aber auch Deutschland nach innen hin geordnet und die ihm unterworfenen Slaven bekehrt; er hat ja zur Metropole für die bekehrten Slaven Magdeburg geschaffen. Nach dieser Seite hin finden wir den letzten Kaiser aus dem sächsischen Geschlechte, Heinrich II., besonders thätig; das Hauptwerk seines Lebens ist die Stiftung des Bisthums Bamberg (Bild X).

Als Heinrich II. gestorben war, da war das Haus der Ottonen öde und leer und es versammelten sich die Deutschen am Rhein zwischen Mainz und Worms zur Wahl. So nahe wie möglich wollten sie beim sächsischen Hause bleiben. Nun waren da zwei Vettern aus salischem Geschlechte, die beide Conrad hießen und beide von einer Tochter Otto's I. abstammten. Zwischen diesen Beiden schwankte die Wahl; sie fiel endlich nach friedlicher Uebereinkunft auf Conrad den Aelteren, der als Kaiser Conrad II. genannt wurde (Bild XI). Mit ihm kam ein Jahrhundert lang ein kräftiges Geschlecht auf den Thron; ein Geschlecht, dem durchweg gewaltige Fürsten entstammt sind; gewaltiger wohl, als die Hohenstaufen, wenn auch nicht so liebenswürdig. Auch er zeichnete die Kreise vor, in denen sein Geschlecht sich dann fortdauernd bewegte. Am meisten hatte der Kaiser die Adalinge, die Fürsten des Reiches zu fürchten, die nach oben hin, dem Kaiser gegenüber, immer freier und freier zu stellen sich versuchten; ihren Lehnsleuten dagegen dieselben Rechte, die sie hatten, durchaus nicht verwilligten. Deshalb stellte Conrad II. die kleinen Lehnsleute selbstständiger hin und gewann sich dadurch eine treue Stütze. Ueberhaupt aber machte er und sein großer Sohn besonders die Obergerichtsbarkeit

des Kaisers geltend und beide beförderten sie deshalb die treuga dei, die dem wilden Fehdewesen Zaum und Zügel anlegen sollte (Bild XII). In dieser Weise hat er in Deutschland und in Italien gewirkt. Ihm gelang es auch, Burgund mit Deutschland zu vereinen (Bild XIII), wenn auch nicht ohne harte Kämpfe, die von seinem eigenen Stiefsohn, Ernst von Schwaben, ausgingen, dessen Ansprüche auf Burgund allerdings nicht ungegründet waren.

VII.
Zeit der salischen Kaiser von 1039—1122.

Wir haben im ersten Theile des Mittelalters drei große Familien an der Spitze Deutschlands gehabt: die sächsische, die salische und die hohenstaufische Familie. Bei allen drei Familien finden wir, wie das unter den gegebenen Verhältnissen des mittelalterlichen Deutschlands nicht anders sein konnte, daß jedesmal der erste Kaiser nicht der bedeutendste ist, sondern daß man dem zweiten Herrscher jedes Hauses die Palme des Sieges zugestehen muß. Und ist das etwa ganz nur ein Spiel des Zufalls? Ich glaube nicht. Wenn eine Familie ein Jahrhundert lang geherrscht hat, da haben sich so viel Verhältnisse mit Bezug auf diese Dynastie herausgebildet, daß bei ihrem Absterben das neu erstehende Herrscherhaus zunächst im engen Umkreis der Heimath zu sorgen und sich festzustellen hat, damit ihm der Boden nicht unter den Füßen verschwinde. Das ist dann die Arbeit und die Sorge des ersten Kaisers der Familie. Ging es denn in andern Staaten anders? Wer hat aus dem Lancasterhause die Kriege mit Frankreich erneuert; der erste König Heinrich IV.? oder war es nicht vielmehr der lustige Heinz, der seines Vaters Erwerb in Ruhe und mit Recht besaß? So ist es auch in Deutschland gewesen. Heinrich I. und Conrad II. haben ihren großen Söhnen vorgearbeitet. Diese Söhne erhoben die Macht des Hauses auf den höchsten Gipfel; pflanzten aber dabei zugleich den Keim zum Untergange und zwar beide durch die Beziehungen zu Italien.

Es war aber das eilfte Jahrhundert eine große Zeit voll tiefer Bewegungen. Die gesellschaftlichen Ordnungen, die Verhältnisse der Stände zu einander, die nie fest stehen, die in stetem, ewigem Wechsel sich befinden und befinden müssen, sie waren damals in Deutschland in bemerklicher Veränderung begriffen. Es erblühten die Städte und der Bürgerstand trat auf die Seite des Kaisers, er bedurfte bei Handel und Gewerbe des festen Schutzes, der Staatseinheit, der Centralisation. An den Kaiser lehnte sich der kleine Dynast, der kleine deutsche Freiherr, damit ihn der Fürst, dem er ebenbürtig war, nicht zur Landsässigkeit herabdrücke. Den Schutz der Staatseinheit wünschte der Geistliche, damit ihm der ewige Krieg, die

dauernde Fehde sein reiches Besitzthum nicht immer und immer verwüste. Das Alles aber wies der Kaiser nicht zurück; darum begünstigte schon Conrad den kleinen Vasallen gegenüber den Fürsten, darum unterstützte er die Geistlichen in der Durchführung der treuga dei. Und darin folgte ihm Heinrich III. So sehr sorgte er für Ruhe und Gerechtigkeit im Lande, das man ihn mit Recht: linea iustitiae, die Linie der Gerechtigkeit, nennen konnte. Diese Art des Regiments aber hatte bei ihm nicht allein in der Staatsklugheit ihren Grund, sondern in der Organisation seines Innern, in seinem eigentlichsten Ich. Durchdrungen nämlich war der Kaiser von der Ueberzeugung, daß seine Mission eine göttliche sei, weshalb er auch nie die Krone auf sein Haupt setzte, ohne vorher im stillen Kämmerlein mit dem Herrn sich unterredet zu haben (Bild IV). Deshalb demüthigte er sich auch vor dem Herrn (Bild II) und vergaß nie, wie klein er bei all seiner Größe sei.

Jeder kräftige Kaiser, der Deutschland nach innen hin beruhigt hat, hat sich gegen die Grenzen hin gewandt, denn immer hatte man da Rache zu üben, oder verlorenen Einfluß wiederherzustellen. Hatte Otto I. die Ungarn so geschlagen, daß von der Zeit an deutsche Cultur und Christenthum in Ungarn Eingang fand, so war es Heinrich III. vorbehalten, Ungarn zum Lehen des deutschen Reiches zu machen.

Hatte innere Zwistigkeit, der Streit Otto's I. mit seinem Sohne Ludolf die Ungarn damals nach Deutschland gerufen, so rief eine eben solche Zwistigkeit in Ungarn Heinrich III. ins Land, verhalf ihm zum Siege und bewirkte, daß sein Schützling, König Peter, das Land von ihm zu Lehen nahm (Bild I).

Wie nun Heinrich III. das deutsche Reich geordnet hatte, da wollte er das Volk auch sittlich erheben. Es hatte die unter den Ottonen wieder angeknüpfte Verbindung mit Italien in Deutschland doch in soweit nachgewirkt, daß auch hier die Erhebung der Theologie, die sich überall zu zeigen begann, und ihre Verbindung mit der Philosophie sichtbar wurde, daß auch hier Eifer für Studium und Bildung erwachte. Es lebten und wirkten damals der Chronist Wippo und Hermannus Contractus, der gelehrte Mönch in Reichenau, und manche Schule erblühte unter Heinrich III., wie unter Karl dem Großen (Bild V). Die Bildung und die sittliche Erhebung des Volkes aber, sie war doch besonders in die Hände der Geistlichkeit gelegt. Wenn aber der Stamm faul ist, sollen dann die Früchte gut sein? Man gab die geistlichen Stellen nicht dem Würdigsten, sondern man verkaufte sie. Noch war die weltliche Macht so mächtig, daß sie die Bischöfe einsetzte. Diesen Verkauf geistlicher Aemter wollte Heinrich III. abschaffen und dadurch die Geistlichkeit bessern und erheben; er bedurfte aber bei diesem Streben der

Hülfe des Papstes. In Rom war ein schrecklicher Zustand; die päpstliche Würde wurde ebenso feilgeboten, wie jedes andere Kirchenamt. Damals nun gar regierten drei Päpste neben einander. Wie seltsam contrastirte schon damals die Idee, welche die Welt vom Papste hatte, mit der Wirklichkeit! In jenem Jahrhunderte bildete sich die Brodverwandlungslehre in der Kirche aus und wurde bald der Mittelpunkt des kirchlichen Dienstes. Es schied sich römische und griechische Kirche damals erst scharf, und die eine verketzerte die andere.

Das Alles hob die Bedeutung des Papstthums und machte es als Mittelpunkt der Kirche wichtig. Diese Wichtigkeit, diese Bedeutung fühlte Heinrich III. und wollte das Papstthum mit seiner weltlichen Macht schirmen und erheben. Was Karl der Große, was Otto I. gethan, das gelang auch ihm. Die Päpste beugten sich ihm und er erhob würdige Männer zu Stellvertretern Christi (Bild III).

Damit aber legte er den Keim zum Verderben. Da nun einmal die Christenheit ihren Einheitspunkt nicht mehr im Kaiser finden konnte, denn ihm gehorchten ja nicht alle christlichen Länder des Occidents; da aber doch den Muhamedanern und der griechischen Kirche gegenüber nach der Anschauung des Mittelalters eine solche Einheit nothwendig war, so wurde der Papst das Centrum der christlich-germanischen Welt. Hatte Heinrich III. die Bedeutung des Papstes dadurch anerkannt, daß er ihn von unwürdigen Banden befreite, war es da zu verwundern, daß sich sehr bald die Lehre feststellte: da der Papst in Wahrheit das bindet, was der Kaiser nicht fesseln kann, nämlich die Christenheit, so steht er höher wie der weltliche Herr. Zwei Schwerter beherrschen die Welt, das weltliche und geistliche; um so viel höher der Geist ist als der Körper, der Himmel als die Erde, um so viel höher steht die geistliche als die weltliche Macht. Damit tritt der Wendepunkt ein. Ein gewaltiger Mensch, Gregor VII., zieht die Consequenzen dieser Lehre und verschafft ihnen Anerkennung einem sittenlosen Knaben gegenüber. So wie Heinrich III. gestorben war, da wurde eine mächtige Aristocratie fessellos und ertrotzte von der schwachen Frau, die die Vormundschaft führte, manche Belehnung (Bild VI); ja raubte ihr sogar den Sohn (Bild VII).

Einer dieser mächtigen Aristocraten benutzte Heinrich's IV. Jugend, um sie für seine Pläne zu gewinnen. Es war das Adalbert, der Erzbischof von Bremen. Er wollte Patriarch von Norddeutschland werden und stieß bei diesem Streben auf den Widerstand sächsischer Bischöfe und Fürsten. Darum gewann er sich den Knaben durch Schmeichelei und Nachsicht und als er ihn gewonnen, da pflanzte er in ihn Haß gegen die Sachsen. Und damit kein anderer Erzieher sein Werk vernichten könne, sprach er den Knaben frühzeitig mündig. Damit beginnt eine Periode von 10 Jahren, 1066—1077 (Bild VIII und IX), in denen Heinrich IV.

aus innerer Verruchtheit schwere Sündenlast auf sich lädt. Er knechtet in dieser Zeit die Sachsen und verfeindet sich dauernd den tüchtigsten Mann des ganzen Stammes, Otto von Nordheim (Bild IX). Wie er in seiner Verblendung triumphirte, da war den Sachsen schon ein Helfer erstanden; Gregor VII. Schon hatte Gregor VII. den Neubau der Kirche begonnen und seine Forderungen in Bezug auf die Investitur, das Cölibat (Bild XII) und die Simonie (Bild XI) aufgestellt. Konnte es eine gelegenere Zeit zur Durchführung dieser Ideen geben, als es die damalige war? Gewiß nicht! Glänzend war der Sieg des Papstes und Heinrich IV. erkannte ihn in Canossa als Büßer an (Bild X). Aber nach dieser Demüthigung und durch dieselbe wandelte sich des Kaisers Herz, und wie sich das umgewandelt hatte, da begann er besser zu regieren und der Sieg floh nicht mehr seine Fahnen. Ja sein großer Gegner, Gregor VII. selbst, mußte aus Rom fliehen (Bild XIII) und starb im Exil. Schon vorher war sein Schwager und Gegenkaiser im Kampfe erlegen (Bild XIV) und zwar wie durch ein Gottesgericht. Der Reichsbannerträger, Gottfried von Bouillon, hieb ihm im Kampfe die rechte Hand ab, mit der er seinem Herrn Treue geschworen hatte.

Es schien, als sollte Heinrich's IV. Lebensabend ein glücklicher werden. Die mächtigen Fürsten, die sich auf den Papst gestützt hatten, waren mit Hülfe der Bürger und Bauern gedemüthigt, die Gegenkönige gestürzt und die Hauptfeinde gestorben; da wandten sich die Fürsten und die geistliche Macht an Heinrich's IV. Sohn und reizten ihn zum Verrathe gegen seinen Vater (Bild XV). Das brach dem alten Manne das Herz. Lange hat ihn der Haß noch nach seinem Tode verfolgt; spät erst bekam er ein christliches Begräbniß (Bild XVI).

Wenn auch Heinrich V. mit Hülfe der Fürsten und des Papstes gesiegt hatte, so war er doch nicht gewillt, die kaiserlichen Rechte als Preis für diese Hülfe dahinzugeben. Er begann einen harten Kampf um das Investiturrecht, in dem er sogar einmal den Papst Paschalis II. in der Peterskirche selbst gefangen nahm (Bild XVII), und beendete ihn für sich nicht unehrenvoll und für das Reich nicht unvortheilhaft durch das Concordat zu Worms (Bild XVIII). Somit ist denn die Unterschrift dieser Tafel: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet, wohl begründet.

VIII.

Die abendländische Christenheit war um die Mitte des 11. Jahrhunderts in eine Reihe unverbundener, in sich zerfallender Landestheile aufgelöst. Durch den Tod Heinrich's III. war in Deutschland eine mächtige Aristocratie fessellos geworden; in Frankreich waren die großen Vasallen mächtiger, als der König selbst.

Die spanischen Fürsten hatten kein Interesse für das Abendland, da im eigenen Lande der Kampf mit den Ungläubigen sie beschäftigte. In Italien kehrte sich Niemand an Deutschland's Oberhoheit. Da rettete Gregor VII. die Einheit des Abendlandes. Schon er dachte daran, die Kräfte der Christenheit gegen die vordringenden Seldschuken zu verwenden; doch war ihm das in seinen Kämpfen mit dem Kaiser nicht möglich geworden.

Durch die Bestrebungen Gregor's VII. für den Aufbau der Hierarchie erwachte namentlich in dem niedern Clerus eine glühende Sehnsucht nach dem Himmel, ein gewaltiger Mysticismus. Um den Himmel zu erstürmen, wollte man das Irdische, das Fleisch, ertödten und that das durch alle Arten von Kasteiungen. Das Eremitenleben wurde allgemein, mit ihm die Erscheinungen und die Mirakel. Man will die Mysterien mit Händen greifen können, darum setzte sich damals die Brodverwandlungslehre fest. Wie natürlich war es, daß die Frommen damals mit erneuter Lust und Begier nach Rom und Jerusalem pilgerten, wohin die Wanderungen niemals aufgehört hatten. Nun war aber Jerusalem in den Händen der Ungläubigen; mußte das nicht den brennendsten Schmerz in den Herzen der Gläubigen erregen? Außerdem hatten damals die kriegerischen Normannen überallhin Unruhe gebracht und überall den Geist der Abenteuer ausgestreut. Sie waren auch Schwärmer geworden und hatten sich überall eng an die Hierarchie angeschlossen. Mit ihnen und mit jenen ascetischen, mystischen Elementen verband sich Urban II., Gregor's VII. großer Schüler. Als er in Clermont im Jahre 1096 als Schirm und Schutz der Unschuld den König von Frankreich demüthigte, da predigte er vor der versammelten Menge das Kreuz und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Für Viele war der Kreuzzug eine Erlösung. Traurig war überall der Zustand des Landvolkes. Man verwilligte jedem Kreuzfahrer Bedeutendes, mußte das nicht alle Gedrückten zum Zuge locken? So rotteten sich bald unendliche Schaaren des Landvolkes zusammen, die Alles, was ihr Eigenthum war, verkauft hatten. Der Bauer war aber waffenentwöhnt, deshalb nahm ihn der Fürst nicht in die Schaaren auf, die er rüstete. Der Fürst mußte Land und Leute unter tüchtiger Obhut zurücklassen, mußte sein Gefolge zum langen Zuge wohl ausrüsten; er bedurfte daher längerer Zeit, bevor er aufbrechen konnte, als der Bauer. Des Bauern Mittel waren geringe, darum mußte er rasch vorwärts. So sammelten sich, ehe der Kern der Nationen aufbrach, um Peter von Amiens, Wilhelm den Zimmermann u. s. w. Haufen, die aber alle schon erlagen, bevor sie das heilige Land sahen (Bild III). Den ganzen Sommer des Jahres 1096 hindurch wogte es auf allen Landstraßen von erzgepanzerten Rittern, die gen Osten zogen. Im August brach Gottfried von Bouillon, der Herzog von Nieder-Lothringen auf;

mit ihm zogen seine Brüder: Eustach und Balduin. Aus Deutschland zog sonst kein bedeutender Mann mit; die meisten Fürsten kamen aus Frankreich, so Hugo von Vermantois, so Raimund von Toulouse. Was haben sie für Noth, was haben sie für Kämpfe bestanden, ehe endlich im Juni 1099 das ersehnte Ziel ihnen winkte (Bild IV). Jerusalem zwar wurde erobert; um es aber für die Christenheit zu behaupten, bedurfte es noch mannichfacher Anstrengungen.

Zuerst fanden die Kreuzzüge keinen Anklang in Deutschland, das grade zur Zeit des ersten Kreuzzuges durch den Kampf zwischen Papst und Kaiser zerrissen und zerrüttet war. Und auch, als das mächtige Haus der Salier ausgestorben war, hatte dieser Kampf noch nicht sein Ende erreicht. Papst und Fürsten hatten sich gegen den Kaiser verbündet, beide hatten sie dasselbe Interesse, die Macht des Staatsoberhauptes so viel wie möglich zu schwächen. Darum stützte sich Heinrich IV. auf Bürger, Bauern und den niederen Adel, darum gab er einem kleinen Dynasten, dem Herrn von Büren und Staufen das Herzogthum Schwaben und seine Tochter und erschuf sich und seinem Sohne getreue Kämpen. Als aber Heinrich V. ins Grab gesunken war, da wählte die Oppositionspartei ihr Haupt zum Kaiser, und das war Lothar von Supplingenburg. Das Hauptstreben seines Lebens war auf die Erniedrigung des Hohenstaufischen Hauses gerichtet. Neben diesem Hause war in Süddeutschland weit und breit begütert das uralt schwäbische Haus der Welfen. Das gewann Lothar dadurch, daß er seine Erbtochter Heinrich dem Stolzen, dem Haupte des Welfen-Hauses, zur Frau gab (Bild I). Was hatte der nach dieser Heirath für einen Besitz! In Schwaben und Franken lagen die Stammgüter seines Hauses, in Bayern war er Herzog und in Sachsen auch, und dazu besaß er hier die Erbgüter der Billunger und Supplingenburger. Und welches Feld der Thätigkeit war ihm in Sachsen eröffnet! Täglich gewann der Deutsche dort an den Grenzen neue Siege. Albrecht der Bär, den Lothar mit der Mark belehnt hatte, der colonisirte seine slavischen Länder fleißig durch deutsche Anbauer (Bild II). Damals kamen aus Arnheim in den Niederlanden die Herren von Arnim in die Mark, damals zogen so viel Flamländer hierher, daß man noch heute den südmärkischen Höhenzug den hohen Fläming nennt. Und als der Kaiser das Alles seinem Schwiegersohne verwilligt hatte, da allerdings war er glücklich im Kampfe gegen die Hohenstaufen.

Seines Schwiegersohnes Macht schien aber den deutschen Fürsten zu groß, als daß sie noch durch die Kaiserwürde vermehrt werden sollte. Deshalb wählten sie nach Lothars Tode einen Hohenstaufen, Conrad III. Natürlich hatte der mit dem Welfenhause zu kämpfen und in diesem Kampfe belagerte er Weinsberg (Bild VI), dessen Weiber bei dieser Gelegenheit so unsterblichen Ruhm sich erwor-

den haben. Als er diesen Kampf beendet hatte, da zog er ins heilige Land. Die Deutschen hatten am ersten Kreuzzuge nur geringen Antheil genommen; allmählig aber waren sie auch für diese Idee begeistert worden, und als Bernhard von Clairvaux seine Kreuzpredigten hielt, da mußte Conrad III., wenn auch gegen seinen Willen, sich an die Spitze der Pilger stellen (Bild V).

Er aber ist unbedeutend neben seinem großen Neffen und Nachfolger Friedrich I.

Unter zwei Schwerter ist die Welt vertheilt, lehrt das Mittelalter, unter das geistliche und weltliche. Und um so viel höher der Himmel ist als die Erde, um so viel höher steht der Geist als der Körper, um so viel höher das geistliche Schwert als das weltliche. Das bestreiten die Kaiser auch nicht, sondern sie verlangen nur, daß das geistliche Schwert nur über Geistliches herrsche und ihnen die Welt unterthan sei. Wo aber ist die Grenze zwischen dem Geistlichen und Weltlichen? Darüber stritten Papst und Kaiser. Nun hat gewiß kein Kaiser eine so hohe Meinung von der Macht und der Bestimmung seiner Würde gehabt, als Friedrich I. Und da er die in sich hegte, so wollte er auch Italien wieder seinem Scepter unterwerfen. Ehe er daran aber denken durfte, mußte er in Deutschland seine Macht befestigen. Lange schon war hier die Zeit vorbei, in der die Herzöge absetzbare Beamten waren, die Fürstenmacht war so bedeutend gestiegen, daß Friedrich I. nur in Verbindung mit ihr seine Pläne auf Italien durchführen konnte. Deshalb versöhnte er die streitenden Ansprüche der Fürsten und erhob besonders seinen Vetter Heinrich den Löwen (Bild VII). Und nun zog er nach Italien. Dort traten ihm die lombardischen Städte entgegen, die er dafür mit seinem bittern Hasse stets verfolgt hat. Rom war auch in diese Unabhängigkeitsideen hineingezogen worden und opponirte dem Papste, weshalb dieser gerne und freudig sich an Friedrich I. anschloß (Bild VIII). Als aber die Päpste und die Städte sich den Anforderungen des Kaisers fügen sollten, da widersetzte sich vor Allem zuerst Mailand; jedoch wurde es auf dem zweiten Zuge Friedrich's vollständig gedemüthigt (Bild IX); dann aber trat auch der Papst dem Kaiser gegenüber und verband sich mit den Städten, die unter einander einen engen Bund geschlossen hatten. Auch die Elemente verschworen sich gegen den Kaiser. Denn als er 1167 siegend über Papst und Städte Rom eingenommen hatte, wurde er mit seinem Heere aus der Weltstadt durch eine Seuche vertrieben (Bild X). Nach diesem Zuge hatte Friedrich I. in Deutschland viel zu ordnen und das hielt ihn lange von neuer Römerfahrt zurück. Immer noch sah er Heinrich den Löwen als seine vornehmste Stütze an und zeigte sich ihm in jeder Weise als ein gütiger Herr; aber Heinrich der Löwe zürnte dem Kaiser, der die Stammgüter des welfischen Hauses, welche

Heinrich zu ererben gehofft, dem alten verschwenderischen Welf abgekauft hatte. Daher fand Heinrich der Löwe denn stets einen Vorwand, den Zuzug abzulehnen; bald hatte er in seinem großen Herzogthum Neues zu schaffen (Bild XIII), bald zog er ins heilige Land, und so dauerte das 6 Jahre, bis endlich der Kaiser, auf seinen Zuzug rechnend, nach Italien zog. Und als er dort nun in höchster Noth vor dem Herzog sich so gedemüthigt hatte, wie selten ein Fürst vor seinem Unterthan, um die versprochene Hülfe von Heinrich zu erhalten, und als der Herzog sie verweigert hatte, da war der Kampf gegen die lombardischen Städte und den Papst schon eigentlich vollständig entschieden. Es siegten dann auch wirklich die Städte bei Legnano und danach gab Friedrich I. seine bisher in Italien verfolgte Politik ganz auf. Zuerst söhnte er sich mit dem Papste (Bild XI) und dann auch mit den Städten aus. Wie er später von Neuem in Italien Fuß gefaßt hat, kann hier nicht weiter durchgeführt werden. Da ihn aber der Mann, auf den er zur Erreichung seines Zieles am meisten gerechnet, da ihn der so schnöde verlassen, so wandte sich sein Zorn zunächst gegen ihn (Bild XIV); er nahm ihm die Herzogthümer und ließ ihm aus großer Gnade die ererbten Allodialgüter. Als er das Alles vollendet, als er seine Söhne wehrhaft gemacht, als er seinem Hause durch eine Heirath eine neue Aussicht in Italien eröffnet hatte, als er umstrahlt von Glanz, eine sinkende Sonne, ruhmgekrönt in Deutschland dastand, da erschütterte der Schmerzensruf von der Eroberung Jerusalems durch Saladin den ganzen Occident. Da nahm auch Friedrich I. das Kreuz. Auf diesem Zuge ist er dann im Flusse Calycadnus ertrunken (Bild XII). Nicht aber glaubt das Volk an seinen Tod; er, der Hohe und Herrliche, kann nicht gestorben sein, er sitzt nur verzaubert im Kyffhäuser und erscheint, wann seines Volkes neue Glanzperiode anbricht.

IX.

Friedrich I. hatte kurz vor seinem Tode seinen ältesten, noch ganz jugendlichen Sohn mit der Erbin von Neapel und Sicilien vermählt, um seinem Hause eine neue Basis in Italien zu erwerben, von der aus es Deutschlands Oberhoheit über Papst und lombardische Städte mit Nachdruck könne geltend machen. Und diese Erbschaft fiel bald nach Friedrich's I. Tode an seinen Sohn Heinrich VI. Sein Streben war es, sich dieselbe zu sichern, und damit er das könne, seine Erbfeinde in Deutschland, die Welfen, zu unterwerfen. In Italien hat er mit Strenge und Grausamkeit gewaltet (Bild I); doch dauerte sein Regiment nicht lange, er starb schon nach kurzer Regierung. Da er ein junges Knäblein hinterließ, den nachmaligen Kaiser Friedrich II., so war Gefahr da, daß diesem sein Erbland ent-

rissen würde, dann aber auch, daß Deutschland's Krone an ein anderes Haus, als das Staufische komme. Um des Knaben Erbland zu sichern, stellte ihn seine Mutter unter die Vormundschaft des großen Papstes Innocenz III. und erreichte damit ihren Zweck. Die deutsche Krone aber wollte Innocenz III. nicht auf dem Haupte eines Mannes wissen, der aus dem gebannten Geschlechte der Staufen entsprossen wäre. Deshalb begünstigte er, als ein Staufe und ein Welfe nach streitiger Wahl beide die Krone beanspruchten, Otto IV., der sich zuerst als den gehorsamen Sohn der Kirche darstellte (Bild II). Doch aber trotz der Hülfe des Papstes siegte Philipp von Schwaben und Otto IV. kam nicht eher wieder zur Herrschaft, als bis Philipp dem Mordstahl Otto's von Wittelsbach erlegen war (Bild III).

Wie sehr aber auch Otto IV. von der Kirche begünstigt worden war, er kam später doch in Streit mit dem Papste; denn sobald er nur die kaiserlichen Rechte wahren wollte, war der Conflict durch die Sache bedingt. Der Streit ging nicht von der Person aus, sondern entwickelte sich nothwendig aus den Prinzipien, denen Beide folgten. Darum stellte sich auch zwischen Friedrich II. und der Kirche, die anfangs in schönster Uebereinstimmung gewesen waren, später die bitterste Zwietracht ein. Daß der Papst Gregor IX. ihn wegen seiner schnellen Rückkehr vom Kreuzzuge bannte (Bild IV), das war nur eine äußere Veranlassung; der eigentliche Grund lag viel tiefer. Und so hat denn das ganze Staufen-Geschlecht denselben Kampf gekämpft und ist in ihm unterlegen. Das sahen die Hohenstaufen aber stets ein, wollten sie dem Papste mit Energie entgegentreten, so mußten sie Süditaliens sicher sein; denn von Deutschland aus konnten sie den Kampf nicht mit Erfolg führen, das hatte Friedrich's I. Unglück klar gezeigt. Darum treffen wir Conrad IV. in Italien thätig (Bild XII), darum zog Conradin gegen Karl von Anjou und verblutete auf dem Schaffot (Bild XIII).

Aber was ist das für eine Zeit, diese Zeit der Hohenstaufen! In ihr wird ein Kampf gekämpft um die höchsten Interessen des Menschengeschlechtes, in ihr werden die wichtigsten Fragen aufgeworfen und besprochen. Es ist wohl wahr, daß die höchsten Güter des Lebens am besten gedeihen im Kampfgewirr und Kampfestoben, wenn nämlich der Kampf nur um die höchsten Interessen der Menschen geführt wird. Neben den wahrhaft großen Sorgen des Lebens erblüht die Poesie am schönsten, während sie in den kleinlichen Sorgen des gewöhnlichen Lebens, im schlaffen Treiben des engen Philisterthum's kränkelt und erlischt. Durch die Berührung mit Italien, durch die Züge in die ferne Wunderwelt des Orientes erfüllte sich die Phantasie der Abendländer. Jener Zug im Geistesleben unseres Volkes, der aus der Liebe zur Heimath und aus der Lust zur Wanderung in eigenthümlicher Verbindung hervorgegangen ist, er trat damals am klarsten hervor

und umhüllte das ganze Leben mit dem Dufte der Poesie. So erblühte denn die Minnepoesie und wurde von Fürsten und Rittern als die treueste Begleiterin auf ihren kecken Abenteurerzügen gehegt und gepflegt. Auch hier traten die Hohenstaufen als Schützer und Schirmer hervor; sie übten selbst den Gesang und noch ist uns ein zartes Minnelied von dem sonst so harten und eisigen Heinrich VI. erhalten. Und wenn wir in den Dichtern jener Zeit so herrliche Schilderungen lesen von wahrhaft poetischen Festen, von lustigem Waldlager nach kecker Jagdfreude, von großartigem Turnier und Buhurt, so sind das nur Schilderungen von Festen, die von den Staufen an ihrem glänzenden Hofe veranstaltet waren. Wer kennt nicht das glänzende Fest, an welchem Friedrich I. 1184 zu Mainz seinen Sohn wehrhaft machte? Und hier stellt uns der Künstler eine ähnliche Hoch=gezite dar, die zu Ehren der Vermählung Friedrich's II. mit der Isabella von England stattfand (Bild V). Neben der Dichtkunst erblühten aber auch die anderen Künste, neben dem Glanze der weltlichen Pracht sehen wir auch den Gottesdienst sich schmücken mit aller Herrlichkeit, die das neuerwachte Leben erzeugte (Bild VIII). Es erstanden jene herrlichen Dome, die als die Repräsentanten des Geistes jener großen Zeit bis auf unsere Tage dauern und zu uns gesprochen haben in Zeiten der Erniedrigung, in denen der Giftnebel dumpfer Gleichgültigkeit über Deutschland lag.

So wie die Baumeister die äußeren Gebäude der Kirche erstehen ließen, so bauten die großen Philosophen jener Zeit der Kirche Christi ihre Geistesdome. Wenn Wolfram von Eschenbach (Bild V) die tiefsten Gedanken in seinen herrlichen Gedichten im Schmuck der vaterländischen Rede vortrug, so behandelten Albertus Magnus, Bonaventura und Thomas von Aquino (Bild VIII) dieselben Fragen in philosophischer Form. Nach allen Seiten hin erblühte ein kräftiges Leben. Welche Tiefe der Frömmigkeit und welche Innigkeit des Glaubens zeigt sich uns überall; wie werkthätig wird das Christenthum! Kann man wohl kalt bleiben bei der so demüthigen und doch so herrlichen Wirksamkeit der heiligen Elisabeth (Bild VII). Wahrlich von ihr kann man sagen, was Ulrich von Lichtenstein lobend von den Frauen singt: „Weib sind gut und rein und den holden Engeln zu vergleichen".

Wo ein tüchtiges Leben in einem Volke sich offenbart, wo ein Streben und Ringen nach allen Seiten hin sich zeigt und nicht blos auf einen Punct gerichtet ist, da ist wohl eine Staatseinheit, ein kräftiges Centrum vorhanden, das Alles anziehend das Volk zu einer Einheit bindet; gewiß aber keine Centralisation. Waren etwa die Hohenstaufen schwache Regenten? Haben sie nicht des Kaisers Rechte in Deutschland gewahrt, haben sie nicht Recht und Gerechtigkeit und Kaisers Gericht in Deutschland zur Geltung gebracht? Man denke daran, wie Friedrich I.

mit den thüringischen Raubrittern in Erfurt verfuhr und daran, was für vortreffliche Gesetze unter Friedrich II. auf dem Reichstage zu Mainz gegeben wurden (Bild VI), und man wird die Antwort selbst finden.

Aber neben dieser Thätigkeit des Oberhauptes tritt überall die Freiheit der untern Kreise hervor, überall schließt sich in frischem Lebensdrange das Gleichartige zusammen, ohne daß man diese Vereinigung künstlich hervorruft; ohne daß man aber auch daran denkt, das Recht der Association in künstliche Schranken einzuengen. So besteht neben des Kaisers Rechtspflege das uralte deutsche Gericht der Gaugenossen. Wer weiß nicht, daß dies Fehmgericht besonders da sich erhielt, wo auf der rothen Erde Westphalens der reinste deutsche Stamm seine Sitze hatte (Bild X).

So entstand damals der Hansabund, so bildeten sich die Zünfte und namentlich die Gewerke heraus, die mit der Architectur in Verbindung standen (Bild VIII).

Auch diejenigen, die der Kirche dienten, konnten diesem Drange der Vereinigung nicht widerstehen. Wenn auch die heilige Elisabeth bei ihrer Armenpflege (Bild VII), wenn auch der Bischof Christian bei Bekehrung der Preußen (Bild XI), wenn sie beide auch in ihrer hohen Begeisterung und Glaubensglut gar Herrliches geleistet haben, so waren doch ihre Kräfte in der Vereinzelung zu schwach. Das fühlten Franciscus von Assissi und Dominicus Guzmann, und sie schufen für die Zwecke der Kirche ihre Orden. Und da es im heiligen Lande galt, nicht blos als Priester und Mönch das Wort zu verkünden und die Kranken und Schwachen zu pflegen, sondern auch mit dem Schwert die Marken zu schützen und die Pilgrimme zu geleiten, so erstanden hier jene wunderbaren geistlichen Ritterorden, in denen sich das Ritterwesen der Kirche mit dem der Welt in inniger Verschmelzung einte (Bild VII).

X.

Wenn man von den finstern Zeiten des Mittelalters spricht, von dem Dunkel redet und von dem Grauen, welches sie bedecke, so thut man sehr Unrecht, diese Bezeichnung auf den ersten Theil des Mittelalters anzuwenden. Der ist so schön, hell, licht und klar, wie es vielleicht keine andere Zeit für unser Vaterland gewesen ist. Nennt man aber die Zeit des Mittelalters, die zwischen dem Interregnum und der Reformation liegt, eine trübe und dunkle, dann hat man Recht. Alles, was bis dahin groß und herrlich gewesen, war ja in den Staub gesunken. Der großartige Kampf zwischen dem Kaiser und Papste hatte die ganze Welt bewegt und die herrlichsten Kräfte entwickelt; die Kreuzzüge hatten die Christenheit zu

Fahrten begeistert, auf welchen und durch welche alle edelsten Gefühle sich entfalteten und in wundersame Gebilde, in herrliche Dichtungen ausströmten. Die Lust aber zu diesen Zügen war erloschen! Wer trug die Schuld davon? Weder Papst, noch Kaiser, noch die Fürsten. Daß man das heilige Land nicht bewahren und gegen die Ungläubigen schützen konnte, das war einmal in den geographischen Verhältnissen Palästina's gegeben, dann aber trug auch der Umstand wesentlich dazu bei, daß man in ein Reich des Orients die eigenthümlichsten Institutionen des Occidents verpflanzt hatte. Die verpflanzte Blume gedeiht selten in fremdem Boden, oder wird wenigstens eine andere; so war es auch mit jenen Institutionen. Sie konnten keine Lebensfähigkeit gewinnen und bedurften so der steten Unterstützung des Abendlandes. Da aber alle Unterstützungen nur für den Augenblick nützten, so war es eine sehr natürliche Folge, daß das Abendland müde wurde zu helfen. Allerdings hatte der Streit zwischen Papst und Kaiser auch auf das heilige Land Einfluß, auch hier trug jener Zwiespalt böse Früchte.

Man hatte lange Zeit nach einem hohen Ziele gestrebt, man hatte es erreicht und konnte es nicht bewahren; da verschwand das Ideal, und wie immer die Extreme sich berühren, so auch hier. Die Glut erkaltete und an die Stelle der Poesie trat des wirklichen Lebens engere Forderung. Das Ziel war fortan nicht mehr ein so fernes, man steckte es sich näher und darum war es erreichbar. Auch unser Volk hatte dafür geglüht, die Herrschaft der christlichen Welt auszudehnen, und manch herrliche That ist im fernen Morgenlande von deutschen Rittern vollbracht. Während nun das heilige Land rettungslos für die Christenheit verloren ging, da gewann Deutschland ein neues Terrain für ähnliche Thätigkeit. Was sollte man noch in's heilige Land zum erfolglosen Kampfe ziehen, man hatte ja die Feinde des Christenthums an des Landes Grenzen und damit ein herrliches Feld zu neuer Thätigkeit. Darum unternahm der deutsche Orden gerne die Eroberung Preußens und gewann es für deutsche Cultur (Bild I), darum unterstützten ihn Ritter und Fürsten mit ihrem Zuzuge und halfen ihm feste Städte und Burgen gründen (Bild II). Der Anfang zu dieser großartigen Colonisation wird noch unter der Herrschaft der Hohenstaufen gemacht; sie gedeiht auch während des Interregnums und kommt zur höchsten Blüthe im vierzehnten Jahrhunderte, in einer Zeit, in der Deutschlands Macht zu sinken beginnt.

Als Conrad IV. im Banne gestorben und mit ihm das letzte, kampffähige Mitglied des hohenstaufischen Hauses ins Grab gesunken war, da hatte das Papstthum den vollständigsten Sieg errungen und das Kaiserthum war alles Glanzes und aller Macht beraubt worden. Da begehrte kein mächtiger deutscher Fürst

mehr die Krone; sie wurde fremden Fürsten auf's Haupt gesetzt und gewährte denen nur trügerischen Scheinglanz.

Die trugen wohl den Namen eines deutschen Königs, aber sie erfüllten nie die Pflichten desselben. Darum fehlte unserm Vaterlande die Einheit, darum löste sich Alles in gegenseitiger Feindschaft, darum galt nicht Recht und Gerechtigkeit und Jeder suchte mit eigener Faust sich zu schützen (Bild III). Es war in Wahrheit, wie der Dichter singt, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit", doch das haben wir schon früher erkannt und ausgesprochen, daß, wenn auch die äußere Einheit der Christenheit verloren ging, deswegen der innere, geistige Zusammenhang nicht zerriß, sondern immer enger und inniger wurde. So blieb zwar Deutschland auch nicht eine Lehnsmonarchie, sondern wurde im Interregnum ein Staatenbund; aber dadurch, daß die untergeordneten Stände und kleinen politischen Kreise selbstständig wurden, gewann die deutsche Bildung an Mannigfaltigkeit und an Tiefe.

Der Papst, der des Kaiserthum's Macht vernichtet hatte, er fühlte doch, daß ein Mittelpunct der weltlichen Macht wünschenswerth sei und daß ohne einen solchen ein Zug zur Errettung des heiligen Landes nicht zu Stande kommen würde. Darum veranlaßte er nach Richard von Cornwallis Tode die Wahl eines neuen deutschen König's.

Früher hatten die Fürsten stets einen der Mächtigsten aus ihrer Mitte auf den Thron erhoben, jetzt wollten sie keinen Kaiser mehr, sondern nur einen Präsidenten des deutschen Staatenbundes; darum wählten sie einen kleinen Grafen, den Rudolf von Habsburg (Bild IV).

Die früheren Kaiser hatten das Reich vereint und dadurch eine kräftige Kaisermacht zu gründen sich bestrebt, daß sie die Fürsten der obersten Gewalt unterordneten; jetzt ist eine Centralisation der Kräfte des ganzen Reiches nicht mehr möglich, von jetzt ab suchen die Kaiser ihr Ansehen auf ihre Hausmacht zu gründen. Ehe aber sich diese Verhältnisse ordnen, ehe die Stellung der Fürsten zum Kaiser bestimmt ist, vergeht in wirrem Kampfe ein Jahrhundert. Und aus diesem Kampfe trägt Rudolf's Haus und Nachkommenschaft die deutsche Krone als dauerndes Besitzthum davon. So ersteht in diesem Jahrhundert ein neues deutsches Reich. Alle großartigen Bestrebungen der Hohenstaufen gab Rudolf bei seiner Thronbesteigung auf; er wollte zuerst das Reich ordnen und der kaiserlichen Gewalt eine neue Basis schaffen. Wie konnte er das besser, als dadurch erreichen, daß er als Oberrichter ein Schutz und Schirm der Unterdrückten wurde und die rohe Gewalt in ihre Schranken zurückwies (Bild V)? Seine Wirksamkeit und seine Erfolge schienen aber doch den deutschen Fürsten zu bedeutend, als daß sie nicht hätten versuchen sollen, seine neu gegründete Macht wieder zurück-

zudrängen. Deshalb erwählten sie seinen Sohn Albrecht nicht zum deutschen Könige, sondern kürten einen unbedeutenden Grafen, Adolf von Nassau. Aber auch er strebte mit denselben Mitteln nach demselben Ziele, wie Rudolf; auch er trat kräftig für seine Kaisermacht in die Schranken. Deshalb wählten die gereizten Fürsten gegen ihn Rudolf's Sohn, Albrecht I. Es kam zum Kampfe bei Gellheim 1298, und in ihm erlag Adolf im Einzelkampfe dem Schwerte seines Gegners (Bild VI). Doch Albrecht konnte während seiner Regierung die Opposition gegen sein Haus nicht unterdrücken; er scheiterte in allen seinen Plänen. So sehr zürnten ihm die mächtigsten Fürsten, daß nach seinem Tode wieder ein Mitglied aus einer andern Familie auf den Thron erhoben wurde, nämlich Heinrich VII. von Luxemburg. Auch er verfolgte das Streben seiner Vorfahren im Reiche, sich eine Hausmacht zu gründen, und es gelang ihm vortrefflich, denn er erwarb für seinen Sohn Böhmen. Wie er nun erst im Reiche eine feste Stellung sich geschaffen, da suchte er die Kräfte in Italien zu beleben, welche müde der päpstlichen Herrschaft ein mächtiges Kaiserthum wünschten, damit es Italiens alten Glanz wieder herstelle.

Und die Zeit schien günstig. Seit sechzig Jahren war kein Kaiser in Italien gewesen; der Papst residirte in Frankreich und sein Territorium gehorchte ihm kaum; Neapel und Sicilien war nicht mehr in einer Hand, stand nicht mehr unter einem Könige, beide Reiche trennte sogar die bitterste Feindschaft. Ueberall in Italien gab es zwei heftig streitende Parteien, von denen die eine des Kaisers, die andere des Papstes Herrschaft ersehnte. Diese Parteien suchten auf alle Weise, theils mit dem Schwerte, theils mit der Feder, oder mit dem Pinsel und der Baukelle ihre Ansicht zu vertreten. So war in Italien überall Fehde; aber nicht blos ein wirres Faustrecht herrschte dort, wie zur Zeit des Interregnums in Deutschland, sondern die Geister rangen auch mächtig mit einander und aus dieser Reibung der Geister erstanden dort aller Orten große Dichter und Künstler. Damals, im vierzehnten Jahrhundert, entwickelte sich Italien in seiner Eigenthümlichkeit, ungestört und unbeirrt durch fremden Einfluß, denn weder des Papstes noch des Kaisers Ansehen konnte diese Entfaltung hemmen. Während in Deutschland die alte Blüthe der Dichtkunst verwelkte, entfaltete sich hier die Poesie auf das Herrlichste. Dante schuf seine divina comedia. Er aber war nicht blos Dichter, sondern nahm an der Entwickelung seines Vaterlandes den lebendigsten Antheil, er wollte Italien zu der Macht erhoben sehen, die es unter August besaß und hoffte, das durch des Kaisers Herrschaft zu erreichen. Deshalb ermahnte er Heinrich VII. und erklärte ihm in einem lateinischen Gedichte die Rechte und Pflichten eines römischen Kaisers (Bild VIII).

Aber die Macht eines Kaisers auf die Rechte zu gründen, die aus der Idee des römischen Kaiserthums hergeleitet waren, das war eine vergebliche Mühe, ein eitles Spiel der Phantasie. Eitel darum, weil man hier wie bei der Einrichtung des Reiches in Jerusalem Institutionen, welche auf anderem Boden, zu anderer Zeit erwachsen waren, bei veränderten Verhältnissen anwenden wollte.

Darum scheiterte Heinrich's VII., darum Ludwig's des Baiern Römerzug. Bei Heinrich's VII. Tode bemühten sich die Habsburger von Neuem um die Krone, und diesmal gelang ihr Streben besser. Ein Theil der Fürsten wählte Albrecht's I. Sohn, Friedrich den Schönen, die Oppositionspartei aber den Vetter Friedrich's, Ludwig von Baiern, da des verstorbenen Luxemburgers Sohn für die Krone noch zu jung war. Nun mußte ein Kampf entscheiden und er entschied für Ludwig. Friedrich wurde in der Schlacht gefangen und in's baierische Schloß Trausnitz gebracht. Als aber dennoch des habsburgischen Hauses Macht dem Könige zu gefährlich erschien, da versuchte er durch Güte und Freundlichkeit die feindliche Partei zu versöhnen (Bild IX), und räumte Friedrich einen Theil seiner Macht ein.

Bis zu dieser Zeit waren Papst und Fürsten stets im engen Bunde gewesen, um gemeinschaftlich das Kaiserthum zu demüthigen. Seitdem aber König Philipp IV. von Frankreich den Papst gezwungen hatte, seinen Sitz nach Avignon zu verlegen, da vergaß er dort fast ganz seiner hohen Bestimmung, und sein Hof wurde durch die Genüsse in Avignon einer der geldgierigsten der Christenheit. Der Papst war ein Vasall des französischen Königs und konnte, selbst wenn er wollte, gegen Deutschland nicht Gerechtigkeit üben. Darum verbanden sich endlich sechs der Churfürsten 1338 zu Rense (Bild X), um dem Papste und Frankreich gegenüber des Reiches Selbstständigkeit zu wahren. Einer der Churfürsten aber, Johann von Böhmen, war durch die Interessen seines Hauses viel zu eng mit Frankreich und dem Papste verbündet, als daß er dieser Vereinigung zu Rense hätte beitreten sollen. Ihn benutzte der Papst, um sich an Ludwig zu rächen, und Johann's Sohn Karl war es, der auf Betrieb des Papstes 1346 zum Gegenkaiser gewählt wurde (Bild XI). Bei seiner Wahl riß ein Windstoß das Reichsbanner vom Fahnenstock los und warf es in den Rhein, dem es nicht wieder entrissen werden konnte. Sehr bezeichnend für Karl's IV. Regierung! Denn er wirkte als König vorzüglich nur zum Besten seiner Erblande, verpfändete aber oder veräußerte seine Rechte in den übrigen Reichslanden, theils um die Stände zu gewinnen, theils um Geld zu Böhmens Erhebung zu erwerben. Bald nach Karl's IV. Erhebung suchte schreckliches Unglück Deutschland heim, eine Pest raffte beinahe die Hälfte der Einwohner dahin (Bild XII), und da man die Entstehung derselben den Zauberkünsten der Juden zuschrieb, so verfolgte das Volk überall des Kaisers

Kammerknechte (Bild XII). Bei den Menschen war keine Hülfe zu finden; da wandte sich das verzweifelnde Volk zum Himmel. Ueberall ertönte das Gerücht, es sei vom Himmel ein Brief gefallen, in welchem harte Bußen zur Sühnung der Sünde und zur Abwendung der Strafe angeordnet wären. So zogen denn aller Orten Schaaren unter Gesang und Geißelung, um des Volkes Sünde zu büßen (Bild XIII).

So vortrefflich hatte Karl IV. für das Beste seines Hauses gesorgt, daß seit dem Interregnum zum erstenmale ohne Streit und Widerstreben der Sohn dem Vater folgte. Da er aber ebensowenig wie der Vater um das Reich sich kümmerte, so verlor er endlich die Krone (Bild XV). Der Kaiser half den Bedrängten im Reiche nicht, darum vereinten sich die kleinen Stände überall in Eidgenossenschaften und traten der drohenden Fürstenmacht entgegen. Schon lange hatten die Schweizer sich gegen Habsburg's gewaltige Kraft vereint (Bild VII), schon einmal sie im Kampfe am Morgarten gebrochen; jetzt unter Wenzel's Herrschaft brach der Kampf von Neuem aus, und wieder unterlag die Pfauenfeder, wieder brachen der Kühbauern Morgensterne die erzgepanzerten Reihen der Ritter (Bild XIV).

War im Reiche überall Verwirrung und Unfriede, so war es in der Kirche nicht besser. Sie war uneins und unsittlich und bedrückte deshalb die Völker, daher suchte man sie zu reformiren. Diese Reformation zu fördern, lag dem Kaiser als dem Schirmherrn der Kirche ob, und Sigismund suchte sich durch die Berufung eines Concils dieser Pflicht zu erledigen. In Constanz versammelten sich die Väter. Ehe sie aber die Verbesserung des Kirchenregiments vornahmen, unterdrückten sie zuerst die widerstrebenden Elemente in der Kirche. Diese vertrat besonders Huß, und er mußte seinen Eifer auf dem Scheiterhaufen büßen (Bild XVII). Dann bemühten sie sich, der Kirche ein Haupt zu geben und die drei Päpste, durch welche damals die Kirchenspaltung so groß geworden, zur Abdankung zu bewegen (Bild XVIII). Als auch das gelungen, da bewegte die Frage alle Anwesenden, ob man erst die Reformation der Kirche vollenden, dann einen Papst wählen und ihn auf die neuen Bestimmungen verpflichten solle, oder ob man die Papstwahl der Reformation vorangehen lasse. Leider geschah das Letztere, und da der Papst bei der Reformation an äußern Rechten nur verlieren konnte, so wußte er das Streben der Tüchtigen zu vereiteln, und zog aus Costnitz hinweg, ohne daß die Mißbräuche der Kirche abgestellt waren (Bild XVI). Es schien, als sei des Papstes Thron für immer gesichert, und wohl konnte man damals ausrufen:

Herr! hilf uns! wir verderben;

denn bei Menschen war keine Hülfe zu finden.

XI.

Da der Papst auf dem Concile zu Costnitz die namentlich von den Deutschen so sehr gewünschte Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern mit italienischer Schlauheit vereitelt und die Prärogativen seiner Herrschaft zum Nachtheile der allgemeinen Sittlichkeit festgehalten hatte, so blieb zwar noch eine Zeit lang das äußere Gerüst der Kirche unversehrt; aber die Verderbniß in der Kirche nahm so überhand, daß nach einem Jahrhunderte endlich eine solche Reformation nöthig wurde, durch welche die äußere Einheit der Kirche sich löste.

Es ist also das Concil zu Costnitz wirklich ein Abschluß in der Entwickelung des kirchlichen Lebens, denn die damalige Kirche versäumte es, von innen heraus sich feste Stützpuncte zu schaffen, ebenso wie der Reichstag zu Augsburg ein Wendepunct ist, weil durch die auf ihm überreichte Confession der protestantischen Kirche eine Basis untergebreitet wurde (Bild XI).

Wenn auch in Costnitz Huß verbrannt worden war und man gehofft hatte, dadurch für immer seine Lehre zu beseitigen, so hatte man dabei doch nicht beachtet, daß seine Ansichten nicht allein ihm angehörten, sondern daß er nur die Gefühle einer Menge von Menschen aussprach und daß er namentlich fest in dem Boden seines Vaterlandes wurzelte. Diese Nichtbeachtung der böhmischen Nationalität rief dann die Greuel der Hussitenkriege hervor, an die der Künstler auf dem zweiten Bilde erinnert, indem er die entscheidende Schlacht bei Böhmisch Brod dargestellt hat.

In diesem Kampfe wurde zwar die strenge, fanatische Partei der Hussiten, welche alle menschlichen Gefühle, alle Civilisation von sich gewiesen und dadurch zu fast thierischer Rohheit herabgesunken war, zum Theil von ihren eigenen Brüdern bekämpft und vernichtet; es bildete sich aber um die Mitte des 15. Jahrhunderts aus den Ueberresten dieser Hussiten die Gemeinde der böhmischen und mährischen Brüder. Wie ist sie so ganz anders, als jene wilde Gemeinschaft der Taboriten! Sie führte das Schwert nicht, und jene hatte die Hand stets am Schwertgriff; sie war so still und mäßig und bescheiden, wie jene wild und blutdürstig. Durch Lehre und strenge Kirchenzucht gefiel sie den Reformatoren, und die protestantische Kirche erkennt ihre Mitglieder und die Waldenser als echte Brüder an. Schwere Verfolgungen erlitten die Brüder; man brannte ihre Kirchen nieder; aber unter dem Himmelsdome hielten sie in treuer Gottergebenheit ihre Andacht (Bild VI).

Man hat auf dem Concile zu Costnitz auch noch andere Dinge verhandelt, als blos geistliche und Manches, was da geschehen ist, hat tiefe und weitgreifende

Folgen gehabt, wie vor Allem die Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg (Bild I). Durch sie wurde der Grund zu einer Territorialmacht gelegt, welche später ein Schutz des Protestantismus und eine Veranlassung geworden ist, daß das deutsche Reich auseinandergesprengt wurde. Es erhob sich dies süddeutsche Haus der Zollern durch seine treue Anhänglichkeit an Habsburg, und deshalb läßt uns der Künstler auch im 4. Felde den Albrecht Achilleus entgegentreten, obwohl grade in dem Momente, welchen das Bild darstellt, dieser Hohenzoller dem Kaiser nicht zur Seite stand. Wir sehen nämlich hier die Zusammenkunft Karl's des Kühnen von Burgund und Kaiser Friedrich's III., welche sie in Trier veranstalteten. Der glänzende, reiche Fürst von Burgund, wie überstrahlte er den armen Kaiser, und doch verblieb Alles, was Karl errungen, dem Sohne jenes schwachen Regenten. Aber Maximilian verdiente sein Glück; er war ja in Wahrheit der letzte Ritter, er war ja der liebenswürdigste aller Fürsten in seiner Zeit. Und doch ist sein Leben trübe und doch sein Wirken oft vergeblich gewesen, weil er auf der Grenzscheide zweier Epochen stehend keiner ganz angehörte. Was hat er Alles begonnen und wie viel wieder aufgegeben; wie hat er das Reich vereinen und heben wollen und wie wenig ist ihm das gelungen. Es war die Zeit der Reformation, und so sollte auch das Reich reformirt werden. Der geistreiche Nicolaus von Kuß hatte ein selbstständiges, vom Kaiser unabhängiges Obergericht vorgeschlagen, und durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde wirklich auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 das Reichskammergericht installirt (Bild V).

Vor seinem Tode sah Max noch eine Opposition gegen das Papstthum entstehen, welche die Morgenröthe einer bessern Zeit verkündete. Das Werk, welches die Romanen für die Kirche Christi vollbracht haben, ist die Herstellung einer festgeordneten Gesellschaftsverfassung der Kirche. Aber diese positive Thätigkeit der Romanen war mit einer Menge von Mißbräuchen verknüpft, welche das herrliche Werk des Kirchenbaues schändeten, und von diesem Schmutze reinigten die Germanen die Kirche.

Sie traten aber erst auf, als ein wahrer Frevel an dem heiligsten Kerne der christlichen Kirche verübt wurde, als die Ablaßkrämerei in ihrer bösesten Gestalt sich zeigte (Bild VII). Sie hatte diese Gestalt angenommen seit der Erklärung jenes verruchten Alexander VI. Borgia, daß der Ablaß aus den Qualen des Fegefeuers erlöse.

Gegen den Mißbrauch dieser Lehre trat nun Luther mit seinen Sätzen auf (Bild VIII), und es schien anfangs, als werde der Streit ein bloßer Mönchsstreit zwischen dem Dominicaner Tetzel und dem Augustiner Luther bleiben. Anfangs

dachte Luther auch gar nicht daran, den herrlichen Bau der katholischen Hierarchie feindlich zu berühren; aber allmählig kam er im Verlaufe des Streites zu der Ansicht, daß der Papst der Endechrist sei. Und da nun Leo X. eine Bannbulle gegen ihn geschleudert hatte, so erließ er gegen diese in gerichtlicher Form eine Appellation an ein allgemeines Concilium. Dann aber, um Alles, was ihn noch an die römische Kirche knüpfte, unwiderruflich zu zerreißen, verbrannte er am 10. December 1520 die Bulle vor dem Elsterthore zu Wittenberg (Bild IX). So sehr zürnten jedoch selbst gut katholische Fürsten über die großen Mißbräuche in der Kirche, daß sie darüber gewaltige Klage führten und mit Entschiedenheit dem Willen Karl's V. entgegentraten, der nach dem Wunsche des päpstlichen Legaten Luther ohne Gehör verdammen wollte. Darum verwilligte der Kaiser einen Geleitsbrief für Luther, und dieser erschien zur Verantwortung vor den Fürsten des Reiches in ihrer Versammlung zu Worms (Bild X). Die Nebenfelder dieses Mittelbildes enthalten Vorgänge, welche sich in den nächsten zehn Jahren nach dem denkwürdigen Reichstage zugetragen haben. Zunächst erblicken wir Luther auf der Wartburg (Bild XVII), wohin ihn sein Herr, der Churfürst von Sachsen, in aller Stille hatte führen lassen, da er doch nicht offenbar dem Kaiser und dem Reiche trotzen konnte. Die Entwickelung der lutherischen Lehre wurde dadurch aber am meisten befördert, daß Karl V. lange Zeit in Spanien verweilend um die deutschen Angelegenheiten sich nicht kümmerte. Daher kehrte denn auch Luther von der Wartburg nach Wittenberg zurück und wirkte mit Melanchthon durch Gebet und Lehre (Bild XII, XIII, XIV); in welchem Streben ihn mancheinmal das tapfre Gemüth seiner Catharina aufrichtete (Bild XV).

Von Anbeginn seines Auftretens hatte Luther die Reichsritterschaft als treuesten Verbündeten zur Seite, deren damaliges Haupt, Franciscus von Sickingen, weitgreifende Pläne zur Reorganisation des Reiches hegte. Er bot Luther seine Hülfe an, und wohl in der bestimmten Absicht, die Reichsritter zu gewinnen, ließ dieser jene berühmte und vielfach angegriffene Schrift „an den Adel deutscher Nation" ausgehen, durch welche zum großen Theil der Verlust der äußeren Güter unserer Kirche hervorgerufen ist. Mit Franciscus von Sickingen lebte in vollstem Einverständnisse Ulrich von Hutten (Bild XVII). Er hatte schon früher die Sache des Lichtes und der Wahrheit verfochten und trat, sowie Luther die Theses angeschlagen hatte, ganz auf seine Seite. Aber die Reichsritter erlagen im Kampfe gegen die Fürsten, und von ihnen hat Luthers Werk nur geringe Förderung erhalten können. Ebensowenig war es der Ausbreitung der Reformation zuträglich, daß in der Schweiz, wo Zwingli gegen die alten Mißbräuche auftrat, der Fanatismus das Volk zum Bildersturme trieb (Bild XVI), und daß sich an diese

Vorgänge in der Schweiz der deutsche Bauernkrieg anschloß. Um sich von dem Vorwurfe zu reinigen, daß dieser Aufstand durch ihn veranlaßt sei, trat Luther mit Entschiedenheit gegen die Auffassung seiner Lehre in die Schranken, durch welche der Bauer zu seinen Forderungen veranlaßt wurde (Bild XVIII). Ebenso kräftig vertheidigte er auch seine Ansicht von dem Abendmahle gegen Zwingli in dem berühmten Religionsgespräche zu Marburg, welches der Landgraf von Hessen veranstaltet hatte (Bild XIII).

Um uns aber daran zu erinnern, daß schon vor Luther's Auftreten den Mißbräuchen entgegengearbeitet worden sei, hat der Künstler den Sebastian Brand und den Rosenblüt uns vorgeführt, welche mit ihrer nüchternen Moral, mit der nackten Regel des gewöhnlichen Lebens zum Verstande des Volkes sprachen und die Opposition gegen die verderbte Geistlichkeit populär machten. Daß aber diese negative Richtung nicht blos zerstört hat, sondern nach der Zerstörung ein neuer Aufbau sich erhob, dazu hat die Kenntniß der alten Sprachen viel beigetragen, denn durch sie wurde die Bibel erst recht zugänglich. Zwei Männer waren es, deren Bemühen und deren Sorgfalt für die classische Bildung in Deutschland reiche Frucht getragen hat: Reuchlin, der Lehrer Melanchthon's und Erasmus von Rotterdam. Und wie diese Männer Luther die Bahn bereiteten, so schlossen sich die Heroen der Kunst auch an ihn an. Wie hat ihn Lucas Cranach verehrt und die andern bedeutenden Künstler: ein Dürer, Fischer und Löffler!

Wie sich nun die Lehre Luther's gestaltet hatte in der Zeit, da ihr zur Entwickelung Raum gegeben war, das wurde in der Confession dargelegt, welche man die Augsburgische nennt. Sie ist das geistig-wahrste und tiefste Resultat der kirchlichen Bewegungen dieser Jahre und darum auch der Grundstein unserer Kirche. In ihr ist der alte Grund des christlichen Dogma's enthalten, und in Bezug auf sie gelten besonders die Worte der Ueberschrift: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen, spricht der Herr. Die Protestanten überreichten sie Karl V. auf dem Reichstage, welchem er nach langer Zeit selbst wieder beiwohnte (Bild XI).

Nach langen Kämpfen schien Karl V. die Protestanten unterworfen zu haben; aber wie wenig sicher seine Macht war, das zeigte sich beim Abfalle des Churfürsten Moritz von Sachsen, der ihn zu eiliger Flucht über die Alpen zwang (Bild XIX) und die Veranlassung wurde, daß durch die Religionsfrieden zu Passau und Augsburg die Stellung der Protestanten Sicherheit gewann (Bild XX). Unter Ferdinand I. und namentlich unter Max II. war für den Protestantismus eine glückliche Zeit, da dieser, wie sein auf dem Grabmal befindlicher Wahlspruch beweist (Bild XXI), es für eine Sünde hielt, wenn Jemand über die Gewissen herrschen wolle.

XII.

Nach Max II. Tode traten namentlich im Hause Habsburg Fürsten hervor, die den Protestanten sehr bald sich feindlich zeigten. Zum Theil trug der protestantische Adel in den Erblanden die Schuld davon, weil er sich den Geldforderungen des Kaisers und der Erzherzöge auf herbe Weise entgegenstellte. Die katholischen Fürsten fanden in diesem Kampfe gegen die Protestanten eine bedeutende Hülfe an den Jesuiten. Ueberall aber begann der Kampf zwischen den beiden Confessionen, erst unscheinbar, klein, bis er dann im dreißigjährigen Kriege fast ein Weltbrand geworden ist. Und grade zu der Zeit, als die ersten Anzeichen des Kampfes bemerkbar hervortraten, grade da herrschte im Reiche Rudolf II., der sich um Nichts kümmerte und nur Sinn für Astrologie und Alchymie und zu steten Begleitern Keppler und Tycho de Brahe hatte (Bild I). Da Rudolf die Stände des Reiches ganz sich selbst überließ und sie nicht schützte, so trat eine Anzahl protestantischer Stände 1608 zur Union zusammen (Bild II), um für ihre Beschwerden Abhülfe zu erlangen und einander tüchtigen Beistand zu leisten. An der Spitze stand der Churfürst von der Pfalz, der als Calvinist und alter, geborener Feind des Hauses Habsburg so von Haß gegen die katholische Herrscherfamilie erfüllt war, daß er sogar vor dem Verrathe des Reiches an Fremde nicht zurückbebte. Leider ist es nicht zu läugnen, daß grade die protestantische Partei im Reiche mit der größten Bereitwilligkeit an fremde Fürsten sich anschloß und für ihre Hülfe ihnen Stücke deutschen Landes abtrat. Denken wir nur an Philipp von Hessen, an die Union und König Heinrich IV., an Löffler, Streuf und an Bernhard von Weimar. Natürlich traten katholische Fürsten gegen diese Union in einen Bund, die Liga, zusammen, an dessen Spitze der mächtigste und eifrigste der katholischen Fürsten, Max von Baiern, stand (Bild III). Schon während dieser Vorgänge hatten die Mitglieder des Hauses Habsburg den Bruder des Kaisers, Mathias, als ihr Haupt anerkannt und zwar, wie sie sich ausdrückten, von wegen der Gemüthsblödigkeit Rudolf's, die ihn an tüchtiger Regierung hindere. Natürlich hatte Rudolf so ganz ohne Widerstand sich diesen Anordnungen der Familie nicht gefügt. In diesen Streitigkeiten blieb ihm nur ein Erbland treu und das war Böhmen, wo er von jeher in seinem Schlosse zu Prag seinen Lieblingsbeschäftigungen nachgehangen hatte. Aber freilich hatte er sich die Treue eines Theiles seiner böhmischen Stände dadurch sichern müssen, daß er ihnen 1609 (Bild I) den Majestätsbrief gab. Um die Auslegung dieses Briefes begann in Böhmen der Kampf, welcher unser Vaterland in so unendliches Unglück gestürzt hat. Zwar ist wohl anzuerkennen, daß die Religionsverträge zu Passau und Augs-

burg nur für eine Zeit lang den Streit stillen konnten, da sie doch eigentlich nur einer augenblicklichen Verlegenheit der katholischen Hauptmacht und dem Zwiespalt dynastischer Interessen im habsburgischen Hause entrissen, keineswegs aber hervorgegangen waren aus der Ueberzeugung, daß beide Parteien zu stark und kräftig wären, als daß eine die andere beherrschen könnte. Die vier auf Karl V. folgenden Kaiser waren theils durch ihre religiöse Richtung, theils durch die Zustände des Reiches zu der Politik gedrängt worden, daß sie sich über den Parteien zu halten versuchten. Auch Mathias hatte auf Anrathen seines ersten Ministers, des Cardinals Klesel (Bild VI) nicht blos im deutschen Reiche, sondern auch in seinen Erblanden meistens dieselbe Politik verfolgt. Als aber sein Neffe Ferdinand von Steiermark zur Nachfolge bestimmt war, da erwachte in den böhmischen Protestanten die Angst, es würde Ferdinand mit ihnen ebenso gewaltsam verfahren, wie er in seinem Erblande Steiermark gegen die Protestanten aufgetreten war. Und daher begannen sie dadurch den Kampf, daß sie unter Anführung des Grafen Thurn am 23. Mai 1618 des Kaisers katholische Räthe zum Fenster des Prager Schlosses hinausstürzten (Bild IV).

Es sei mir erlaubt, hier die Worte Leo's anzuführen, in welchen er seine Ansicht von diesem Kriege ausspricht:

„Am Ende freilich, wird man sagen können, war ein frischer Krieg besser, als das Herumhängen in so vielen unerledigten Interessen. Allein dieser Krieg hat Deutschlands Kraft auf lange Zeit gebrochen, hat herrliche deutsche Landschaften dem Reiche entfremdet, hat die diplomatische Resignation auf die Schweiz und die nördlichen Niederlande herbeigeführt und hat eine (wie sie in der nächstfolgenden Zeit sich erwies) roh-hochfahrende nordische Macht auf lange Zeit zu einer tonangebenden im deutschen Reiche gemacht. Der dreißigjährige Krieg hat — was schlimmer war, als alles Angeführte — auch das deutsch bleibende Deutschland in sittlicher und literarischer Hinsicht verwildert, und ist eine Strafe für den Mangel an Rechtschaffenheit derer, die ihn erregt haben, gewesen, welche die ganze Nation mitgetroffen hat — freilich auch die andern nicht schuldlos; denn wäre nicht in den vorhergehenden, egoistischen Bestrebungen und Verwickelungen, wobei die Religion überall als Maske und als Aushängeschild dienen mußte, schon der beste Theil kräftigen Volksgefühls und sittlicher Gesinnung zu Grunde gegangen gewesen, so hätte keine Partei, wie stark und trotzig, wie sehr sie auch mit Ausländern verbunden sein mochte, ähnliche Begebenheiten, als welche wir demnächst zu betrachten haben, herbeizuführen vermocht."

Nach jener That erließen die böhmischen Stände, welche sich dabei betheiligt hatten, eine Apologie und behaupteten darin, alle Schuld an dem Aufruhr trügen die Jesuiten, denn der Aufstand sei nur ein nothwendiger Widerstand gegen die Rechtsverletzungen, welche die Jesuiten sich hätten zu Schulden kommen lassen. Deshalb verbannten sie denn auch die Jesuiten auf ewige Zeiten aus Böhmen (Bild V).

Als aber Ferdinand II. durch die Schlacht am weißen Berge im Jahre 1620 sein rebellisches Königreich sich unterworfen hatte, da verfuhr er natürlich mit Böhmen, wie mit einem eroberten Lande. Er vernichtete die Privilegien der Protestanten und zerschnitt den Majestätsbrief; er führte die vertriebenen Jesuiten zurück und entschädigte sie, er ließ alle bei dem Aufstande besonders betheiligten Ständemitglieder, die in seine Hand gefallen waren, hinrichten und ihre Güter confisciren (Bild VII).

Als der böhmische Krieg beendet war und der von der dortigen Oppositionspartei gegen Ferdinand II. zum Könige von Böhmen erwählte Churfürst Friedrich V. von der Pfalz sein Königreich und sein Fürstenthum verloren hatte und flüchtig von der Gnade fremder Fürsten lebte, da fand er Hülfe bei den norddeutschen Mächten. Schon seit dem Interregnum treten in Deutschland drei Staatensysteme hervor, die nur in losem Zusammenhange mit einander stehen. Das eine ist das rheinische, welches stets mit Frankreich in Verbindung sich befindet, und viele der Staaten, die dazu gehörten, sind zuerst und bis jetzt dem deutschen Reiche entfremdet worden. Das zweite aber umfaßt Mittel- und Süddeutschland, das, was man so eigentlich „das Reich" nennt und steht fast immer auf der Seite des Kaisers. Das dritte System ist das norddeutsche und enthält vornämlich die Ostseestaaten; diese Staaten haben von dem Interregnum bis zur Reformation wenig sich um den Kaiser gekümmert und der Kaiser ebensowenig um ihre Verhältnisse. Handelsinteressen haben sie schon früh an Dänemark und Schweden gewiesen. Man kann nun nicht leugnen, daß sehr egoistische Rücksichten die meisten dieser norddeutschen Fürsten gegen den Kaiser in die Schranken führten, und vor Allen gilt dies von Christian von Dänemark. Mit seinem Erblande Böhmen übte das einen Rückschlag auf die Politik des Kaisers, der von jetzt ab auch nicht immer streng an dem festhielt, was Rechtens war. Bis dahin hatte der Kaiser den Feldherrn der katholischen Liga, den Grafen Tilly, und das Heer der katholischen Stände auch für seine Zwecke gebraucht; in diesem Kriege gegen Dänemark gelang es Ferdinand II., in dem böhmischen Edelmann Albrecht von Waldtstein einen Mann zu finden, der wie durch Zauberspruch

ein Heer zusammenbringen und das Heer durch das Heer erhalten konnte (Bild VIII).

Als der Kaiser, auf diesen Mann gestützt, Norddeutschland beruhigt hatte, da war aber der bis dahin rechtsachtende Kaiser ein anderer geworden, er war in die Gewalt des dämonischen Slawen gerathen und mußte zur Belohnung dem böhmischen Schlachtschütz ein deutsches Reichsfürstenthum verleihen. Und zwar entriß er den Meklenburgischen Herzögen ihr Land ohne Anklage, Spruch und Achtserklärung. Noch mehr verfeindete Ferdinand II. sich Norddeutschland dadurch, daß er im Jahre 1629 das Restitutionsedict gab, wodurch alle Evangelische in die ängstlichste Besorgniß vor den weiter zu ergreifenden Maßregeln des für die katholische Kirche eifernden Machthabers versetzt werden mußten. Unklug war es wohl, daß Ferdinand das von den Protestanten zurückforderte, was sie seit dem Passauer Vertrage der katholischen Kirche entzogen hatten: aber ein gewisses Recht hatte er dazu, und insofern kann man von seinem Standpuncte aus seine Handlungsweise nicht tadeln.

Es schien auch wirklich Alles zu seinen Gunsten sich zu wenden; es schien, als solle Deutschland noch einmal beruhigt werden, da ja der Kaiser auch den Stein des Anstoßes, den Wallenstein, auf Ansuchen der Fürsten fallen ließ. Aber eben, als Wallenstein resignirte, landete am 24. Juni 1630 ein neuer Feind in der Peenemündung (Bild IX), und das war Gustav Adolf, der Schwedenkönig.

Wir Protestanten, die wir den Haß der Katholiken mit gleicher Abneigung zu vergelten pflegen und diese aus unsern Urtheilen nicht ganz entfernt zu halten wissen, obschon stets in besonderem Maße Humanität und Toleranz zu vertreten glauben, haben diese Ankunft Gustav Adolf's nur als eine Erlösung und Befreiung betrachten gelernt. Das ist aber ein schlimmes Zeichen für unsere deutsche Nationalität, daß so viele Jahrhunderte hindurch fast kein Protestant sich erhoben und darauf aufmerksam gemacht hat, wie zwar Gustav Adolf der protestantischen Kirche eine Stütze gewesen ist; doch aber diese Einmischung der Fremden das Unglück und die Zerrissenheit unserer Nation für lange Zeit befördert hat. Wie sehr auch Gustav Adolf's edler Charakter, wie sehr seine Frömmigkeit und die Kraft seiner Seele anzuerkennen ist, er war und blieb doch auch in Deutschland schwedischer König, der zwar das Heil der Kirche fördern, aber auch zugleich Schweden erheben wollte.

Und das sahen viele der deutschen Fürsten jener Zeit sehr wohl ein, denn weder traten der Herzog von Pommern, noch die Churfürsten von Brandenburg und

Sachsen freiwillig zu den Schweden, da das ihrer Pflicht gegen Kaiser und Reich zuwiderlaufe. Die beiden ersten Fürsten zwang der König zum Beitritt mit Gewalt, den letzteren trieben die Verheerungen kaiserlicher Truppen jedoch erst nach langem Zögern dazu. Ehe Gustav Adolf aber bis nach Sachsen hin vorgedrungen war, hatte Tilly Magdeburg, das sich gleich an Gustav Adolf geschlossen, am 20. Mai 1631 mit Sturm genommen (Bild X). Auf dem Andenken Tilly's ruht seit jener Zeit ein Fluch, und doch ist es gewiß, daß er weder das Morden und Brennen befohlen, noch auch irgendwie daran Gefallen gefunden hat. Daß aber Gustav Adolf die Stadt nicht entsetzt hat, das suchen wir auf alle mögliche Weise zu entschuldigen und wollen das Einfachste nicht einsehen, wie er seine Interessen auch nicht einen Augenblick für seine protestantischen Verbündeten auf's Spiel setzen wollte. Somit müssen wir auch zugestehen, daß sein Tod in der Lützener Schlacht für Deutschland ein Glück gewesen ist (Bild XI). Was die schwedische Invasion für die Kirche nützen konnte, das war bis dahin festbegründet worden; mit dem Tode des Königs aber war die schwedische Eroberungslust, wenn nicht verschwunden, doch nicht mehr so gefährlich. Im Frieden zu Münster und Osnabrück (Bild XIII) konnte man nun die Schweden doch mit einigen Stücken von Norddeutschland befriedigen, während des Königs Streben auf alle deutschen Lande bis zum Main hin gerichtet war.

In dem kleinen Eckfelde oben rechts erinnert der Künstler an die ausgezeichneten Theologen jener Zeit; wir finden da: Arndt, Andreae, Scriverius, Paul Gerhard und die etwas später lebenden Spener und Franke (Bild XII), ihnen gegenüber den vortrefflichen katholischen Priester: Thomas von Kempis.

In dem darunter stehenden Felde erblicken wir Kaiser Ferdinand III., der den Frieden zu Münster geschlossen hat, in Trauer an dem Sarge seines Sohnes, welcher in voller Blüthe des Lebens dahingerafft wurde (Bild XIV).

XIII.

Seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts, seit der Zeit, von welcher an wir den Verfall des Mittelalters datiren, beginnt allmählig ein anderes Verhältniß der Staaten zu einander und eine neue Gestaltung der Staaten in sich. Bis dahin tritt Frankreich im Vergleich zu dem Deutschen Reiche in den Hintergrund; im Anfange des 14. Jahrhunderts aber erhält es schon dadurch bedeutendes Ansehen, daß es den Papst, dem die geistesmächtigen Hohenstaufen erlegen waren, daß es den demüthigte und in schimpflicher Gefangenschaft zu Avignon umstrickte. Je mehr Deutschland sank, je mehr und mehr es eine Gemeinschaft selbstständiger Fürsten, je mehr es ein Staatenbund wurde, desto höher stieg Frankreich, weil es die ent-

gegengesetzte Entwickelung durchmachte und aus einem Conglomerat vieler, fast unabhängiger Staaten immer mehr und mehr eine Monarchie wurde, deren Mittelpunkt der König war. Vollendet wurde diese Entwickelung durch Ludwig XIV., der mit Recht sagen konnte: l'état c'est moi (Bild I). Natürlich hat dieser große König nur das Werk beendet, welches seine Vorgänger begonnen hatten. Was sie gethan, das hat er auch stets mit Dankbarkeit anerkannt und namentlich den Premierminister seines unbedeutenden Vaters, den Cardinal Richelieu, als sein Vorbild und leuchtendes Beispiel oft gerühmt und ihn oft als den vollendetsten Staatsmann gepriesen. Richelieu's bester Schüler, der zwar mit dem Meister nicht zu vergleichen ist, dennoch aber den Staat in den Frondekriegen mit Geschick leitete und zuletzt trotz aller Niederlagen der Krone den Sieg verschaffte, war der Cardinal Mazarin, welcher bis an seinen Tod Ludwig's XIV. Premierminister und somit Regent von Frankreich war.

Sterbend gab er seinem Könige den Rath, er möge nie wieder einen Premierminister ernennen, sondern selbst die Zügel des Staates mit fester Hand fassen. Und das that Ludwig XIV. Wollte er jedoch seine Zwecke erreichen, die letzte Bedeutung ständischen Wesens vernichten und den reinen Absolutismus durchführen, wie er eben seinen Ausdruck in dem l'état c'est moi findet, so bedurfte er eines Heeres, das ganz von ihm abhing und in ihm doch wieder den Vertreter der Nationalität sah, und um dies Heer zu erhalten, hatte er Geld nöthig, und das konnte nur durch eine tüchtige Verwaltung der Finanzen herbeigeschafft werden. Für diesen Zweig der Administration hatte Mazarin dem Könige den Jean Baptiste Colbert empfohlen, und auch nach dem Tode des Cardinals verblieb die Gunst des Königs stets dem geschickten Manne, welcher zu den fortdauernden Kriegen und zu den glänzenden Hoffesten immer Geld zu schaffen wußte. Alles das jedoch, was der König bezweckte, war etwas Endliches und Vergängliches; Ruhm und Ehre wollte er erwerben und zwar durch rein weltliche und mechanische Mittel, die zum Ziele führten, weil sie auf der Kenntniß menschlicher Schwächen beruhten. Sein Lehrmeister war Machiavell. Zuerst gewann Ludwig XIV. theils auf friedlichem Wege, durch Unterhandlungen, theils durch kriegerische Bestrebungen das Uebergewicht in Deutschland. Er umstrickte viele deutsche Fürsten, so daß sie mit ihm den rheinischen Bund schlossen (Bild II), und übervortheilte den langsamen, bedächtigen, der Hofetiquette hingegebenen und vom mächtigen Adel regierten Leopold I. (Bild III) überall, wo er mit ihm zusammenstieß. Das war eine Zeit des Unglücks und der Schande für Deutschland, und nur ein einziger aufblühender Staat war es, der durch ähnliche Reformen wie Frankreich neues Leben gewann und dem französischen Treiben sich entgegenstellen konnte.

Und das war Brandenburg. Der Zwiespalt, welcher zwischen dem calvinistischen Herrn und seinen lutherischen Ständen ausgebrochen war, lähmte im dreißigjährigen Kriege die Macht des Staates vollkommen, so daß der große Churfürst, als er 1640 an's Regiment kam, den Staat von Neuem sich erwerben und dann erst zu kräftiger Thätigkeit heranbilden mußte. Da nun die alte Verfassung des Staates unmöglich fortbestehen konnte, wenn eine den neuen Zeitbewegungen angemessene Bethätigung des Churlandes verlangt wurde, so zerbrach der große Churfürst die alten Formen und vereinte die Kräfte des Landes in seiner Hand. Man wird nicht behaupten wollen, daß er dabei immer schonend vorgegangen sei, und man wird zugeben müssen, daß aus diesem oft gewaltsamen Verfahren mancherlei Unheil für die spätesten Generationen sich entwickelt hat; man wird aber doch, so man nur genauer die Sache ansieht, wohl erkennen, daß er seine erworbene Macht nicht wie Ludwig XIV. und seine Nachfolger zur Befriedigung seiner Lüste und zur Beschädigung seiner Nachbarn, sondern daß er sie zum Wohle seines Landes und zur Wahrung gegen fremde Uebergriffe verwandt hat. Deshalb hat ihm die Nachwelt den Namen „des Großen" nicht entrissen, während Ludwig XIV. ihn verloren hat; deshalb sind Ludwig's XIV. Nachkommen mit dem Fluche beladen körperlich und geistig verkommen, während von dem Hause des Churfürsten der Segen nicht gewichen ist. Zum erstenmale trafen diese beiden großen Männer in dem Kriege zusammen, den Ludwig XIV. gegen Holland im Jahre 1672 unternahm. Um den großen Churfürsten vom Rheine wegzuscheuchen, bewog der französische König die Schweden von Pommern aus in die Mark einzufallen. Da eilte der Churfürst seinem Erblande zu Hülfe und besiegte die Schweden bei Fehrbellin (Bild IV).

Dieser Kampf gegen Holland zerstörte aber eigentlich die Pläne des französischen Cabinets. Ludwig XIV. wollte die Republik unschädlich machen, sie schwächen, und gerade die Noth, welche er über das Land brachte, stellte Wilhelm von Oranien mit größerer Macht ausgerüstet an die Spitze des Staates, als sie bisher je ein Statthalter gehabt hatte. Und Wilhelm erhielt dadurch noch um so größere Bedeutung, daß er der Schützer der protestantischen Interessen, der Hort der europäischen Staaten gegen Frankreichs Uebergriffe wurde. Diese Stellung, die er errungen, verschaffte ihm dann später auch die Krone Englands. So war denn eine Gegenmacht gegen Ludwig's XIV. weitgreifende Pläne erstanden. Zuerst half Wilhelm von Oranien, als Ludwig XIV. in der Zeit, da er am mächtigsten war, gegen Deutschland und Spanien mit brutaler Gewalt im Frieden durch die Reunionskammern Eroberungen machte. Nirgends war damals Hülfe zu finden. Der Kaiser Leopold I. konnte die Fürsten des Reiches am Rheine nicht schützen,

gegengesetzte Entwickelung durchmachte und aus einem Conglomerat vieler, fast unabhängiger Staaten immer mehr und mehr eine Monarchie wurde, deren Mittelpunkt der König war. Vollendet wurde diese Entwickelung durch Ludwig XIV., der mit Recht sagen konnte: l'état c'est moi (Bild I). Natürlich hat dieser große König nur das Werk beendet, welches seine Vorgänger begonnen hatten. Was sie gethan, das hat er auch stets mit Dankbarkeit anerkannt und namentlich den Premierminister seines unbedeutenden Vaters, den Cardinal Richelieu, als sein Vorbild und leuchtendes Beispiel oft gerühmt und ihn oft als den vollendetsten Staatsmann gepriesen. Richelieu's bester Schüler, der zwar mit dem Meister nicht zu vergleichen ist, dennoch aber den Staat in den Frondekriegen mit Geschick leitete und zuletzt trotz aller Niederlagen der Krone den Sieg verschaffte, war der Cardinal Mazarin, welcher bis an seinen Tod Ludwig's XIV. Premierminister und somit Regent von Frankreich war.

Sterbend gab er seinem Könige den Rath, er möge nie wieder einen Premierminister ernennen, sondern selbst die Zügel des Staates mit fester Hand fassen. Und das that Ludwig XIV. Wollte er jedoch seine Zwecke erreichen, die letzte Bedeutung ständischen Wesens vernichten und den reinen Absolutismus durchführen, wie er eben seinen Ausdruck in dem l'état c'est moi findet, so bedurfte er eines Heeres, das ganz von ihm abhing und in ihm doch wieder den Vertreter der Nationalität sah, und um dies Heer zu erhalten, hatte er Geld nöthig, und das konnte nur durch eine tüchtige Verwaltung der Finanzen herbeigeschafft werden. Für diesen Zweig der Administration hatte Mazarin dem Könige den Jean Baptiste Colbert empfohlen, und auch nach dem Tode des Cardinals verblieb die Gunst des Königs stets dem geschickten Manne, welcher zu den fortdauernden Kriegen und zu den glänzenden Hoffesten immer Geld zu schaffen wußte. Alles das jedoch, was der König bezweckte, war etwas Endliches und Vergängliches; Ruhm und Ehre wollte er erwerben und zwar durch rein weltliche und mechanische Mittel, die zum Ziele führten, weil sie auf der Kenntniß menschlicher Schwächen beruhten. Sein Lehrmeister war Machiavell. Zuerst gewann Ludwig XIV. theils auf friedlichem Wege, durch Unterhandlungen, theils durch kriegerische Bestrebungen das Uebergewicht in Deutschland. Er umstrickte viele deutsche Fürsten, so daß sie mit ihm den rheinischen Bund schlossen (Bild II), und übervortheilte den langsamen, bedächtigen, der Hofetiquette hingegebenen und vom mächtigen Adel regierten Leopold I. (Bild III) überall, wo er mit ihm zusammenstieß. Das war eine Zeit des Unglücks und der Schande für Deutschland, und nur ein einziger aufblühender Staat war es, der durch ähnliche Reformen wie Frankreich neues Leben gewann und dem französischen Treiben sich entgegenstellen konnte.

Und das war Brandenburg. Der Zwiespalt, welcher zwischen dem calvinistischen Herrn und seinen lutherischen Ständen ausgebrochen war, lähmte im dreißigjährigen Kriege die Macht des Staates vollkommen, so daß der große Churfürst, als er 1640 an's Regiment kam, den Staat von Neuem sich erwerben und dann erst zu kräftiger Thätigkeit heranbilden mußte. Da nun die alte Verfassung des Staates unmöglich fortbestehen konnte, wenn eine den neuen Zeitbewegungen angemessene Bethätigung des Churlandes verlangt wurde, so zerbrach der große Churfürst die alten Formen und vereinte die Kräfte des Landes in seiner Hand. Man wird nicht behaupten wollen, daß er dabei immer schonend vorgegangen sei, und man wird zugeben müssen, daß aus diesem oft gewaltsamen Verfahren mancherlei Unheil für die spätesten Generationen sich entwickelt hat; man wird aber doch, so man nur genauer die Sache ansieht, wohl erkennen, daß er seine erworbene Macht nicht wie Ludwig XIV. und seine Nachfolger zur Befriedigung seiner Lüste und zur Beschädigung seiner Nachbarn, sondern daß er sie zum Wohle seines Landes und zur Wahrung gegen fremde Uebergriffe verwandt hat. Deshalb hat ihm die Nachwelt den Namen „des Großen" nicht entrissen, während Ludwig XIV. ihn verloren hat; deshalb sind Ludwig's XIV. Nachkommen mit dem Fluche beladen körperlich und geistig verkommen, während von dem Hause des Churfürsten der Segen nicht gewichen ist. Zum erstenmale trafen diese beiden großen Männer in dem Kriege zusammen, den Ludwig XIV. gegen Holland im Jahre 1672 unternahm. Um den großen Churfürsten vom Rheine wegzuscheuchen, bewog der französische König die Schweden von Pommern aus in die Mark einzufallen. Da eilte der Churfürst seinem Erblande zu Hülfe und besiegte die Schweden bei Fehrbellin (Bild IV).

Dieser Kampf gegen Holland zerstörte aber eigentlich die Pläne des französischen Cabinets. Ludwig XIV. wollte die Republik unschädlich machen, sie schwächen, und gerade die Noth, welche er über das Land brachte, stellte Wilhelm von Oranien mit größerer Macht ausgerüstet an die Spitze des Staates, als sie bisher je ein Statthalter gehabt hatte. Und Wilhelm erhielt dadurch noch um so größere Bedeutung, daß er der Schützer der protestantischen Interessen, der Hort der europäischen Staaten gegen Frankreichs Uebergriffe wurde. Diese Stellung, die er errungen, verschaffte ihm dann später auch die Krone Englands. So war denn eine Gegenmacht gegen Ludwig's XIV. weitgreifende Pläne erstanden. Zuerst half Wilhelm von Oranien, als Ludwig XIV. in der Zeit, da er am mächtigsten war, gegen Deutschland und Spanien mit brutaler Gewalt im Frieden durch die Reunionskammern Eroberungen machte. Nirgends war damals Hülfe zu finden. Der Kaiser Leopold I. konnte die Fürsten des Reiches am Rheine nicht schützen,

da ihn die Türken bedrängten. Als sie 1683 Wien belagerten, wußte sich der Kaiser selbst nicht zu helfen; er entfloh und überließ die Vertheidigung der Stadt den Bürgern und Studenten, welche sich unter dem tüchtigen Grafen Rüdiger von Starhemberg so lange tapfer wehrten, bis der Polenkönig Johann Sobiesky und deutsche Fürsten in glücklichem Kampfe den Erbfeind der Christenheit besiegten und die Stadt befreiten (Bild V). Als im Jahre 1688 die Stuarts aus England vertrieben wurden und ihre Krone an Wilhelm von Oranien fiel, da sank Ludwig's XIV. Stern und die Blüthe Frankreichs wurde in den darauf folgenden Kriegen gebrochen. In jenem Jahre hatte nämlich Ludwig XIV. einer Erbschaft wegen seine Räubereien am Rhein wieder begonnen; fand nun aber, da sein alter Gegner König von England geworden war, kräftigen Widerstand.

In diesem Kriege verwüsteten die Franzosen auf's Schimpflichste die Rheinlande und besonders die Pfalz. So barbarische Frevel verübten sie, daß sie sogar im Dome zu Speier die Gräber der Kaiser entweihten, die Särge erbrachen und die Leichen ihres Schmuckes beraubten (Bild VI).

Diesen Krieg beendeten die kämpfenden Mächte deshalb im Jahre 1698, weil vorauszusehen war, daß in kurzer Zeit um die Thronfolge in Spanien ein blutiger Streit entstehen würde. Dort starb nämlich mit Karl II. im Jahre 1760 das Haus Habsburg aus, und da nun die Bourbons und die österreichischen Habsburger Anspruch auf die Nachfolge machten, und da auf eine Verständigung beider Mächte deshalb um so weniger zu hoffen war, weil Ludwig's XIV. Ansprüche ungegründet waren, so ergriff fast ganz Westeuropa für oder wider Frankreich die Waffen und ein gewaltiger Kampf durchtobte Meer und Land 14 Jahre lang, bis endlich im Frieden zu Rastadt das ganz erschöpfte Frankreich dennoch seinem Prinzen den spanischen Thron sicherte (Bild VII). Damit aber war Ludwig's Laufbahn und Wirken beendet; bald darnach sank er in's Grab und seiner Leiche folgte der Fluch und der Hohn seiner Unterthanen.

Nach diesem Kriege und nach dem Tode Ludwig's XIV. tritt eine Zeit der Erschöpfung ein, eine Zeit der trostlosesten Oede, in der kein bedeutender Mensch die Geschicke Europa's ändert; man nennt diese Zeit von 1714—1740 die Zeit der Intriguenpolitik. In dieser Zeit entwickelte sich Preußen in seinem Inneren, während es nach außen hin nur gar zu oft den feineren diplomatischen Künsten der anderen Höfe unterlag. Der deutsche Kaiser Karl VI. hatte während dieser Zeit nur den einen Gedanken, seiner Tochter die Erbfolge in den Kronländern und seinem Schwiegersohne die Kaiserkrone zu sichern. Es schien bei seinem Tode, als sei das gelungen und als seien alle Hindernisse glücklich weggeräumt. Da trat aber Friedrich II. mit seinen Ansprüchen auf Schlesien hervor, und um ihn schaarte sich die

Opposition, die dem Hause Habsburg die deutsche Kaiserkrone nehmen und Deutschland's Verhältnissen eine andere Richtung geben wollte. Es handelte sich darum, ob Preußen in seiner neuen Entwickelung, mit seinen neuen Formen, welche ja bis heute noch von den Formen der anderen Staaten Deutschland's so unterschieden sind, ob Preußen zur Geltung kommen und in die Reihe europäischer Mächte tretend zur vollsten Blüthe sich entfalten würde, oder in dem modernden Gebäu des deutschen Reiches seine schönsten Triebe verkümmern lassen müßte? Gleich die erste Schlacht, welche Friedrich II. gewann, die bei Mollwitz, entschied die Frage zu Gunsten Preußens, und wie tief das Friedrich fühlte, zeigt der Dank, welchen er nach der Schlacht den Generalen zollte (Bild VIII). Aus dem so reichen Material, welches die drei schlesischen Kriege darbieten, sind nur noch zwei Momente des dritten oder siebenjährigen Krieges hervorgehoben. Der eine zeigt Friedrich II. vor der Schlacht bei Leuthen in seinem tiefsten Unglück, wie er mit seinen Generalen den Stand der Dinge überlegt (Bild IX). Da wahrlich konnte und mußte er mit dem Psalmisten sprechen: „sie umgeben mich allenthalben; aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen." Die zweite Begebenheit, welche dargestellt wird, ist der Kampf bei Zorndorf (Bild X). Dort zeigte sich ein bis dahin in Deutschland noch fast unbekannter Feind, die Russen, und grade deshalb, weil sie in diesem Kriege schon sehr bedeutend auf die Geschicke Deutschland's einwirken, hat der Künstler diese Schlacht hervorgehoben.

Nach langen Kämpfen ist Preußens Stellung anerkannt worden durch den Hubertsburger Frieden (Bild XI). Das, was nun Friedrich der Große in den Kämpfen erworben, hat er dann erst durch seine Friedensthätigkeit (Bild XII) befestigt und zu rechter Blüthe gebracht.

Alle diese politischen Entwickelungen dieser Zeit aber sind darin so sehr eigenthümlich und interessant, daß sie zum großen Theil durch philosophische Systeme und Lehren hervorgerufen und stets von denselben begleitet werden. Das ist zwar in gewisser Weise immer der Fall; jedoch gewinnt selten die Theorie einen solchen Einfluß auf die Praxis, wie das grade damals geschah. Man kann daher die Geschichte dieser Zeit nicht verstehen, wenn man nicht die philosophischen Systeme begriffen hat. Um daran zu erinnern, finden wir denn auch auf dem ganzen Bilde hier und da die Portraits der bedeutenderen Philosophen, wie auch an das Erwachen deutscher Kunst und Wissenschaft an vielen Stellen des Bildes theils durch Inschriften, theils durch Portraits der Künstler, Dichter und Gelehrten erinnert ist.

XIV.

Da durch Ludwig's XIV. und seiner Nachfolger Sünden und Laster der französische Staat heillos zerrüttet war, da von oben her die Verderbniß alle Schichten des Volkes durchdrungen hatte, so verzweifelte man in Frankreich an der natürlichen Fortbildung des Staates und neigte sich auch natürlich der Theorie zu, nach welcher der Staat nicht ein organisches Gewächs ist, erblüht wie die Blume des Feldes aus uns unbekannten, mysteriösen Grundlagen, sondern nach welcher er durch einen Vertrag entstanden ist, von dem aber weder die Geschichte, noch auch nur die Sage irgend welche Andeutung giebt. Man sah die bestehende natürliche Fortbildung des Gemeinwesens — und darin hatte man in Frankreich nicht ganz Unrecht — als ein Werk des Eigennutzes an und verlangte eine Entwickelung, die vom Privatinteresse frei wäre. Das war die natürliche Reaction gegen Ludwig's XIV. Ausspruch: l'état c'est moi. Man verlangte also, daß der Staat fortgebildet werden solle, ganz abgesehen von dem Interesse, welches die Einzelnen, aus denen eben der Staat bestand, noch geltend machen könnten. Er solle construirt werden seinem Begriffe gemäß. Diesen Begriff faßte man nun nicht als ein Concretum, als ein Volksthum, sondern als ein Abstractum; man beachtete nicht die Eigenthümlichkeit des bestimmten Volkes, sondern schuf sich chimärische Gebilde, welche man Gemeinwohl und Menschenwürde nannte, dann wollte man den einzelnen Staat ohne Rücksicht auf seine Besondernheit nach philosophischen Kategorieen ummodeln und diese Philosopheme als die allein beglückenden zur Geltung bringen.

Schon in der blos wissenschaftlichen Entwickelung dieser Richtungen fand ein stetes Fortgehen zu immer abstracter gefaßten Ansichten Statt; die beiden letzten Phasen dieser Ausbildung finden wir in Montesquieu's und Rousseau's Systemen. Ehe man nun aber dazu kam einzusehen, daß es ein Gemeinwohl ohne Einzelwohl, daß es ein Staatsrecht ohne ein Privatrecht nicht gebe, gab es in Frankreich nur einen bewegenden Geist, nur ein Wesen, welches über die Gemüther Macht hatte, nur eine Religion — die Religion des abstracten Staates. Sie absorbirte alles historisch Gegebene, schnitt ihm theils die nährenden Wurzeln weg, oder brach es mit Gewalt.

Den ersten revolutionären Schritt hatte Ludwig XVI. allerdings dadurch gethan, daß er die Stände zuerst in neuer Weise berief; den zweiten thaten die Stände, da sie das abschafften, was der König von den alten Ständen zu halten suchte. Diese Reste der früheren Verfassung hatten jetzt keinen Grund und Boden mehr im Rechte, denn überall trat die sehr berechtigte Ansicht hervor, daß man die

alten Stände in alter Weise hätte berufen und durch sie in gesetzlicher Weise hätte Aenderungen beschließen lassen müssen; daß aber nun, da man einmal revolutionirt hatte, diese alten Zustände den Neuerungen keine Schranke mehr ziehen könnten. In diesem Kampfe um die Ueberreste der alten Rechte war der Hof in der Achtung der Nation gesunken, der König endlich gefangen und hingerichtet und Frankreich im September 1792 zu einer Republik erklärt worden (Bild I). Natürlich mußten dieser freiheitdürstenden Generation die Hierarchie, die Kirche und die christliche Lehre als unnütze und überflüssige Fesseln erscheinen, und man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Jubel das Volk die Erklärung einiger Geistlichen annahm, die da bekannten: sie hätten ihr liebes Leben lang Lügen gepredigt, es sei Nichts mit diesem Christus, das Volk wolle kein Christenthum mehr, so wollten sie es auch nicht länger und erkennten keine Religion mehr an, als die der Freiheit.

So dankten denn theils die Pfarrer ab, theils schickten die Gemeinden sie weg. Die Kirchenglocken wanderten in die Kanonengießereien, das Kirchensilber in die Münze; aus dem Leinenzeuge verfertigte man Hemden für die Armee und aus den Meßgewändern machte sich der Pöbel Kleidungsstücke. Alles Heilige wurde entweiht und verspottet, und endlich an Stelle der abgeschafften christlichen Religion eine neue vom Baron Cloots erfundene im Convente proclamirt. Es war das die Religion des werdenden, zu sich selbst kommenden Geistes, die Religion der Vernunft. Die Vernunft wurde repräsentirt durch ein lüderliches Weib der Oper, durch eine Demoiselle Candeille. Vom Convente aus trug man sie, die auf einem Tragesessel thronte, in Prozession zur alten, ehrwürdigen Kirche Notre Dame. Da saß sie, wohlgeschmückt, im himmelblauen Mantel, die rothwollene Jakobinermütze auf dem Haupte, mit Eichenlaub bekränzt und mit der Pike, dem Symbol des Volksgottes in der Hand. Um sie herum schaarte sich die Menge, sang eine Hymne auf die Freiheit und feierte so den neuen Gottesdienst.

Damit hatte die französische Revolution ihren Höhepunct erreicht. In Robespierre schien zu gleicher Zeit das Gemeinwohl verkörpert zu sein; aber so wie er aus der Menge heraustrat, zeigte sich sein Wille sogleich nicht als Wille der Gesammtheit, sondern als Einzelwille und somit als Tyrannei; womit er sich selbst verneinte und seinen Sturz bewirkte. Am 28. Juli 1794 wurde er und seine Genossen hingerichtet (Bild II) und somit die Zeit der Schreckensherrschaft beendet. An die Spitze von Frankreich trat ein Directorium von fünf Männern, und unter ihnen und durch sie begann eine friedlichere Regierung und die Rückkehr zu geordneten Verhältnissen. Das Haupt des Directoriums war Barras; er hatte, als er Director wurde, die von ihm bekleidete Stelle eines Generals der Armee des Innern

niedergelegt und diese Stelle den Händen Buonaparte's anvertraut. Da dieser schon damals kein unbedeutender General war und mit Barras in inniger Beziehung stand, weil er die Maitresse des Barras, die Josephine Beauharnais geheirathet hatte, so übergab ihm dieser im Jahre 1796 das Obercommando der Armee in Italien, bei welcher schwere Kämpfe in Aussicht standen. Damit begann Napoleon's Glücksstern aufzugehen.

Natürlich blieb diese Bewegung in Frankreich nicht ohne bedeutenden Einfluß auf Deutschland; manch edles deutsches Gemüth wurde im Anfange für die Revolution begeistert; die meisten aber wandten sich im Verlaufe derselben mit Schauder und Entsetzen von den Greueln derselben ab. So fanden die neuen Ideen anfangs am Rheine einen günstigen Boden; doch bald traten auch hier entschiedene Gegner derselben auf und suchten sich, wiewohl vergebens, davor zu bewahren. Um das anzudeuten, erfaßt der Künstler den Moment (Bild III), wie die Frankfurter ihre Thore verrammeln, damit sie sich dadurch vor Frankreich schützen möchten.

Nach der Hinrichtung des Königes und der Königin, nach der Proclamirung der Republik war für Frankreich nur im Kriege Rettung und Heil. Und der Krieg wurde von den französischen Truppen glücklich geführt. So kämpfte im Jahre 1796 Moreau am Oberrhein und Buonaparte in Italien. Es stand aber dem Moreau und seinem Unterfeldherrn Jourdan der tüchtige Erzherzog Karl gegenüber, und wenn auch Moreau siegend vordrang, mußte er dennoch seine Vortheile in Deutschland aufgeben und an den Rhein zurückgehen, weil Karl den Jourdan schlug und so Moreau's linke Flanke bedrohte (Bild IV). Bei diesem Vordringen der französischen Armee wurde auch die Festung Ehrenbreitenstein genommen und geschleift (Bild VII), weil sie an dem Zusammenfluß der Lahn, Mosel und des Rheins gelegen ein wichtiger Punct für die Beschützung Deutschland's war. Da aber Napoleon in Italien Sieg auf Sieg erfocht, und da die Reaction in Frankreich, auf welche Oesterreich gehofft hatte, nicht eintrat, sah es sich genöthigt, mit Buonaparte Frieden zu schließen. Das geschah am 17. Oct. 1797 zu Campo Formio (Bild V). In diesem Frieden verlangte Napoleon schon, daß Kaiser Franz den Rhein als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich anerkenne und die verlierenden Fürsten durch geistliche Güter entschädige. Es sind das die Forderungen, welche wenige Jahre später die Auflösung des Deutschen Reiches zur Folge hatten. Diesen Frieden schloß Napoleon beinahe gegen den Willen des Directoriums; aber seine Siege hatten ihn so sehr zum Abgotte des Volkes gemacht, daß ihn die Directoren, als er nach Paris kam, auf das Glänzendste empfangen mußten. Diese hatten den Plan gefaßt, England's Uebergewicht zur See durch eine kühne Landung in Großbritannien selbst zu brechen. Napoleon aber auf der

Ansicht beharrend, daß man England wohl erobern, jedoch nicht behaupten würde, hatte den Entschluß gefaßt, Aegypten einzunehmen und von da aus die Engländer in Indien anzugreifen. Bekannt ist es, daß er den ersten Theil dieses Planes, nämlich die Eroberung von Aegypten glücklich durchführte, daß aber der zweite Theil unausgeführt blieb, weil ihn die Verhältnisse in Europa zu schleuniger Rückkehr ermahnten. Die Gewaltthätigkeiten nämlich, welche sich die Franzosen in der Schweiz und in Italien erlaubten, waren die Ursache, daß England, Rußland und Oesterreich im Jahre 1798 eine Coalition gegen Frankreich schlossen. Der Kampf, der darauf zwischen den Alliirten und Frankreich ausbrach und eine nicht sehr glückliche Wendung für die Franzosen nahm, vergrößerte nur noch das Elend, welches im Innern Frankreichs schwer auf der Nation lastete, und ließ Napoleon's Rückkehr aus Aegypten als eine Befreiung von unerträglichem Joche ansehen. So wie er heimgekehrt war, stürzte er das Directorium und ernannte sich zum Consul. Nun nahm der Kampf auch sehr bald eine andere Wendung. Napoleon besiegte die Oesterreicher in dem glänzenden Feldzuge in Italien und zwang sie im Jahre 1801 zum Frieden zu Lüneville, durch welchen er die Herrschaft über Mitteleuropa sich sicherte (Bild VIII). Dieser Friedensschluß hatte für Deutschland die wichtigsten Folgen, denn es wurden danach viele kleine Staaten und freie Städte aus der Liste der selbstständigen Mächte gestrichen und dadurch wohl viel Gutes hervorgerufen; zugleich aber auch offen und auf brutale Weise das Reich der Gewalt proclamirt. Als durch das Consulat die Franzosen wieder an ein monarchisches Regiment gewöhnt waren, da proclamirte sich Napoleon 1804 zum Kaiser der Franzosen, und zwar sollte diese neue Monarchie nicht durch göttliches Recht entstanden sein, sondern auf dem souveränen Willen des Volkes beruhen. Das Kaiserthum mußte sich aber erst durch einen Kampf gegen eine neue Coalition europäischer Mächte Achtung verschaffen. Es hatte sich gegen Napoleon Schweden, England, Oesterreich und Rußland verbunden; wiederum jedoch siegte Frankreich, und namentlich entschied die blutige Dreikaiser-Schlacht bei Austerlitz (Bild X) den Kampf zum Nachtheile der Alliirten. Oesterreich hoffte in diesem Kampfe auch noch nach der Schlacht, daß Preußen sich mit ihm verbinden würde; als aber Napoleon auf kluge Weise den schwachen Minister von Haugwitz zu einem Bündnisse verlockt hatte, da schwand Oesterreich's Hoffnung und es schloß mit Napoleon einen ungünstigen Frieden zu Preßburg. Die Folge dieses Friedens war die Auflösung des Deutschen Reiches, welche im August 1806 in Regensburg dadurch erfolgte, daß Franz die deutsche Kaiserkrone niederlegte, nachdem vorher die bedeutendsten Fürsten am Rhein und in Süddeutschland sich zum Rheinbunde vereint hatten, dessen Protector Napoleon wurde (Bild XII).

Nun hatte Napoleon noch einen sehr mächtigen Feind zu bekämpfen, der ihm

dadurch überlegen war, daß ihm die Herrschaft des Meeres gehörte, und dieser Feind war England. Um diesem mächtigen Staate die Lebensadern zu unterbinden, wollte er ihm den Handel mit dem Festlande rauben und gedachte das durch die Sperre des Continentes zu erreichen. Damit er diese durchführen könne, mußte er die Unabhängigkeit aller europäischen Staaten brechen und das verwickelte ihn in Krieg mit Rußland und Preußen.

Seit dem Frieden zu Basel hatte der Norden in Ruhe gelebt; alles Interesse für Politik war verschwunden und man hatte sich ganz den literarischen Bewegungen hingegeben.

Diese gingen besonders von Weimar und von Königsberg aus, und der Künstler erinnert an die bedeutenden Männer in Kunst und Wissenschaft durch das sechste und neunte Bild. Alle diese Heroen sahen noch den Staat als etwas Fremdes und ihnen Gegenüberstehendes oder wenigstens als etwas Gleichgültiges an, und erst die nachfolgende Unglückszeit, welche über Deutschland hereinbrach, zeigte klar, wie alle Kunst und Wissenschaft nur dann Werth gewinnt, wenn sie im Volke wurzelt und der Weiterbildung des Staates und der Kirche mit Bewußtsein sich widmet. — Preußen, durch Rußland's Beitritt verstärkt, begann den Kampf mit großem Muthe; aber es war seiner Politik wegen, die es in den letzten Jahren verfolgt hatte, in Deutschland verhaßt worden und hatte sein Heer nicht den Forderungen der Zeit gemäß umgebildet. So unterlag es denn in den Schlachten bei Jena (Bild XI), kämpfte vergebens, aber nicht ruhmlos bei Preußisch Eylau (Bild XIII) und verlor im Frieden zu Tilsit die Hälfte seiner Länder. Preußen büßte vornämlich dadurch so viel ein, daß Napoleon den russischen Kaiser Alexander bei einer Zusammenkunft auf dem Niemen gewonnen (Bild XIV) und somit den Preußen ihren hauptsächlichsten Bundesgenossen entfremdet hatte. Dieses Unglück und diese Schmach, welche nach dem Frieden und durch denselben über Preußen verhängt wurde, erzeigte sich aber in Wahrheit als ein Glück für das Land und für ganz Deutschland, und mit Recht kann man die Worte des Jesaias hier anwenden, wenn er ausruft: „Man stößet mich, daß ich fallen soll; aber der Herr hilft mir." Der Herr half unserem Volke, weil es in sich ging und im Vertrauen auf ihn den Neubau begann. Auf dem funfzehnten Bilde erblicken wir die Männer, welche mit Muth und Kraft das Werk der Erlösung begründet haben.

Nachdem Napoleon Preußen gedemüthigt und Rußland gewonnen hatte, kannte er keine Schranken seines Willens mehr; überall trat er mit dem größten Uebermuthe auf und zeigte neben roher Gewalt die empörendste Arglist, welche mit allem Heiligen spielt. Diese Zeit von 1807—1811 ist die seines höchsten Glanzes; aber auch zugleich diejenige, in welcher durch die Wiedergeburt der Völker sein Sturz vorbereitet wurde.

Zuerst traf seine zermalmende Hand das spanische Königshaus; Vater und Sohn mußten der Krone entsagen und ein Napoleonide erhielt sie zur Ausstattung. Wenn nun auch da der hohe Adel sich fügte und die Sache des alten Königshauses aufgab, so wollte das Volk sich doch nicht so gutwillig den alten Modus seines Daseins ummodeln lassen und erhob sich auf allen Seiten in wüthendem Guerillakriege (Bild XVI). Und während Napoleon hier noch schwere Kämpfe auszufechten hatte, trat Oesterreich von Neuem in die Schranken. Dort hatte sich nach dem früheren Unglück Fürst und Volk enge an einander geschlossen, und wie der Kaiser zum Kampfe rief, folgte Alles freudig seiner Aufforderung. Mit der größten Begeisterung und Hingebung fochten vornämlich die Tyroler (Bild XVII) und ahmten darin würdig ihren westgothischen Stammgenossen in Spanien nach. Auch in diesem Kriege zeichnete sich wie schon früher der Erzherzog Karl besonders aus und besiegte Napoleon in der Schlacht bei Aspern (Bild XVIII); aber doch war Oesterreich dem mächtigen Corsen nicht gewachsen; wieder erlag es und verlor im Frieden zu Wien ein Sechstel seiner Lande. Durch alle die Gewaltthaten, welche Napoleon verübte, wurde Rußland endlich für seine Sicherheit besorgt, und immer klarer trat das heraus, daß Napoleon keine selbstständige Macht neben sich dulden wolle. Das war die Veranlassung zu dem Kriege Napoleon's mit Rußland. Er sah diesen Kampf als den letzten, den entscheidenden, an und versprach nach dem Siege seinem Heere Ruhe und Genuß des Erworbenen. Entscheidend allerdings war der Zug, doch in anderer Art, als er gehofft hatte. Denn als sein Heer in dem furchtbaren Winterfeldzuge vernichtet worden war, da erhob sich zunächst das wiedergeborene Preußen, und mit ihm standen nach und nach die andern deutschen Völker zum Rachekampfe gegen ihren Dränger auf. Es begann der sogenannte Freiheitskrieg durch den Aufruf Friedrich Wilhelm's III. an sein Volk (Bild XIX).

Aus der großen Menge bemerkenswerther Schlachten und Kämpfe des ersten Krieges hat der Künstler nur die Schlacht an der Katzbach (Bild XX), die Entscheidungsschlacht bei Leipzig (Bild XXI) und einen Kampf beim Rückzuge Napoleon's, die Schlacht bei Hanau, hervorgehoben (Bild XXII); die erste zeigt uns, wie die Alliirten erst nach und nach dem mächtigen Gegner ebenbürtig werden, die zweite stellt sie uns in der Glorie des Sieges dar, und die dritte erinnert daran, daß den Kaiser auch seine treuesten Bundesgenossen verlassen haben.

Die zweite Demüthigung Napoleon's wird im 23. Bilde durch den Einzug der Verbündeten in Paris dargestellt. Natürlich konnte der Künstler, um Napoleon's Wirken zum Abschluß zu bringen, seine Verbannung nach St. Helena nicht unberücksichtigt lassen (Bild XXV), und da er nun auch andeuten will, in welcher

Weise das befreite Deutschland sich nach innen hin geordnet hat, so stellt er uns dar, wie die Bundesacte in Wien proclamirt wird (Bild XXIV).

Haben wir auf der zweiten Tafel die Freiheitskämpfe der Germanen gegen Rom betrachtet, so finden wir hier, auf der vorletzten, die Freiheitskämpfe gegen Frankreich dargestellt, und wie wir auf der ersten Tafel die Sitten und Gebräuche unserer Ahnen sahen, so erblicken wir auf der letzten die Entwickelungsmomente unserer Tage.

XV.

Es umfaßt also diese Tafel die Friedenszeit von dem Jahre 1815 bis 1848.

Wir haben oben bemerkt und ausgesprochen, daß deutsche Kunst und Wissenschaft seit ihrem Erwachen nach dem dreißigjährigen Kriege zunächst sich ganz fern vom Staate hielt, daß sie von Männern gepflegt wurde, welche mit der eigentlich politischen Thätigkeit gar Nichts zu thun hatten, daß vielmehr die Stände, denen die Staatsverwaltung oblag, meistens französischen Ansichten und französischer Bildung huldigten. Wir haben ferner gesehen, daß seit dem Jahre 1806, seit dem furchtbaren Unglück, welches über Deutschland hereinbrach, Kunst und Wissenschaft sich wieder dem Volke und dem Staate zuwandten, und daß man einsah, wie Kirche und Staat, Wissenschaft und Kunst und überhaupt alle Zweige menschlicher Thätigkeit, alle Institutionen des menschlichen Lebens im innigsten Zusammenhange stehen, wie Nichts für sich, vom Andern getrennt, zu fröhlicher Blüthe gedeihen kann, wie Alles, Alles nur dem Endzwecke dienen müsse, nach seinem Vermögen und in seiner Weise die Herrlichkeit Gottes auf Erden immer glänzender erscheinen zu lassen. Nun war in den Freiheitskriegen der gute Wille des Volkes in Anspruch genommen, es war seit dem dreißigjährigen Kriege zum erstenmale wieder an das Bewußtsein der Deutschen appellirt worden; die Nation entsprach der Aufforderung und entfernte das fremde, aufgedrungene Element aus der Heimath. Da aber bis dahin die Masse von aller politischen Bethätigung am Staate fern gehalten war und somit nur Kenntniß und Verständniß ihrer Familienverhältnisse und Geschäftskreise hatte, da sie hauptsächlich gegen Frankreich deshalb aufgestanden war, weil die innersten Tiefen ihres Gemüthslebens von den fremden Eroberern nicht verstanden und mit roher Gewalt angetastet worden waren, so trat die Hauptmasse des Volkes, nachdem sie dies Gut in den Freiheitskriegen sich gesichert hatte, vom politischen Schauplatze zurück und überließ die Ordnung der staatlichen Verhältnisse denen, welchen sie früher obgelegen hatte. Da die alte Form des Deutschen Reiches zerbrochen und ihre Wiederherstellung unmöglich geworden war, so hatten die Lenker der Staaten in der Wiener Bundesacte eine neue Gestaltung Deutschland's hervorgerufen und das auch rechtlich an-

erkannt, was seit dem Interregnum sich allmählig und organisch ausgebildet hatte, daß nämlich die Fürsten deutscher Nation nicht mehr einem Haupte untergeordnet seien, sondern als selbstständige Regenten in freier Vereinigung neben einander stünden. Daß aber Deutschland trotz aller seiner verschiedenen Theilungen doch *eine* Einheit bilde, das stellt der Bundestag in seiner Thätigkeit dar. Schon oft *ist im* Verlaufe dieser Einleitung bemerkt worden, daß die äußere Einheit des Deutschen Reiches sich mehr und mehr gelöst habe; daß aber das innere, geistige Band dafür immer stärker geworden sei; so auch seit 1806.

So lange das Deutsche Reich bestand, waren zwar die deutschen Stämme äußerlich vereinigt; nach innen hin aber durch viele Schranken des commerciellen und geistigen Verkehrs so getrennt, daß die verschiedenen Theile Deutschland's auf sehr verschiedenen Entwickelungsstufen standen. Viele dieser Schranken waren durch die neue Organisation gebrochen, und deshalb wandte sich die Masse des Volkes zum Ausbau der innern Zustände. Man wollte nach deutscher Weise zuerst die Kreise neu gestalten, auf welchen der Staatsbau als auf seiner sichern Grundlage ruht. Daher wandte sich die Thätigkeit des Volkes der Materie zu, weil auf ihr das Geistige beruht. So leistete unser Volk Großes in Handel und Gewerbe und schuf sich so neue Existenzmittel für die Familie; dann aber pflegte es die geistige Bildung, weil es fühlte, daß ohne diese kein Fortschritt möglich sei. Nie ging jedoch dabei der Wunsch und die Hoffnung unter, daß einst, wenn so von innen heraus die deutschen Stämme in ihren materiellen Grundlagen einander genähert wären, dann auch eine äußere Vereinigung eintreten und der deutschen Nation bei den andern Völkern Achtung verschaffen würde. Die Masse handelte dabei, wie immer und überall, nicht nach klar durchschauten Prinzipien, sondern angetrieben von dem ihr inwohnenden Instincte. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ist aber in die ganze Welt und vor Allem in unser deutsches Volk eine Spaltung gekommen, welche unsere Nation fast ebenso zerrissen hat, wie die religiöse Trennung; das ist die Spaltung in Wissende und Unwissende. Was die Wissenden erstreben, was sie wollen, das findet oft wenig oder gar keinen Anklang im Volke, oder wenn es dort anklingt, so wird es nur zu oft als Stichwort gebraucht, um unklare Gefühlsregungen darzustellen. So ist das mit dieser Sehnsucht nach einem einigen Deutschland und nach einem deutschen Kaiserreiche auch geschehen; viele der Leute, die danach zu streben vorgaben, haben sich selbst sehr getäuscht; sie fühlten sich bedrückt und waren froh, einen Ausdruck für ihre Unbehaglichkeit zu finden. Da das Gefühlsleben des Deutschen an und für sich sehr ausgebildet ist, da es durch die Freiheitskriege und durch die erwachende Geschichts- und Sprachforschung noch mehr vertieft wurde, war es da wohl ein Wunder, daß studirende die Jugend, welche in dem Alter der Ideale stand, welche die Wirklich-

keit nicht kannte, daß sie das, was zu seiner Vollendung vielleicht noch Jahrhunderte erfordert, in Bälde durchzuführen und einzurichten hoffte. Ja wohl hat man viel Herrliches, aber auch viel Unklares auf der Wartburg geredet und erstrebt, und diese Unklarheit trieb manches wohl im Grunde edle Gemüth zum Verbrechen. Wir erinnern nur an Sand.

Und so scheint denn in Wahrheit diese Zeit eine Vorbereitungszeit zu sein, damit dereinst die Kluft zwischen den Wissenden und Unwissenden ausgefüllt werde, damit wieder alle Stände sich als ein Ganzes fühlen und einsehen lernen, daß es gemeinsame Bande gäbe, welche uns Alle umfassen und in welchen wir uns als Brüder fühlen. Das werden wir, soweit Menschen das erreichen können, dann erst errungen haben, wenn wir fühlen, daß der Staat, dem wir angehören, uns zum Himmel führen wolle, daß alle Institutionen nur dazu da seien, um das Göttliche in uns auszubilden und zur Reife zu bringen. Freilich so lange wir hier auf Erden weilen, wird der christliche Staat in seiner Vollendung immer ein Ideal bleiben; wir werden jedoch stets unsere Blicke darauf hinrichten und durch diesen Aufblick unser irdisches Treiben an den Himmel knüpfen lernen.

Um das anzudeuten, stellt der Künstler im oberen Felde die siegende Kirche dar und faßt im unteren Felde alle Bestrebungen der Zeit so auf, daß sie dazu dienen, aus der streitenden Kirche uns in die siegende überzuführen. Da sehen wir die protestantischen Fürsten mit ihren Gelehrten und Theologen auf der einen Seite und ihnen gegenüber die der katholischen Welt; auch der Juden hat der Künstler gedacht und an den Fluch erinnert, der auf ihnen lastet und von dem sie wohl dereinst, wenn sie nur zum himmlischen Jerusalem aufblicken wollen, Erlösung zu hoffen haben. Und wenn unser Volk auch noch immer auf verschiedene Weise und in verschiedenen Formen dem Herrn dient, so bringt in allen verschiedenen Kirchen die wahre Gottesfurcht doch gleiche Frucht. Wohl wird doch an vielen Orten des Herrn Wort mit Aufmerksamkeit gehört und befolgt, wenn er spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich", oder wenn er sagt: „Was ihr einem dieser Geringsten thut, das habt ihr mir gethan".

So scheiden wir denn von dem Werke, bestärkt in der Ueberzeugung, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und daß stets in den unglücklichsten Zeitläufen der Same für eine bessere Zukunft zu keimen beginnt und durch sein Keimen alle die tröstet, die da den Herrn eifrig suchen und seine Herrlichkeit auch im kleinsten Dinge erkennen können.

Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker.

Jesaias LX, 2.

Tafel I.

Heidenthum. Sitten, Gebräuche und Mythologie des Volkes.

Daß der Künstler auf der ersten Tafel seines Blattes und zwar im oberen Felde die Mythologie, also das Religiöse darstellt, das bedarf nach dem, was in der Vorrede und in der Einleitung gesagt und durchgeführt ist, wohl keines Wortes der Erklärung mehr. Es soll ja eben nicht blos die äußere Geschichte das Object des Werkes sein, es soll der rothe Faden klar dargelegt werden, der durch die Geschichte geht, es soll erkannt werden, daß in der Entwickelung der Weltgeschichte ein Fortschritt und zwar ein Hinaufstreben zu Gott dem forschenden Auge nicht wird verborgen bleiben.

Und wenn wir das uns noch einmal vor die Seele rufen, was schon oben über die Mission unseres Volkes gesagt ist, so sehen wir ein, daß, wollen wir das Innere unseres Volkes verstehen, wir dann auch seine Mythologie begreifen müssen. Es ist ja der Mythenkreis eines Volkes zugleich sein Erkenntnißkreis.

Wenn uns das zugegeben wird, und es wird wohl kaum viel dagegen eingewendet werden können, so wird aber eine andere Frage aufgeworfen werden und nicht ohne Antwort bleiben dürfen. Warum hat der Künstler nicht die Götterfiguren der deutschen Mythologie, sondern die der nordischen uns vorgeführt? Sind beide etwa so ganz gleich, daß man sie ohne Weiteres vertauschen kann? Das ist nun zwar nicht der Fall, man bedenke aber, daß die deutsche Mythologie erst durch Jacob Grimm wieder erstanden, daß sie noch nicht so weit wieder hergestellt ist,

um dem Künstler Stoff zu lebensvollen Bildern geben zu können, und daß endlich die Grundzüge und Grundgedanken beider Götterlehren — und auf die kam es hier doch nur an — wesentlich dieselben sind. Hören wir, was Jacob Grimm darüber sagt:

> „Die Lage der Dinge scheint also die zu sein, daß bei fortschreitendem Betrieb wir der nordischen Grenze entgegenrücken und endlich der Punct erscheinen wird, auf dem der Wall zu durchstechen ist und beide Mythologien zusammenrinnen können in ein größeres Ganzes."

Da nun die Quellen der nordischen Mythologie so reichlich rinnen, daß wir ein Göttersystem aus ihnen erstehen lassen können, so war es wohl natürlich, daß der Künstler die Anschauungen dieser deutschen Stämme zu Grunde legte.

Wenn wir die christliche Religion recht tief verstehen und auffassen wollen, müssen wir uns den Gang ihrer Entwickelung vergegenwärtigen; wenn wir der nordischen Mythologie recht nahe treten wollen, müssen wir natürlich dasselbe thun. Dazu aber fehlt uns das Material. Was wir allein thun können, ist nur das, daß wir darauf hinweisen, es seien Götterauffassungen aus verschiedenen Bildungsepochen in den uns überlieferten Quellen. Gerade so, wie in der christlichen Welt Christus vorwiegend bald als persönlicher Gott im Glauben aufgenommen, bald nur als Symbol, als Bild für philosophische Ideen aufgefaßt und verflüchtigt wird, so erkennen wir auch aus den Ueberresten der nordischen Mythologie, daß die Götter entweder als persönliche Gottheiten oder nur als Symbole und allegorische Figuren dastehen. Jene erste Auffassung ist die ältere, diese die jüngere, die den Verfall des Glaubens und damit den Untergang der alten Götterlehre herbeiführt. So lange der Mensch nämlich die Naturkräfte nicht als Kräfte durchschaut hat — und dies ist eine Abstraction, zu der er erst später gelangt —, muß er sie als persönliche, frei wollende Wesen annehmen: eine ihm mit seinem eigenen Wesen gegebene Vorstellung. Sobald er die Naturkräfte als solche erkannt hat, beginnt die Speculation, der Glaube an die Götter sinkt und es erwächst die Sehnsucht nach dem einigen Gott. Diese Sehnsucht liegt in jedem Polytheismus, denn auch in der Vielheit der Götter ist doch etwas Grundgöttliches, was sie zu Göttern macht und was sie alle gemeinschaftlich haben. Was aber die nordische Mythologie zu einer so eigenthümlichen macht, was sie namentlich von der griechischen unterscheidet, ist das, daß sie das Bewußtsein des Unterganges in sich trägt, daß sie mit herber Bitterkeit es ausspricht, wie durch die ganze Welt der Dualismus, der Kampf zwischen dem guten und bösen Princip, geht, daß dieser Kampf ein Ende nehmen und daß eine Versöhnung stattfinden müsse. Davon weiß der Südländer wenig, er geht auf in der Lust und Wonne des Daseins; ihm fehlt das elegische Element des Nordens.

Sehr dunkel ist die Lehre von der Weltschöpfung; es ist da eine ungeordnete Materie, ein Stoff, ein Chaos, welches die Voluspa Ginungagap nennt; es heißt da:

Es war der Zeit Beginn,
Da nichts war,
Nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wogen,
Nicht des Himmels Wölbung;
Ein gähnender Schlund war,
Aber kein Gewächse.

Ehe nun die Erde aus diesem Chaos entstand, sonderte sich aus ihm — aber wie und durch welche Kraft, darüber geben uns die Edden keine Andeutung — die klare Lichtwelt Muspelheim und die Nachtwelt Niflheim (Nebelheim). Muspelheim liegt nach Süden gewandt und ist so hell und heiß, daß kein Fremder dort aushalten kann; es wird von Surtur regiert. Er, Surtur (der Schwarze), ist das Unbegreifliche, das Unfaßliche, das primitive Lebensprincip in Allem; durch ihn wird die Materie belebt. Und das erzählt uns die Edda so: Im Ginungagap waren Fluthen, die hießen Eliwager, und als diese so weit von ihrem Ursprunge kamen, daß der Giftstrom, den sie enthielten, verhärtete, ward er in Eis verwandelt, und diese Gegend des Ginungagap, die nach Norden sieht, ist mit Eis und Frost erfüllt. Der südliche Theil des Ginungagap aber war milde durch die Feuerfunken, die aus Muspelheim herüberflogen. So stellt Surtur, der die Funken aus Muspelheim sendet, das von außen in die Materie kommende Lebensprincip dar, und dadurch ist der Dualismus gegeben. Als nun das Eis in Muspelheim's Nähe schmolz, entstand daraus ein Menschenbild, Ymir, auch Ymer (der Brauser) genannt. Ein Gott war dieses Bild nicht und eben so wenig ein Mensch; es ist die Personification der rauhen, zähen Materie, des harten Urstoffes. Darum war Ymer und seine Nachkommen böse. Im Schlafe fiel Ymer in einen Schweiß, und da entstand aus seinem linken Arme ein Mann und eine Frau, und einer seiner Füße erzeugte mit dem andern einen Sohn. Von diesem stammen die Geschlechter her, die Hrymthursen oder Jetten heißen und in Jöttunheim wohnen. Ymer heißt Brauser, und da er aus dem Chaos entstanden ist, so behält er und seine Nachkommen eine Feindschaft bei gegen Alles, was den Himmel mild und die Erde wohnlich macht. Die Jetten sind die Dämonen des ewigen Eises, des Sturmes u. s. w., und zurückgedrängt rütteln sie immer an ihren Fesseln; sie sind nichts weiter, als Personificationen des Ungeheuren in der Natur.

Zugleich mit Ymer entstand bei dem Aufthauen des Eises die Kuh Audumbla. Die Kuh aber ist das Bild der Fruchtbarkeit; darum rannen aus ihrem Euter vier

Milchströme, von denen Ymer lebte; die Kuh aber erhielt sich durch das Lecken der mit Reif belegten Salzsteine. Sie lebte also von dem Geistigen; denn das Salz repräsentirt das Geistige in der Natur.

Am ersten Tage, als sie daran leckte, kamen aus den Steinen Menschenhaare hervor, am zweiten Tage der Kopf, am dritten der ganze Mensch, und der hieß Bure und war Bör's Vater. Dieser wurde vermählt mit Bestla, einer Tochter des Riesen Bölthom, aus dem Geschlechte der Hrymthursen. Bör zeugte mit der Bestla drei Söhne: Odin, Vili und Ve, oder, wie sie auch genannt werden: Odin, Haenir und Lödr.

Was besagt nun diese Schöpfungsgeschichte, was stellt sie dar? Das, was die Verbindung Surtur's und der Eliwagerfluthen uns schon andeutete, das, was auch die Sage in der Schöpfungsgeschichte des Menschen darstellt, daß Alles, Alles entstanden sei aus der Verbindung des Geistes und der Materie.

Diese drei Brüder, und unter ihnen besonders Odin, sind die Regierer des Himmels und der Erde; sie tödteten auch den Ymir und mit dem Niederkämpfen und der Besiegung des Chaos beginnt die Schöpfung der Welt. Bör's Söhne nahmen nämlich den todten Ymer, brachten ihn hinaus nach Ginungagap und bildeten aus seinem Körper die Erde, aus seinem Blute Meer und Seeen, aus seinen Knochen Berge und aus seinen Zähnen Steine. Die Erde befestigten sie im Weltmeere; sie ist kugelrund, und an ihren Küsten wohnen die Riesen, gegen welche die Erde rings herum mit Ymer's Augenbraunen verschanzt ist. Weil die Erde inmitten aller Welt und mitten im Meere liegt, heißt sie Midgard, und weil die Menschen auf ihr wohnen: Mannheim. Aus Ymer's Hirnschale bildete Odin den Himmel und erhob ihn über die Erde mit vier Ecken; unter jede Ecke aber ist ein Zwerg gestellt. Aus Ymer's Gehirn wurden Wolken, und Funken aus Muspelheim setzte man an den Himmel, um diesen und die Erde zu erhellen.

Als nun Alles dies geschaffen, als der ganze Himmel so ausgebaut und zugerüstet war, wie wir es gleich darstellen wollen, da gingen Bör's Söhne einstmals am Ufer auf und ab und fanden zwei Hölzer: Ask (Esche) und Embla (Ulme); aus dem ersten schufen sie den Mann, aus dem zweiten die Frau.

Odin gab den Menschen den Geist, Haenir die begehrende und verlangende Sinnlichkeit und Lödr Schönheit und Form.

Die unendliche Verzweigung von Ursachen und Wirkungen in dem ganzen Weltall, die Vereinigung der verschiedenen Reiche der Welt stellte man unter dem Bilde eines Baumes dar. Diese Esche Yggdrasil, der Baum Odin's, hat drei Wurzeln. Die Asen, die Götter, wohnen unter der ersten Wurzel der Esche; da ist der Nornensaal mit des Verjüngens reicher Quelle, mit Urd's Quelle. Die andere

Wurzel der Esche geht durch den leeren Raum, worin das Universum geschaffen wurde, und über unsere Erde. Da wohnen die Riesen, weil sie als der Urstoff, als die rauhe Materie gedacht werden, aus der die Welt geschaffen ist; da ist Mimer's Brunnen, der Brunnen der Erfahrung. Für einen Trunk aus diesem Brunnen hat Odin ein Auge hingegeben, Mimer aber trinkt alle Morgen aus seinem Giallarhorn von dem Wasser des Brunnens. Die dritte Wurzel geht zur Hel; da liegt die Schlange Nidhögr (Neidheger) und benagt die Wurzel des Baumes; die Nornen aber schöpfen täglich Wasser aus Urd's Brunnen und sprengen es auf die Esche, damit sie nicht dorrt und ihre Zweige nicht faulen. Das Wasser ist heilig und weiß, und davon kommt der Thau, der in die Thäler fällt.

Nicht blos erleidet die Esche Yggdrasil vom Nidhögr Unbill, sie erduldet mehr, wie die Edda sagt, als die Menschen wissen.

Es beißen auch vier Hirsche des Baumes Knospen ab. Auf dieser Esche sitzt oben ein Adler und zwischen ihm und dem Nidhögr will ein Eichhörnchen, Ratatöskr, Streit erregen. So sehen wir, daß auch an diesen Götterbaum der Streit gefesselt ist und daß auch ihn der uralte Kampf zu ewigem Gedeihen und ewiger Blüthe nicht gelangen läßt.

Die Verbindung zwischen Himmel und Erde bildet die Brücke Bifrost, der Regenbogen. Sie ist geschützt durch die Flammen, die auf ihr lodern, und nur die Asen können über sie wegreiten, wenn sie alle Tage zu ihrer Gerichtsstätte am Brunnen der Urd ziehen.

An der Spitze der ganzen nordischen Götterwelt steht der Allvater Odin oder Wuotan und um ihn schaaren sich noch zwölf Asen, alle lichte, freudige Kriegsgötter. Odin ist der allgemeine, einende Geist des Erdenlebens, die allgemeine Vernunft, nicht nur die erkennende, sondern auch die schaffende. Ueberall erweckt er den irdischen Heldengeist und zieht ihn zu seiner Hülfe nachher in seine himmlischen Hallen. In seinem Mythenkreise wird auch besonders das Geistesleben dargestellt. Odin bedeutet Aufregung, lebendiger Geist; daher ist er der Gott des Wunsches, des Sieges, des Wett- und Glücksspiels. Einäugig ist er, mit langem Bart und breitem Hut, worin die Wunschkraft liegt; auch führt er die Wünschelruthe vom Haselstrauche. Hasel und Esche sind ihm heilig; darum sitzt er unter der Göttereſche zu Gericht und der Gerichtsplatz ist mit Haselruthen besteckt. Bald fährt er mit seinem grauen Roß, bald reitet er darauf. In schwarzem Mantel jagt er die Hirsche, welche die Esche Yggdrasil benagen, weshalb er dann später auch in den wilden Jäger verwandelt worden ist. Aller dieser Eigenschaften wegen ist er besonders der Gott der Edlen, der iärle, eorle.

In Asgard, in der Burg, welche die Götter mitten in der Welt sich erbaut haben, da giebt es einen Ort, der Hlidskialf heißt, und wenn Odin sich da auf den Hochsitz setzt, so übersieht er alle Welten und aller Menschen Thun und weiß alle Dinge, die da geschehen. Auf seinen Schultern sitzen zwei Raben, die flüstern ihm Alles in's Ohr, was geschieht.

Der Weltgeist geht über zur Wirklichkeit durch die Frigg, seine Gemahlin; sie ist die Mutter des Daseins, die Allmutter; darum breitet sie auf unserm Bilde ihren Mantel über das Göttergewimmel aus.

Sie ist die weibliche Auffassung des göttlichen Geistes, weshalb sie auch über die Frauen waltet, sowie Odin über die Männer. Natürlich ist sie das Ideal einer edlen Frau. Sie steht deshalb den Ehen und Eiden vor, und deshalb steht das Hauswesen unter ihrem Schutze. Wie Odin allwissend ist, so ist sie es auch; sie weiß eines Jeden Schicksal, sagt es aber nicht. In Deutschland hieß sie Frau Hulda oder Berchtha (die Glänzende), und noch heute erzählen so viele Märchen von ihr wundersame Dinge. Sie wohnt im Fensal und webt dort den Winter hindurch; oft zerreißt sie Betten und schleißt Federn; dann sagen wir: es schneit. Im Sommer aber sitzt sie gern am Brunnen. Beim großen Schlachtfeste im Herbste wurden dem Odin Pferde, der Hulda Fische und Mehlspeisen geopfert. Als Hausfrau trägt sie das große Schleiertuch (ripti). Ihre erste Dienerin und Vertraute ist Fulla (Volle), die vollgewachsene, bräutliche Jungfrau mit dem langen, jungfräulich flatternden Haare. Als Braut trägt sie daher auch den goldenen Fingerring (Fingrgull). Sie bewahrte für die Frigga das Stirnband, das Schmuckkästchen und die Schuhe. Auch eine Botin hat die Frigga; die heißt Gna und reitet auf einem Rosse, Hofwarpner.

Ehe wir nun die Kinder dieses Götterpaares betrachten, wenden wir uns zuvor zu einem andern Asen, dem mächtigsten nach Odin, dem in vielen Ländern, besonders in Norwegen, die innigste Verehrung gezollt wurde; ich meine den Thor, der auch seiner Bedeutung wegen oft den Namen Asathor führt. Er ist der erste Sohn Odin's, und zwar ist er ihm geboren von der Jörd oder Hertha (der Erde), die dem Jettengeschlecht entstammt war. Deshalb ist er auch nicht so geistig, wie sein Vater, sondern hat viel von seiner Mutter, der Erde, in sich aufgenommen; deshalb ist in seinem Mythus vorzüglich das Naturleben repräsentirt. Er bedeutet die Wahrheit im Leben, die Realität; diese aber besteht, während die Form wechselt; sie überwältigt Alles, sie siegt stets; darum wird Thor der Stärkste aller Götter und Menschen genannt. In Odin offenbart sich der schöpferische Geist, in Thor die schirmende Kraft; Odin sinnt und forscht, er wirkt die dichterische und kriegerische Begeisterung, Thor arbeitet unverdrossen und ermuntert den tüchtigen Fleiß.

Den Repräsentanten der Geisterwelt, den Asen, treten nun in schroffem Gegensatze die Jetten, die Thursen, die Titanen des Nordens, entgegen. Sie sind nicht Geistesrepräsentanten, sondern sie sind die Kinder der Materie, die von Urbeginn der Zeit und früher als Odin und die Asenwelt da war. Deshalb führen sie ewigen Kampf mit den Asen; zeitweise wohl kann sie Thor's Hammer und der Asen Götterstärke bändigen, doch dauernden Sieg kann der Geist, die Asenwelt nicht über die Materie gewinnen, nicht eher, als bis die Götterdämmerung eintritt und in ihr und durch sie die Gegensätze sich vernichten und auflösen in eine neue, herrliche Welt.

Mit diesen Repräsentanten der Materie, mit den Eis- und Frostriesen, kämpft nun besonders Thor, da sie es sind, welche die Erde, seine Mutter, unwohnlich und unwirthlich machen. Darum rühmt er von sich:

Ich war im Osten,
Ueberwand der Riesen
Böswillige Bräute,
Da sie zum Berge gingen.
Uebermächtig würden die Riesen;
Wenn sie alle lebten,
Mit den Menschen wär' es aus
In Midgard.

Mit dem Schlage seines Hammers macht er die Erde fruchtbar und verursacht Bergfälle und Lawinen:

Da griffen Swarang's
Söhne mich an.
Sie schlugen mich mit Steinen
Und schadeten mir nicht.

Somit heißt er mit Recht Midgard's Wehr; darum ist der Donner Thor's Dröhnen und er als Donnergott mit rothem Haar und Bart dargestellt, weil des Blitzes rothzuckende Flamme dadurch entsteht, daß er in seinen Bart bläst. Als Donnergott fährt er auf einem Wagen, der mit zwei Böcken bespannt ist, die da Tangniostr und Tangrisnir (Zahnknisterer und Zahnknirscher) heißen. Zu seinem Kampfe hat er drei Kleinode: zuerst den Hammer, Mjölnir, welchen die Hrymthursen und Bergriesen kennen, und das ist ja nicht zu verwundern, denn er hat ihren Vätern und Freunden manchen Kopf damit zerschlagen. Dieser Hammer ist ganz vorzüglich, er hat die besonders gute Eigenschaft, daß er immer in die Hand Thor's zurückkehrt, so oft er ihn auch gegen seine Feinde schleudert; nur einen Fehler hat er, der durch ein Versehen beim Schmieden entstanden ist; der Schaft nämlich ist zu kurz. Damit Thor nun den Hammer festhalten und kräftig gebrauchen könne, bedarf er seiner Eisenhandschuhe, und die sind sein zweites Kleinod; das dritte ist der Kraft-

gürtel Megingiardr; denn wenn er den umspannt, so wächst ihm die Asenkraft um die Hälfte.

Da nun Thor's Hammer für alle menschlichen Verhältnisse so überaus wichtig war, was Wunder, daß man das Hammerzeichen T als ein heiliges Zeichen ansah und damit segnete? Bei der Hochzeit, bei der Leichenfeier wird es angewandt; man segnete damit das Brod und die Speise. Die christliche Kirche hat, daran anknüpfend, im Norden an seine Stelle das Kreuz gesetzt.

In Folge dieser gemessenen Richtung auf das Gemeinnützige und der nahen Befreundung, in die er mit dem Volke tritt, das einen faßlichen Gott verlangt, hat auch Thor unter allen nordischen Götterwesen die ausgeprägteste Persönlichkeit. Er ist der menschlichste, volksthümlichste, leutseligste der Asen, der „geliebte Freund" seiner Verehrer. Er begünstigt in der Politik des alten Nordens das bäuerliche Element und von den zwei abweichenden Entwickelungen des germanischen Gesellschaftslebens die seßhafte Volksgemeinde und das Alod gegenüber der Gefolgschaft und dem Lehenswesen. Odin herrscht über die Jarle, aber Thor ist der Gott der Bürger, der carle; darum ruft ihn im Harbardslied Harbard an:

Wer ist der Karl der Karle,
Der überm Wasser kreischt.

Darum erscheint er in diesem Liede in eigenthümlicher Gestalt:

Einen Korb hab' ich auf dem Rücken;
Bess're Kost giebt es nicht.
Eh' ich ausfuhr,
Aß ich in Ruh'
Hering und Habermus;
Davon hab' ich noch genug.

So sind denn auch seine beiden Diener, Thialfi (der Arbeiter) und Röskwa (der Rasche), Kinder eines Bauern und bezeichnen die unverdrossene Arbeit beim Anbau der Erde. Seine Gemahlin Sif hat, wie die Sage erzählt, langes, schönes Goldhaar; sie repräsentirt das Feld, welches der Spätsommer mit goldig wogenden Aehren bekleidet hat. Als sie den Thor heirathete, brachte sie ihm einen Sohn in das Haus, den Uller, welcher als Repräsentant der Kriegerehre und des Zweikampfes stets und auch auf unserm Bilde als Bogenschütze dargestellt wird. Aus Sif's Ehe mit dem Thor entsproßten zwei Söhne, Vidar und Magni (Muth und Kraft), von denen Vidar der stärkste As nach Thor und der Herr des Urwaldes war, der Repräsentant des Endlosen und Unvergänglichen, dem selbst der Weltbrand nicht schadet. Er bleibt im letzten Kampfe übrig. Wir sehen ihn auf dem Bilde zur Linken Heimdallur's, neben Tyr und dem Fenriswolfe.

Wenn Thor's harte Arbeit gethan ist, wenn die Berge zersplittert, wenn Hitze und Frost gebändigt sind, dann ist Platz für die Thätigkeit sanfterer Wesen. Nicht blos der Verstand, nicht allein der Fleiß macht ja das Leben angenehm und heiter. Wenn durch beide Mächte eine feste Grundlage gelegt ist, dann baut die Welt des Gefühls und der Phantasie ihre luftigen und duftigen Bögen darüber, dann wird das Leben voll Wahn und auch voll Wonne. Repräsentanten dieser Welt des Gefühls und der Phantasie sind die Vanen. Sie sind die Götter der Liebe und des Glaubens; ihnen gehört in der Natur alles Milde und Schöne. So begleiten denn auf unserem Bilde zwei dieser Vanen den Wagen des Thor. Zu seiner Linken erblicken wir das Haupt der Vanen, den Niord, auch Njördr, zur Rechten, unmittelbar neben Thor, den Sohn des Niord, den Freyr, und etwas weiter entfernt des Vanenkönigs Tochter, die Freya.

Da die Vanen die Götter des Gefühls und der Phantasie sind, so verstehen sie sich auf die Anordnung des Gottesdienstes und auf die Spähe= und Wahrsagekunst; daher ist Niördr Tempel= und Freyr Opfergott. In dieser Thätigkeit erblicken wir sie hier nicht. Es beherrscht aber Niord auch noch den Gang des Windes und stillt Meer und Feuer; ihn ruft man zur See und bei der Fischerei an; daher liegt Noatun, seine Wohnung, am Meere. So läßt uns denn hier auch der Künstler neben Njördr den Aegir erscheinen, den König des Meeres.

Mit ihm beherrscht seine Gemahlin Rana (Raub) die wogende Fluth, sie führt ein Goldnetz mit sich, womit sie ihre Beute in die Wogen herniederzieht.

Den König des Meeres schildert uns die Frithjofs=Sage also:

> Da sah er auf schimmerndem Schiffswrack
> Jemand sich schaukeln; es war, als spielte der Mann mit den Wogen;
> Hoch, von edler Gestalt war der Mann und offen sein Antlitz,
> Fröhlich, veränderlich doch, wie im Sonnenschein das Meer spielt.
> Blau war der Mantel und golden der Gurt, mit Korallen besetzet,
> Weiß, wie der Schaum des Meeres, sein Bart, die Haare wie Meergrün.

Zur Rechten Thor's steht Freyr. Er regiert Regen, Sonnenschein und die Erdgewächse, er bestimmt die Fruchtbarkeit des Jahres und den Reichthum der Menschen; kurz er verleiht den Segen des Ackerbaues, er ist der Spender des Wohlstandes. So ist ihm denn auch das fruchtbarste der Thiere im Norden, das Schwein, heilig, und zwar hat sein heiliger Eber goldene Borsten. Man feiert sein Fest, wenn die Arbeiten ruhen und die Ernten eingebracht sind, d. h. zur Weihnachtszeit. Auch er übt Herrschaft über den Wind aus, auch er verleiht den Bittenden den günstigen Fahrwind; deshalb ist ihm das Schiff geheiligt und sein eigenes Schiff Skidbladnir hat stets guten Fahrwind.

Wir sehen auf dem Schiffe noch den hämmernden Zwerg, denn die Zwerge haben dem Freyr das Schiff erbaut, und zwar so künstlich, daß es alle Asen in voller Rüstung zu tragen vermag, obschon es auch zusammengelegt und in eine Tasche gesteckt werden kann. Ueberhaupt steht Freyr mit diesen kleinen Wesen im innigsten Verkehr; denn er wohnt ja in Alfheim bei den Kindern des Lichtes, und wie könnte er wohl anders, da ja ohne das Licht die Erde arm an Frucht wäre? Nun aber muß man wohl unterscheiden zwischen Alfen und Zwergen. Die Alfen sind durchaus Lichtgottheiten und als solche den Asen verbündet; sie sind von Anbeginn da und von ihrer Erschaffung ist niemals die Rede. Ihr Symbol ist die Sonne, denn sie ist „der Alfen Röthe" und des Alfenkönigs Dwalin Spielschwester. Sie sind selbst strahlend, Genien der Kunst und die Allverständigen, die Unterscheidenden und Kenntnißreichen, welche das Verständniß der Materie besitzen und verleihen. Oft werden sie mit den Zwergen verwechselt. Diese aber und die schwarzen Elfen sind, wie die Thursen, auch der Materie entsprossen und stellen die Wirksamkeit der Natur in ihren feinen, künstlichen Erzeugnissen dar. Sie sind nach einer Tradition aus dem Blute des Meeres und aus blauem Gestein geschaffen, oder nach einer andern waren sie zuerst Maden in Ymer's Fleische. Sie herrschen über die Schätze der Erde und lieben die Finsterniß; denn sie sind im Innern der Erde entstanden und dort haben sie stets ihre Wohnung behalten. Die Alfen hingegen wohnen in des Himmels heitern Höhen.

Die Zwerge haben aber nicht allein das Schiff des Freyr angefertigt, sondern es verdankt ihnen auch Thor seinen Hammer, Freyr seinen Eber und Freya die Kette, mit der sie die Liebenden bindet.

Denn Freya ist die Herrin der Späherkunst und Liebessehnsucht; sie ist der Glanz und die Wärme des wolkenlosen Himmels, und unter ihr stehen die Jahreszeiten. Sie besitzt als Luftgöttin ein Fluggewand.

Im Anbeginn der Zeit lebten Asen und Vanen, wie es scheint, neben einander in harmloser Eintracht, aber doch in getrennten Reichen. Da kam einstmals ein Jette, ein Baumeister, und versprach den Asen eine Burg zu bauen, die sie gegen alle Feinde schützen würde, wenn sie ihm zum Lohne für seine Arbeit Freya, Sol und Maane geben wollten. Die Asen versprachen es ihm, von Loki dazu verführt. So hörten die Asen auf die Stimme des Versuchers und waren aus eitler Todesfurcht mit ihm einen Bund eingegangen. Sie wollten die Göttin der Liebe, sie wollten Sonne und Mond, also Alles, was die Erde verherrlicht und verschönt, das Alles wollten sie hingeben, um dadurch eine Ewigkeit zu gewinnen, die auf diese Weise das schmählichste Unglück geworden wäre. Zwar rettete Thor die Götter aus diesem Unglück, aber sie hatten doch gesündigt und hatten, da sie Freya verschenken wollten, dadurch den Zorn

der Vanen erregt. Nun begann ein Kampf zwischen Asen und Vanen, zwischen dem Verstande und der Phantasie; er dauerte aber nicht lange; bald wurde Friede geschlossen und gegenseitig gab man Geißeln. Da gaben die Asen den Haenir, die Sinnlichkeit, weg und erhielten dafür die religiösen Gefühle, den Niord, Freyr und die Freya. Zum Friedenszeichen bildeten die Asen und Vanen den Quasir, den Meister in der Poesie. Ihn tödteten zwei Zwerge, und aus seinem mit Honig vermischten Blute ist der Dichtertrank entstanden. Der Gott der Dichtkunst, den wir an der Harfe erkennen, ist der Ase Bragi. Das dichterische Element erhält die Herzen frisch, und wenn auch des Dichters Haupt im Schmucke silberner Locken erglänzt, sein Herz bleibt ewig jung. Darum ist seine Gemahlin die Iduna, welche die wunderbaren Hesperiden-Aepfel verwahrt, von denen die Götter essen, damit sie jung bleiben.

Wir sprachen vorhin vom Sündenfalle der Götter und wollen jetzt die Folgen betrachten, welche er für die Welt gehabt hat. Nach dem Falle hatten die Asen, die Schöpfer der Welt, die Fähigkeit verloren, sie zu lenken; sie müssen sich von dem Augenblicke an dem unbeugsamen Weltgesetze, dem Schicksal, den Nornen, auch unterwerfen. Drei Hauptnornen giebt es, die alle drei zum Jettengeschlecht gehören. Die eine Norne, Urd, ist die Aussage der ewigen Vernunft, der göttliche Gedanke, der zur Wirklichkeit wird und in Blut und Fleisch übergeht. Sie bestimmt das Urgesetz und weiß daher Alles vorher. Des Wortes Uebergang zur Wirklichkeit ist das Werden, Verdandi, und diesen Namen führt die Schwester der Urd. Das Gewordene ist die Nothwendigkeit (Skuld), und so heißt die dritte Norne. Sobald die Asen ihr Schicksal nicht mehr selbst in der Hand hielten und mit den höheren Mächten kämpfen mußten, da wurden sie zu hellen, freudigen Kriegsgöttern. Daß aber auch die Asen dem Schicksale ganz unterworfen sind, das zeigt jeder einzelne Zug in dem Mythus von Baldur.

Baldur, der Gute, der Sohn Odin's und der Frigg, der Beste der Asen, welcher so schön und licht war, daß ein Glanz von ihm ausging, der mußte sterben, und zwar durch seines eigenen blinden Bruders Hand, welche aber Loki, der Schadenfrohe, lenkte.

Und wie geschah das nur? Baldur hatte immer viele Träume, daß sein Leben in Gefahr sei. Als er diese den Asen erzählte, wurden sie von Furcht ergriffen und wollten ihn, den Lichtgott, vor Gefahr sichern. Deshalb nahm Frigg allen Wesen einen Eid ab, daß sie dem Baldur nicht schaden würden. Da dies nun geschehen war, wollten die Asen in ihrem stolzen Muthe dem Baldur die Nichtigkeit seiner Träume anschaulich machen, und ergötzten sich damit, daß sie auf ihn schossen und warfen. Aber den Loki verdroß das Spiel, und da er wohl wußte, daß die Frigg von allen Wesen, nur von einer kleinen Gerte, eben weil sie ihr zu klein war,

nicht den Eid gefordert hatte, so pflückte er diese und gab sie dem blinden Hödur. Dieser stand traurig im Kreise der Götter und konnte seine gewaltige Kraft nicht gebrauchen, da er blind war. Nun hatte er ein Geschoß, es stand ihm Loki zur Seite und lenkte seinen Arm. Hödur warf und traf den Baldur mit der kleinen, schwachen Gerte so, daß sich das Geschick an ihm erfüllte. Unendlich war der Jammer der Götter; das war ja das erste Zeichen, daß auch sie dem Untergange geweiht seien. Den tiefsten Schmerz aber fühlte Baldur's Frau, Nanna, die Tochter des Neps, dem die Blüthen zugetheilt sind. Wie konnte das auch anders sein? Licht und Blüthe sind ja auf's engste verbunden, und wenn das Licht entschwindet, wenn Baldur stirbt, dann muß auch die Blüthe vergehen, dann muß der Nanna das Herz brechen.

So kamen dann Baldur und Nanna zur Hel, und dort finden wir sie auf unserem Bilde. Das Reich der Hel ist umgeben von einem Flusse Gjöll (dem Schallenden), über welchen die Gjallarbrücke führt. An ihr hat die mürrische Jungfrau Modgudr (die Zanksüchtige) die Wache, und nur mit ihrer Erlaubniß dürfen die Seelen der Verstorbenen die Brücke betreten. Nur Einem Lebenden, dem Hermodr, hat sie den Uebergang nicht versagt, weil er der Diener Odin's war und in dessen und aller Götter Auftrage zur Hel kam.

Von allen Göttern nämlich, die nach Baldur's Tode thränen- und wortlos dastanden, erlangte Baldur's Mutter, die Frigg, zuerst die Kraft zu weinen und zu sprechen. Da versprach sie dem all' ihre Gunst, der zur Hel reiten und von ihr den Baldur erbitten wolle. Hermodr, Odin's Diener, zeigte seine Mannentreue, er bestieg Odin's Roß, den Sleipnir, das beste aller Pferde, und sprengte von dannen. Neun Nächte hindurch ritt er durch tiefe und finstere Thäler und kam endlich an die eben genannte Gjallarbrücke. Diesen Moment hat der Künstler aufgefaßt. Zwar war die Modgudr auch gegen den Hermodr mürrisch, sie zeigte ihm aber doch den Weg zur Hel. Von der Brücke aus ritt der Diener Odin's durch eine traurige Ebene, wo das Dasein, wo des Kampfes Getöse, des Helden Ruhm und der Liebe zarte Rede nur ein leerer Laut, eine verhallende Stimme ist.

Und als er die Ebene durchjagt, da kam er an das Gitter der Unterwelt; er schnallte seinem Rosse den Sattelgurt fester und setzte mit einem Sprunge über das Gehege. Im Palaste sah er den Baldur auf dem Hochsitz thronen. Wie anders war es da in Niflheim, als oben im lichten Asgard! Da stand Ewigunheil, das Haus der Hel, in das man über die Schwelle Fallum hineintrat; da sah man Nastrond, den Wohnsitz der Verfluchten, welchen uns die Voluspa so schildert:

Einen Saal sah ich stehen,
Fern von der Sonne

Auf Naſtrond's Grund.
Im Norden iſt die Thüre.
Gifttropfen fallen durch die Löcher,
Und der Saal iſt gebaut
Von Schlangenrücken.
Dort ſollen waten
In ſchweren Strömen
Alle Meineidige
Und Mörderwölfe,
Doch in Hwergelmir
Iſt am ſchlimmſten zu ſein;
Dort nagt Nidhog
Todter Leichen.

Und nun die Herrſcherin ſelbſt, die Hel, halb blau und halb weiß iſt ſie, die grimme Tochter des Loki. Als ihr Odin's Diener den Schmerz der Aſen ſchildert, da verſpricht ſie, den Baldur zurückzugeben, wenn ihn Alles, wenn ihn die ganze Welt betraure. Natürlich! denn die ganze Welt muß erſt Verlangen, Sehnſucht nach Verherrlichung fühlen, bevor die Fülle derſelben zum Durchbruch kommen, bevor die kindliche Reinheit, durch Erkenntniß geläutert, als bewußte Unſchuld hervortreten kann. Und wie ohnmächtig ſind da die Götter, wie ſo ganz dem Schickſal unterworfen! Alles beweinte den Baldur; nur Einer war ſo ſelbſtzufrieden, daß kein Verlangen nach dem Beſſeren, dem Göttlichen, ſich in ſeinem Herzen rührte, und das war der böſe, weltkluge Egoismus, der Satanas des Nordens: Loki. Er iſt ein Thurſe und herrſcht in Jöttunheim. Trotzdem aber, daß er ein Thurſe iſt, ſo iſt er doch an die Aſen gewieſen, ja er hat ſogar mit Odin Blutbrüderſchaft geſchloſſen, d. h. es hat ſich mit dem Geiſte die Schranke, die Materie, mit dem Unendlichen das Endliche verbunden. Das bezeichnet auch der Name, denn Loki kommt her von lukan, ſchließen, daher Locke und Luke; ſomit iſt Loki die Schranke, die Negation; er iſt der Abend, das leiſe Verderben, welches raſtlos unter den Aſen waltet. Sein Trug verwirrt die Harmonie der Schöpfung; es hängt ſich ja dieſer Götterriegel an alles Hohe und rückt allem Erhabenen ſeine Schwachheit vor.

Dafür aber, daß durch Loki's Schuld Baldur bei der Hel bleiben mußte, dafür fingen ihn die Aſen und banden ihn mit den zu Eiſen gewordenen Därmen ſeines getödteten Sohnes an drei Felſen; dann nahmen ſie einen Giftwurm und befeſtigten ihn über ihm, damit das Gift ihm in's Angeſicht träufele. Sigyn, ſein Weib, ſteht neben ihm und hält ein Becken unter die Gifttropfen; ſo ſehen wir ſie beide auf unſerm Bilde. Und wenn die Schale voll iſt, da geht ſie und gießt das Gift aus, derweil aber tropft ihm das Gift in's Angeſicht und er ſträubt ſich ſo heftig dage-

gen, daß die ganze Erde bebend erzittert. So liegt er dort in Banden bis zur Götterdämmerung. Dann ersteht er mit seinen schrecklichen Kindern zum Rachekampf gegen die Asen. Drei von seinen Kindern sind es vornämlich, die den Göttern gefährlich werden; er hat sie alle drei erzeugt mit der Riesenfrau Angurboda (der Schreckenverkünderin); es ist der Fenriswolf, die Midgardsschlange und Hel. Den Wolf erzogen die Götter bei sich, und da er sehr stark wurde und alle Vorhersagungen meldeten, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, da faßten die Asen den Beschluß, ihn zu tödten. Sie ließen sich von den Zwergen ein Band, Gleipnir, anfertigen, und zwar wurde das aus sechserlei Dingen gemacht: aus dem Schall des Katzentrittes, aus dem Bart der Weiber, aus den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, aus der Stimme der Fische und aus dem Speichel der Vögel. Das Band war schlicht und weich, wie ein Seidenband, und doch dabei so fest, daß es den Wolf, der alle anderen Fesseln zersprengt hat, bis zum Weltuntergange binden kann. Durch List verlockten sie den Wolf, er solle versuchen, ob er dies Band wohl sprengen würde; aber er wollte nicht anders den Versuch wagen, als wenn Einer der Götter seine Hand ihm in den Rachen zum Unterpfand lege, daß es ohne Falsch hergehe. Keiner der Asen wollte seine Hand herleihen, alle sahen sich einander stumm an, bis zuletzt Tyr seine Rechte darbot und sie dem Wolfe in den Mund legte. Der ließ sich das Band umlegen, und da er sich reckte, um es zu zersprengen, so verhärtete das Band und wurde immer stärker. Darüber lachten Alle, außer Tyr, denn er verlor seine Hand. Die Kette des Wolfes zogen die Götter durch einen Felsen und festigten diesen tief im Grunde der Erde. Der Wolf riß den Rachen furchtbar auf, schnappte nach ihnen und wollte sie beißen, aber sie steckten ihm ein Schwert in den Gaumen, daß das Heft wider den Unterkiefer und die Spitze gegen den Oberkiefer stand; damit ist ihm das Maul gesperrt. In dieser Lage ist er hier dargestellt. Loki, der eigentlich die Schuld von Baldur's Tode trug, der war bestraft, aber auch der blinde Hödur entging der Ahndung nicht. Ihn tödtete Vali; der starke Gott des freien Willens bändigte die blinde Nothwendigkeit.

Baldur und Nanna hatten bei ihrem Tode ihren Sohn Forsete der Welt gelassen; ihn sehen wir hier mit dem Richterstabe und mit erhobener Hand lehrend und entscheidend. Er, der dem Lichte und der Blüthe entsprossen war, stand natürlich dem friedlichen Leben und dem Vergleiche vor; darum sitzt er auch in seiner friedlichen Burg Glittner mit der Wage in der Hand, ein Jegliches schlichtend im Herbstthing.

Die Asen als Lichtgötter sind alle dem Loki verfeindet, keiner aber mehr als Heimdallur. Loki ist der Abend, Heimdallur aber der Aufgang, die Frühe. Neun Schwestern haben ihn geboren. Von ihm heißt es:

Himinbiörg (Himmelsburg) ist die achte,
Wo Heimdall soll
Der Weihestatt walten,
Der Götterwächter schlürft
In schöner Wohnung
Selig den süßen Meth.

Seine Burg liegt an des Himmels Ende, damit er die Brücke vor den Riesen bewahre. Und damit er das vermöge, bedarf er weniger Schlaf, als ein Vogel, und sieht sowohl bei Nacht als bei Tage hundert Rasten weit; auch hört er das Gras in der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen. Hier sitzt er hoch zu Roß und stößt in das Giallarhorn, um die Götter zum letzten Kampfe zu rufen.

Zu diesem letzten Kampfe gebraucht Odin Gefährten und Hülfe so viel als möglich; deshalb ruft er die gefallenen Helden, die Einheriar, d. h. die einzig wahren Herren, zu sich nach Valhalla.

Fünfhundert Thüren
Und viermal zehn
Wähn' ich in Walhall.
Achthundert Einheriar
Gehn aus Einer,
Wenn es den Wolf zu wehren gilt.

Der Saal ist kriegerisch geschmückt, der Fußboden besteht aus Spießen, das Dach aus Schilden, auf den Bänken sind Harnische und statt der Lichter dient der Schwerter Glanz zur Erleuchtung. Um einen langen Tisch sitzen die Helden und werden bedient von den Schildjungfrauen, den Valkyrien. Odin präsidirt, er ißt aber nicht, denn

Geri und Freki
Füttert der kriegsgewohnte
Herrliche Heervater,
Da nur vom Weine
Der waffenhehre
Odin ewig lebt.

Geri und Freki aber sind die Wölfe, die den Odin stets begleiten und die wir auf unserem Bilde auch nicht vermissen.

Die Einheriar essen das Fleisch eines Ebers, der Sährimnir heißt; er wird jeglichen Tag gesotten und am Abend ist er wieder heil. Darum heißt es:

Andhrimnir läßt
In Eldhrimnir
Sährimnir sieden.

Andhrimnir heißt nämlich der Koch und Eldhrimnir der Kessel.

Odin zwar trinkt Wein, nicht aber die Einheriar, denn die bekommen nur Meth. Es steht nämlich eine Ziege über Valhalla und weidet an den Zweigen eines Baumes, und aus ihrem Euter fließt so viel Meth, daß alle Einheriar sich davon sättigen. Alle Zeit aber, die sie nicht beim Mahl und Zechgelage zubringen, weihen sie dem Kampfe.

Somit haben wir die Hauptfiguren der nordischen Mythologie an uns vorübergehen lassen und den Schmerz mit durchgefühlt, der auch die Asenwelt bewegte, daß dieser Götterhimmel nicht ewig, nicht unvergänglich sei; in der Erklärung zur nächsten Tafel wollen wir den Untergang selbst betrachten.

Nun zu dem Leben unseres Volkes!

Das ganze Familienleben unserer Altvordern beruhte auf dem Unterschiede der Stände und war so, wie es sich gestaltet hatte, eben nur dadurch möglich. Daß aber dieser Unterschied ein sehr bedeutender, tief in das Volk eingepflanzter und uralter war, ersehen wir daraus, daß den Göttern diese Gliederung des Volkes zugeschrieben wurde und daß an der Spitze der einzelnen Stände, wie die Mythologie das gelehrt hat, auch verschiedene Götter standen.

Dem klugen, dem verständigen Wächter der Götter, dem Heimdallur, dem legt man diese Ordnung des Menschengeschlechtes bei. Und zwar stellt das die Edda so dar: Der As ging einst auf grünen Wegen längs der Meeresküste; da traf er ein Haus mit offener Thür und ging hinein.

Am Estrich glüht' es;
Da saß ein Eh'paar,
Ein altes, am Feuer,
Ai und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter).

Sie nahmen ihn freundlich auf und setzten ihm einen Laib in der Asche gebackenen Brodes vor, schwer und klebricht und voll von Kleien, dann Schlemm in der Schüssel und ein Kalb in der Brühe. Drei Nächte blieb der As und zog dann weiter. Als aber die Zeit erfüllt war, da gebar Edda ein Kind, und als man es untergetaucht hatte, nannte man es seiner schwarzen Haut wegen Thräl, d. h. Schalk, Knecht. Es gedieh und wurde groß, aber rauh war das Fell an den Händen dem Rangen, die Gelenke knotig, die Finger feist, das Antlitz fratzig, der Rücken krumm und vorragend die Hacken. Da kam in den Bau, in das schlechte Haus, die Dirne Thyr (die Magd), die Gängelbeinige, Schwären am Hohlfuß, mit sonnverbrannten Armen und gedrückter Nase. Sie saß alsbald breit auf der Bretterbank und ihr zur Seite des Hauses Sohn; von ihnen beiden entsprang der Knechte Geschlecht.

Sie binden Bast und schnüren Bürden und schleppen Reiser den ganzen Tag,

Hecken legen sie an und misten Aecker; sie mästen Schweine, hüten Geißen und graben Torf. Das ist der Stand der Unfreien.

Zum Zweiten kam der As an ein ander Haus; halb offen stand die Thüre desselben, am Estrich glühte es und um das Feuer saß ein Ehepaar. Des Mannes Bart war gestrählt, die Stirne frei und knapp lag das Kleid an; so saß er da und schälte die Weberstange. Neben ihm saß die Frau, auf dem Haupte die Haube, am Halse einen Schmuck, ein Tuch um den Nacken und Nesteln an der Achsel; so saß sie da im eigenen Hause, bewand den Rocken und führte den Faden zu feinem Gespinnst. Der Mann hieß Afi (Großvater) und die Frau Amma (Großmutter). Auch da blieb der As drei Nächte, auch da gebar die Frau einen Sohn und nannte ihn Carl (Kerl), d. h. Bauer.

Roth war er und frisch,
Mit funkelnden Augen.

Und als er groß geworden, fuhr in den Hof, mit Schlüsseln behängt, im Ziegenkleide die Verlobte Carl's. Von ihnen entsprang der Bauern Geschlecht. Das zähmte Stiere, zimmerte Pflüge, schlug Häuser auf, erhöhte Scheunen, fertigte Wagen und bestellte das Feld.

Weiter ging der As und kam zum Saale mit südlichem Thore; angelehnt war's, mit leuchtendem Ringe. Er trat hinein:

Bestreut war der Estrich;
Die Eh'leute saßen
Und sahen sich an,
Vater und Mutter,
An den Fingern sich spielend.

Der Hausherr hatte vor sich den Bogen liegen, er wollte Sehnen winden und Pfeile schäften (Bild II.); die Hausfrau saß da im Schleier, am blauen Gewande wallte die Schleppe, ein Geschmeid' hatte sie an der Brust.

Weißer war die Brust,
Lichter der Nacken,
Als leuchtender Schnee.

Schimmerndes Leinen deckte sie auf und setzte darauf linde Semmel von weißem Weizen, dann silberne Schüsseln mit Speck und Wildbrät und gesottenen Vögeln. Wein war da in Kannen und köstlichen Kelchen.

Auch da blieb der As drei Nächte, auch da gebar die Frau ein Knäblein, hüllte es in Seide und nannte es Jarl (earl, Graf, Herr).

Licht war die Locke
Und leuchtend die Wange,
Die Augen scharf,
Als lauerten Schlangen.

Daheim wuchs der Jarl auf und lernte Linden schälen, Sehnen winden, Bogen spannen und Pfeile schäften, Spieße werfen und Lanzen schwingen, Hengste reiten und Hunde hetzen, Schwerter ziehen und den Sund durchschwimmen. Auch Runen lernte er, Zeit und Zukunft Runen, und als er ein Mann geworden und im Kampfe erprobt war, da freite er eine adlige, artige, gürtelschlanke Maid und wohnte froh bis in's Alter mit ihr und herrschte in achtzehn Hallen, vertheilte die Güter und begabte die Gäste mit Schmuck und Geschmeide und schlanken Pferden.

So sahen unsere Ahnen den Ständeunterschied als etwas von der Gottheit selbst Geordnetes an und hielten strenge darauf. Und wenn wir hier von Deutschen reden, so meinen wir damit vorzugsweise die Freien; die Unfreien, die Schalke oder Knechte, sie sind Sachen und nicht Personen.

Wie uns der Jarl und der Carl in dieser Dichtung geschildert sind, so erscheinen sie auch in der Geschichte; sie haben blaue, trotzige Augen, einen Blick, gleich dem des Löwen, und blonde Haare. Die Edeln tragen langes, wallendes Haupthaar; das ist der Schmuck der Freien; nur der Schalk, der Unfreie, hat geschorenes Haar. Nackt gehen die Kinder bis zur Mannbarkeit, später läßt man nur Brust, Schulter und Arme, bisweilen auch die Füße nackt. Oft legte man einen eisernen Ring um Fuß oder Hand, um zu zeigen, daß man durch ein Gelübde gefesselt sei und sich erst durch eine kühne That lösen müsse.

Weil man den Unterschied der Stände als etwas von den Göttern Eingesetztes betrachtete, so hielt man natürlich auch sehr darauf, daß er nicht verwischt und daß der Reinheit des Blutes durch Mißheirath nicht geschadet würde. Man setzte sogar auf Mißheirathen harte Strafen; die Freie z. B., welche einen Unfreien heirathete, wurde selbst unfrei. In den ältesten Zeiten brachte die Frau dem Manne keine Mitgift, sondern der Mann kaufte sie dem Vater ab. War das Mädchen vermählt, so ließ sie nicht mehr das Haar fliegen, sondern schlug es in Knoten zurück und band ihr Haupt. Die Frau trägt den Schleier, die Haube und die Schlüssel an der Seite. Der Zweck der Ehe war die Erzeugung eines echten Erben; gebar die Frau dem Manne kein Kind, so war das ein vollwichtiger Grund zur Scheidung. Eine ganz besondere Rücksicht gebietet daher das Gesetz für schwangere Frauen und Kindbetterin (Bild II.). Selbst die Frau eines Schalkes genießt während dieser Zeit mancherlei Vorrechte; auch ihr Mann wird seines Dienstes erleichtert, damit er die Frau desto besser pflegen könne.

(Bild I.) Wenn das Kind geboren ist, so legt man es auf den Boden, bis sich der Vater erklärt, ob er es leben lassen wolle, oder nicht. Will er ihm das Leben schenken, so nimmt er es selbst auf oder heißt es aufheben; dann wird es mit Wasser besprengt und ihm ein Namen gegeben. Von diesem Aufheben hat wohl die Hebamme ihren Namen. Wollte der Vater aber das auf der Erde liegende Kindlein nicht auferziehen, so befahl er, daß man es aussetze. Das ist gewiß sehr oft vorgekommen, und zwar aus den verschiedensten Gründen; wenigstens erzählen viele Sagen davon.

Das Kind des Edeln wuchs auf in Freiheit und Ungebundenheit, seine kindischen Spiele schon bezeugten, daß es einst nicht zu harter Arbeit bestimmt, daß es nicht Thor's Schützling, sondern der des einäugigen Odin's sei. Und wenn es erwachsen war und nicht im Kampfe und Kriege sich tummelte, so bereitete es sich zu den Schlachten der Männer durch den Kampf mit Thieren vor.

Dies Jagdleben in dem geheimnißvollen Dunkel der Wälder und diese stete Berührung mit der erhabensten Seite der Natur hat auf die rohen Gemüther unseres Volkes einen gewaltigen Einfluß geübt; auf diese uralte Zeit des Waldlebens sind alle jene Thiersagen und Thiermärchen zurückzuführen, in denen Mensch und Thier gegenseitig sich verstehen (Bild II.). Und kam der freie Mann heim in sein Haus, da war er König darinnen. Weit und breit lagen die Aecker nach allen Seiten hin und inmitten derselben stand Hof und Haus, so daß kein neugieriger Nachbar den stillen Frieden des Hauses störte.

Wie hoch auch die Frau geachtet wurde — und daß sie das wurde, zeigt das bedeutende Strafgeld, welches dem auferlegt war, der eine Frau verletzte, — sie steht dennoch unter der Vormundschaft des Mannes. Unter des Vaters uneingeschränkter Herrschaft aber stehen Söhne und Töchter; denn jene kann er vor erreichter Mündigkeit, diese, so lange sie nicht durch die Heirath sich einen andern Schützer erworben haben, entweder in die Knechtschaft verkaufen, oder einem Ebenbürtigen zur Adoption überlassen. Ebenso absolut sind ihm die Schalke, diese aber ihr ganzes Leben hindurch, mit Frau und Kind unterworfen; ob er den Schalk verstümmelt oder tödtet, darum hat sich Niemand zu kümmern.

Dadurch aber steht die Frau so hoch, daß sie das Haus und die Güter verwaltet, und das ist noch im Mittelalter so geblieben. Im Iwein wird es hart getadelt, wenn ein Ritter um die Bewirthschaftung seiner Güter sich zu viel kümmert, das lustige Umherziehen auf Aventiure versäumt und das Leben an Fürstenhöfen, wo man doch einzig feine Sitten und Achtung gegen die Frauen lernen könne. Und Ulrich v. Lichtenstein erzählt in seinem Leben, er sei den Sommer über turnierend durch die Lande gezogen und erst im Winter zu seiner Frau heimgekehrt, die ihm

vortrefflich Haus und Hof in Ordnung gehalten habe. Darum standen auch Priesterinnen in so großem Ansehen (Bild VIII.).

Wir sehen hier auf dem zweiten Bilde die Thätigkeit im Innern des Hauses und das Bereiten des Ackers; im fünften nun tritt uns der Jubel der Ernte entgegen.

War Alles abgemäht, so ließen die Mäher nur einen Büschel Getreide stehen und den umwanden die Frauen mit Bändern. Zugleich hoben die Mäher nach dem letzten Sensenschlage die Werkzeuge empor, stellten sie aufrecht und schlugen mit dem Strenk dreimal an die Klinge. Dabei schwingt Alles die Hüte, die Frauen schütten die letzten Brodkrumen aus den Körben und gießen aus den Kannen das noch übrige Getränk, wobei sie Wodan's Namen dankend aussprechen.

Aus solchen Gebräuchen leuchtet die Milde des Alterthums. Der Mensch will sich nicht Alles zueignen, was ihm gewachsen ist; dankbar läßt er einen Theil für die Götter zurück, welche auch ferner seine Saat schützen.

Haben wir bis jetzt das Leben im Innern des Hauses betrachtet, so gehen wir, der in der Einleitung angegebenen Reihenfolge gemäß, zu dem politischen und religiösen Leben des Volkes über.

War der Sohn des Freien groß geworden und hatte er sich mit Ernst und Fleiß seiner Ausbildung hingegeben, so wurde er in die Reihe der Männer aufgenommen (Bild VI.).

Was er aber bei seiner Ausbildung vorzüglich berücksichtigen mußte, das haben wir schon oben angedeutet; wir bemerken hier nur noch, daß auch im späteren Mittelalter die Bildung der jungen Edelleute sich wesentlich auf das beschränkte, was wir als Erforderniß für jene ältere Zeit angegeben haben.

So heißt es in Gottfried's Tristan:

Ueber diz allez lernet er
mit dem schilte und mit dem sper
behendecliche riten;
daz ors zu beiden siten
bescheidenliche rüren,
von sprunge es freche füren,
turniren und leistiren,
mit schenkeln sambeliren,
reht und nach riterlichem site;
hie bankete er sich oft mite.
Wol schirmen, starke ringen,
wol laufen, sere springen,
darzu schiezen den schaft,
daz tet er wol, nach siner kraft.

Auch hören wir diz märe sagen,
ez gelernte birsen unde jagen
nie dahein man so wol, so er,
ez wäre dirre oder der.

Wenn so seine Ausbildung im Waffenhandwerk guten Erfolg gehabt hatte, so wurde er wehrhaft, d. h. er bekam in der Versammlung der Freien entweder von seinem Vater oder von einem Verwandten, wohl auch von einem der Vornehmen, Schild und Speer. Dadurch wurde dem Jünglinge eine gewisse Selbstständigkeit gegeben, wenn er auch nicht immer vollständig mündig wurde, da die „Schwertleite", wie man diesen Vorgang im Mittelalter nannte, bisweilen schon im funfzehnten Jahre stattfand.

Vollkommen mündig wurde der Sohn erst dann, wenn er heirathete oder auch nur einen eigenen Hausstand anfing.

Im Mittelalter bekamen die Söhne des niederen Adels fast immer von Fürsten oder von hochgestellten Edelleuten und berühmten Rittern das Schwert, und das geschah vorzüglich bei großen Festlichkeiten.

Namentlich war es ein großes Hoffest, wenn Fürstensöhne wehrhaft wurden; dann drängten sich gemeiniglich alle Gleichaltrigen vom Adel der Landschaft an den Hof, um mit ihren jungen Herren das Schwert zu nehmen und ihre „swertgenozen" zu werden.

Wir wollen hören, wie der Chronist Otto v. St. Blasien uns ein solches Fest schildert, welches Friedrich Barbarossa 1187 bei Mainz veranstaltete, als er seine beiden ältesten Söhne wehrhaft machte, und wollen damit das vergleichen, was das Nibelungenlied von Siegfried's Schwertnahme erzählt.

Der Kaiser Friedrich, heißt es, hatte alle Unruhe in Deutschland gestillt und berief einen allgemeinen Tag zu Pfingsten nach Mainz, um dort seine Söhne, den König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, mit dem Schwerte zu umgürten. Dahin strömten alle Fürsten des Reiches, dahin kamen die Adalinge aus Gallien, Italien, Spanien, Illyrien und den slavischen Ländern, so daß eine unendliche Menge von Menschen aus den verschiedensten Gegenden versammelt war.

Und ebenso im Nibelungenliede:

Nu was er (Siegfried) in der sterche, daz er wol waffen truch;
do hiez sin vater Sigmunt chunden sinen man,
er wolde hoh-gezite mit lieben vriunden han.
Diu maere man do fürte in ander chunege lant.
Swa man vant deheinen, der ritter solte sin,

von art der sinen mage, diu edeln chindelin
diu ladet' man zu dem lande durch die hoh-gezit:
mit dem jungen chunege swert genamen si sit.

Dabei wurde nichts gespart. Konnte die Königsburg und die Stadt die Menge der Gäste nicht fassen, so schlug man auf blumiger Wiese Zelte auf oder baute hölzerne Häuser. Alles, was die Sinne ergötzen konnte, köstliche Speisen, feine Weine, schöne Pferde, herrliche Waffen und Kleider, Alles war da in reicher Fülle:

Diu hoh-gezit diu werte unz an den sibenden tach:
Sigelint diu riche nach alten sitten pflach
durch ir sunes liebe teilen rotez golt,

und zwar so viel, daß man wenig arme Leute unter den Gästen mehr fand; denn sie schenkte so reichlich, daß ihr „ross" und „chleider" nur so von der Hand stoben, als wenn „si ze lebene hete nicht mer deheinen tach". Dann aber „schiet sich auch diu hoh-gezit mit lobelichen eren", und das war ja der vornehmste Wunsch des Wirthes.

Eine noch engere und innigere Verbindung zwischen zwei Männern, als diese, die durch die Schwertgenossenschaft entstand, wurde durch die „Blutbrüderschaft" geknüpft (Bild XII.). Zwei Männer, die sich so auf ewig verbinden wollten, gingen vor den Altar oder an einen heiligen Ort, ritzten sich jeder eine Ader auf, tröpfelten das hervorquellende Blut in einen Becher Weins und leerten dann denselben. Von nun an standen sie im Kampfe Rücken gegen Rücken gelehnt, Einer schützte den Andern, und fiel der Eine, so war es die heiligste Pflicht des Bruders, ihn zu rächen.

So sitzt bei Frithjof sein Blutbruder Björn; denn, heißt es,

Sie mischten ihr Blut miteinander,
Nordischer Sitte gemäß das Verbrüderungszeichen, und schwuren
Noth und Freude zu theilen und Rach' einander im Tode.

Da des freien Mannes Gewalt in seinem Hause so unumschränkt war, daß er seine Kinder verkaufen und aussetzen, daß er seine Knechte auf das härteste bestrafen, ja tödten konnte, so läßt sich leicht begreifen, warum er auch nach oben hin ausgedehnte Freiheit in Anspruch nahm und bei allen Gelegenheiten, wo er mitwirken sollte, auch vorher mit rathen wollte.

Wenn nun auch die meisten deutschen Völker schon im höchsten Alterthume Fürsten und Könige hatten, so waren diese es doch durchaus nicht durch Erbschaft allein, sondern ebenso sehr durch Wahl. Es bedurfte die Erblichkeit der Bestäti-

gung durch das Volk und die Wahl fand meistens nicht ohne alle Rücksicht auf das herrschende Geschlecht statt. Das Volk hatte jeden König beim Antritt seiner Regierung feierlich anzuerkennen und der König that ihm Gelübde. Aus einem andern als dem herrschenden Geschlechte wurde meist nur dann gewählt, wenn das Geschlecht ausstarb oder zur Herrschaft untüchtig war.

Jeder neue König (Bild XI.) wurde in der Versammlung auf einen Schild gehoben und, damit er von Jedermann erblickt werden könnte, dreimal im Kreise umhergetragen. Das Volk gab dabei durch Handschlagen seinen Beifall zu erkennen.

In Tracht und Kleidung zeichneten sich die ältesten Könige nur wenig vor den übrigen Freien des Volkes aus; auch ihr Schmuck ist das lange, wallende Haupthaar. Eine Krone tragen sie nicht, wohl aber einen Stab, den man dem neugewählten Könige überreichte. Diesen Stab hielt er auch in der Hand, wenn er dem Gerichte oder der Volksversammlung präsidirte. Beides ist aber in der ältesten Zeit in den meisten Fällen nicht geschieden zu denken.

(Bild IX.) Es wurden in der Volksversammlung alle öffentlichen Angelegenheiten des Gau's besprochen und dazu gehörte auch die Beurtheilung der Zwistigkeiten. Die Volksversammlungen wurden zu bestimmten Zeiten abgehalten, die einem Jeden bekannt waren, und die damit verbundenen Gerichtssitzungen hießen eben deshalb ungebotene, weil zu ihnen nicht mehr besonders eingeladen wurde. War es nöthig, in der Zwischenzeit eine Sitzung abzuhalten, so mußten die Beisitzer besonders zusammengerufen werden, und dann hieß das Gericht ein gebotenes. Angesagt wurde es stets durch den Boten des Richters, welcher mit dem Stabe oder dem Hammer, als dem Symbol seines Amtes, an die Thüre des Geladenen klopfte.

Das alte Gericht wurde nie anders als im Freien abgehalten, unter des Himmels Wölbung, im Walde, unter breitschattenden Bäumen, auf einer Anhöhe, neben einer Quelle. Die Beisitzer saßen auf Steinen und waren von der Menge durch eingesteckte Haselruthen oder auch wohl durch andere Schranken getrennt. Gewöhnlich waren es Eichen, die den Ort des Gerichtes bedachten, doch auch wohl Linden oder Eschen, zur Erinnerung an die Weltesche Yggdrasil, unter der ja die Götter zu Gericht sitzen. Das Heidenthum verlangte zur Gerichtssitzung heilige Oerter, an welchen man Opferceremonieen vollziehen konnte; denn eröffnet wurde das Gericht durch ein Opfer, welches der Priester der Gottheit, unter deren Schutz das Gericht gestellt war, vor der versammelten Menge brachte. Und war das Gericht eröffnet, so präsidirte in der ältesten Zeit der König oder der Fürst, und Beisitzer waren die freien Männer der Landschaft. Alle erscheinen bewaffnet, sowohl der Richter, der die Verhandlungen lenkt, das Urtheil verkündet und es ausführen

läßt, als auch die Beisitzer, die das Urtheil finden. Der Richter hat einen weißen Stab in der Hand, den er während der Gerichtssitzung nicht weglegt; er gebraucht ihn, um damit Stille zu gebieten. Sitzen muß der Richter, wenn er richtet, und zwar, wie es in einem alten Rechte heißt, soll er sitzen als ein grisgrimmender Löwe und den rechten Fuß über den linken schlagen, denn das ist die Stellung eines Nachdenkenden.

Treten wir unter die Menge der Versammelten und sehen zu, was da verhandelt wird. Da liegt der Leichnam des Erschlagenen, denn es ist eine Klage um Mord angestellt. Schon haben die Kläger den Mord beschrieen, schon haben sie nach dem dritten Wehruf über den Mörder die gezogenen Schwerter eingesteckt, schon leistet der Verklagte den Reinigungseid, indem er die rechte Hand an seines Schwertes Griff legt.

Aber sehen wir uns weiter um; nicht ist es der erste Rechtsfall, der bei scheinender Sonne heute verhandelt wird; denn schon büßen Verurtheilte.

Wie wir so eben erwähnten, hatten die alten Germanen Priester; nur bildeten sie bei ihnen keine solche Kaste, wie bei den Celten, die von Jugend auf zum Tempeldienste erzogenen Druiden. Großes Ansehen genossen sie, denn sie waren nicht allein beim Gottesdienste und Volksgerichte thätig, sondern auch auf Heerzügen, wo ihnen allein, nicht den Feldherren, die Aufrechterhaltung der Zucht anvertraut war, weil ja der ganze Krieg gleichsam in Gegenwart der Gottheit geführt wird. Deshalb nehmen auch die Priester die Bilder und Zeichen der Götter aus dem heiligen Haine mit in's Feld.

So verrichten sie alle Ceremonieen nur für das gesammte Volk, denn im eigenen Hause ist der Hausvater auch Priester.

Verehrt und angebetet aber wurden die Götter selten in Häusern, die von Menschenhand erbaut waren, sondern die Gottheit wohnte nach dem Glauben des Volkes und barg ihr Bild in den rauschenden Zweigen uralter Bäume. Da ist denn auch der Platz, wo ihr der Jäger die Jagdbeute und der Hirte Pferde, Rinder und Widder darbringt (Bild IV.). Da hängen ringsumher an den Bäumen die Häupter der geopferten Thiere, gleichsam als Merkzeichen und Erinnerung der zur That gewordenen Frömmigkeit.

Opfer haben stets einen doppelten Zweck; entweder will man damit den Göttern Dank für ihre Wohlthaten abstatten, oder ihren Zorn versöhnen, und somit sind sie alle entweder Dank- oder Sühnopfer. Je nach dem, was man opfert, sind alle Opfer auch blutige oder unblutige. Die großen und bedeutenden Opfer aber sind immer und überall blutige, denn das hinströmende Blut, das vergossene Leben, scheint stärker bindende und sühnende Gewalt auszuüben.

Hier hat uns der Künstler ein Sühnopfer dargestellt. Daß es ein solches ist, erkennen wir daraus, daß nicht nur Thiere zum Opfer bereit stehen, sondern auch Menschen dazu bestimmt sind. Menschen aber wurden nur dann geopfert, wenn ein schweres Verbrechen getilgt oder ein großes Unheil beschworen werden sollte.

Auf dem Opfersteine kniet der Priester bedeckten Hauptes; er hat das Gesicht gegen Norden gewandt und betet zum Allvater mit erhobenen Händen. Es betet das Volk mit ihm, Einige mit gefesselten Händen; denn je mehr da beten, desto eher dringt das Gebet durch; die Priester aber sind um die geweihten und geschmückten Opferthiere beschäftigt. Heute opfert man nicht Pferde, nur Stiere und Widder führt man zum Altar. Das herabrinnende Blut des Thieres, welches auf dem Opferstein sein Leben läßt, fängt der Priester in einem Gefäße auf, um damit nachher die heiligen Tische und Geräthe zu bestreichen und die Theilnehmer zu besprengen. Nicht verbrennt man den Göttern das Thier, sondern weiht ihnen nur Haupt und Fell und einzelne andere edlere Stücke des Körpers; das übrige Fleisch sieden die Priester und theilen es aus zu fröhlichem Schmause.

Daß schon in den ältesten Zeiten Bilder von Göttern, wenn auch nicht eben häufig, bei den alten Germanen sich vorgefunden haben, ist nicht zu läugnen; denn es wird mehrmals ausdrücklich erwähnt, daß das Volk bedeckte Götterbilder durch die Fluren getragen oder gefahren habe, um diesen dadurch Fruchtbarkeit zu verleihen (Bild III.).

So haben wir denn ein Bild des älteren germanischen Lebens in leichten Umrissen gegeben und das wohl daraus erkannt, daß wir auch unsere Altvordern uns nicht als rohe Barbaren zu denken, sondern anzunehmen haben, daß schon in ihrem Heidenthume viel Hohes und Herrliches gewesen, an welches dann das Christenthum anknüpfen konnte. Das Eine aber will ich nur noch hervorheben, daß alle diese Gesetze, alle diese Gebräuche doch nur einem sehr kleinen Theile des Volkes angehörten und nützten, daß hingegen eine sehr bedeutende, wenn nicht die größte Zahl an den Wohlthaten dieser Zustände rechtlich keinen Theil hatte. Die Wenigen nun, welche die volle Freiheit genossen, sie natürlich fühlten sich mit allen Banden an das Vaterland geknüpft. War es denn anders in Polen, in Böhmen? Wer hat da Ferdinand II., wer in Polen dem russischen Regimente am kräftigsten widerstanden? War es nicht der Edelmann, der, auf dem gebeugten Nacken unterwürfiger Sclaven stehend, das Schönste und Beste genoß, was das äußere Leben bot? Und sollte ein solcher Genuß nicht eines Kampfes auf Leben und Tod werth sein? Ferdinand hat in Böhmen den alten Adel ruinirt und seine Dampierre's und Bucquoi's hineingebracht, und die Russen schicken die polnischen Edelleute nach Sibirien oder fesseln sie an das Petersburger Leben, und so sind die Völker ruhig.

Das that Rom auch, als es vom Rhein aus in das nördliche Deutschland vordrang. Es gewann einen Theil der Adalinge und zog sie in seinen Dienst; den gemeinen Mann hoffte man dann schon allmählig an die römische Herrschaft zu gewöhnen, die Nation zu depaysiren, wie Napoleon das nannte.

Eine Zeit lang glückten diese Versuche der Römer, und wer weiß, ob nicht römische Herrschaft sich dort so festgesetzt hätte, wie die deutsche in Böhmen, wenn nicht die Adalinge noch Kraft genug in sich gefühlt, das Joch der Fremden abzuschütteln.

Der bedeutendste niederdeutsche Volksstamm, mit dem die Römer in Norddeutschland gleich nach Christi Geburt in Berührung kamen, war das ingaevonische Volk der Cherusker, welches seine Hauptsitze in Thüringen bis an die Weser und gegen den Harz hin hatte. Einen König finden wir nicht an seiner Spitze, sondern zwei Adalinge, den Segestes und Arminius. Beide dienten den Römern; da sie aber, um die Oberherrschaft über ihr Volk streitend, trotz ihrer Verwandtschaft in die bitterste Feindschaft gerathen waren, so folgte Armin den Regungen seines Herzens und benutzte den Haß seines Volkes zum Untergange der Römer. Er lockte den Quinctilius Varus durch eine List aus seinen festen Standquartieren vom Rheine weg in den Teutoburger Wald, in eine Gegend, in der wohl der Germane, aber nicht der Römer zu kämpfen verstand. Drei Tage lang dauerte der Kampf, denn eine Schlacht wurde eigentlich nicht geschlagen, dazu war mitten in dem Sumpfwalde wohl kein Platz, sondern es war ein zerstreutes Gefecht; es neckten die Germanen die durch Regen, schlechten Weg und schweres Gepäck übermüdeten Römer so lange, bis die Reihen sich lösten, bis Ermattung und der Deutschen Pfeile die Einzelnen kampfuntüchtig machten, bis endlich am dritten Tage Varus selbst an der Rettung verzweifelte und in das eigene Schwert sich stürzte (Bild X.).

Durch diesen Kampf ist die römische Herrschaft in Deutschland dauernd gebrochen und die Unabhängigkeit und selbstständige Entwickelung unseres Volkes gesichert worden.

Haben wir auf dem ersten Bilde das neugeborene Kindlein in den Händen der Hebamme gesehen, so zeigt uns das siebente Bild den eben verblichenen Greis. Er liegt auf dem Scheiterhaufen, um verbrannt zu werden, und bei ihm ist alles das, was er im Leben am liebsten gehabt hat, sein Pferd, seine Waffen und sein Weib. Daß man Pferde und Waffen mit dem Todten verbrannte, war ganz gewöhnlich; bisweilen folgte auch der Knecht dem Herrn in den Tod nach, da er nur so, im Gefolge seines Herrn, zu Odin kommen konnte. Selten wohl kam es vor, aber es geschah doch, daß die Frau den Mann nicht überleben wollte und aus treuer Liebe an seiner Leiche sich selbst tödtete.

Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt.

Jesaias LX, 1.

Tafel II.

Edda. Untergang der Götter. Die Unterjochung Deutschlands durch die Römer, und seine Befreiung; 113 vor bis 280 nach Chr. Geb.

Nachdem wir so, der ersten Tafel folgend, die Götterlehre, die Sitten und Gebräuche unseres Volkes dargestellt haben, wie sie uns in den ältesten Nachrichten entgegentreten, so zeigt uns die zweite Tafel, wie unser Volk zum Bewußtsein seiner Bestimmung und zwar dadurch kommt, daß es mit den Römern in freundlichen und feindlichen Verkehr tritt. Darum lautet auch die Ueberschrift zur zweiten Tafel: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt."

Der erste Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen erfolgte schon vor Christi Geburt, in dem vom Jahre 113 bis 101 geführten Cimbern- und Teutonenkriege. Der Name Cimber ist ein räthselhafter; denn unter den Celten, also unter dem Volke, welches noch vor den Germanen von Osten nach Westen gezogen war, wird ein Stamm Cimbern genannt. Ferner melden uns griechische Schriftsteller, daß am schwarzen Meere Cimmerier gewohnt hätten und nach ihnen die Straße von Caffa oder Feodosia der Cimmerische Bosporus genannt worden sei; dann behaupten sie ferner, daß diese Cimmerier später sich Cimbern genannt hätten und daß kein Unterschied in diesen Namen sei. Sollte etwa das in späterer Zeit am Rheine wohnende Volk der Sigambrer auch mit diesen Cimbern in Verbindung zu bringen sein? Es wäre so unmöglich und unwahrscheinlich nicht. Nach dem so eben Bemerkten wird es aber wohl klar sein, daß man weder mit Bestimmtheit sagen kann, ob die Cimbern Deutsche oder Celten gewesen, noch auch sicher

anzugeben vermag, woher sie denn eigentlich in die Alpen gekommen sind. Der König der Cimbern wird Bojorix genannt, und daß dieser Name ein celtischer sei, daran kann man wohl nicht gut zweifeln, wenn man nur an das so oft genannte celtische Volk der Boji denkt. Natürlich kann man auch aus den Angaben über die ältesten Sitze dieses Volkes nicht mit Bestimmtheit erkennen, ob sie zu den Celten oder Germanen zu zählen seien; denn von Osten her kamen beide Nationen. Wir finden nun nach den ältesten Ueberlieferungen Cimbern am schwarzen Meere und auch an der Ostsee. Das kann uns nicht wundern, wenn wir an die Gothen denken. Finden wir sie nicht auch an beiden Meeren? Es sollen nun die Cimbern, wie Einige behaupten, von der Ostsee her nach Süden gezogen sein, um sich Land zu erwerben; nach Anderen aber sollen die in das römische Gebiet einfallenden Schaaren ein Heergeleite des am schwarzen Meere wohnenden Cimbernstammes gewesen sein. Wer aber will das feststellen? Wahrscheinlich sind aber diese Schaaren, woher sie auch gekommen, nicht das ganze Volk gewesen, sondern nur ein Theil desselben. Wenigstens spricht die Analogie dafür. Als die Celten nach Italien zogen, wanderten ihre Stämme auch nicht ganz aus Gallien fort; denn wir finden in historischen Zeiten Bojer und Senonen in Italien und Frankreich. So kommt Ariovist nur mit einem Heergeleite nach Gallien, so Chlodowig; so erobert ein gothisches Geleite die Nordlande. Daß diese Schaaren Frauen und Kinder mit sich führten, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, wie den Heeren im dreißigjährigen Kriege ein ähnlicher Troß folgte.

Unzweifelhaft hingegen ist es, daß die Teutonen deutschen Ursprunges sind und daß sie ihre Sitze im Norden Deutschlands, im Holsteinischen und Lauenburgischen, gehabt haben. Wann sie sich aber mit den Cimbern vereinigten, ist nach dem oben Gesagten natürlich nicht mit Gewißheit anzugeben. Beide Völker stehen unter Königen. Daß sie in ihrem Stammlande Königsherrschaft gehabt haben, ist daraus jedoch nicht zu schließen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß auch deutsche Völker, die ohne Könige lebten, zu Kriegen und Wanderungen einen Mann an die Spitze stellten.

Zuerst trafen diese Völker in den steierschen Alpen auf die Römer (Bild I.), und obgleich der Consul Papirius Carbo sie treulos überfiel, so schlugen sie ihn dennoch und setzten ihren Weg längs des Alpenabhanges nach Gallien hin fort. Ihre ferneren Züge übergehen wir und verweisen zur Erklärung des zweiten Bildes auf die Einleitung. Beendet wurde der Zug und die Cimbern besiegt durch die Schlacht auf den Campis Raudiis bei Verona (Bild III.).

Als nämlich die Cimbern und Teutonen, welche sich auf ihrem Zuge durch celtische Völker verstärkt hatten, von den Iberern über die Pyrenäen nach Gallien

zurückgetrieben waren und einsahen, daß sie weder in Gallien, noch in Spanien Sitze sich erwerben könnten, da theilten sie sich in zwei Schaaren, von denen die eine von der Rhone her, die andere längs der Etsch in Italien einbrechen wollte. Die erste Schaar, die Teutonen, wurde vom Marius an der Rhone bei Aix 102 v. Chr. besiegt; gegen die Cimbern hatte sich Lutatius Catulus hinter den verschanzten Alpenpässen an der Etsch aufgestellt. Der Schanzen aber spotteten die Cimbern, denn sie fuhren auf ihren Schilden die beeisten Abhänge herunter und bedurften so der gebahnten Wege nicht. Da gedachte Catulus ihnen den Uebergang über die Etsch zu wehren, indem er die Brücke, welche über den Gebirgsstrom führte, stark besetzt hielt. Aber wir wissen ja, daß der deutsche Jarl lernen mußte, den Sund zu durchschwimmen; sollte ihn dann wohl ein Fluß zurückgehalten haben? So drangen die Cimbern in die lombardische Tiefebene. Da eilte Marius von Rom aus ihnen entgegen, um sie nicht an und über den Po gelangen zu lassen. So trafen sich die feindlichen Heere auf der oben angegebenen Ebene. Die Cimbern griffen zuerst an, da sie ihre gefallenen Brüder rächen wollten. Den Reigen eröffnete ihre Ritterschaft. Herrlich und prächtig ritt sie einher, in glänzenden Panzern und blinkenden Helmen. Ihr nach wogte die Menge des Fußvolkes. Wenn gleich sich die auserwähltesten Krieger in die vorderen Reihen gestellt und mit Ketten an einander gefesselt hatten, dennoch wurden sie besiegt, da Sonne und Wind, die Elemente selbst, mit den Römern im Bunde waren. Die Flüchtlinge wurden von den Römern zu den Gepäckwagen getrieben, auf denen die Frauen, um den Ausgang des Kampfes zu erwarten, mit ihren Kindern bei Hab' und Gut und bei der reichen Beute zurückgeblieben waren. Sie aber nahmen die Flüchtlinge nicht auf, sondern tödteten sie, und da sie keine Rettung mehr sahen, erwürgten sie auch ihre Kinder oder warfen sie unter die Räder und die Hufe des Zugviehes; dann tödteten sie sich selbst (Bild III.).

Das war der letzte Kampf; durch ihn war Italien gerettet. Wenn man von Verona in's Gebirge aufsteigt, so trifft man da auf einer kleinen Hochebene inmitten hoher Bergkämme eine kleine Colonie von Deutschen unter den sie rings umgebenden Italienern. Fragt man die Bewohner der sette communi nach ihrer Abstammung und der Zeit ihrer Ansiedelung, so antworten sie, sie seien Cimbern, denn ihre Ahnen seien nach der Schlacht von Verona hierher geflüchtet und ihr Stamm habe sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Ich weiß keinen Grund, warum diese Angaben falsch sein sollten, kann aber auch nichts zum Beweise dieser Tradition beibringen.

Wie in der Schlacht bei Verona die Frauen nahe dem Schauplatze des Kampfes auf den Gepäckwagen verweilten, um durch ihre Anwesenheit den Muth der

Männer zu beleben, so umgab auch Ariovistus in der Schlacht bei Besançon seine Schlachtreihe mit den Wagen, damit seine Krieger unter den Augen ihrer Weiber um so tapferer kämpfen möchten.

Aber auch hier verhalf diese Maßregel den Germanen nicht zum Siege. Cäsar schlug das Heer des Ariovistus und trieb die Flüchtlinge bis an den Rhein (Bild IV.). Dort versuchten Einige, die ihren Kräften vertrauten, den Rhein zu durchschwimmen; Andere, Glücklichere, warfen sich in die gefundenen Kähne. Unter der Zahl der Letzteren befand sich auch Ariovistus, der einen kleinen Kahn vom Ufer gelöst hatte und auf ihm entfloh. Alle Uebrigen aber wurden von den römischen Reitern eingeholt und getödtet. So heftig drängten diese, daß Ariovist nicht einmal seine Familie hatte retten können. Er hatte zwei Frauen. Es ist zwar bei den Germanen Vielweiberei durch die Sitte nicht gestattet, jedoch bei Fürsten finden sich öfter Ausnahmen. Eine seiner Frauen war von suevischer Herkunft und ihm vom Hause gefolgt; die andere war einem vornehmen Geschlecht aus Noricum entstammt und von ihrem Bruder dem Ariovist zur Ehe nach Gallien gesandt. Beide Frauen kamen auf der Flucht um; ebenso erging es der einen Tochter des Ariovist, während die andere in die Hände der Römer fiel.

Seit Cäsar's Feldzügen war das linke Rheinufer den Römern unterthänig geworden und blieb es ohne Störung bis zum Jahre 16 v. Chr. Da brachen aber deutsche Völker, Sigambrer, Usipeter und Tenchtherer, in Gallien ein und schlugen den dort befindlichen Legaten M. Lollius. Deshalb übertrug nun Augustus seinem Stiefsohne Drusus die Rache und die Vorsorge für die Sicherheit der Grenzen. Vom Jahre 12 bis 9 v. Chr. hat dieser ausgezeichnete Mann seine Aufgabe dadurch zu erfüllen versucht, daß er nicht blos in der Defensive sich hielt, sondern zum Angriffskriege überging. Er hatte sich den Stamm der Friesen, der von den Rheinmündungen bis zur Nordsee hin wohnte, durch Unterhandlungen gewonnen und wollte, da er so seinen Rücken gesichert hatte, in das Innere Germaniens vordringen.

Da Deutschland von Süden nach Norden sich senkt, da die Hauptströme Norddeutschlands alle dieser Senkung folgen, so war es wohl ein sehr glücklicher Gedanke des Drusus, längs der Nordseeküste hinzufahren, durch den leichteren Seeweg seinen Soldaten die beschwerlichen Märsche in dem Sumpfboden des nordwestlichen Deutschlands zu ersparen, dann in der Mündung eines der größeren Flüsse zu landen und, dem Laufe des Flusses folgend, in das Innere Norddeutschlands vorzudringen. Wie gefahrvoll aber war es, an der Küste von Holland, an der Nordseeküste hinzufahren! Die Nordsee ist kein tiefes Meer, nicht über 600 Fuß tief; die deutschen Küsten sind keine Steilküsten, sondern sie verlieren sich sehr all-

mählig in die Fluth. Noch heute, obgleich durch die im 13. Jahrhundert um die Küste gelegten Dämme Meer und Land schärfer gesondert sind, tritt zur Ebbezeit das Meer weit zurück, und oft erstrecken sich die bei der Ebbe trocken liegenden Watten ein paar Meilen über die Dämme hinaus.

Die Römer kannten Ebbe und Fluth kaum, denn dem Mittelmeere fehlt sie ja; solche Küsten, so gefahrvoll für die das offene Meer scheuenden Römer, fanden sich weder in Italien, noch in Gallien; dazu die Nebel; das Alles erschien den Römern fürchterlich. Darum beschloß Drusus, die Seefahrt abzukürzen. Wo heute der Süder-See seine Fluthen wälzt, da war damals Land; es lag da nur ein kleiner Binnensee, der durch einen Ausfluß mit der Nordsee in Verbindung stand. Nun kommt aus der Coesfelder Hügellandschaft ein Flüßchen, von Ost nach West eine Strecke lang parallel mit dem Rhein strömend, biegt dann bei Duisburg nach Norden um und geht in den oben genannten See. Bei der Biegung ist der Fluß, die Yssel, nur ein paar Meilen von dem Rheine entfernt, und Drusus erkannte mit richtigem Tacte, wie sehr seine Expedition dadurch erleichtert würde, wenn er an dieser Stelle beide Flüsse verbände. Der Boden legte kein Hinderniß in den Weg, und so wurde denn im Jahre 12 v. Chr. dieser Canal vollendet und lange Zeit nach seinem Erbauer die Fossa Drusiana genannt (Bild V.).

Der Norden Deutschlands war den Römern eher zugänglich, als der Süden, da damals ein umgekehrtes Verhältniß stattfand, wie später. Im spätern Mittelalter und bis auf die neueste Zeit herab ist Norddeutschland stets concentrirter gewesen, als der Süden unseres Vaterlandes; damals aber entstand in Südosten eine mächtige deutsche Königsherrschaft, während die beiden Hauptstämme des Nordens, die Chatten und Cherusker, nie einig unter eines Mannes Herrschaft standen. Deshalb durchzog auch Drusus siegreich auf seinem letzten Zuge das Cheruskerland, ging über die Werra in die Schluchten des Thüringerwaldes hinein und gelangte bis zur Elbe. Am Elbstrome aber trat ihm in übermenschlicher Größe ein weibliches Wesen entgegen (Bild VI.). In lateinischer Sprache, die in Deutschland durch die Männer verbreitet war, welche in großer Zahl unter den römischen Fahnen gedient hatten, soll sie drohend ihm folgende Worte zugerufen haben: „Wohin noch willst Du endlich, Du unersättlicher Drusus? Nicht vergönnt Dir das Schicksal, dies Alles zu schauen. Darum eile hinweg, denn schon nahe ist Dir sowohl Deiner Thaten, als auch Deines Lebens Ziel.“ Wunderbar mag allerdings, sagt ein alter Schriftsteller, solch eine Götterwarnung scheinen, aber ich mag sie nicht in Zweifel ziehen, da sie so bald in Erfüllung ging. Wie viel ähnliche Beispiele von Frauen, denen eine prophetische Gabe inwohnte, finden wir nicht in der deutschen Geschichte! Diese Warnung und die Strenge des herannahenden Winters veranlaßten den Rück-

zug des Drusus. Noch war er nicht weit mit den Legionen von der Elbe heimwärts gezogen, da stürzte sein Roß, und, über ihn sich wegwälzend, zerbrach es ihm den Schenkel. Nach dreißig Tagen verschied Drusus in den Armen seines Bruders Tiberius, der nach römischer Sitte den letzten Hauch des Sterbenden wegküßte und ihm dann die Augen schloß.

Seit diesen Zügen des Drusus sahen die Römer allmählig das nördliche Deutschland als eine feste Besitzung an; es erschien ihnen die ganze Gegend heller und der Himmel freundlicher, wie ehemals; sie begannen sich dort einzubürgern. Da sie nun das Land wie eine römische Provinz einrichteten, begannen sie ihr fein ausgebildetes Recht einzuführen. Und nun wollten die römischen Feldherren, erzählt einer der alten Schriftsteller, die Germanen, welche außer der Stimme und den Gliedern nichts Menschliches an sich trugen, durch das römische Recht an sanfte Sitten gewöhnen und sie bändigen, da man sie durch das Schwert nicht hatte zähmen können. In's Land hinein zogen sie und riefen die Deutschen vor ihr Tribunal, als vermöchten sie die Rohheit des Volkes durch die Ruthen des Lictors und durch des Herolds Stimme zu brechen.

(Bild VII.) Es schien auch, als wollte sich Alles nach dem Wunsche der Römer erfüllen; denn in Norddeutschland waren die Völker nicht einig. Zwar war in Süddeutschland Marbod, der Suevenfürst, ein mächtiger König geworden; zwar hatte er eine Monarchie nach dem Muster der römischen gegründet und ein so großes Heer sich geschaffen, daß er den Kampf mit Rom nicht scheuen durfte; aber als im Jahre 9 v. Chr. die Zeit da war, sich mit den aufständischen Völkern Süddeutschlands gegen Rom zu verbinden, da versäumte Marbod dennoch den günstigen Augenblick, weil er, zu klug, zu fein seine Plane anlegend, zwar Rom's Herrschaft auch nicht liebte, doch aber seine dynastischen Pläne dem deutschen Interesse gegenüber nicht aufgab.

So gewann Tiberius den Marbod durch Zugeständnisse und machte es dadurch möglich, die aufständischen Völker zu beruhigen. Neben diesem Kampfe, der in Süddeutschland gegen Rom's drohende und drückende Uebermacht geführt wurde, ging, ohne daß irgend ein ersichtlicher Zusammenhang zwischen den sich erhebenden Völkern stattfand, eine ähnliche Bewegung durch den Norden unserer Heimath. Wenn Marbod gegen Rom eine Monarchie zu schaffen versuchte, wenn er Rom mit dessen eigenen Waffen bekämpfte, indem er durch römische Einrichtungen sein Reich befestigte, so wollte Armin, die ursprünglichen Institutionen seines Stammes bewahrend, eine Vereinigung gegen Rom nicht durch Gewalt und List, sondern allein durch die Macht der Vaterlandsliebe gründen. Und obgleich er keine Monarchie, keine dauernde Einigkeit hat hervorrufen können, so ist es ihm, der das nationale

Element seines Stammes kräftigte und benutzte, dennoch gelungen, Größeres und Dauernderes zu bewirken, als Marbod, der mit Kraft und Klugheit durch fremde Weisheit seine Herrschaft stützen wollte.

Daß Marbod den Arminius nicht liebte, sein Streben nicht billigte, das wird uns nicht verwunderlich erscheinen, und auch das werden wir leicht begreifen, daß er eine Verbindung mit den Cheruskern nie gesucht haben würde; Arminius aber wurde ja durch dynastische Interessen nicht beirrt, ihm lag einzig und allein die Unabhängigkeit seines Volkes am Herzen; deshalb wandte er sich zuerst an Marbod. Als er im Jahre 9 n. Chr. den Varus geschlagen hatte, übersandte er das Haupt des gefallenen Feldherrn an Marbod (Bild IX). Wohl verstand Marbod die Warnung und die Bitte, aber die Wege der Beiden gingen auseinander; Marbod hat dem Armin keine Hülfe geleistet. Diese geringe Einigkeit unter den Germanen hat den Augustus gerettet, der nach der schrecklichen Niederlage seines Feldherrn zu verzweifeln schien und oft in halber Geistesabwesenheit von dem unglücklichen Führer die herrlichen Legionen zurückforderte (Bild XIV). Er rüstete ein neues Heer, denn er sah die Germanen schon vor den Thoren Rom's und übergab es seinem Sohne Tiberius. Dieser hat nur mit großer Vorsicht die römische Herrschaft von Neuem befestigt, und es gelang ihm das vortrefflich, da die Wirksamkeit Armin's durch seines Oheim's Segestes Neid und Verfolgung gehindert wurde. Des Tiberius Thaten hier in Deutschland sind uns von einem seiner Begleiter und Schmeichler lobpreisend überliefert worden. Diesen lobredenden Geschichtsschreiber, den Vellejus Paterculus, finden wir auf dem achten Bilde neben seinem Herrn Tiberius, der bei einem Winteraufhalte in dem westphälischen Castell Aliso die Strenge des deutschen Winters in vollem Maße spürte.

Es blieben seit dieser Zeit zwei Heere am Rheine stehen, eins nördlich und das andere südlich von Bingen, denn bei Bingen scheidet sich nach der römischen Eintheilung Ober- und Niederdeutschland. Nördlich von Bingen, um Köln, standen vier römische Legionen am linken Rheinufer und man hatte sie nach der Niederlage des Varus durch eine Menge von Leuten ergänzt, die, zwar für den Kriegsdienst ganz untauglich, in jenen Zeiten der Noth dennoch in's Feld geschickt worden waren. Alle drückte sie der schwere und lange Dienst, und als nun die Kunde vom Tode des Augustus zu ihnen gelangte, da erhoben sie sich in wildem Aufstande, um von dem Nachfolger für die Anerkennung seiner Herrschaft günstige Bedingungen und wesentliche Erleichterungen des Dienstes zu erwerben.

Dieser gefährliche Aufstand der deutschen Legionen wurde mit großer Klugheit theils von Germanicus, theils von einem seiner Unterfeldherren, A. Cäcina, so weit gedämpft, daß zuletzt die Soldaten selbst die Rädelsführer auslieferten, sich ihres

Ungehorsams schämten und den dringenden Wunsch aussprachen, ihr Vergehen in dem Blute der Feinde zu sühnen.

Diesem Verlangen willfahrte Germanicus, den sein Oheim und Adoptivvater Tiberius mit der Führung des Kampfes beauftragt hatte, und führte die Legionen im Jahre 14 n. Chr. bei Xanthen über den Rhein. Er durchzog das Land zwischen der Ruhr und der Lippe bis gegen die Weser hin; überall waren die römischen Waffen glücklich; denn die Germanen, welche die Nachricht von dem Tode des Augustus und von dem Aufstande der Legionen vernommen hatten, waren keines feindlichen Einfall's gewärtig.

Damals war Armin, den sein Oheim Segestes gefangen hielt, den Banden entschlüpft und bedrängte, unterstützt von dem Volke, welches durch den Einfall der Römer aufgeregt war, seinen Verwandten so, daß dieser sich an den Germanicus um Hülfe wandte (Bild XI). Tacitus hat mit seiner bekannten Meisterschaft diese Vorgänge uns geschildert, und die Worte, welche er dem Segestes in den Mund legt, sind leider auch oft in späteren Zeiten von Deutschen den Fremden gegenüber ausgesprochen worden und haben unserm Vaterlande manch' theures Leben und manch' schönes Stück Land gekostet. Konnte wohl dem Germanicus eine Bitte gelegener sein, als diese? Deshalb gab er dem A. Cäcina sieben Legionen, 5000 Mann Hülfstruppen und ungeordnete Haufen von Germanen; er selbst führte ebensoviel Legionen, aber eine doppelte Anzahl von Hülfstruppen in den Kampf.

Drei Hauptvölker werden uns in dieser Zeit zwischen Rhein und Elbe genannt; das ist erstens das friesische Volk der Chauken in der Grafschaft Stade und im Herzogthum Bremen und Verden. Dieses Volk steht in fortdauerndem Bündniß mit Rom. Dann die Chatten, die Ahnen der heutigen Hessen, welche ihre Wohnsitze zwischen dem Main, der Werra und dem Harze und zu ihren östlichen Nachbaren das dritte Hauptvolk dieser Gegend, die Cherusker, haben. Zwei Züge unternahm Germanicus im Jahre 15 n. Chr.; bei der ersten Expedition bedrängte er die Chatten, bei der zweiten war es auf die nördlich von ihnen wohnenden Völker abgesehen. So kam Germanicus in den Teutoburger Wald zum Schlachtfelde, auf welchem Varus und sein Heer erlegen war. Dort erwies er den Gebeinen der Gefallenen, die unbeerdigt der Unbill des Wetters preisgegeben waren, die letzte Ehre und zog dann mit seinem rachedürstenden Heere dem vor ihm in die Waldungen weichenden Arminius nach. Dieser wollte ihn auf ähnliche Weise wie den Varus verlocken, aber Germanicus machte die Pläne seines Gegners dadurch scheitern, daß er zu rechter Zeit an die Ems zurückging. Bei diesem Rückzuge führte A. Cäcina den linken Flügel durch die ungeheuren Movrflächen, die um Coeverden sich finden. Nero's Großvater, L. Domitius, hatte dort auf einem früheren Zuge

Knütteldämme durch die Moore gebaut, um so den Marsch zu erleichtern. Da nun diese Dämme schadhaft geworden und nicht überall gut zu passiren waren, so ließ A. Cäcina solche Stellen ausbessern. Natürlich verursachten diese Arbeiten einen Aufenthalt des Heeres, den die Germanen benutzten und aus den Wäldern, welche den Weg umgaben, neckende Anfälle auf die Römer machten. Jene waren des Kampfes in Wald und Sumpf gewöhnt, sie schwangen sich, gestützt auf ihre langen Lanzen, die ihnen als Springstöcke dienten, mit Leichtigkeit über den schwankenden Boden, welcher die gepanzerten Römer nicht zu tragen vermochte. So zogen diese in Noth und Angst weiter; aber Cäcina war ein alter Soldat, der schon vierzig Jahre diente und auch hier die Ruhe und Umsicht nicht verlor. Als nach einer grauenvollen Nacht, welche die Römer inmitten dieser Sümpfe, umtost von dem Jubel der zechenden Deutschen, verlebt hatten, am frühen Morgen der Marsch weiter ging, da verließen die Legionen, welche mit der Flankendeckung beauftragt waren, den ihnen angewiesenen Weg, um eine trocknere Heerstraße zu benutzen, und entblößten so die Flanken des Heeres. Nicht alsogleich brach Arminius hervor; er wartete, bis das Hauptheer durch des Weges Schwierigkeit im freien Vorrücken gehindert war; dann befahl er den Angriff (Bild X). Er selbst mit seinem auserlesenen Gefolge sprengte weite Bahn und vermehrte die Verwirrung der Feinde durch eine wohlangewandte Kriegslist. Die Pferde nämlich wurden verwundet; diese befeuchteten nun den schon an und für sich schlüpfrigen Boden mit ihrem Blute, verloren allen Halt, stürzten, warfen dabei ihre Reiter ab und hinderten durch ihre heftigen Bewegungen am Boden die vorrückenden Truppen. So brach auch das Pferd des Cäcina zusammen, und nur die Tapferkeit der ersten Legion rettete den greisen Krieger. Aber die Germanen gaben die Vortheile des Kampfes aus den Händen, da sie über das Gepäck der Römer herfielen, und so gelangten diese gegen Abend an eine höher gelegene Ebene, wo sie ihr Lager mit Vortheil aufschlagen konnten.

So wie es diesem einen Theile des römischen Heeres ergangen war, daß es nur mit Mühe und Noth vor den drängenden Germanen an den Rhein sich retten konnte, so erging es den andern Abtheilungen auch. Da nun durch diesen Feldzug die Unterwerfung der Germanen noch nicht in's Werk gesetzt war, unternahm Germanicus im folgenden Jahre, 16 n. Chr., zuerst einen kleineren Zug an die Lippe, um die Germanen von den dort angelegten römischen Castellen zu verscheuchen, und dann eine größere Expedition in das Land zwischen Ems und Weser. Dazu hatte er tausend Schiffe von verschiedener Bauart ausrüsten lassen. So zog er denn mit seinen Legionen durch die Fossa Drusiana und durch den Flevus in die Nordsee, fuhr an der Küste entlang bis zur Ems-Mündung und landete dort. Von der

Ems zog er an die Weser und überschritt sie höchst wahrscheinlich bei der Porta Westphalica, da er zunächst die Angrivarier (Angerbewohner) um ihrer Freundschaft mit den Cheruskern willen bestrafen wollte. Diese Angrivarier aber wohnten in dem späteren Bisthum Minden. In der Nähe der Weser kam es zwischen Deutschen und Römern zu der sehr bekannten Schlacht in der Waldebene, welche Tacitus Idistavisus nennt, deren Lage wir aber vergeblich zu bestimmen versuchen. Hier wurde Arminius vollständig besiegt und entrann nur mit Mühe der Gefangenschaft. Dieser Unfall regte die germanischen Völker auf; Alles, was Waffen tragen konnte, erhob sich, Vornehme und Geringe, Greise und Jünglinge. Ehe die Römer nur eine Ahnung von der neuen Gefahr hatten, beunruhigten die Germanen schon von allen Seiten den Heereszug ihrer Feinde. Endlich gelangten beide Heere zwischen dem Steinhuder Meere und der Weser (Bild XII), gerade bei dem Grenzdamme, der das Gebiet der Angrivarier von dem der Cherusker trennte, auf eine enge Ebene, die, von Fluß und Sumpf und Waldungen eingeschlossen, den Germanen zum Streite bequem schien. Dort schwankte der Kampf unentschieden, bis zum Abend wogte die Schlacht, Arminius selbst wurde schwer verwundet. Germanicus beendete sie, indem er zuerst vom Kampfplatz abzog, um für die Nachtruhe ein Lager aufzuschlagen.

Da nun aber bald nach dieser Begebenheit Tiberius, der seines Neffen Ruhm beneidete, diesen aus Deutschland abrief, so wurden ferner solche Züge nicht weiter unternommen und in diesem Jahre hatten die Römer zum letzten Male die Weser gesehen. Immer weiter wurden sie zurückgedrängt und es hatte jene prophetische Frau nicht nur dem Drusus, sondern überhaupt den Römern ihr drohendes „Zurück!" zugerufen. Zwar verflossen über hundert Jahre, ehe die Germanen angriffsweise mit vereinten Kräften gegen Italien heranzogen; als sie aber erst einmal unter dem letzten der Adoptivkaiser, dem Marcus Aurelius, in einen großen Bund vereint, gegen Italien angestürmt waren, da haben sie seitdem niemals wieder dieses herrliche Land aus den Augen verloren.

Es hatten sich gegen das von Marc Aurel beherrschte römische Reich im Jahre 167 die südöstlichen Völker deutschen Stammes mit slavischen Nationen verbündet und drangen über die Alpen gegen die Hauptstadt der Welt. Den Hauptstamm in diesem Völkerbündnisse bildeten die Marcomannen, und sie finden wir auf dem dreizehnten Bilde mit der Belagerung von Aquileja beschäftigt.

Aquileja ist die vorzüglichste Festung im Osten Italiens, welche die Marcomannen beim weiteren Vordringen nicht unbezwungen lassen durften. Damals war Rom in so großer Gefahr, wie im zweiten punischen, wie im Cimbern- und Teutonenkriege, und noch einmal wurde es gerettet. Als aber der, welcher es gerettet

hatte, als Marcus Aurelius im Jahre 180 n. Chr. an der Donau, auf der Grenzhut gegen Deutsche und Slaven, den Anstrengungen des Feldzuges erlegen war, da war für lange Zeit Rom's Widerstandsfähigkeit gebrochen; denn Commodus prahlte zwar am Sarge seines Vaters (Bild XV) mit dem, was er thun wollte, hat aber in Wirklichkeit nicht dem Besten des Staates, sondern seinen Lüsten gelebt.

Wenn auch Deutschland nie einig, sondern stets in eine Menge kleiner Staaten getheilt erscheint, so finden sich doch in diesem scheinbaren Auseinanderfallen aller Theile wieder Einigungspuncte. Schon Tacitus weiß das, denn er erzählt uns, daß die Germanen in drei Hauptstämme sich theilten: Ingaevonen, Iscaevonen, Hermionen, und er berichtet ganz genau, welche Völker zu jedem Stamme gehören. Die Ingaevonen heißen später Friesen, und die Völker, die zu diesem Stamme gehören, bilden wirklich einen Bund (Bild XVII). Von den Stämmen, die den gemeinsamen Namen Franken führen, und von denen, welche Sachsen heißen, kann man das nicht behaupten; sie stehen unter einander in so inniger Verbindung durchaus nicht. Immer aber bildete dieses Stammbewußtsein einen Einigungspunct und verhinderte die atomistische Zersplitterung unseres Volkes.

Wenn nun Rom auch im äußeren Kampfe unterlag, wenn es auch eine Provinz nach der andern an die Deutschen verlor, so eroberte es doch wieder ein Gebiet, in welchem es zum dauernden Besitze gekommen ist. Rom's Krieger, Rom's Legionen brachten das Christenthum nach Deutschland und besiegten so ihre Sieger.

Das Bewußtsein von dem Untergange, welcher der alten Götterwelt aus dem Süden her drohe, liegt in dem Ausspruche der Edda, daß die Asenwelt von Surtur besiegt werden würde, und die Darstellung dieser Niederlage ist in der „Götterdämmerung" gegeben.

Die Götterdämmerung.

Gerüstet waren die Götter zum Kampfe; sie wußten und fühlten, daß der letzte Kampf ein schwerer sein müßte. Damit wir aber noch einmal uns erinnern, noch einmal es uns klar vor die Seele rufen mögen, warum dieser schwere Kampf gekämpft werden mußte, warum erst nach ihm und durch ihn der schöne Friede erblühen und eine selige Welt erstehen könnte, hat der Künstler die linke Seite des oberen Feldes zu Darstellungen benutzt, die dem Kampfe nicht unmittelbar angehören, wohl aber ihn motiviren. Da sehen wir zuerst Odin mit dem Loki Blutbrüderschaft trinken, und wir wissen aus den Erklärungen zur ersten Tafel, was das bedeute. Da tritt uns der Riese Ymer entgegen mit der Todeswunde in der Brust, die ihm die Asen nach ihrer Erschaffung geschlagen. Aber wenn sie auch in ihm das alte Chaos tödteten, das Böse vernichteten, ganz hatten sie die Materie

zu bändigen doch nicht vermocht; dazu bedurfte es noch eines, des letzten Kampfes. Als nämlich Ymer zum Tode verwundet wurde, da floß so viel Blut aus seinen Wunden, daß sein ganzes Geschlecht, das Geschlecht der Hrymthursen, ertrank bis auf einen: Bergelmer, den wir auf einem Boote, welches auf Ymer's Blutwellen schwimmt, dem allgemeinen Verderben seines Geschlechtes entrinnen sehen. Es ist der Stammvater des neuen Hrymthursengeschlechtes, mit dem die Götter, und vornehmlich Thor, stets bis zum Weltuntergange zu streiten haben. Und unter dem sinkenden Ymer sehen wir das Reich der Hel, wir sehen sie selbst unter Schlangen und Leichen, die schielende Göttin, wie sie ihren Knochenscepter erhebt und die Schlangen, ihre hurtigen Diener, beordert.

Wie oben durchgeführt worden, haben die Asen zuerst sündlos im Goldalter gelebt; da spielten sie auf dem Idafeld mit ihren Goldtafeln, auf welche sie ihre Gesetze geschrieben hatten. Als sie aber gesündigt hatten, als die alte Verbindung, in der sie von Urbeginn an mit der Materie standen, als die wieder ihr Recht geltend machte, da kamen aus Jottunheim drei Riesenjungfrauen, die Nornen, und nahmen ihnen die Tafeln. Von jetzt an bekamen die Asen ein Schicksal. Und obgleich die Asen eine der Jungfrauen fingen und sie in's Feuer warfen, sie konnten ihr doch nicht schaden, sie doch nicht tödten; es schützte sie die goldene Tafel, sie war ja das Gesetz selbst. Somit waren die Asen schwächer geworden, somit der Keim zu ihrem Untergange gelegt.

Wenn aber die Götterdämmerung hereinbricht, dann kommen drei Winter nach einander und kein Sommer dazwischen. Da stöbert Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß, die Winde sind scharf und die Sonne hat ihre Kraft verloren. Und schon vor diesen drei kalten Jahren waren drei andere, in denen die Welt mit schweren Kriegen erfüllt war. Da

Befehden sich Brüder
Und fällen einander;
Geschwisterte sieht man
Die Sippe brechen,
Unerhörtes ereignet sich,
Großer Ehebruch,
Beilalter, Schwertalter,
Wo Schilde klaffen,
Windzeit, Wolfszeit,
Eh' die Welt einstürzt.
Der Eine schont
Des Andern nicht mehr.

Dann verschlingt der Wolf, welcher die Sonne stets verfolgt hat, dieselbe zum großen Unheil der Menschen, und ebenso ergeht es dem Monde; dann fallen die

Sterne alle vom Himmel. Es bebt die Erde und mit ihr alle Berge, sie stürzen zusammen und alle Ketten und Banden brechen und reißen. Da werden Loki's Fesseln gelöst, da wird der Fenriswolf ledig seiner Ketten, der Höllenhund wird losgelassen und die Midgardsschlange, das Meer, überfluthet die Lande. Da wird auch Naglfar flott, das Schiff, welches deshalb so heißt, weil es aus den Nägeln der Todten gemacht ist. Auf ihm kommen die Hrymtussar angefahren zum Kampfe gegen die Götter; es steuert der gewaltige Riese Hrym. Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt; Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Neben ihm kämpft die Midgardsschlange; sie speit so viel Gift aus, daß Luft und Meer entzündet werden. Von diesem Lärmen birst der Himmel; da bläst Heimdall laut in's erhobene Horn, da zittert die Esche und es rauscht der alte Baum; da stöhnen die Zwerge vor steinernen Thüren, da „fährt Surtur von Süden",

Der Riese mit dem Schwert;
Von seiner Klinge scheint
Die Sonne der Götter;
Steinberge stürzen,
Riesenweiber straucheln,
Zu Hel fahren Helden,
Der Himmel klafft.

Dann krähen die drei Hähne, der schwarze im Reiche der Hel, der rothe im Riesenreiche und der goldene in der Heimath der Asen.

Und wenn Muspel's Söhne über die Brücke Bifrost reiten, dann zerbricht sie unter ihnen. Sie strömen zum Kampfplatz, zur Ebene Wigrid. Dahin zieht auch Odin und mit ihm die Einheriar. Voran reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem herrlichen Spieß; er greift den Fenriswolf an und wird von ihm verschlungen, doch danach stirbt auch der Wolf; denn dem Odin ist Vidar zur Hülfe geeilt und ihm gelingt es, den Allvater zu rächen. Neben Odin kämpft Tyr mit dem Höllenhund, und beide fallen, einer durch den andern.

Thor aber sucht seinen alten Feind, die Midgardsschlange, auf; er tödtet sie zwar, doch kaum ist er neun Schritte gegangen, so taumelt er sterbend hin, berauscht von dem Gifthauche, den die Schreckliche über ihn gespieen hat. So ist auch Freyr hingesunken nach hartem Kampfe gegen Surtur, und als die Frigg von ihrem Throne steigt, da tritt sie zuerst auf seine Leiche. Sterbend giebt sie noch einer Dienerin den Auftrag, vor Allen den Odin zu schützen. Und wie Thor mit der Midgardsschlange, so muß Heimdall mit Loki kämpfen; es tödten sich beide; aber Heimdall stößt triumphirend in's Horn, denn das Böse ist ja vernichtet.

Und nun schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt.

Nach dem Weltbrande aber taucht aus der See eine neue Erde auf, schön und grün, und Korn wächst darauf ungesäet. Und über ihr leuchtet eine neue Sonne.

Eine Tochter entstammt
Der strahlenden Göttin,
Eh' der Wolf sie würgt.
Glänzend fährt
Nach der Götter Fall
Die Maid auf den Wegen der Mutter.

Das Goldalter kehrt zurück, aber in einer edleren Form, die Freuden der Kindheit in einem besseren Leben. Darum treffen sich die Asen auf Idafeld wieder, wo sie nun von der Vorzeit, von ihren großen Thaten und über die alte Lehre des großen Gottes reden. Da finden sie auch in dem jungen Grase die goldenen Tafeln, die sie einst verloren. Alle Freuden und Güter ihrer Jugend kehren wieder. Jetzt kommt auch Baldur von Hel zurück, aber die Zeit der Rache ist vorbei, und deshalb wohnt er, versöhnt mit Hödur, in den heiligen Wohnungen der anderen Götter.

Sie alle kehren zurück, gute und böse; denn alle sind sie versöhnt und alle gereinigt und gebessert. Dann kommt Allvater heim, jener mächtige und reiche Gott; gewaltig ist sein Urtheil und heilig sein Friede; er wird in Ewigkeit nicht gebrochen. Da sehen wir Bragi mit seiner Harfe, da die holde Iduna mit den goldenen Aepfeln der Unsterblichkeit, da die Kränze windende Freya. Und jetzt sprudelt in reicher Fülle der Quell der Erfahrung, der sonst nur sparsam floß, so daß Mimir mit seinem Gefährten die Fülle der Weisheit schöpfen kann. Es entsteht auch ein neues Menschengeschlecht; denn während des Weltbrandes hatten sich zwei Menschen Lif (Leben) und Lifthrasir, verborgen und sich vom Morgenthau ernährt; sie werden nun die Stammväter der kommenden Generationen. Herrliche Burgen erbauen sich die Götter, schöner, als sie sie früher gehabt. Der Heiligthümer walten Vidar und Vali, die Repräsentanten der Unvergänglichkeit und Seelenreinheit; darum hat der Künstler sie uns in einem Augenblicke erscheinen lassen, in welchem sie, auf einer Brücke in dem Himmelsgefilde Gimli stehend, in die Ferne schauen und eine christliche Kirche gewahren. Ueber dem ganzen Felde aber schweben die Nornen, und zwar in ihrer letzten Thätigkeit. Urd ordnet den Vernichtungskampf an; neben ihr bereitet sich die Schwester, die Vergangenheit mit dem Schleier zu decken, und die dritte Norne lüftet den Vorhang, der vor der Zukunft sich befindet, und wir erblicken die ersten Strahlen des aufdämmernden Christenthums.

So klar war der Morgen, der unseren Vätern erschien. Der Mythenkreis des Nordens hatte dagestanden als ein frostklarer Nachthimmel mit schimmernden Nordlichtern und über Grabhügeln funkelnden Sternen. Jetzt brach der Tag durch das mystische Dunkel herein und durch die Morgenröthe lächelten die Alfen aller Ewigkeit.

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort; dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.
Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben.

Johannes I, 1—4. 11. 12.

Tafel III.

Erscheinung des Christenthums, seine Verbreitung und Wirkungen auf Deutschland. 380—744.

Von Süden her ist das Christenthum nach Norden gedrungen und hat das erfüllt, was die nordische Mythologie ahnend voraussieht; es hat die alte Götterwelt gestürzt und dafür den dreieinigen Gott als den allein wahren überall zur Anerkennung gebracht. Und um nun recht klar zu zeigen, wie viel herrlicher das sei, was die christliche Lehre gepredigt, als alle Poesie des Heidenthums, so hat der Künstler im oberen Felde dieser Tafel die Hauptmomente des Glaubensbekenntnisses dargestellt. In der Mitte des Feldes sehen wir die Schöpfung vollendet.

Ueber dem Geschaffenen waltet der dreieinige Gott; er sieht an Alles, was er gemacht hat, und siehe da, es ist sehr gut; darum freuen sich die Engel, umschweben Sonne und Mond und Sterne und preisen mit ihren Lobgesängen den Schöpfer all' der Herrlichkeit. Und nicht blos der Glanz des Himmels ist zu preisen und ein ewig unverständliches Wunder, sondern auch im Kleinsten, in dem zierlichen Bau der Blume, des Vogels und in den regelmäßigen Formen des Krystalls erscheint bei näherer Betrachtung eine nie geahnte Pracht. Noch eng verbunden und im innigsten Verkehre mit seinem Schöpfer lebt in Unschuld das erste Menschenpaar; es befindet sich noch im Garten Eden, in welchen es der Herr gesetzt hat. Noch beherrscht der Mensch alle andere lebendige Creatur, die sich dienend um ihn

schaart, aber er steht auch schon inmitten der beiden Bäume, welche der Herr vor den andern ausgezeichnet hat. Zu seiner Rechten blüht der Baum des Lebens und über ihm schweben drei Engel, welche da weisen, wie durch Wachsamkeit, Gebet und Glauben die Anfechtung überwunden und das ewige Leben erworben wird. Zur Linken des Menschenpaares aber stehet der Baum der Erkenntniß und über ihm schwebt die geheimnißvolle Zukunft, welche mit ihrem Schleier den Lohn und die Strafe für des Menschen Tichten und Trachten bedeckt.

Des Menschen Sündenfall trübte jedoch das innige Verhältniß, welches zwischen ihm und der Gottheit stattfand, und es verschwand das ursprüngliche, lebendige Gottesbewußtsein. Statt daß der Mensch sein Herz auf Gott allein richtete, vermischte er Gott und Natur, Schöpfer und Geschöpf, und es entstand daraus der Polytheismus und Pantheismus mit allen seinen Greueln. Alle Völker verloren den Glauben an Einen Gott; nur in Einem Volke erlosch er nicht, da es der Herr besonders behütet und gesegnet hatte. Ihm hatte Jehovah durch Moses, seinen Knecht, ein heiliges Gesetz gegeben; ihm verkündeten die Propheten immer wieder die frohe Botschaft, welche der Herr schon dem ersten Menschenpaare zugerufen hatte, als es von dem Paradiese scheiden mußte.

Diese frohe Botschaft aber verkündete, daß aus dem begnadigten Volke der Messias hervorgehen solle, das Licht der Welt, welcher der alten Schlange den Kopf zertreten und die Sünde und Schuld der bußfertigen Menschheit durch sein heiliges Leben und seinen Versöhnungstod hinwegnehmen werde.

Dieses sein bitteres Leiden, nämlich die Kreuzigung, beendet die Erlösungswallfahrt des Herrn und besiegelt das, was er als Wahrheit der sündigen Menschheit geoffenbaret hat.

Eben hat der Herr sein Haupt auf die Brust geneigt und gesprochen: es ist vollbracht; eben hat er seine Mutter dem Jünger, welchen er lieb hatte, zur Obhut anempfohlen und dem gläubigen Schächer verheißen, daß er noch heute mit ihm im Paradiese sein solle. Alle kehren sie heim, welche zum Kreuze hinausgezogen sind, die Pharisäer und die Kriegsknechte, auch der, dem des Herrn ungenähter Rock zu Theil geworden ist; noch einmal schauten Nicodemus und Joseph zu dem unschuldig Getödteten hinauf — da erbebte die Erde und es zerrissen die Felsen und die Gräber thaten sich auf und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen.

Zwar erstand der Herr von den Todten und weilte noch eine Zeit lang unter den Jüngern, aber nach vierzig Tagen fuhr er auf gen Himmel, nachdem er den Jüngern befohlen hatte, in Jerusalem auf die Verheißung des Vaters zu warten.

Diese Verheißung aber erfüllte sich zu Pfingsten. In dieser Zeit waren die Jünger alle einmüthig bei einander, da geschahe schnell ein Brausen vom Himmel,

als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und man sahe an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig. Alle wurden sie voll des heiligen Geistes und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen.

Um nun das zu begreifen und zu verstehen, was der Künstler in den unteren Feldern darstellt und was er selbst doch auch äußerlich in der Zeichnung als eng zusammenhängend mit dem obern Felde auffaßt, muß hier eine kurze und gedrängte Uebersicht von der Entwickelung der christlichen Kirche folgen.

Durch diese Ausgießung des heiligen Geistes trat die christliche Kirche auf Erden in's Dasein; die Ausgießung machte aus denen, die damit begnadigt wurden, eine wahre Gemeinde, ein Ganzes, welches derselbe Geist durchdrang und belebte. Erst von da an waren die Apostel fähig, des Herrn Wort zu fördern, wie er geboten hatte.

So ist also die Kirche Christi gebaut auf das Wort Gottes, welches in der apostolischen Verkündigung oder im Evangelium enthalten ist. Sie umfaßt aber alle Menschen, welche aus der sündigen Welt zum Eigenthum des Herrn berufen und durch die Taufe und den gemeinsamen Glauben an den Erlöser Christus im heiligen Geiste verbunden sind. Die Schaar derer jedoch, welche Christi Namen bekennen, hat sich von Anbeginn an immer nach zwei Richtungen hin entwickelt, von denen aber keine die andere ausschließt, sondern die beide eng zusammengehören und nur durch die Sündhaftigkeit der Menschen nicht immer zusammenhalten. Die eine umfaßt die unsichtbare Gemeinde der Heiligen, an welche wir glauben, die wir aber hier auf Erden nie ganz kennen und deren Glieder erst am jüngsten Tage bei der Rückkehr des Herrn sich offenbaren werden. Die andere ist die sichtbare Gemeinde der äußeren christlichen Kirche und umfaßt zwar auch alle Heiligen, aber außer ihnen noch diejenigen, welche in dem Glauben erst wachsen und zu Heiligen sich heranbilden wollen. Die Geschichte jener ersten Gemeinde darzustellen, auch nur annähernd richtig und vollständig darzustellen, ist wohl eine der schwierigsten, vielleicht eine ganz unmögliche Aufgabe, und sie ist uns hier nicht gestellt.

Wir haben es daher hier vorzüglich mit der Kirche als Erziehungsanstalt der Völker zu thun. Die Gemeinde der Heiligen bedarf der äußeren Zuchtmittel nicht, wohl aber die sichtbare Kirche. Beide Gemeinden bilden aber ein Gebäude, bei dessen Aufführung ein Jeder thätig sein kann und soll; so heißt es ja ausdrücklich in dem Briefe des Apostels Paulus an die Epheser Cap. 2, V. 20—22: „Ihr seid erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau in einander gefuget, wächset zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, an welchem auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist." Die Einheit der Kirche soll nach der Anordnung des

Herrn nicht blos durch die Lehre, sondern auch durch die Taufe und das Abendmahl erhalten werden. Als Christus von der Erde hinweggenommen war, da trat an seine Stelle, dazu durch die Ausgießung des heiligen Geistes befähigt, die Gesammtheit der Apostel, und in ihrem Collegio war die Einheit der Kirche repräsentirt.

In der ältesten christlichen Kirche waren auch nicht alle Glieder gleich; schon das Geschlecht machte einen Unterschied, denn die Stellung der Frauen war eine andere, als die der Männer. Gleich aber waren in der ersten Zeit darin alle Mitglieder der Kirche, daß ein Jeder, welchem die Gabe der Lehre zu Theil geworden war, sie ausüben durfte, natürlich mit Ausnahme der Frauen.

Es genossen die Stifter der einzelnen Gemeinden, falls sie unter ihnen weilten, sehr bald vor den Andern eines gewissen Ansehens, und ebenso diejenigen, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten eines Kreises zu besorgen hatten. In der ersten Gemeinde, die gegründet wurde, in der zu Jerusalem, bestand nicht eine Gemeinschaft des Vermögens, sondern der rege Eifer und die innige Liebe gestattete und gebot dem Einzelnen größere Opfer, wodurch es möglich wurde, die Armen zu unterstützen. Zur Wahrnehmung dieser Geschäfte wählte man die Diakonen, die zunächst der Armen- und Krankenpflege, dann aber auch bald der geistlichen Leitung ihrer Brüder sich annahmen.

Neben den Diakonen standen im Orient Diakonissinnen; diese hatten natürlich kein geistliches Lehramt, wohl aber mußten sie die geistlichen Tröstungen bei den Frauen besorgen, da nach den Ansichten des Orientes solche Dienste die Männer nicht hätten ausüben dürfen. Zu dieser Mühwaltung nahm man alte Jungfrauen oder Wittwen, welche nur einmal verheirathet waren. Meistens waren sie schon Almosenempfängerinnen. Diese Beamten wählt die Gemeinde, und in diesen localen Kreisen findet sich das demokratische Element in der Kirche. Doch wählen die Gemeinden nach besonderer Aufforderung der Apostel, welche auch die Prüfung und die Bestätigung der Wahl in Händen haben. Alles dieses ist klar dargelegt in den sieben ersten Versen des sechsten Capitels der Apostelgeschichte.

Je mehr sich die Zahl der Christen vergrößerte, je nothwendiger wurde ein Gemeindevorstand. Man konnte es ferner nicht mehr dem Zufall überlassen, wer „das Weiden der Gemeinde" übernehmen, wer durch Predigt und Lehre die Gläubigen erbauen wolle; deshalb mußte man bestimmte Lehrer und Aufseher einsetzen. So wurden denn nach apostolischer Verordnung und jüdischem Vorbilde Aelteste, Presbyter, oder Aufseher, Episkopen, bestimmt. Beide Namen sind ursprünglich gleichbedeutend, wie ja auch im 20. Cap. der Apostelgeschichte einmal, Vers 17, diese Beamten Aelteste und dann, Vers 28, dieselben Leute Bischöfe genannt werden. Diese Einrichtung findet sich zuerst in der Gemeinde zu Jerusalem und geht von

ihr auf alle andern über. Es bilden aber die Presbyter und Episkopen eine Gemeinschaft, das Presbyterium, in welchem allmählig Einer das höchste Ansehen erwarb und an die Spitze trat. Diese Behörde hatte die geistliche und sittliche Führung der Gläubigen zu beaufsichtigen. Die Mitglieder derselben sind die Botschafter an Christi Statt; sie theilen die Sacramente aus, sie haben die Schlüsselgewalt, sie lehren und schlichten auch Streitigkeiten, welche in der Gemeinde entstanden sind.

Die höhere Einheit der Kirche lag in den Aposteln und ihren Delegaten; denn ihnen hatte keine Gemeinde ihr Amt übertragen, sondern allein Christus, und sie übertrugen es ihren Jüngern, ohne die Gemeinde zu fragen. So war die Verfassung der christlichen Kirche zur Zeit der Apostel beschaffen.

Unter den Aposteln wirkten Petrus, Johannes, Jacobus der Jüngere und Paulus am erfolgreichsten für die Kirche. Der bedeutendste unter allen Jüngern ist offenbar Petrus; er bekannte zuerst nachdrücklich, daß Jesus sei der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes, und da wiederholte ihm Christus das, was er ihm schon beim ersten Zusammentreffen bezeugt, daß er der Fels sei, auf den er die Kirche bauen wolle. Es spricht der Herr diese Worte mit Beziehung auf das Glaubensbekenntniß des Petrus, und wenn sie auch zu allen Gläubigen, und namentlich zu den Aposteln gesprochen sind, so gehen sie doch vorzugsweise auf Petrus und zeichnen ihn vor allen übrigen Jüngern aus. So ward denn auch seine Predigt am Pfingsttage der Grund der Kirche und er der erste Führer der neuen Gemeinde, welcher im Namen aller Gläubigen vor dem Hohenpriester und allem Volke freudig das Glaubensbekenntniß ablegte. Er steht somit allerdings an der Spitze der Kirche; doch beweist das nichts für die Ansprüche der vorgeblichen Nachfolger Petri. Zunächst wirkte er im heiligen Lande, dann in Syrien und Kleinasien, und soll dann schon unter dem Kaiser Claudius in Rom verweilt haben, nach einer andern Nachricht sogar von der Zeit an bis zu seinem Märtyrertode fünfundzwanzig Jahre lang Bischof in Rom gewesen sein. Dies widerspricht aber aller Chronologie der Apostelgeschichte und ist nur erfunden, um den Stuhl Petri zu befestigen. Petrus ist vielmehr aus Vorderasien nach Persien und von da aus erst nach Rom gegangen. Unter Nero erlitt er dort den Märtyrertod am Kreuze, und zwar ließ er sich aus Demuth, um nicht seinem Herrn gleichgestellt zu werden, wie die Tradition erzählt, mit dem Haupte nach unten gekehrt kreuzigen. In Rom wurde auch Paulus in der neronischen Christenverfolgung enthauptet, nachdem er besonders für die Ausbreitung der Lehre unter den Heiden thätig gewesen war. Alle übrigen Apostel, da auch Jacobus schon frühe den Märtyrertod erlitt, überlebte der Jünger, welchen der Herr lieb hatte, nämlich Johannes. Er liebte in Jesu nicht sowohl den Messias, wie Petrus das that, sondern mehr dessen göttlich-menschliche Persönlichkeit.

Durch die gänzliche Hingabe aber an den Erlöser wurde sein ganzes Innere umgewandelt und mit der Milde und Tiefe erfüllt, welche ihn vor Allen so sehr auszeichnet.

Da die beiden Apostel Petrus und Paulus die ausgedehnteste Wirksamkeit gehabt, bisweilen sogar nach der Tradition zusammen, z. B. in Rom, gepredigt und gelehrt haben, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß sie oft genannt und hoch verehrt werden, und daß diese Verehrung dann beide gemeinschaftlich umfaßt. Der Tag, welcher ihnen geweiht ist, der St. Peter- und Paulstag ist ein der Zauberei günstiger Tag. Wie diese Ansicht sich herausgebildet hat, das kann ich nicht sagen; ich kann nur das eben anführen, daß dem so ist. So erzählt die Legende, es wären bei einer Christenverfolgung sieben Männer aus Ephesus in eine bei der Stadt befindliche Höhle geflüchtet und dort eingeschlafen und hätten sich dann erst nach ein paar hundert Jahren, als schon das Christenthum Staatsreligion geworden, dem Schlafe entrissen. Beides geschah aber am St. Peters- und Paulstage.

Nach dem Tode der Apostel war die Einheit der Kirche in großer Gefahr; es bildete sich zunächst ein Gegensatz zwischen paulinischen und petrinischen Gemeinden, und zwar hauptsächlich dadurch, daß jene meist aus Judenchristen, diese aber aus getauften Heiden bestanden.

Die Juden selbst waren seit der Zeit, in welcher die letzten Propheten gelehrt hatten, dreifach gegliedert. Ein Theil von ihnen, die Pharisäer und ihre Anhänger, hatten ein speculativ-theologisches System, welches sie durch allegorische Deutung in das alte Testament hineintrugen. Sie hatten neben dieser Glaubenslehre einen ausgedehnten äußeren Ceremoniendienst, der, mit Askese verbunden, ihnen das Wohlgefallen Gottes sichern sollte. Den geraden Gegensatz gegen sie bildeten die Sadducäer, eine kleine Anzahl größtentheils im Wohlstande lebender Leute. Ihre Sehnsucht ging nicht über das irdische Leben hinaus und ihr höchstes Ziel war ein bürgerlich rechtschaffener Wandel; sie leugneten die persönliche Fortdauer und die Auferstehung, wie auch die höhere Geisteswelt und Gottes bis in's Einzelne sich erstreckende Vorsehung. Von diesen beiden Parteien trennten sich die Essäer und lebten meist der Contemplation. Da, wo die Juden mit den Hellenen, also mit gebildeten Heiden, zusammentrafen, wie in Alexandrien, gingen sie auf den Standpunct dieser Leute ein, um gegen sie ihre Religion zu vertheidigen. Dabei gewannen sie die damals dort herrschende platonische Philosophie lieb und trugen die Ideen Platon's in das Alte Testament.

Alle diese Parteien finden wir unter den ersten Christen, und besonders stark und bedeutend traten sie in Kleinasien nach dem Tode der Apostel hervor. So war wirklich die Gefahr da, daß die Gemeinden unter sich verfeindet würden und über ihren Privatstreitigkeiten die Einheit der Kirche vergessen und aus den Augen lassen möch-

ten. Deshalb bildete sich allmählig, um diesen Uebelständen zu begegnen, eine strengere Form des Kirchenregimentes aus. Das geschah in den Jahren 70 bis 100 für welche Zeit uns die Quellen so sparsam fließen, daß mit Bestimmtheit wenig von diesen dreißig Jahren überliefert werden kann. Wir finden aber diese neue Form des Kirchenregimentes schon am Anfange des zweiten Jahrhundert's und können daraus schließen, daß ihre Entwickelung sich in jener wenig bekannten Periode vollendet habe. Daß diese Form eine Schutzwehr der Kirche werden sollte, um besonders den Ketzereien den Eingang in die Gemeinden zu verwehren, ist wohl klar, wenn man bedenkt, wie gerade in Kleinasien, wo die meisten Häresieen sich zeigten, uns auch am frühesten und am ausgebildetsten diese Verfassung entgegentritt. Und worin besteht der Unterschied dieser und der früheren Einrichtungen?

Zunächst finden wir an der Spitze der Gemeinden die Nachfolger der Apostel, sobald deren Oberaufsicht weggefallen war. Und zwar hatten die Apostel Männer dazu so bestimmt, wie sie ja auch durch Handauflegen zu Nachfolgern Christi gemacht worden waren. Als die Apostel gestorben, trat an ihre Stelle, also an die Stelle Christi, die Gesammtheit der Episkopen, und daher entstand die Ansicht, eine Versammlung aller Bischöfe so wie das Apostelcollegium zu betrachten. Daraus wird das Ansehen und die Wirksamkeit der öcumenischen Concile ohne Weiteres klar. Der Bischof stand also als der Nachfolger der Apostel an der Spitze des Presbyteriums und dieses blieb ihm noch längere Zeit als berathende Behörde zur Seite. Zwei Geschäfte sind es, die er allein und Keiner außer ihm verrichten darf: die Ordination von Geistlichen und die Firmelung.

Wie also die Stellung der Bischöfe zum Presbyterium eine andere geworden war, so auch das Verhältniß der Geistlichen zur Gemeinde. Ganz natürlich und allmählig sonderte sich die Thätigkeit der Geistlichen von der der anderen Gläubigen. Wie diese bei der Vergrößerung der Gemeinden nicht mehr an der Verwaltung so Theil nehmen konnten, als das früher bei der geringen Ausdehnung der Geschäfte möglich gewesen war, als zur Abwehr ketzerischer Meinungen Bildung, Studium und sorgfältige Vorbereitung erfordert wurde, da bildete sich ein eigener Priesterstand heraus und bekam zum Unterschiede von den übrigen Christen, von dem Volk, den Laien, den ehrenden Namen Clerus. Doch verlor durchaus die Gemeinde das Recht nicht, an der Verwaltung Theil zu nehmen.

Da aber dieses Recht nur in einigen Fällen sich anwenden ließ und wirklich angewandt wurde, so entstanden in den bedeutend angewachsenen Gemeinden neue Kirchenämter, welche jedoch den drei ältesten Aemtern, dem Episkopat, dem Presbyteriat und Diakonat, an Ansehen nicht gleichkamen. Wenn schon die Würde eines Presbyters nach jüdischem Vorbilde eingerichtet war, so wirkte die Auffassung des

jüdischen Volkes, nach welcher durch den Hohenpriester die Versöhnung mit Gott vermittelt wird, entscheidend ein auf die Stellung des Priesterstandes. Immer mehr und mehr tritt der Priester als die mysteriöse Person heraus, welche die Versöhnung zwischen Gott und Menschen in's Werk setzen kann.

Die älteste christliche Kirche kann mit Recht als ein Vorbild für alle Zeit aufgestellt werden, und wir können in Wahrheit annehmen, daß in ihr Viele gewesen seien, die zur Gemeinde der Heiligen gehörten. Sie ist wirklich die leuchtende Stadt auf dem Berge, in der viele aufrichtige und treue Bekenner des Herrn wohnen, weil in den ersten Jahrhunderten Schmach und Leiden dem Bekenntnisse folgten und äußere Vortheile Keinen zur Bekehrung locken konnten. So durften denn auch die christlichen Apologeten freudig im Angesichte der feindlichen Heiden es wagen, die Lästerer und Verfolger auf das Leben der Christen und auf die wunderbaren Umwandlungen hinzuweisen, die in den Einzelnen durch das Wort Gottes bewirkt waren. Das Leben der Christen war ein großes Ganze, beseelt durch den heiligen Geist; denn „sie lebten im Fleische, aber nicht nach dem Fleische; sie wohnten auf der Erde, lebten aber im Himmel; was im Körper die Seele ist, das waren in der Welt die Christen". Alle nannten sie sich Brüder und Schwestern und besiegelten diesen Bund, welchen sie in Christo geschlossen, vor der Communion durch den Bruderkuß. Wie sorgten sie für ihre Armen und Kranken, wie liebreich nahmen sie reisende Brüder auf! Es war jedoch diese Liebe kein weichliches und sentimentales Gefühl, sie war vielmehr mit dem größten Ernste verbunden, den auch die Heiden stets den Christen vorwarfen. Wenn demnach das ganze Leben der Christen ein großes, zusammenhängendes Gebet sein sollte und es bei Vielen gewiß war, so waren zur Erhaltung und Förderung des christlichen Lebens doch noch besondere religiöse Zusammenkünfte nöthig. Bei dieser Feier wurde ein Stück aus der Bibel vorgelesen, dann eine Erbauungspredigt gehalten und auch schon in früher Zeit die Andacht durch den Gesang geistlicher Lieder erhöht. Der Gottesdienst wurde zuerst in Privatsälen abgehalten, wie ja auch die Apostel um die Pfingstzeit, auf einem Söller versammelt, den heiligen Geist empfingen. Erst im dritten Jahrhundert wurden Kirchen erbaut, immer aber versammelte man sich auch gerne an den Begräbnißstätten der Märtyrer, die oft, zumal in Rom, kunstvoll in unterirdischen Gängen gebaut waren und daher besonders zur Zeit der Verfolgung einen sichern Zufluchtsort gewährten.

In der ersten Zeit kam die Gemeinde jeden Tag zu gemeinschaftlicher Erbauung zusammen, Ein Tag der Woche aber wurde besonders geweiht, und das war der Sonntag. Er ist geheiligt dem Andenken an den auferstandenen Christus und dem an die Ausgießung des heiligen Geistes. Die ersten Spuren der Sonntags-

feier finden wir im zweiten Jahrhundert, und im dritten hält man schon streng darauf, daß dieser Tag wirklich ein Tag der Ruhe sei. Die Feier der christlichen Jahresfeste ist wohl von den Judenchristen ausgegangen; alle andern Feste wurden und werden von allen christlichen Kirchen gemeinschaftlich gefeiert, nur an die Feier des Osterfestes knüpften sich schon in früher Zeit Streitigkeiten, und bis auf den heutigen Tag sind die Differenzen in Bezug auf dieses Fest noch nicht ausgeglichen.

Den Mittelpunct des ganzen Gottesdienstes aber bildete die Feier der Sacramente, und so wenig auch die Doctrin dogmatisch fixirt war, so wurden sie doch mit der größten Ehrfurcht behandelt. Das Sacrament der Taufe wird schon in der ältesten Zeit Kindern zu Theil, zwar selten, aber es kam doch vor. Man taufte meist nur Erwachsene und immer erst nach sorgfältigem Unterrichte; die beliebtesten Zeiten, zu denen man taufte, waren Ostern und Pfingsten. Die Taufhandlung selbst bestand in dem Untertauchen des Täuflings. Am Ende der Ceremonie legte der Geistliche die Hand auf den Täufling, als Zeichen der religiösen Weihe und der Ertheilung des Geistes. Dieser Act wurde später nur von dem Bischof verrichtet und hieß, wenn er von der Taufe getrennt war, die Firmelung oder Confirmation.

Wenn die Sacramente überhaupt das Innerste und Tiefste des christlichen Cultus sind, so bildet wieder den innersten und heiligsten Theil der Sacramentsfeier das heilige Abendmahl.

So oft die Gemeinde sich zur gemeinschaftlichen Andacht versammelte, wurde in der ersten Zeit auch das Abendmahl ausgetheilt; das geschah anfangs täglich, später nur an den Sonntagen.

Da Christus keine Schriften hinterlassen hat, welche seine Lehre enthalten, so ist die Frage wohl sehr natürlich, ob denn vor der Entstehung der neutestamentlichen Schriften von einer christlichen Kirche gesprochen werden kann, und wenn das der Fall ist, worauf sie sich dann gründe.

Daß die Schriften des neuen Testamentes die Kirche nicht erst begründet haben, sondern daß diese schon bestand, ehe dieselben gesammelt und als kanonische anerkannt waren, lehrt schon einfach die Geschichte, welche da beglaubigt überliefert, wie erst später diese Sammlung und Anerkennung erfolgte. Man erkannte nun aber das, was Christenthum sei, lediglich aus der mündlich überlieferten und im christlichen Bewußtsein haftenden Apostellehre. Und man kann doch auch nicht übersehen, daß Heiligkeit und Liebe Gottes, die Person und das Werk Christi, die Gerechtigkeit aus dem Glauben, Nothwendigkeit der Wiedergeburt, der Werth der Werke, die Berufung zur Liebe, ein gerechtes Gericht und das Reich der Herrlichkeit, daß dies Alles von Allen und in einer Klarheit, Fülle und Sicherheit bezeuget und gelehrt

ist, die kein vom Geiste der Wahrheit Geleiteter jemals verkennen kann. Um aber Irrungen von dieser Lehre abzuhalten, bediente man sich solcher Zusammenfassungen derselben, wie sie auch von den Aposteln schon gegeben oder in jeder Gemeinde bei den Taufbekenntnissen üblich geworden waren.

Schon oben erwähnte ich, daß im ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche durch die Secten, die unter den Juden bestanden, Spaltungen in den Gemeinden hervorgerufen wurden, und daß dadurch die bischöfliche Gewalt sich festigte. Doch waren diese Spaltungen nicht so bedeutend, daß sie den Frieden der Kirche hätten dauernd stören können, und so kann mit Recht behauptet werden, es habe die Kirche vor der Zeit der gnostischen Streitigkeiten im Stande der Unschuld gelebt. Als aber der forschende Verstand in der Kirche immer mehr erwachte und nach ewigem Naturgesetze seine Rechte und Forderungen an eine tiefere und vollständigere Erkenntniß und Begründung des Christenthums geltend machte, da löste sich die ursprüngliche Harmonie und Einfalt des christlichen Bewußtseins auf und zertheilte sich in mannigfache Gesinnungen und Meinungen. Es gerieth das christliche Leben in dieser Uebergangsperiode in einen Zustand des Schwankens und des Zwiespaltes, worin natürlich die Schriften des neuen Testamentes auf das Mannigfachste ausgelegt und gedeutet wurden.

Der Orient ist die Welt der Wunder, wo eine glühende Phantasie, ein tiefes Gefühl den Menschen oft so gewaltig anregt und erhebt, daß er Fragen aufwirft und Meinungen ausspricht, welche den innersten Kern des menschlichen Lebens berühren und zum Theil enthüllen. Der Orient aber liebt es auch gerade, es besonders hervorzuheben, daß solch ein Schauen des Tiefinnerlichsten im Menschen und das Enthüllen dieser Geheimnisse nicht einem Jeden möglich, sondern nur wenigen Auserwählten verliehen sei. Er verfällt dann dabei nur in den Fehler, das Auffinden mit dem Aufnehmen zu verwechseln, und bedenkt nicht, wie sehr es die Pflicht des höher Begabten ist, das, was er gefunden, seinen schwachen Brüdern mitzutheilen und sie zum Verständniß zu erziehen. Die Begabteren stellen sich dann der Menge gegenüber und nehmen für sich eine ganz besondere Erkenntniß in Anspruch, die besser sei und höher stehe, als der einfache Glaube des Volkes. Eine solche Anschauung hatten im zweiten Jahrhundert viele heidnische und jüdische Philosophen des Orients und konnten beim Uebertritt zur christlichen Kirche über diese ihre Ansicht nicht Herr werden. Dem Christenthume aber ist eine solche Scheidung völlig fremd. Die ganze Secte, welche, von dieser Anschauung geleitet, im zweiten Jahrhunderte der Kirche in den Gemeinden sich ausbreitete, wurde die Secte der Gnostiker genannt und theilte sich in mannigfache Unterabtheilungen, die jedoch alle, von jenem Hochmuth des Wissens beseelt, sich für die Begabten und dem Herrn Nahe-

stehenden erklärten. Sie allein vermögen es, den Herrn zu begreifen, das Volk aber kann den Herrn selbst nicht schauen, sondern nur die Kräfte, welche ein Ausfluß seines Wesens sind. Die Bibel lehrt die Schöpfung aus dem Nichts, der Gnosticismus aber erklärt, alles Daseiende habe sich aus einer Entfaltung des höchsten Wesens, welches der Inbegriff aller Vollkommenheit und alles Lebens sei, in fortlaufender Kette entwickelt. Nun fragt es sich: woher ist denn das Böse in die Welt gekommen? Es kann doch nicht, auch in allerweitester Entfernung, seinen Ursprung aus dem Herrn herleiten? Da nahmen denn sehr Viele der Gnostiker den Dualismus der Zoroasterlehre mit in das Christenthum hinüber und erklärten die gemischte Natur des Erschaffenen aus der Zusammenwirkung der beiden höchsten Wesen.

Bildete sich in allen diesen Streitigkeiten die Lehre der Kirche immer schärfer und feiner aus, so blieb das natürlich auch nicht ohne Rückwirkung auf die Verfassung. Es waren nämlich in den großen Städten des römischen Reiches, bei dem lebhaften Verkehre, der sie mit allen Provinzen verband, schon frühe Gemeinden entstanden und hatten sich meist rasch vergrößert. Die Apostel hatten in diesen großen Städten gelehrt und darin Gemeinden gegründet, und so traf die Wichtigkeit des Ortes mit dem Vorzuge zusammen, daß die Gemeinde apostolischer Stiftung war, um diese in ihrem Clerus zu heben. Als solche apostolischen Gemeinden galten Rom, Antiochien, Alexandrien, Ephesus und Corinth. Schon frühe nun erhob sich die römische Gemeinde. Sie hatte, da Rom die Hauptstadt der Welt war, ausgedehnte Verbindungen in allen Theilen des Reiches und wiederum strömten nach Rom von allen Seiten die Gläubigen, und dieser stete Verkehr, diese immerwährende geistige Aufregung erhielt die Gemeinde frisch. Dies Alles hatte doch den Erfolg, daß in Rom sich keine falsche Richtung festsetzte und die katholische Lehre, wie sie sich in der alten Kirche bildete, ohne falsche Beimischung sich rein und treu erhielt. Außerdem waren von Rom aus eine Menge anderer Gemeinden des Abendlandes gegründet worden, und das Abendland wandte sich deshalb, und weil Rom die einzige apostolische Gemeinde des Occidentes war, häufig an den dortigen Bischof, um Entscheidung in streitigen Fällen zu erhalten. Schon in früher Zeit machte sich bei den hauptsächlichsten Kirchenlehrern das Bestreben geltend, der Kirche einen Mittelpunct für alle Zeiten hier auf Erden zu sichern. So nahm Cyprian als Mittelpunct und Haupt der Apostel den Petrus an; seine Kathedra sei zu Rom gewesen und der Bischofsstuhl zu Rom deshalb der vornehmste in der Kirche. Cyprian hielt es für eine Nothwendigkeit, daß man den Primat des römischen Bischofs anerkenne. Das verlangte aber Cyprian nicht, daß die Bischöfe dem in Rom untergeben, sondern nur, daß alle einzelnen mit Rom verbunden sein sollten, damit

die Kirche eine Einheit darstelle. Bald forderte der römische Bischof diese Anerkennung als ein ihm zustehendes Recht und versuchte dies auch durch die Aussprüche Christi zu begründen, in denen er den Petrus den Fels nennt, auf welchem er seine Kirche gründen wolle. Und wirklich erhielt die römische Kirche in und durch die Ketzerstreitigkeiten des zweiten und dritten Jahrhunderts eine gewisse Oberhoheit über die anderen Gemeinden.

So hatte die christliche Kirche bis zu der Zeit hin, in welcher Constantin sie in den Mechanismus des römischen Reiches aufnahm, eine Verfassung in sich ausgebildet, die diese Aufnahme wesentlich erleichterte. Als die Kirche nun aber Staatskirche geworden war, so mußte sie Symbole, Regeln erhalten, um die Einheit ihrer Lehre auch äußerlich darzustellen. Es hatten die einzelnen Gemeinden schon seit langer Zeit in den Taufbekenntnissen Glaubensformeln, in welchen sie die Ansichten der orthodoxen Kirche den Ketzern gegenüber zusammenfaßten. Indeß waren über das Verständniß der Glaubensregeln bald sehr verschiedene Meinungen geäußert und von den zur Speculation geneigten Griechen immer feiner ausgebildet worden, gegen welche haarspaltende Philosophie der römische Occident sich erklärte, da er manche dieser Entwickelungen mit Recht für sophistische, andere wohl gar als entschieden ketzerische erkannte.

Auch Constantin der Große stimmte darin mit dem Abendlande überein, berief aber dennoch, weil diese Streitigkeiten einmal angeregt waren, die Bischöfe zur Synode nach Nicäa im Jahre 325.

Bis zum Jahre 300 war die Lehre von der Gottheit Christi im Allgemeinen und waren die wesentlichen Begriffsbestimmungen der Dreieinigkeitslehre von den Kirchenlehrern im Kampfe gegen die Ketzer festgestellt und siegreich durchgefochten worden. Man erkannte fast überall den Sohn Gottes für verschieden von allen Geschöpfen an, für Gott im wahren Sinne des Wortes, daher gleiches Wesens mit dem Vater und aus dem Wesen desselben von Ewigkeit gezeugt. Wenn man dieser Ansicht nicht folgte, so konnte man die Gottheit Christi nicht behaupten, die Einheit Gottes nicht festhalten und in den drei Personen der Trias eine völlige Gemeinschaft des göttlichen Wesens nicht annehmen. Gegen diese Ansicht, die besonders in der occidentalischen Kirche festgehalten wurde, tauchte schon früh eine andere auf, nach welcher der Vater das einzige, anfangslose, über die ganze Schöpfung erhabene göttliche Wesen sei; durch seinen Willen ist alles Andere, auch der Sohn und der heilige Geist, geschaffen. Darnach hat Christus einen Anfang seines Daseins und kann somit nicht wahrer Gott sein. Schärfer trat aber Arius gegen die wahre Lehre von der Dreieinigkeit auf, welche durch seine Auffassung ganz zerstört wurde, da er erklärte, daß Christus aus dem Daseienden geschaffen sei, wogegen dann Atha-

nasius die vollständige Gleichheit mit dem Vater hervorhob. Um diesen Streit zu schlichten, war jenes Concil berufen worden, auf dem dann auch die Lehre des Arius verdammt wurde. Natürlich war sie durch dies Verdammungsurtheil noch nicht unterdrückt und ausgerottet.

Diese Fassung der Dreieinigkeitslehre mußte wohl am meisten dem Sinne eines Volkes entsprechen, welches, ohne vom Glauben durchdrungen zu sein, die christlichen Lehren erhielt. Denn das ist nicht zu leugnen, daß man so die Trinität leichter begreift, als nach der Lehre der orthodoxen Kirche. Deshalb verschwand die Lehre des Arius am ersten auch im römischen Reiche und blieb am längsten unter den deutschen Völkern. Sie war zuerst zu den Gothen gekommen, die unter den Deutschen wohl am frühesten mit dem Christenthume näher bekannt wurden.

Somit haben wir die Fäden dargelegt, welche die germanische mit der ältesten christlichen Kirche verknüpfen, und haben so das ergänzt, worüber der Künstler hinweggehen mußte, was er aber selbst, wenigstens andeutend, berührt hat. In der Zeit, da dies geschah, veränderten sich die Verhältnisse der deutschen Völker dadurch so gänzlich, daß von Osten her auf sie die Hunnen stürzten. Hatten die Römer bis dahin die Deutschen wenigstens insoweit von ihren Provinzen abgehalten, daß sie die Ansiedelungen ganzer Völker verhinderten, so war von nun an kein Halt mehr; ein Volk nach dem andern strömte in's Reich und nach allen Seiten hin entrissen die Deutschen den Römern die Herrschaft.

(Bild I.) Woher die Hunnen kamen, das ist wohl schwerlich mit Sicherheit nachzuweisen. Daß sie jenseits des schwarzen Meeres gesessen haben und dort schon frühe mit tartarischen Stämmen verbündet waren, so viel geht klar aus den überlieferten Nachrichten hervor. Was sie aber bewogen hat, weiter nach Westen hin zu ziehen, ist ganz unklar, denn was chinesische Chronisten von Veränderungen im Osten Asiens berichten, hat man zwar mit diesen Zügen in Verbindung gebracht, doch aber nur Vermuthungen und geistreiche Hypothesen aufstellen können, ohne ihre Haltbarkeit darzulegen.

Die Hunnen trafen zuerst im Jahre 375 auf die Ostgothen. Damals wohnten die Gothen an dem Nordufer des schwarzen Meeres, in der Tiefebene, welche sich vom Meere bis zu den Granit- und Kalkplatten des südrussischen Uwalli erstreckt, und auch wohl auf demselben. So hatten sie also jene interessanten Steppen inne, welche später das schöne und begabte Volk der Tartaren eingenommen hat. Ein Theil der Gothen, die Ostgothen, wohnen in den sandigen Steppen des Ostlandes und heißen danach Greutungi. Der Name Greutungi oder Griutungi kommt von griut, Gries, Sand, her, heißt also Sandbewohner. Später heißen

auch die Slaven in diesen Gegenden Poljane, Leute der Ebene. Diese Greutunger wohnen bis an den Dnieper. Jenseits dieses Flusses beginnen die bewaldeten Vorhöhen der Karpaten, und die auf ihnen wohnenden Westgothen nannten sich deshalb Thervingi, Waldleute, wie die später dort wohnenden Slaven Derewljane. Wann die Gothen diese Gegenden in Besitz genommen haben, ist ebenso schwer anzugeben, als die Zeit, in der von hier aus ein Heergeleite in die nordischen Gegenden gezogen ist und sie sich unterworfen hat. Als die Hunnen über die Wolga gingen, da herrschten die Ostgothen über alle Stämme ihres Volkes; ihnen gehorchten Westgothen, Rugier, Gepiden, ja selbst die am Caucasus wohnenden Alanen. Das Reich hatte eine so große Ausdehnung erhalten, daß es eben dadurch geschwächt war und zusammenstürzte, weil die unterworfenen Völker mit Freuden sich den Hunnen anschlossen. Und wer konnte ihnen denn auch widerstehen? Sie waren so beweglich und zugleich so grausig, daß ein angesessenes Volk leicht von ihnen überflügelt und ein civilisirter Staat von ihrer Rohheit eingeschüchtert wurde. Denn nicht den Menschen glichen sie, sondern satanischen Wesen, die aus verfluchter Umarmung böser Dämonen und menschlicher Jungfrauen entstammt waren.

Klein sind sie, von wunderbar häßlicher Figur, so daß sie eher zweifüßigen wilden Thieren, als den Menschen gleichen; aber sie sind gedrungenen Baues und von festen Gliedern; ihr feister Nacken deutet auf gewaltige Kraft. Ihrem Gesichte fehlen frische Farben und mangelt der Schmuck des Bartes, dessen Wachsthum sie sorgfältig verhindern. An gekochte Speisen sind sie nicht so gewöhnt, daß sie dieselben nicht mit Leichtigkeit hätten entbehren können; sie bedürfen zu ihrer Nahrung nur der wilden Wurzeln des Feldes und halbrohen Fleisches von irgend einem Thiere. Sie legen das Fleisch, ehe sie es rösten, auf ihr Roß und reiten es mürbe.

Häuser besitzen sie nicht und scheuen sich auch, unter ein Dach zu treten; denn sie halten sich unter dem Dache für nicht sicher. Immer sind sie zu Pferde; sie kaufen und verkaufen, sie verhandeln und beschließen vom Rosse herab.

So schweifen sie rastlos umher, die fürchterlichen Gestalten. Gekleidet sind sie in Leinwand oder in Felle; an einen Wechsel des Anzuges ist bei ihnen kein Gedanke; so lange tragen sie das Kleid, bis es in Fetzen zerfällt und sie nicht mehr deckt. Das Haupt bedecken sie mit einem Helme und schützen die Beine durch lederne Schienen.

Mit wunderbarer Geschicklichkeit ermüden sie die Feinde durch eine Menge auf sie abgeschossener Pfeile, oder fangen sie mit dem Lasso, den sie auch schon, wie die meisten Reitervölker unserer Zeit, vortrefflich zu gebrauchen verstehen.

Natürlich fehlt ihnen eine feste Staatsform; sie theilen sich in eine Menge von Horden, welche ohne gemeinsame Oberleitung nach augenblicklichen Beweggrün-

den bald hier-, bald dorthin fortstürmen. So ähneln sie Flüchtlingen, und um so größer ist die Aehnlichkeit, da sie stets von Frau und Kind begleitet sind. Diese folgen ihnen auf Wagen und der Wagen ist das Haus des Hunnen. Auf dem Wagen ist er geboren und von der Mutter großgezogen worden; dort wohnen auch wieder seine Frauen und Kinder.

Gegen diese Wilden kämpfte nun der alte, hundertjährige Ermanrich, der Ostgothen König; da er aber fühlte, daß er den Andrang nicht hemmen konnte, soll er sich, wie wenigstens die eine Nachricht es mittheilt, in sein Schwert gestürzt haben (Bild I).

So unterlagen die Ostgothen den einbrechenden Hunnen. Daß sie damals schon Christen gewesen, wissen wir nicht und können es auch durchaus nicht mit einiger Bestimmtheit behaupten. Es ist über ihre Bekehrung wenig Sicheres bekannt und das Ueberlieferte ist noch nicht einmal genügend zusammengestellt. Besser sind wir von dem religiösen Leben der Westgothen unterrichtet (Bild VIII).

Das Christenthum ist schon im dritten Jahrhundert unter den Gothen verbreitet worden, und zwar durch folgende Veranlassung. Es verwüsteten im Jahre 258 und 259 die Gothen das damals schon fast ganz christliche Kleinasien und führten aus Cappadocien und Galatien eine große Zahl von Gefangenen mit sich fort. Diese Gefangenen haben nun eine Anzahl jenes Volkes bekehrt und somit den Grund zur Christianisirung des Volkes gelegt. Unter den geraubten Christen befanden sich auch die Vorfahren des Ulfilas, die bei seiner Geburt schon 60 Jahre mit den Gothen gelebt hatten. Durch seine Familie war er also mit der griechischen Bildung vertraut und durch seine Umgebung ein Deutscher geworden. Diese Verhältnisse haben ihm sein Werk erleichtert und möglich gemacht.

Geboren ist er im Jahre 318, zu welcher Zeit die Gothen in Dacien jenseits der Donau sich befanden. Am weitesten gegen Südosten hin waren die Therwinger vorgerückt, unter denen Ulfilas lebte. Dreißig Jahre lang war er Lector gewesen; da wurde er als Gesandter an den griechischen Kaiser geschickt und in Constantinopel zum Bischofe der christlichen Gothen geweiht. Als solcher hat er nun mit vorzüglichem Erfolge gewirkt; er befestigte und läuterte ihren Glauben und machte sie erst wahrhaft zu Christen. So predigte er in Ruhe und Frieden sieben Jahre lang als Bischof jenseits der Donau; es vertrieb ihn aber aus diesem schönen Wirkungskreise eine Verfolgung, welche über die christlichen Gothen hereinbrach. Er führte seine Anhänger, um den Feinden zu entgehen, über die Donau in das römische Reich und erhielt in Mösien, in der Fruchtebene, welche sich den Abfällen des Balkan vorlagert, um Nikopolis, Sitze für sein Volk. Das war wohl zahlreich, aber arm;

Ackerbau trieb es nicht, sondern ernährte sich nur von seinen Heerden. Diese Auswanderer waren nebst ihrem Bischofe Arianer.

Später brach unter den anderen Westgothen ein Streit aus, in welchem der eine Theil des Volkes sich zu Athanarich, der andere zu Fridigern hielt. Letzterer bat den eifrig arianischen Kaiser Valens um Hülfe und nahm aus Dankbarkeit für die ihm gewordene Unterstützung den Glauben des Kaisers an. Dagegen verfolgte Athanarich die Christen, und unter denen, welche damals freudig für ihren Glauben den Märtyrertod erlitten, werden uns Sansala und Sabas als ausgezeichnete Lehrer ihres Volkes genannt.

Bis zum Regierungsantritte des Kaisers Theodosius, welcher dem in der Schlacht bei Adrianopel gefallenen Valens folgte, behielten die Arianer im römischen Reiche die Oberhand und blieben die Gothen in ihrem Glauben ungestört. Theodosius aber war dem orthodoxen Glauben zugethan und suchte überall den Arianismus zu unterdrücken. Im Interesse seines Bekenntnisses war deshalb Ulfilas im Jahre 388 nach Constantinopel gegangen, erkrankte dort und starb, tief erschüttert durch den Wechsel der Verhältnisse, welchen er erlebt hatte. Die versammelten Bischöfe und eine große Anzahl von Christen, die ihn ehrten und hochhielten, begruben ihn feierlich dort in der Stadt des großen Constantin. Mit ihm aber ging sein Werk nicht unter; sein Volk blieb ein christliches und erbaute und unterrichtete sich auch nach des Bischofs Tode aus seinen hinterlassenen Schriften. Mag man zweifeln, daß die Auslegung des johanneischen Evangeliums ihm zuzuschreiben sei, das steht doch wohl ganz fest, daß er für sein Volk die Bibel in's Gothische übersetzt hat. Dazu schuf er eigene Schriftzeichen; er legte nämlich das griechische Alphabet zu Grunde und behielt, wo es nothwendig war, einige Zeichen aus der alten Runenschrift der Gothen bei.

Zu welcher Fraction der Arianer Ulfilas gehörte, ersehen wir aus dem, was von seiner Lehre mitgetheilt wird. Er lehrte nämlich in der Hauptsache Folgendes: Es giebt nur einen wahren ungeborenen Gott; dieser erschuf, nicht um seine Göttlichkeit zu theilen, sondern um seine Macht und Güte zu zeigen, den Sohn, den eingeborenen, den zweiten Gott, der aber einen höheren Gott über sich hat, Gott den Vater. Die Gottheit beider ist verschieden. Vom Vater ist der Schöpfer (der Sohn), vom Sohne die ganze Schöpfung erschaffen; der Vater ist der Gott des Herrn, der Sohn der Gott aller Creatur. Christus ist Gott dem Vater weder ähnlich, noch gleich; es sind gesonderte Personen und sie haben verschiedene Naturen (Willen). Der heilige Geist heißt nicht Gott. Er ist vom Vater durch den Sohn im dritten Grade erschaffen, dem Vater unterwürfig und gehorsam, wie der Sohn

dem Vater. Und wie Ein Gott, so ist auch nur Eine Kirche, nur Eine wahre Gemeinschaft der Christen; alles Uebrige sind Versammlungen des Teufels.

So lange Ulfilas lebte, genoß er bei Gothen und Römern das größte Ansehen; von Allem, was er that, glaubte sein Volk, es sei gut und müsse zum Heile gereichen, und wie einen zweiten Moses ehrte ihn der römische Kaiser.

Noch bei Lebzeiten des Ulfilas zogen fast alle Westgothen über die Donau und erwarben sich Sitze auf römischem Grund und Boden. Bald erkannten die oströmischen Kaiser, daß ihre Kraft zu gering sei, um diese Masse kriegerischen Volkes mit ihren entnervten Schaaren zu überwinden. Sie suchten deshalb mit den Führern in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, nahmen sie in ihren Sold oder übertrugen ihnen die eroberten Landschaften als Statthalterschaften des Kaiserreiches, um wenigstens den Schein der Oberhoheit zu retten. Bald erfüllten die Gothen das römische Reich; wir finden sie bald an der Spitze der Heere und als die Ersten im Rathe der Kaiser.

So wird uns unter den Feldherren des Theodosius ein Alarich genannt, der, aus dem zweitvornehmsten Geschlechte der Gothen, aus dem der Balten, stammend, als bedeutender Heerkönig dem römischen Kaiser diente. Nach dem Tode des kräftigen Theodosius gelang es dem Gothen, sich die Herrschaft über seinen Stamm, über die Westgothen, zu erwerben. Und da nun die beiden Söhne des genannten Kaisers das Reich theilten und dadurch schwächten, als sie in thörichter Eifersucht einander befehdeten und dabei sich auf die Barbaren stützten, statt mit vereinten Kräften diese zu unterwerfen, da war der Westgothenkönig eine viel gesuchte Persönlichkeit. Der oströmische Kaiser hatte ihn zum Präses von Illyrien gemacht, vielleicht schon in der Hoffnung, daß den Barbaren die reichen Städte und herrlichen Fruchtgefilde des Nachbarlandes, welches bis dahin noch nicht von den Deutschen geplündert war, aus den vielfach verwüsteten Ländern der Hämushalbinsel hinweglocken würden. Und so geschah es. Im weströmischen Reiche stand dem Kaiser Honorius auch ein Gothe als Minister zur Seite, und mit ihm trat Alarich nach mancher Fehde und manchem Kampfe in Unterhandlung und in ein gutes Verhältniß. Als nun Stilicho den elenden Kabalen des Hofes erlegen war und der Hochmuth der feigen römischen Aristokratie dadurch an den Barbaren sich rächte, daß Frauen und Kinder der Germanen auf grausame Weise ermordet wurden, da brach Alarich aus seiner Provinz gegen Italien auf, um den Tod seines Freundes zu rächen. Was er eigentlich in Italien beginnen und wie er die Verhältnisse des Landes ordnen wolle, darüber war er sich selbst nicht klar, sondern es trieb ihn nach seiner eigenen Aussage ein dunkles Gefühl, ein unerklärliches Etwas. Und wohl konnte der Gedanke ihn mit Stolz erfüllen, daß die Herrscherin der Welt, daß die stolze Roma ihm sich beu-

gen müsse (Bild II). Am 24. August des Jahres 410 eroberte er Rom und überließ die Stadt seinen Schaaren drei Tage lang zur Plünderung. Eine eroberte Stadt wird stets auch von dem mildesten Sieger zu leiden haben, und so mögen wir denn wohl glauben, daß auch bei dieser Eroberung Greuel der mannigfachsten Art ausgeübt worden sind. Das aber versichern doch einstimmig die Zeitgenossen, daß die Gothen sich bei dieser Gelegenheit menschlich und milde gezeigt haben und daß ihre Eroberung viel weniger geschadet habe, als die spätere vandalische. Nur Einen Zug der Milde will ich erwähnen, denn die übrigen Vorgänge sind dieselben gewesen, die bei allen Eroberungen vorkommen. Als die Gothen beutesuchend durch die Straßen der Stadt streiften, kam einer ihrer Vornehmen zur geringen Wohnung einer betagten Jungfrau, die ihr Leben dem Dienste der Kirche widmete. Als er hineingedrungen war, forderte er von ihr alles Silber und Gold, das sie besitze. Mit der größten Bereitwilligkeit zeigte sie ihm einen Schatz von köstlichen Silber- und Goldgefäßen. Der Barbar stand erstaunt ob der kostbaren Herrlichkeiten und wagte sie nicht zu berühren. Da redete sie ihn mit warnender Stimme also an: „Dies sind die geweihten Gefäße, welche dem heiligen Petrus gehören; wenn Du wagst, sie wegzunehmen, wird die Frevelthat Dein Gewissen belasten; ich jedoch versuche nicht, das zu behalten, was ich nicht vertheidigen kann.“ Den gothischen Adaling ergriff ehrfurchtsvolle Scheu vor den Heiligthümern, so daß er an Alarich sandte und um Verhaltungsbefehle bat. Und der entschied in richtigem Gefühle, es sollten alle diese Gefäße in die Peterskirche ohne Verzug zurückgeliefert werden. Vom quirinalischen Hügel bis zum Vatican zogen die herrlich geschmückten gothischen Schaaren und folgten dem langen Zuge ihrer Gefährten, die auf ihren Häuptern die heiligen Gefäße trugen. Von allen Seiten eilten die Christen herbei, schlossen sich dieser Procession an, und in das kriegerische Freudengeschrei der Barbaren mischte sich der Klang religiöser Psalmodie. — Rom konnte in seiner ungeheuren Ausdehnung ohne seine Kornkammer Afrika nicht bestehen; wollte Alarich dauernd Italien und Rom besitzen, so mußte Afrika sein werden. Deshalb ging er nach der Eroberung Rom's in das südliche Italien, um von da Afrika zu erobern. Ehe er jedoch Schiffe gerüstet hatte, starb er, und sein Neffe und Nachfolger Athaulf führte die Gothen nach Frankreich.

Was den Westgothen mißglückt war, das gelang einem andern deutschen Volke, den Vandalen. Sie gehören auch zu den Gothen und haben zuerst ihre Sitze in den Sudeten, im Marcomannenkriege aber, zur Zeit des Antoninus Pius, sind sie schon bis an die Donau vorgerückt; dann noch später finden wir sie um Theis und Marosch als Nachbarn der Gothen. Die Gothen treten überall als ein mildes, römischer Cultur sehr zugängliches Volk auf, wogegen der Stamm der Vandalen der ro-

heste der deutschen Stämme ist, welche in der Völkerwanderung ihre Sitze verändern. Diese tief gehende Verschiedenheit zweier Theile des einen Volkes erklärt die Feindschaft, die beide Nationen gegen einander hegen. Aller Orten daher, wo ihre Grenzen sich berühren, sind sie in Kampf gerathen; so zuerst hier in Ungarn. Die Vandalen wurden besiegt und auf ihr Gesuch von den Oströmern aufgenommen. Da verschwinden sie eine Zeit lang und erscheinen am Anfange des fünften Jahrhunderts, mit andern deutschen Stämmen verbündet, in Gallien. Sie brachen in das Land da ein, wo es am leichtesten zugänglich ist, d. h. durch Lothringen. Weit und breit schweiften sie umher, die Städte wurden verbrannt, das Land verwüstet und die Einwohner mit roher Grausamkeit niedergemetzelt. Nachdem sie drei Jahre hindurch hier verweilt, gelang es ihnen, die schlecht verwahrten Pässe der Pyrenäen zu durchbrechen und in Spanien einzudringen. Sie besetzten da das schöne Tiefland um den Guadalquivir und machten Sevilla zu ihrer Hauptstadt. Doch war nicht das ganze Spanien ihr Eigenthum; sie mußten es mit Sueven, Alanen und Gothen theilen, sie mußten zur Festsetzung der Grenzen mit ihren Nachbarn fortwährende Kriege führen; deshalb nahmen sie mit Freuden eine Einladung nach Afrika an, weil sie dort ohne Nebenbuhler zu herrschen hofften (Bild III).

Und welche Beute, welche Fülle des Reichthums war dort zu hoffen! Dort lagen die herrlichen Güter, welche das Getreide zum Unterhalte der Weltstadt lieferten; dorthin hatten sich so viele der vornehmsten Römer mit ihren Schätzen geflüchtet, als sie gesehen, daß Italien, daß auch die Weltstadt selbst dem heißen Drange der Barbaren erliegen müsse. Und wie leicht schien die Eroberung! Der Statthalter des Landes, der kühne und tüchtige Bonifacius, rief sie ja selbst, weil die Intriguen des Aëtius ihn glauben machten, daß die Kaiserin Placidia, der er stets so treu gedient, ihm nach dem Leben trachte. Bonifacius that mit dieser Berufung nur das, was die römischen Imperatoren so oft gethan hatten: er nahm deutsche Heere in Sold. Aber der Heerkönig, welchen er rief, war eine sehr bedeutende Persönlichkeit; er trug wohl eine Idee in sich, welche ihn leitete, und sprach sie bei der Abfahrt aus Spanien seinem Steuermanne in folgenden Worten aus: „Lenke das Schiff gegen Diejenigen, welchen Gott zürnt!" So kam er im Jahre 429 als Würgengel in die blühenden Lande, und wie der Pesthauch Alles vernichtet, so verschwand vor den Vandalen die Cultur des Landes, in welchem christliche Gelehrsamkeit und römische Bildung in höchster Blüthe sich befanden. Es nagte jedoch schon der Wurm an den Wurzeln des Baumes; denn dogmatische Streitigkeiten hatten heftige Verfolgungen der Ketzer nach sich gezogen, und das lieferte den arianischen Vandalen Bundesgenossen. Der Reichthum hatte die Bewohner verweichlicht und ließ sie nur mit Mühe den von Süden her drängenden

Nomaden der Wüste widerstehen. Auch diese schlossen sich mit Freuden an die Feinde der Römer.

Das ankommende Volk war roh, so roh, daß es ihm nie gelungen ist, einen Staat zu gründen, sondern daß es in seiner Wildheit und Barbarei sich selbst den Untergang bereitete. An seiner Spitze stand aber damals Gaisareiks, ein geistreicher Mann. Nicht war er eines Hauptes länger, als alles Volk, sondern nur von mäßiger Figur, die sich um so unangenehmer darstellte, weil er seit einem Sturze hinkte. Doch war sein Sinnen und Trachten ein nicht gewöhnliches und dabei beherrschte er seine Zunge, wie Wilhelm von Oranien. Bedürfnisse kannte er nicht, es belebte und durchglühte ihn nur Ehrbegierde und Herrschsucht. Darum gelang es ihm, mit seiner kleinen Schaar — denn obwohl er sein ganzes Volk hinüberführte, hatte er unter 80000 Auswanderern doch nur 50000 Krieger — die ganze Nordküste Afrika's von Tanger bis Tripolis zu erobern. So lange er herrschte, war sein Volk mächtig. Da jedoch auch er seines Volkes Charakter nicht hatte umwandeln können, rieb es seine Kräfte in wilden Bürgerkriegen auf, sobald die Hand, welche oft mit Grausamkeit zwar, aber immer mit Kraft, das Scepter geführt hatte, sobald sie im Tode erschlafft war.

Bonifacius hatte sich auf die Vandalen stützen wollen und war dabei so unglücklich gewesen, das ganze schöne Land, welches er verwaltete, den Deutschen in die Hände zu liefern. Als er nun trotz alles Muthes und trotz eines tüchtigen Verzweiflungskampfes Afrika nicht halten konnte, da ging er nach Italien und bot in ehrenfester Treue sein Haupt der Kaiserin Placidia dar. Diese jedoch verzieh ihm und stellte ihn sogar an die Spitze des Heeres, mit welchem sie den Urheber des Unglücks, den Aëtius, bestrafen wollte. Aëtius aber stützte sich auf die Hunnen, mit deren Anführer, Attila, er in engster Verbindung stand. In diesem Kampfe unterlag Bonifacius und die Kaiserin sah ein, daß sie den Aëtius gewinnen müsse, weil sie sonst keinen tüchtigen Feldherrn den von allen Seiten andringenden Barbaren entgegenstellen könne.

So finden wir ihn dann später das Reich gegen die Barbaren beschützen, und war durch seine Schuld ein herrliches Land den Römern entrissen worden, so wurde ein anderes durch seine Tapferkeit und Klugheit vor den Hunnen gewahrt.

Seit 445 stand nämlich an der Spitze aller Horden der Hunnen Attila oder Etzel, der in der Geschichte und durch die Sage gefeierte Held. Als ihm die Weströmer den Tribut, den er forderte, mit Würde und Entschiedenheit verweigerten, da beschloß er, aus seinen Sitzen in Ungarn aufzubrechen und sie zu bestrafen. Es bestärkte ihn in diesem Plane der Vandalenkönig Gaisareiks, der mit Recht die Rache der Westgothen fürchtete. Er hatte nämlich seinen Sohn mit einer westgothischen Kö-

ningstochter verheirathet, sie aber nach einiger Zeit grausig verstümmelt ihrer Familie heimgeschickt. Da nun die Frau unschuldig gewesen und auf falschen Verdacht hin so unmenschlich behandelt war, so drohten die in Süd-Gallien und Spanien angesessenen Westgothen mit einem Rachekriege. Um dem zuvorzukommen, verband sich Gaisareiks mit dem Attila, und deswegen griff dieser Gallien an.

Er zog die Donau und den Neckar entlang bis an den Rhein, überschritt denselben mit seinen unzähligen Schaaren in seinem mittleren Laufe, marschirte über das Plateau von Langres und durch den Argonnerwald die Heerstraße entlang, welche von den Flußthälern gebildet wird, die in einem strahlenförmigen Kranze von Paris nach Osten sich ausdehnen. Als er die Seine passirt hatte, mußte er Orleans einnehmen, um sich das Thor von Südfrankreich zu öffnen und den Uebergang über die Loire zu erwirken. Und wie er dort sich befand, da hatte auch Aëtius seine Rüstungen beendet.

Auf die Nachricht hin, daß Attilla Gallien erobere, war Aëtius mit einer kleinen Schaar Römer über die Alpen gekommen; klein blieb sie deswegen, weil die Jugend Italiens so unkriegerisch geworden war, daß sie beim Klange der Kriegsdrommete erbebte. Aber er gewann sich die Westgothen, welche von Alarich's Sohne, Theodorich, beherrscht wurden; er gewann sie, da er ihnen klar zeigte, wie auch sie allein dem Andrange schwer würden widerstehen können. Mit bedeutenden Schaaren zog Theodorich aus, und auch Aëtius vergrößerte täglich seine Truppen durch Soldhaufen der in Gallien eingedrungenen Stämme. Bei ihrer Annäherung zog Attila von Orleans ab und ging in die weiten Ebenen der Marne zurück, weil diese für seine Reiterei sehr günstig waren. Schon auf diesem Rückzuge bedrängten ihn die Verbündeten und brachten ihm manchen großen Verlust bei. Dieser Rückzug entmuthigte die Truppen des Attila, und es bedurfte seiner ganzen Energie, um sie zum Kampfe zu bewegen (Bild V). Er selbst stand mit seinen Hunnen im Centrum, die ihm unterworfenen Völker aber nahmen weit und breit hin beide Flügel ein. Im römischen Heere dagegen war das Centrum den unzuverlässigen Alanen zugetheilt; Aëtius hatte den rechten, Theodorich den linken Flügel. Da begann ein Kampf, grimmig, vielgestaltig, hartnäckig und blutig, dessen Gleichen weder in der Gegenwart noch in der Vergangenheit zu finden, berichtet ein Zeitgenosse. Das Centrum der Verbündeten wurde durchbrochen, die Flügel getrennt, und es warf sich die ganze Macht der Hunnen auf die Westgothen. Da fiel Theodorich, von einem Wurfspieße durchbohrt, und wurde von den Hufen seiner eigenen Reiterei zertreten; aber sein Sohn Thorismund stellte die Schlacht wieder her, und als der Abend dämmerte, zog sich Attila in seine Wagenburg zurück. Noch einige

Tage blieb er da, in seinem Lager grollend wie der zürnende Löwe, dann zog er heimwärts über den Rhein, um sich zu neuen Zügen zu rüsten.

Das weströmische Reich hatte sich durch seine Verbindung mit den Gothen wieder etwas gehoben, aber es waren ihm ja alle Lebensadern unterbunden. Was gehörte dem Kaiser denn noch außer Italien? Gallien, Spanien und Britannien standen schon selbstständig da, Afrika war in den Händen der Vandalen, die auch als kühne Seeräuber das ganze Mittelmeer beherrschten. Dadurch fielen die Einkünfte weg, aus welchen der Kaiser die Hauptstadt ernährte und seine Söldnerheere bezahlte; ohne diese aber konnte er die Feinde nicht abwehren, denn die Jugend seines Landes war durchaus unkriegerisch. Ein Söldnerkönig durchschaute diese Verhältnisse und sah ein, er dürfe nur wollen, so sei Italien sein. Es schwächten sich die Römer dazu noch selbst durch innere Zwietracht. Durch das Ansehen des oströmischen Hofes und durch seine Unterstützung war es dem Julius Nepos 475 gelungen, Kaiser in Italien zu werden. Da trat ihm ein bekannter Krieger, ein bedeutender, reicher Römer, Orestes, feindlich entgegen, und um so gefährlicher war diese Opposition, weil Orestes der Nächste nach dem Kaiser, der Patricius von Italien, war. Er zwang seinen Herrn zur Flucht, nahm aber nicht selbst die Krone, sondern überließ sie seinem Sohne Romulus Augustulus. Bei dieser Empörung hatte Orestes sich auf die in Italien befindlichen Soldtruppen gestützt. Sie wünschten, dort im Lande Sitze zu erwerben, wie ja das ihren andern deutschen Brüdern in andern Ländern so oft gelungen war. Deshalb befahlen sie den Römern die Abtretung von dem einen Drittheil ihres Ackers. Gegen diese Forderungen erklärte sich Orestes mit einem Muthe, der ihm zur Ehre gereichte. Als aber nun Odoacar sich gegen ihn erhob, da fielen natürlich die Deutschen überall ihrem Anführer zu, so daß Orestes eiligst nach Pavia floh und dort nach kurzer Belagerung zur Ergebung gezwungen wurde. Dann eroberte Odoacar Ravenna, wo Romulus Augustulus residirte. Als der Jüngling (Bild VI) — denn er war kaum sechzehnjährig — dem Odoacar in die Hände gefallen war, da schonte dieser des Knaben, weil ihn die Jugend des Kaisers dauerte. Er ließ ihn und seine Familie frei und wies ihm eine Villa des Lucullus, die an der Seeküste von Campanien herrlich gelegen war, zum ferneren Aufenthalte an. Vorher aber dankte Romulus vor dem Senate ab, und dieser mußte ein Schreiben an den oströmischen Kaiser Zeno erlassen, in welchem er erklärte, daß Ein Monarch genüge, um beide Reiche zu regieren. Er bittet ferner dann in diesem Briefe, daß der Kaiser den Odoacar zu seinem Patricius in Italien ernennen möge. Zeno wies die Bittenden an Julius Nepos, der ihr rechtmäßiger Kaiser sei. Dieser ernannte denn auch den Odoacar zu seinem Patricius, während er selbst nach wie vor in Dalmatien blieb. So herrschte Odoacar über

die Deutschen als König und über die Römer als Patricius. Somit ist auch das weströmische Reich nicht im Jahre 476 untergegangen, sondern erst 480, da in diesem Jahre Julius Nepos ermordet wurde und Odoacar zwar die Mörder bestrafte, aber keinen neuen Imperator ernannte und sich auch nicht um Bestätigung seiner Würde an Ost-Rom wandte.

Wir müssen diese Einwanderungen der Barbaren, namentlich die in Italien, als eine Erfrischung und Erneuerung des Volkes und Landes ansehen. Schon seit der Zeit der Gracchen war der Ackerbau aus Italien verschwunden, es wohnten meistens da nur Reiche und Freie und neben und unter ihnen Sclaven oder ein Bürgerproletariat. Die Bewohner hatten das Land verdorben und zu falschen Zwecken gemißbraucht, und bei und durch diesen Mißbrauch waren auch sie moralisch untergegangen. Die schöne Fabel vom Hercules und Antaeus, wie wahr ist sie doch! Ein Volk, das in seinem Grund und Boden wurzelt, dessen Staatsbau hauptsächlich auf dem Ackerbau ruht, bleibt lange Zeit hindurch ein wahrhaft jungfräuliches Volk. Wie schön spricht das Achim von Arnim in der Einleitung zu seinen Kronenwächtern also aus:

„Die Sonne und der Pflüger kennen einander und thun beide vereint das Ihre zum Gedeihen der Erde. Fest fortschreitend, von Allen geschätzt und geschützt, sehen wir die Thätigkeit, die sich zur Erde wendet; sie ist auch dauernd bezeichnet und gründet, so lange sie sich selbst treu bleibt, mit unbewußter Weisheit das Rechte, das Angemessene, im Bau des Ackers, wie des Hauses, in der Beugung des Weges, wie in der Benutzung des Flusses. Die Zerstörung kommt von der Thätigkeit, die sich von der Erde ablenkt und sie doch zu verstehen meint. Aber nach Jahrhunderten der Zerstörung erkennen die einwandernden Anbauer des Waldes mit Theilnahme die Unvergänglichkeit der Ackerflächen und Grundmauern untergegangener Dörfer und achten sie als ein wiedergefundenes Eigenthum ihres Geschlechtes, das der Gaben dieser Erde nie genug zu haben vermeint. Gleichgültig werden daneben die aufgefundenen Werke des Geistes früherer Jahrhunderte als unverständlich und unbrauchbar aufgegeben oder mit sinnloser Verehrung angestaunt. Das Rechte will da errungen sein, und wie die eine Zeit ihre geistigen Gaben über Alles schätzt und zusammenhält, so meint eine andere, Alles schon selbst im Ueberflusse zu besitzen, und läßt es zu, daß die Sibylle ihre heiligen Bücher verbrennt, um ihr nicht Dank und Lohn geben zu müssen."

Durch Christi Tod ist alle Creatur erlöst; nun kann doch aber die Creatur nicht bestehen ohne den Grund und Boden, auf dem sie lebt. Wenn wir also annehmen, daß die Deutschen berufen waren, die Religion Christi zu bewahren und

bei sich gedeihen zu lassen, wenn durch die Germanen wirklich des Herrn Reich auf Erden gefördert ist, dann muß auch durch sie wesentlich die Natur und die Erde erlöst und muß ihrem Zwecke, dem Menschen dienstbar zu werden, näher geführt sein. Und wollen wir die Antwort darauf haben, ob und wie das geschehen ist, so dürfen wir nur auf England und das protestantische Norddeutschland blicken.

Die deutschen Stämme aber, von denen wir bis jetzt gesprochen haben, waren nicht berufen, dies Werk durchzuführen; denn die Gothen verfielen zu sehr dem römischen Sinne und die Vandalen blieben zu roh, als daß sie die Vereinigung zwischen Rom und Deutschland hätten in's Werk setzen können. Den Sachsen und Franken war dies vorbehalten, und zwar haben die letzteren das nach der politischen Seite hin, die ersteren mehr innerlich und geistig durchgeführt. Colonieen entwickelten sich stets rascher, als das Mutterland, weil sie, aus den alten Verhältnissen losgerissen, schon durch die äußeren Umstände in neue Bahnen getrieben werden. So treten denn auch die Angelsachsen für die Entwickelung christlicher Verhältnisse bedeutend hervor, viel später erst ihr Stammvolk. Beide Völker aber sind durch die Franken in ihrer Entwickelung gefördert worden. Britannien ist durch seine Lage so isolirt, daß es auf die deutschen Verhältnisse nur einen günstigen Einfluß ausüben kann, und den übt es in dieser Zeit durch seine Missionäre auch wirklich aus, bedarf jedoch dabei des Schutzes der Franken. Und wie kamen nun die Angeln und Sachsen nach Britannien?

Als im Anfange des fünften Jahrhunderts von allen Seiten her die Deutschen in das römische Reich einbrachen, da zog Stilicho die römischen Truppen aus Britannien zum Schutze des Festlandes herbei. Unter der Herrschaft und dem Schutze der Römer hatten die Süd-Celten es verlernt, sich selbst gegen ihre Brüder, die aus dem rauhen Norden, aus Caledonien, in die Fruchtgefilde des grünen England's streiften, mit Nachdruck zu vertheidigen. Dazu kam, daß noch zur Zeit der Römerherrschaft Deutsche von der See her raubend und plündernd die Küsten des Landes beunruhigten und sich schon im vierten Jahrhundert in Britannien ansiedelten. Dieser Deutschen bedienten sich die celtischen Anführer gegen ihre nordischen Brüder und lohnten ihnen dafür durch Ländertheilung. Gewöhnlich wird das, was allmählig sich entwickelte, in dem einen Factum, in der Landung Hengist's und Horsa's, dargestellt (Bild IV). Beide Personen sind wohl mythisch, die Sache aber ist doch wahr. Die Sage erzählt nun, daß ein celtischer König, Vortigern, nach ererbter römischer Regierungsweisheit deutsche Schaaren in Sold genommen habe. Sie sollen in drei Cyulen, d. i. Jöllen, Schiffen, gekommen sein. Am Themsestrom haben sie sich zuerst festgesetzt, und da sie die Schwäche und Feigheit der Landes-

bewohner erkannten, zogen sie andere Ansiedler nach sich und theilten unter ihre Stämme das Land. Die Südküste von England ist etwa 60 Meilen lang und enthält, da Kreidefelsen an vielen Stellen sie umkränzen, eine Menge herrlicher Häfen. Dieser Fuß, auf welchem die Insel ruht, endet im Westen in eine Halbinsel, Cornwallis, die durch ihr mildes Klima große Berühmtheit erhalten hat. In dieser Halbinsel erhebt sich ein 2000 Fuß hohes Gebirge, die Berge von Cornwallis genannt. Nach Osten zu verflacht sich dieses Gebirge und erfüllt mit wellenförmigen Hügeln das Land, welches von der Mündung der Saverne, der Themse und dem Canal la Manche begrenzt wird. Da wechseln schöne Triften mit sanften Hügelreihen; da blicken von der Küste in den Canal hinein die weißen Kreideberge und entzücken durch ihre schönen Tinten bei dem Auf- oder Untergange der Sonne den Canalschiffer; da wiegt sich der wilde Erdbeerstrauch und manch' andere Blume und Frucht, die sonst nur südlicheren Gegenden eigen ist. An der Ostseite dieser Landschaft, in Kent, siedelten sich die Jüten an, und die Besonderheit dieses Stammes hat sich lange in der Eigenthümlichkeit der Sprache und des Rechtes in diesem Reiche erhalten. Neben ihnen, nach Westen hin, bewohnen diesen Theil England's südlich von der Themse die Sachsen, in den Reichen Sussex und Wessex, von denen das letztere lange Zeit in Cornwallis noch Ureinwohner und in anderen Theilen auch noch Jüten in gesonderter Nationalität enthielt.

Westlich von Oxford liegt, mit dem Gebirge von Cornwallis zusammenhängend, ein kleines Plateau, auf welchem die Themse entspringt. Von ihm aus zieht sich ein Hügelzug längs des nördlichen Ufers der Themse in die Bauschung des Landes hinein, welche zwischen der Mündung der Themse und der der Südouse, dem Meerbusen Wash, liegt.

Auf diesem Hügelzuge liegt, um London herum, das dritte Königreich der Sachsen, Eastsex, und nördlich davon wohnen bis zum Wash die Angeln in ihrem Königreiche Ostangeln und theilen sich in das Nord- und Südvolk.

Von jenem Quellplateau der Themse aus zieht aber noch ein zweiter Hügelzug bis an den Humber und erfüllt bis westlich an die Saverne die ganze Mitte von England mit seinen wellenförmigen Bergen. In diesem Bergbecken liegt der reiche Steinkohlenschatz England's. Hier hatten die Angelsachsen ihr Königreich Mercia. Nördlich aber vom Humber bis hinauf zum Pictenwalle, der an einer der engsten Stellen Englands dessen beide Küsten verbindet und das Peakgebirge von den Cheviotbergen scheidet, liegt das dritte Königreich der Angeln, Northumberland. Die Sachsen drängten bei dieser Besitznahme die Ureinwohner zurück und blieben deshalb rein und unvermischt. Gegen sie wandten sich die Celten, und ein heftiger, jahrhundertelanger Kampf entbrannte zwischen beiden Stämmen. Daher

nahmen auch die Sachsen das Christenthum von ihren erbitterten Feinden nicht an, sondern bekamen es durch fränkische Vermittelung von Rom. Da die Celten sich in Opposition gegen den römischen Bischof befanden und eher mit der griechischen Kirche, von der sie bekehrt worden waren, als mit der abendländischen übereinstimmten, so war das für die Sachsen ein Grund mehr, sich an Rom anzuschließen. Beide Stämme aber hatten das Christenthum tief und innig erfaßt und beide trugen das lebhafte Verlangen in sich, durch Predigt und Lehre das Wort Gottes zu verbreiten. Für ihre Wirksamkeit eröffnete sich in Deutschland ein weites Feld, da im fünften und sechsten Jahrhundert fast das ganze Land noch heidnisch war. Zutritt aber hätten die Missionäre schwerlich erhalten, wenn nicht die Franken das Christenthum angenommen hätten und der Stamm geworden wären, welcher, als der mächtigste aus der Reihe der anderen hervortretend, sie alle nach und nach besiegte. In ihm kam das Christenthum jedoch erst unter den Carolingern zur wahren Geltung; bis dahin bekannten sich die Franken wohl äußerlich dazu, durchdrungen von ihm aber waren wohl nur Wenige. Zwar sahen sie recht gut ein, wie vortheilhaft es für sie wäre, wenn die andern deutschen Stämme bekehrt würden, da ihnen dann die Herrschaft der Franken weniger drückend erschien, sie selbst aber fühlten weder Kraft noch Neigung in sich, Prediger des Wortes zu werden.

Christen waren die Franken seit der Schlacht bei Tolbiacum i. J. 496 (Bild VII).

Chlodowig, der Merovinger, herrschte zwar ursprünglich über ein deutsches Volk, doch als er den Syagrius besiegte, dehnte sich seine Herrschaft auch über Romanen aus. Die Romanen waren katholisch. Ferner hatte der König eine burgundische Prinzessin zur Gemahlin, die zwar in Bezug auf Gesinnungen und Gefühle ganz als Heidin erscheint, jedoch wenigstens äußerlich dem Christenthum und zwar der katholischen Kirche angehörte. Sie hatte schon vor jener eben genannten Schlacht den König für die Kirche gewinnen wollen und ihn wenigstens dazu vermocht, daß er die Kinder taufen ließ. Als ihm nun mehrere hintereinander jung weggestorben waren, schrieb er dies Unglück der Taufhandlung zu, die er für eine Zauberceremonie hielt, und wandte sich vom Christenthum ganz ab.

Da brachen von Süden her in das Land der ripuarischen Franken die Alemannen ein und Chlodowig eilte gegen sie, seinen Stammgenossen, zu Hülfe. In der Schlacht bei Tolbiacum siegten die Alemannen schon und die Franken flohen; da gedachte Chlodowig des Christengottes, ob er wohl helfen könne und mächtiger sei, als die Götter seines Volkes. Er gelobte, wenn ihm Hülfe würde, so wolle er Christ werden. Und siehe — der Kampf wandte sich und Chlodowig siegte. Da hörte er denn auf die beredten Worte des Remigius, des Bischof's von Rheims, und erklärte sich von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugt. Er und

mit ihm mehrere Tausende seiner Unterthanen wurden darauf in der Kathedrale zu Rheims vom Remigius getauft. Zum Behufe dieser Krönung soll eine weiße Taube vom Himmel herab die Sainte Ampoulle mit heiligem Salböle gebracht haben, welches später bei der Krönung der Könige von Frankreich, die in Rheims vollzogen wurde, bis zur Revolution gebraucht worden ist.

Chlodowig aber wurde durch seine Taufe der „katholische König", und das war für ihn von unendlicher Wichtigkeit. Es war der oströmische Kaiser damals in ketzerischen Irrthümern befangen, ebenso wie die anderen deutschen Könige, welche ja dem Arianismus huldigten. Deshalb erkannte die orthodoxe Geistlichkeit den Chlodowig als rechtmäßigen Souverain und ruhmreichen Befreier an, und seine Waffen fanden in dem Eifer und der Vorliebe der katholischen Partei kräftige Unterstützung.

Unter seinen Nachfolgern wirken nun besonders am Rhein und um die Quellen der Donau jene celtischen Missionäre, und zwar mit solcher Begeisterung und Anspruchslosigkeit, daß sie auch da mit Freuden bekehren, wo sie wissen, die Bekehrten würden nicht ihren Ansichten und ihrem Regimente folgen können, sondern müßten sich der römischen Kirche unterwerfen. Diese Eigenthümlichkeit der altbritischen Kirche läßt sich aber dadurch leicht erklären, daß sie, durch die Angelsachsen von dem Verkehre mit der übrigen christlichen Welt abgeschnitten, die Neuerungen nicht angenommen hatte, die durch den Einfluß Rom's in der occidentalischen Kirche festgestellt waren. Sie hat demnach die mehr ursprünglich christlichen Zustände bewahrt; so erklärt einer ihrer Aebte, er wolle dem Papste allen Gehorsam leisten, aber nur, wie jedem andern frommen Christen, durch Liebe, Wohlwollen, thätige Hülfe; von einem andern Gehorsam wisse man bei ihnen nichts. So kennt diese Kirche die Lehre vom Fegefeuer nicht; so hat sie andere Gebräuche bei der Taufe, so eine abweichende Form der Tonsur; so kennt sie nicht die seit dem Jahre 527 in Rom übliche Berechnung des Osterfestes; so erlaubt sie die Priesterehe. Ferner galt auch als Inhaber der Kirchengewalt nicht der Bischof, sondern der Abt des Klosters Y-Colmkill auf der Insel Hy, der nach dem Vorgange des Stifters Columban nur die Weihe als Presbyter besaß und doch über Bischöfe herrschte. Ueberhaupt bildeten die Klöster, nicht die Bischofssitze, den Mittelpunct des christlichen Verkehr's. In den Klöstern wurden die Mönche zur Arbeit angehalten und waren für die Cultur des Landes vorzüglich thätig. Aus diesen Klöstern gingen nun die Missionäre hervor, wohl ebenso oft von dem Drange getrieben, ihren heidnischen Brüdern das Evangelium zu bringen, als von der Ansicht geleitet, daß solche Missionsreisen eine Art Ascese seien.

In Süddeutschland, wohin sich diese Mönche wandten, blühte zur Römerzeit

das Christenthum und hat auch durch den Andrang der heidnischen Germanen nicht ganz vertilgt werden können. So bestanden nach wie vor Klöster in Worms und Vindonissa, doch wirkten sie vor der Ankunft der britischen Missionäre nur wenig.

In die wildesten Waldgegenden drangen die Missionäre, legten in ihnen Klöster an und beförderten so zugleich das Christenthum und die Cultur des Bodens. Nach der Schlacht bei Tolbiacum treffen wir den ersten dieser Männer, den heiligen Fridolin, in dem Theile des Alemannenlandes, welcher unter dem Schutze des großen Ostgothenkönig's Theodorich sich von fränkischer Oberhoheit frei erhalten hatte. Dort gründete er an der Mosel, in den Vogesen, in Rhätien, Graubündten, Chur Klöster zu Ehren des heiligen Hilarius. Ihm folgte dann am Ende des sechsten Jahrhunderts Columban und gründete besonders in den Vogesen Klöster. Von dort zog er in die Schweiz und später nach Italien. In der Schweiz war einer seiner Schüler, Gallus, zurückgeblieben und wurde der Stifter der berühmten Abtei St. Gallen. Sie wurde bald ein Mittelpunct literarischen Lebens und dadurch für die Bildung dieser Gegenden so äußerst wichtig. Der letzte dieser britischen Missionäre ist der heilige Kilian. Er war in Irland geboren und zog 686 aus seinem Vaterlande fort, um sich dem Missionsberufe zu widmen. Wenn wir an dieser Stelle seiner ausführlicher erwähnen, so hat das nicht darin seinen Grund, daß seine Wirksamkeit eine bedeutendere gewesen sei, als die Columban's oder seines Schülers Gallus, sondern einzig und allein darin, daß er ein Vorläufer und Vorarbeiter des heiligen Bonifacius war. Dieses Mannes Wirksamkeit bildet doch den Gipfelpunct der Missionsthätigkeit in Deutschland.

Nach der gewöhnlichen Tradition kam Kilian in das thüringische Reich nach Würzburg, wo ein Herzog Gozbert unter der Oberhoheit der Franken das Land regierte. Da sah er an das herrliche Land und die herrlichen Leute und fühlte in sich bittern Schmerz, daß sie Alle noch in den Banden des Heidenthum's schmachteten.

Er beschloß, dort das Evangelium zu verkündigen, und begab sich deshalb zum Papste, um von ihm dazu autorisirt zu werden. Hierin erkennt man aber, daß sich seines Lebens die spätere Tradition bemächtigt und es umgestaltet hat. Ein altbritischer Missionär hat sich wohl schwerlich zu diesem Schritte entschließen können; da er aber ein Vorarbeiter des Bonifacius war und da durch diesen die engste Gemeinschaft zwischen der deutschen und römischen Kirche gegründet ist, so hat die katholische Tradition natürlich auch diesen britischen Missionär mit Rom verknüpft, was sie sonst bei keinem andern versucht hat. Kilian bekehrte und taufte den Herzog Gozbert und forderte dann von ihm, daß er sich nun als Christ von seiner Frau, Geilana, trenne, da er, den göttlichen Geboten zuwider, nach heidnischer Sitte seines verstorbenen Bruders Frau geheirathet hatte. Gozbert zeigte sich bereit, den

Willen des Missionär's zu erfüllen, aber Geilana sann dem Fremdling Verderben. Als ihr Gemahl dem Pipin zu Hülfe zog und mit ihm die Schlacht bei Testri gewann, da bestellte sie Mörder, ließ den Kilian und seine Gefährten heimlich tödten und ihre Leichname sammt den heiligen Gefäßen, dem Kreuze, Evangelienbuche und dem priesterlichen Ornate in der Erde verscharren (Bild X). — So erzählt die spätere, ausgeschmückte Legende, die ältere berichtet dagegen ganz einfach, Gozbert selbst habe den Kilian getödtet, und zwar seiner Predigt wegen. Jene erste Ueberlieferung wird dadurch noch um so unwahrscheinlicher, daß sie ausführlich meldet, wie in Folge dieses Mordes Gozbert und sein Geschlecht elend umgekommen und keiner seiner Söhne ihm in der Herrschaft gefolgt sei. Nun steht es aber fest, daß dem nicht so gewesen und daß nach Gozbert noch sein Sohn Hedan II. dort regiert habe.

Nach diesen Bekehrungsversuchen Kilian's scheint aber das Christenthum hier in Thüringen nicht wieder ganz erloschen zu sein; wenigstens schenkte Gozbert's eben genannter Sohn dem heil. Willibrord, einem Freunde des Bonifacius, mehrere Güter in seinem Reiche, und es werden auch fort und fort Prediger und Missionäre genannt, welche in diesen Gegenden wirkten. So hatte Bonifacius, als er hier auftrat, gar nicht mehr die Aufgabe, das Christenthum zum ersten Male zu verkündigen, sondern nur die Reste christlicher Gesinnung zu beleben und kirchliche Formen einzurichten, die gegen einen weiteren Verfall Schutz gewähren konnten.

Solche Formen hatten die britischen Missionäre nicht gefunden, da sie Rom feindlich gegenüberstanden und die Neubekehrten der politischen Verhältnisse wegen an die Klöster, von denen sie ausgegangen waren, nicht hatten knüpfen können. Weil aber der Mittelpunct fehlte, von dem aus die Thätigkeit des Einzelnen überwacht werden, von dem aus man die Lehre, wie sie unter Ungebildeten zum Theil von Ungebildeten verkündet sich gestaltete, jeden Augenblick regeln und in die rechten Bahnen weisen konnte, war es da wohl anders möglich, als daß das geschah, was Bonifacius vorfand, daß nämlich die christliche Lehre vielfältig durch Irrlehrer verfälscht wurde? Um das zu vermeiden und um mit Erfolg den Ketzereien entgegentreten zu können, schloß sich Bonifacius eng an den Papst, an Rom an, von wo aus ja sein Volk das Christenthum empfangen hatte.

Zuerst suchte er das Christenthum in diesen Gegenden durch Stiftung von Klöstern zu befestigen; so gründete er nördlich des Waldes Ohrdruf, südlich davon aber Kissingen, Bischofsheim und Ochsenfurt in der Maingegend und berief zu deren Vorsteher Männer und Frauen aus seiner Heimath.

(Bild XIII). Sehr bekannt ist unter diesen Klosterfrauen die heil. Lioba geworden, welche dem Kloster Bischofsheim an der Tauber vorstand. Sie wird mit Recht als die Heerführerin der Nonnen in Deutschland angesehen und genießt

apostolischen Ruhmes. Eigentlich hieß sie Truthgeba, erhielt aber später den Beinamen Lieba oder Lioba, „weil sie so lieb war"; auch wurde sie wohl Leobgytha — die Liebgute — genannt. Erzogen war sie in dem großen englischen Doppelkloster Winburn und dort mit vorzüglichen Kenntnissen ausgestattet worden. Wann sie nach Deutschland gekommen ist, das läßt sich mit Sicherheit nicht nachweisen; sie kam aber, durch Bonifacius gerufen. In ihrem Kloster versammelte sie bald eine Anzahl bedeutender Schülerinnen, von denen viele als Aebtissinnen und Lehrerinnen in andere Stiftungen übergingen. Lioba war eine Frau von seltenen Tugenden, von engelgleichem Angesichte, sanft in ihrer Rede, von klarem Verstande und großer Umsicht, katholisch in ihrem Glauben, unerschütterlich in ihrer Hoffnung und unbegrenzt in ihrer Liebe. Sie war immer heiter und fröhlichen Sinnes, doch nie ausgelassen in ihrer Freude. So berichtet ihr Biograph. War es da ein Wunder, daß Bonifacius sie liebte und achtete, daß er sie vor seinem Tode seinem Nachfolger angelegentlich empfahl, und daß sie, von den carolingischen Fürsten geehrt und gesucht, in hohem Alter in freudiger Thätigkeit starb?

Später, im Jahre 741, hat Bonifacius südlich vom Thüringer Walde das Bisthum Würzburg und für das Land der Thüringer nördlich vom Walde das Bisthum Erfurt eingerichtet. Zwar bestreitet man, daß es jemals ein Bisthum Erfurt gegeben habe, doch ist das wohl jetzt so ziemlich festgestellt, wenn auch zugestanden wird, daß es nicht lange bestanden habe und bald mit Mainz vereint worden sei.

Südlich von Würzburg liegt ein Strich Landes, der Nordgau genannt, der von Alters her schon zwischen Baiern, Alemannen und Thüringern streitig war; für diesen eigenthümlichen Strich Landes gründete Bonifacius ein Bisthum in Eichstädt. Ehe er aber diese Gegenden, Thüringen und den Nordgau, so ordnete, hatte er ein Jahr vorher das Christenthum in Baiern befestigt und durch Gründung und neue Eintheilung der Bisthümer das Land enger an Rom und die Kirche geknüpft.

In Baiern hatte an der Donau zur Zeit des Attila schon Severin gepredigt, und hier waren wohl nie ganz und gar die Spuren seiner segensreichen Wirksamkeit verwischt worden. Dann hören wir, daß im Laufe des siebenten Jahrhundert's, in einer Zeit, in welcher die fränkische Verbindung mit Baiern fehlt und fränkische Quellen schweigen, ein Mann sich Verdienste um die Christianisirung des Landes erworben habe. Es ist dies der heilige Emmeran (Bild IX). Er war um die Mitte des siebenten Jahrhundert's Bischof in Poitiers und hörte dort, daß die Hunnen in Pannonien noch im Heidenthume verharrten. Deshalb bestellte er für sich einen Nachfolger und zog gen Osten. So kam er nach Regensburg zum Herzog Theodo, der ihm die Reise widerrieth und ihn bat, in seinem Lande das Christen-

thum zu pflegen. Das that Emmeran drei Jahre lang. Nun hatte sich eine Tochter des Herzogs, Uta, mit einem Höfling vergangen, gestand dem Heiligen ihre Noth und bat um Hülfe. Darauf gestattete ihr dieser, ihn selbst als Urheber ihres Fehltrittes zu nennen; da er aber dabei seinen Tod voraussah, so gestand er einem Cleriker, Wulflaich, das wahre Verhältniß, um an diesem später einen Zeugen seiner Unschuld zu haben. In einiger Entfernung vom Hoflager — er war auf einer Reise nach Rom begriffen — hielt er an und erwartete die Entscheidung. Die Tochter wurde vom Vater verstoßen, ihr Bruder Lambert aber eilte dem Heiligen nach, holte ihn dort ein und ließ ihn auf grausame Weise ermorden. Der Heilige nämlich wurde auf eine Leiter gebunden und es wurde ihm ein Glied nach dem andern abgesägt. Die Erzählung ist so unglaublich, daß die Constatirung der einzelnen Züge eine vergebliche Arbeit wäre und daß nur das Eine feststeht, es habe ein fränkischer Missionär hier den Märtyrertod erlitten. Verehrt wurde der heil. Emmeran besonders in Regensburg. Außer ihm werden als Bekehrer der Baiern auch noch Corbinian und Rupert genannt. So fand auch hier Bonifacius Vorarbeiter und legte nur die letzte, ordnende Hand an.

Es hatte aber Bonifacius sein Bekehrungsgeschäft nicht in diesen Gegenden begonnen, von denen wir so eben gesprochen haben, sondern in Friesland. Auch hier war er nicht der Erste gewesen, welcher das Christenthum verkündete, sondern schon vor ihm war in vielen Angelsachsen der Gedanke aufgetaucht, den Völkern, von denen sie selbst abstammten, die frohe Botschaft zu bringen. Einem dieser Männer war es vorbehalten, das Bekehrungswerk mit Erfolg zu betreiben; es ist dies der heilige Willibrord. Er hat besonders den südlichen Theil von Friesland für das Christenthum gewonnen und zum Mittelpunct der neuen Stiftung Utrecht gemacht. Von Friesland aus wandte er sich einstmals nach Dänemark; da aber die Wildheit des Volkes und die Rohheit des dort herrschenden König's seine Wirksamkeit unmöglich machte, so ging er bald nach Friesland zurück.

Auf der Rückreise hatte er dreißig dänische Kinder mit sich, damit sie unter den neubekehrten Christen aus eigener Anschauung sehen möchten, welchen Segen über den Einzelnen und über ein ganzes Volk die Religion Christi verbreite. Diese Jünglinge unterrichtete und taufte er, damit sie einst in ihrem Vaterlande dem Worte Gottes den Eingang bahnen möchten (Bild XII).

Da das Bekehrungsgeschäft in Friesland von Willibrord mit solchem Segen geleitet wurde, so wandte sich Bonifacius bald in andere Theile Deutschland's, in die ihm die Waffen der Carolinger den Zutritt eröffneten. Im südlichen Deutschland waren schon überall Missionäre thätig gewesen, aber in einer Gegend, welche sich auch den Waffen der Carolinger beugte, war das Volk noch heidnisch, und da,

fühlte Bonifaz, sei sein eigentlicher Wirkungskreis. Und das war das Land der Hessen. Da stand nahe bei Fritzlar ein uralter, heiliger Baum, den das Volk hoch verehrte, eine dem Thor geweihte Eiche. Sie stand auf einem spitzen Berge inmitten einer ringförmigen Steinumwallung. Bonifacius hatte dem Volke verkündet, er wolle den Baum umhauen und dadurch zeigen, daß die Götter der Heiden ohnmächtig seien und daß es nur Einen Gott gebe, welcher aller Länder und Völker Herr sei. Eine große Menge Volkes hatte sich versammelt, aber Bonifacius legte die Axt an den Baum und seine Schüler halfen beim Werke. Kaum war der mächtige Baum zur Hälfte durchgehauen, da durchrauschte ein brausender Sturm seine Wipfel, mit tönendem Falle sank die Eiche und zersplitterte im Fallen in vier Stücke (Bild XI). — Und diese Kühnheit trug gute Früchte, denn Bonifacius bekehrte das ganze Hessenland.

Am Abende seiner Tage, als Bonifacius seine Schöpfungen rings um sich her erblühen sah, da beschloß er, hier in Hessen ein Kloster zu gründen, welches ein Seminar werden sollte für die Diener des Wortes. Bei der Ausführung dieses Planes stand ihm treulich einer seiner besten und liebsten Schüler zur Seite; Sturm hieß er und war von Geburt ein Baier. Ihn hatte Bonifaz in die Wildniß des Buchenwaldes ausgesandt, welcher damals einen großen Theil Hessens bedeckte, damit er einen Ort fände, der zu dieser Stiftung sich eigne; und nach langem Umherschweifen fand Sturm die Stelle, auf der jetzt die Stadt Fulda liegt, und sahe, daß sie passend sei. So wurde im J. 744 das Kloster Fulda gegründet (Bild XIV) und ist in Wahrheit das geworden, wozu es von Bonifaz bestimmt war, nämlich eine Stätte, von der aus Licht und Leben die Finsterniß jener Gegenden durchdrang.

So haben wir denn gesehen, wie Deutschland christlich geworden; es soll nun unsere nächste Aufgabe sein, zu zeigen, wie diese Schöpfungen befestigt und vereinigt worden sind, damit sie dem feindlichen Andrange heidnischer Elemente widerstehen konnten. Es soll auf Bonifaz Carl der Große folgen.

Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht.

Jesaias LX, 3.

Tafel IV.

Entwickelung der Kirche und des christlichen Staates unter Karl dem Großen und seinen Vorgängern. 507—806.

Da wir bei der Erklärung dieser Tafel es hauptsächlich mit den Franken zu thun haben und ihre Bedeutung für die Weiterentwickelung der Germanen betrachten wollen, so wird es gewiß, ehe wir die Geschichte des Volkes erzählen, wohl angebracht sein, den Grund und Boden kennen zu lernen, auf welchem diese Entwickelung vor sich ging.

Die Franken selbst erzählen von sich, daß sie aus Troja eingewandert seien und unter Anführung eines Sohnes des Aeneas in Belgien sich niedergelassen hätten. Diese Sage ist sicherlich so ohne allen innern Halt und trägt so deutlich den Stempel eines späten Ursprunges an sich, daß ihr trotz der Vertheidigung mancher geistreichen Leute doch Glauben versagt werden muß. Geistreich aber und verführerisch sind die Hypothesen, auf welche man den Beweis zu stützen sucht. Die Thracier, heißt es, ein weitverbreitetes Volk, wohnten vom Schwarzwald an in ganz Süddeutschland bis an die Donaumündung und bis an die Grenzen Griechenland's; auch nach Asien dehnte sich ihr Stamm aus; zu ihnen gehörten jene von uns schon erwähnten Cimmerier und auch die Phrygier. Thracier haben aber auch in Griechenland gewohnt, und ganz sichere Nachrichten erzählen von ihren Sitzen am Helikon, wo sie den Dienst der Musen gepflegt haben. Dieser Umstand erklärt denn auch nach der Ansicht jener Schriftsteller die Verwandtschaft der Griechen und

Deutschen, welche allerdings nach den neueren Sprachstudien nicht zu leugnen ist. Aus der eben durchgeführten Ansicht ergiebt sich ferner die Verwandtschaft der Griechen und Trojaner, welche Homer dadurch anerkennt, daß nie auch nur die kleinste Andeutung in ihm sich findet, nach welcher Griechen und Trojaner in Sprache oder Sitte unterschieden gewesen wären.

Dennoch aber ist die Sage nicht alt und unter den Franken erst dann hervorgetreten und zu Ansehen gekommen, als die Großen dieses Volkes mit den vornehmen römischen Familien in Gallien sich vielfach verschwägerten. Seit dem Auftreten Cäsar's, seit dem Siege seines Neffen war es in Rom Sitte des Adels geworden, die Ahnen bis zu den Begleitern des Aeneas heraufzuführen, weil ja die herrschende Familie ihre Abkunft vom Aeneas herleitete. Da nun die gallischen Celten die römische Civilisation mit Begierde aufnahmen und sich ganz und gar den Römern assimilirten, so ist es erklärlich, daß der Adel des Landes auch jene Sitte der römischen Großen nachgeahmt hat. Von ihm ging dann diese Anschauung auf die Germanen über, und da sie dem Stolze des Volkes schmeichelte, wurde sie sehr bald ganz allgemein verbreitet. Daher hieß denn auch die fränkische Stadt Xanthen Troja Francorum und Hagen wurde Hagen von Troneck, Tronje oder von Troja genannt, auch wohl nicht ohne Bezug auf diese Sage.

Soweit ist der Ursprung der Franken nicht zu suchen. Die in Norddeutschland, zwischen dem Rhein und der Elbe alteinheimischen Stämme nahmen, als sie von den Sachsen nach Westen gedrängt wurden, im Gegensatze zu dem sie beengenden Volke, um sich dadurch als eine Gemeinschaft darzustellen, von der ihnen eigenthümlichen Waffe, dem Wurfbeil, der Framja, den Namen Franken an, ohne daß jedoch neben dieser allgemeinen Bezeichnung die Namen der einzelnen Völker ganz verschwunden wären. Immer und immer taucht zum Beispiel neben der Bezeichnung „Franken" der uns aus dem Cäsar bekannte Name der Sygambrer auf; ferner finden wir als Theile der Franken Tubanten, Chamaven, Chattuarier und Bructerer, alles Völker, von denen uns Tacitus Nachricht giebt. Es theilen sich aber schon im vierten Jahrhundert die Franken in zwei größere Massen, in die salischen und ripuarischen oder Uferfranken. Letztere wohnen an den Ufern des Niederrhein's, um Xanthen und Cöln, und sind das weniger hervortretende Volk. Im Süden grenzen sie mit den Alemannen, und zwar sind uns vor Chlodowig's Zeit die Grenzscheiden unbekannt; gewiß ist nur das, daß das Gebiet der Uferfranken sich nicht bis zum Main ausdehnte. Oestlich von ihnen, zwischen Rhein, Maas und Sambre bis zum Meere hin, wohnen die salischen Franken. Die Grenzen der Franken sind nach allen Seiten hin nicht fest bestimmt; sie wohnen ja in der großen europäischen Tiefebene und da, wo sie im Süden an die begren-

zenden Mittelgebirge reichen, bewohnen sie nur die auslaufenden Thäler und Berggelände, welche an der Weiterverbreitung nicht hindern, sondern vielmehr dazu einladen. So haben sie sich denn auch schon, ehe Chlodowig durch den Sieg über den Syagrius den letzten Rest römischer Herrschaft in Gallien vernichtete, in den römischen Gegenden in großer Zahl angesiedelt; so wohnen sie nach Norden hin eng mit den Friesen und im Westen mit den Sachsen zusammen. Daher hören wir denn im Béowulfsliede, daß bei einem Einfalle der räuberischen Sachsen die Friesen und die Franken in Gemeinschaft den Seeräubern entgegentreten und ihnen die Beute abnehmen. Die Unbestimmtheit der Grenzen war auch die Ursache der fortwährenden Kämpfe, in welche die Franken mit ihren Nachbaren verwickelt waren.

Die salischen Franken sind diejenigen, welche die Träger der Vermittelung zwischen Germanen und Römern geworden sind, und diese ihre Bedeutung und Wichtigkeit erkennen sie selbst so sehr an, daß die lex Salica in der Einleitung, den Stamm preisend, also spricht:

Der hehre Stamm der Franken, gepflanzt von Gottes Hand,
In Waffen ohne Wanken und stark durch Friedensband;
An Rathe nie versagend, durch edles, reines Blut,
Durch Bau und Blüthe ragend, durch festen, frischen Muth u. s. w.

Und wo wohnt denn nun eigentlich dieser so gepriesene Stamm, von wo zieht er aus, um sich eine neue Heimath zu erwerben? Die französischen Mittelgebirge enden in Hügelketten, und zwar umsäumen als Ausläufer des Ardennenwaldes solche Waldhügel die Ufer der Somme, die Sambre und die Maas um Namur und Lüttich. Dieser große Hügelwald, der zum Theil heute verschwunden ist, hieß im fünften Jahrhundert die silva carbonaria, der Kohlenwald; er bildete die Grenze zwischen Römern und Franken, und noch heute ist da die Scheide zwischen deutscher und französischer Sprache. An der Schelde, zwischen Cambray und Valenciennes, lag die Hauptstadt des Landes, die Burg des berühmten Chlodowig, Disparg, oder in lateinischer Uebersetzung Fanum Martis, die dem Ziu oder Diu, dem deutschen Kriegsgotte, gewidmete Stätte. Dort also, im Au der Haine, im Bracbant um Brüssel, in der Hasbanja um Lüttich und Mastricht, in der Toxandria um Antwerpen, auf der insula Batavorum, um Wyk by Duurstede, in dem Meergau, der Meruwe, wohnten diese Franken, und dort ist die Heimath des salischen Gesetzes. Es bilden die Franken den Uebergang von den niederdeutschen zu den oberdeutschen Stämmen.

In Disparg herrschte die sygambrische Familie der Meruvinger, die sich so nach ihrer Heimath, der Meruwe, nannte. Was man von einem Stammvater Me-

rovaeus erzählt, ist Alles etymologische Spielerei und späte Erfindung. Der erste König aus dieser Familie, von dem wir genauere Nachrichten haben, ist der Vater Chlodowig's, Childerich. Er soll durch übergroße Wollust sein Volk so erzürnt haben, daß er des Regiment's entsetzt wurde. Als man ihm aber nach dem Leben trachtete, floh er nach Thüringen und hielt sich dort bei dem Könige Bisinus und dessen Gemahlin Basina verborgen. Die Franken erwählten an seine Stelle den römischen Oberfeldherrn Aegidius. Sieben Jahre herrschte dieser über sie; da sehnten sie sich doch nach ihrem alten Herrscherhause und nahmen freudig den rückkehrenden Childerich auf. Und wie er nun wieder im Besitz seines Thrones sich befand, da kam jene eben genannte Basina zu ihm, nachdem sie ihrem Gemahl entflohen war. Childerich befragte sie eifrig, aus welchem Grunde sie aus einem so großen Reiche zu ihm käme; da soll sie geantwortet haben: „Ich habe Deine Tüchtigkeit erkannt und welch' ein rüstiger Mann Du bist; daher bin ich gekommen, mit Dir zusammenzuleben, und wisse nur, wenn ich jenseits des Meeres Jemanden kennte, tüchtiger als Du, so würde ich gewiß nach der Verbindung mit diesem gestrebt haben." Fröhlich nahm Childerich sie zur Gemahlin. In der Brautnacht aber sah er wunderbare Gesichte von Thieren, erst einen Löwen, ein Einhorn und einen Leoparden, dann Bären und Wölfe, endlich Hunde, welche, wie Basina selbst ihm enthüllte, die Kraft, die Gemüthsart und das allmählige Herabsinken seiner Nachkommenschaft prophetisch andeuteten.

Diese Gemahlin gebar dem Childerich seinen so berühmt gewordenen Sohn Chlodowig.

Und wahrlich, Chlodowig ist der Löwe des Traumgesicht's. Welch' niederschmetternde Kraft besitzt er, welche Schlauheit, welche brennende Gier nach Ruhm und Größe, welche Biegsamkeit des Geistes, mit der er sich einer herrschenden Richtung unterwirft, sobald er ihre Gewalt anerkannt, und doch wieder sich ihrer zu seinen Zwecken zu bemeistern weiß! Seinen Söhnen, der zweiten Generation, ist noch eine Wildheit und Barbarei eigen, die in der dritten schon abnimmt. Hier erscheinen die Frevel mit einem verschiedenen Charakter, sie haben schon einen Anstrich von Verfeinerung. Der Mord tritt heimlicher und schleichender auf, und so nimmt allmählig die Kraft des Geschlechtes ab, bis es zuletzt durch seine Schwäche in Verachtung sinkt und des Thrones entsetzt wird.

In welchem Verhältniß steht nun aber der merovingische König zu seinen deutschen Unterthanen?

Er ist Richter über Verbrechen und in Streithändeln und ernennt ohne Zuziehung des Volkes Herzöge und Grafen. Wirklich ist der König der Angelstern, auf den das Volk blickt, um sich in den wichtigsten Angelegenheiten von ihm leiten

zu lassen. Daher reichte Chlodowig's Beispiel hin, schnelle Umwandlung des Glaubens und kampflose Bekehrung hervorzubringen. So spricht einmal ein Bischof zu einem Könige: denn Du bist das Haupt des Volkes, das Volk ist nicht das Deine. Der König allein hat das Recht, denjenigen zu ächten, der nicht zu Recht stehen will; er kann Jeden gegen den Feind aufbieten und ihn zu andern Geschäften berufen, die von dem öffentlichen Wohle gefordert werden. So soll denn auch Jeder mit dem Leben büßen, der dem Könige die Treue bricht. Nur müssen wir uns nicht vorstellen, daß das Alles so fest geordnet und principmäßig festgestellt war; namentlich müssen wir stets das im Auge behalten, daß diese Verhältnisse noch viel schwankender wurden, als durch die Eroberung Gallien's der König nicht mehr allein über Germanen, sondern auch über Romanen herrschte.

Es gewann aber Chlodowig Gallien in den Kämpfen gegen Römer, Burgunder und Westgothen. Schon Cäsar erzählt im ersten Capitel seiner Memoiren, daß ganz Gallien in drei Theile zerfalle; der vierte Theil, die Provence, wird von ihm, als römisches Besitzthum, gar nicht mehr zu Gallien gerechnet. Hier in der Provence wohnten Ligurer, und immer hat sich diese Provinz von den andern französischen Landschaften durch ihre Eigenthümlichkeit unterschieden. In dem Lande, das von den Pyrenäen, der Garonne und dem biscayschen Meerbusen umschlossen ist, wohnten die Celtiberer, die Stammväter der Gascogner und der Basken. Zwischen der Garonne, der Marne und Seine lebten die eigentlichen Gallier oder Celten und nördlich von ihnen die Belgier, die aus Celten, untermischt mit Germanen, bestanden. Diese nördlichen Gegenden waren durch die Franken ganz germanisirt; im Osten, längs der Rhone, von Bern an über Genf bis an die Provence hin, hatten sich Burgunder ausgebreitet und in Südfrankreich die Westgothen, deren Mittelpunct Toulouse war. Die Ureinwohner Gallien's, so verschieden sie auch unter sich waren, waren einander durch die Annahme und den Einfluß der römischen Bildung sehr nahe getreten, und wenn auch verschiedene deutsche Völker sich erobernd unter ihnen ausbreiteten, so konnten diese die Entwickelung in den einzelnen Theilen wohl modificiren, bei ihrer geringen Anzahl jedoch nicht in ganz neue Bahnen leiten. Das erklärt uns die seltsame Erscheinung, wie trotz aller dieser verschiedenen Elemente Frankreich doch so rasch zu einer Centralisation und Einheit gelangt ist.

Mitten unter jenen deutschen Nationen erhielt sich um die Hauptpulsader Frankreich's, um die Loire, in der schönsten und fruchtbarsten Ebene des Landes, noch eine römische Herrschaft unter Syagrius. Ihn besiegte Chlodowig 486 bei Soissons und nahm jene herrlichen Gegenden in Besitz; dort lagen stets die Domänen der französischen Königsfamilie; da liegt Orleans, Chartres, Anjou, Maine, Berry, Bourbon und andere Besitzungen mehr, mit deren Namen die französischen Prinzen

sich schmückten. Der nächste Kampf, den Chlodowig ausfocht, war der bei Zülpich gegen die Alemannen; an einer andern Stelle haben wir seine Wichtigkeit für die christliche Kirche bereits genügend gewürdigt; hier wollen wir eine andere bedeutende Folge jenes Sieges hervorheben. Es traten nämlich in Folge der Niederlage die Alemannen das Land zu beiden Seiten des Rhein's um Mainz bis südlich an den Ostbach an die Franken ab, und dadurch wurde das erste Stück für das spätere Herzogthum Franken gewonnen.

Chlodowig hatte sich nach diesem Siege taufen lassen, nicht blos aus reiner Berechnung und Hoffnung auf irdische Vortheile, sondern wohl dem dunkeln Triebe folgend, der Jeden zu einer weltbewegenden Idee hinzieht und ihn an sie fesselt, wenn sie ihm auch selbst unklar ist und er ihre Folgen im ersten Momente gar nicht übersehen kann.

Nachdem Chlodowig die Römer besiegt hatte, war er der unmittelbare Nachbar der Burgunder und Westgothen, und schon durch diesen Umstand allein war bei dem Ehrgeize Chlodowig's ein Zusammenstoß unvermeidlich. Noch mehr aber wurde er zu einer Erweiterung seiner Macht eingeladen durch die religiöse Spaltung, welche die katholischen Romanen von den arianischen Gothen trennte. Er besiegte die Westgothen auf der Ebene zwischen Tours und Poitiers, die für die Kämpfe in Frankreich dieselbe Bedeutung hat, wie die Ebene bei Leipzig für Deutschland. Man nennt diese Schlacht gewöhnlich die bei Vouglé, weiß aber jetzt recht wohl, daß ein solcher Ort nie existirt hat und der Name aus Cloué verlesen ist.

Wenn Chlodowig nach diesem Siege die Westgothen nicht alsobald über die Pyrenäen zurückdrängte, so wurde das nur verhindert durch den Einspruch Theodorich's, des Ostgothen (Bild X). Unter ihm erblühte die Macht der Gothen so, wie nie vorher und nachher; er wollte alle deutschen auf römischem Boden angesiedelten Stämme vereinen und hoffte, daß von ihm und seinen Gothen die Umwandelung und Erneuerung des römischen Reiches ausgehen werde. Aber wie mächtig er auch war, wie weise er auch herrschte, er konnte seinem Volke diese metallharte Festigkeit und Zähigkeit nicht einhauchen, welche die Franken besaßen und die jedem Volke eigen sein muß, welches aus einem stürmischen Entwickelungsprocesse siegreich hervorgehen soll. Es scheint, daß es den Gothen ergangen ist, wie es Flüchtlingen so oft ergeht, die da in der Noth des Umherziehens und der Heimathlosigkeit Unschuld und sittliche Kraft leicht einbüßen; es scheint, daß die Unterwerfung unter die Hunnen auch nach der Befreiung noch ihre Wirkung geäußert habe. Wenigstens versinken nach Theodorich's Tode die Gothen sehr bald in solche Schlaffheit und Sittenlosigkeit, daß sie, wie bekannt, dem byzantinischen Reiche erlagen.

So lange aber Theodorich lebte, trat er der Ausbreitung der fränkischen Macht entgegen und ihm wagte auch Chlodowig nicht feindlich zu begegnen.

Alle seine Eroberungen hielt Chlodowig nicht eher für gesichert, als bis alle Stämme des Frankenvolkes zu einem und demselben Reiche vereinigt waren, und um das zu bewirken, wüthete er (Bild XI) gegen alle die kleinen Könige unter den Franken mit Mord und Schwert, damit nicht einmal einer von diesen durch seine Franken ihm als König gegenübergestellt werde. Er führte seinen Plan durch mit einer Arglist und Tücke, mit einer Verruchtheit und Herzlosigkeit, die wohl erkennen läßt, wie ganz äußerlich das Christenthum bei ihm geblieben war.

Wie ging nun aber nach der Eroberung jene Mischung der deutschen und römischen Elemente vor sich?

Chlodowig's Politik war es, die alten Einwohner des Landes so viel wie möglich zu schonen und für sich zu gewinnen; daher behielten viele von ihnen freies Eigenthum und traten als hochgeachtete Beamte in den Dienst des König's und der Kirche; daher erhielt sich in den Städten eine freie und kräftige Municipalverfassung. Das Land, welches nach der Eroberung an die Deutschen fiel, wurde theils Domäne des König's, theils von ihm als Lehen ausgetheilt, theils fiel es auch als Alode an die Franken, die dem Könige geholfen hatten, ohne zu seinem Rittergefolge zu gehören. Natürlich erweiterte sich die Macht des König's in diesem eroberten Lande sehr bedeutend, und da er über die Romanen ziemlich unumschränkt herrschte, so übte diese Stellung des König's auch bedeutenden Einfluß auf die Germanen aus. Wir sehen sehr bald Romanen und Germanen in allen Stellungen nebeneinander; Romanen finden sich am Hofe, im Gerichte, an der Spitze der Heere, und stets folgen ihnen die Germanen ohne Weigerung und Widerstreben.

Als die Franken Gallien eroberten, waren sie das heftigere, derbere, ungezähmtere Volk, die Romanen dagegen civilisirt, aber auch furchtsam, des Zügels gewohnt und zu Hinterlist und Tücke geneigt. Die vornehmen Romanen führten inmitten des hereinbrechenden Verderbens noch ein glänzendes, durch die Genüsse der römischen Civilisation verschöntes Leben; sie waren jedoch in Schlaffheit und Weichlichkeit versunken. Beide Nationen haben rasch von einander gelernt, und zwar, wie das meistens bei solchen Verbindungen zu gehen pflegt, vorzüglich das Böse. Anfangs gewann der Romane mehr; er wurde frecher, aber auch muthiger; die Civilisation dringt bei dem Germanen erst später durch; er ist zuerst listiger und erbarmungsloser, wie früher. Der Romane erwacht durch den Druck des Deutschen zur Selbstthätigkeit, der Germane muß eine Zwischenperiode der Entwickelung überwinden. Während dieses Processes büßt er die wesentlichsten Bestandtheile seiner Eigenthümlichkeit ein und ist am Ende der Durchgangsperiode ganz

romanisirt. Aber dieses Romanische ist doch ein anderes, wie das alte; es ist eben ein durch das deutsche Element wesentlich modificirtes.

Wie konnte es nun aber geschehen, daß die Deutschen so rasch dieser Ausartung sich hingaben? Diese Frage läßt sich einigermaßen durch folgende Betrachtung beantworten.

Alle ausgewanderten Völker, alle Colonieen schreiten in ihrer Entwickelung rasch vorwärts, verfallen aber auch viel eher, als der Mutterstaat, dem sittlichen Verderben. Bei jedem dem Urzustande nahe stehenden Volke beruht die Gesittung vorzugsweise in der Gewöhnung, die durch Familie, Geschlecht und Genossenschaft aufrecht erhalten wird. Lockern sich diese Bande, so lösen sich auch die sittlichen Fesseln und das Verderben greift schnell um sich, weil die Religion nicht als Retterin ihm entgegentritt.

So gingen auch die Eroberungen und Ansiedelungen im römischen Reiche von solchen roh gewordenen Kriegerhaufen aus. Die Habsucht, die Gier nach Genüssen fand vollen Stoff, sie wuchs immer mehr durch die reiche Nahrung, die ihr geboten wurde.

Es ist aber eine alte Erfahrung, die wir tagtäglich an reich gewordenen Leuten aus niederen Ständen machen können, daß die Genüsse der Civilisation den Ungebildeten weit eher verderben, wie den fein Gebildeten, der in ihnen erzogen ist. Wenn nun schon die Massen der Eroberer diese neue Wonne in vollen Zügen genossen, wie viel mehr die Könige, deren Machtfülle unendlichen Reichthum der Lust darbot! Als solche Lustschwelger treten uns die Merovinger entgegen, diese schrecklichen Repräsentanten einer Uebergangsperiode voll Blut und Gräuel; sie stehen in Wahrheit an der Spitze des Verderbens, welches sich in's Volk gefressen hat. Die Geschichte aller deutschen Königshäuser jener Zeit erzählt uns von Mord und Frevel, keine aber solche Gräuel, wie die des Merovinger-Hauses; zu solcher Entartung ist kein anderes germanisches Geschlecht herabgesunken.

Haben wir oben im Allgemeinen Chlodowig's Stellung zu seinen Unterthanen geschildert, so wollen wir hier, nachdem wir die Vereinigung und Vermischung beider Nationen verfolgt haben, die Ständeverhältnisse darzulegen versuchen, wie sie sich nach jener Entwickelung bildeten. Die Franken zerfallen in Freie und Unfreie. Eine Classe der Freien tritt durch ein höheres Wehrgeld als besonders bevorzugt heraus; es sind das die, welche sich den Königen zu besonderer Treue verpflichtet haben. So giebt es dann auch zinspflichtige Romanen, freie romanische Grundbesitzer und Römer im Königsgefolge; alle drei Classen der Romanen haben ein besonderes Wehrgeld.

Alten Adel finden wir unter den Franken nach der Eroberung Galliens nicht mehr, wohl verstanden: Adel im Gegensatz zu den Freien. Zahlreich war er bei den Deutschen nicht; so hatten die Baiern ja nur sechs Adelsgeschlechter; viele der fränkischen Adalinge mögen in den fortwährenden Kämpfen gefallen sein und die letzten hat Chlodowig ausgerottet. So ist der neue Adel nur Dienstadel.

Aus diesem Dienstadel bildete sich allmählig ein neuer Geburtsadel. Diejenigen, welche im Königsgefolge dienen, heißen die Leudes des König's. Das Königthum ist aber der wahre Mittelpunct des Staates und steht so fest, daß zwar die einzelnen Könige oft ermordet werden, niemals jedoch daran gedacht wird, ein anderes Haus an die Stelle des merowingischen zu setzen. Wir werden sehen, wie lange es dauert, ehe die Carolinger an die Spitze des Staates treten, und wie schwer sie die Anschauung des Volkes umwandeln konnten.

Die steigende Gewalt des König's aber wurde dem sich bildenden Adel gefährlich und verhinderte ihn daran, sein Leben zu unabhängigem Besitz umzugestalten, wonach er als Germane doch immer strebte. Sobald er sich daher in einiger Festigkeit entwickelt und gestaltet hatte, begann er etwa hundert Jahre nach der Eroberung des Reiches den Kampf gegen die Ueberfülle der monarchischen Gewalt. Unterstützt wurde er in diesem Streben durch die schreckliche Fehde, welche zwischen der Fredegunde und Brunehilde ausgebrochen war. Brunehilde fühlte wohl durch, was der Adel beabsichtige, und bemühte sich, die Einheit der monarchischen Gewalt zu erhalten; sie unterlag aber in diesem Kampfe. Aus den Händen ihrer Gegner erhielt der Sohn ihrer größten Feindin, Fredegunde, der zweite Clothar, die ganze von den Franken eroberte Monarchie, aber unter Bedingungen, welche die sich stärkende und immer tiefer wurzelnde Aristokratie zwar gegen die Willkür der Krone sicherten, diese jedoch auch so schwächten, daß endlich der Glanz derselben ganz verdunkelt wurde. Bisher ist mit Absicht die Entwickelung des Christenthum's in dieser Monarchie, und der Einfluß, welchen es in ihr ausübte, unberücksichtigt gelassen worden; wenden wir uns jetzt diesem Elemente zu. Den römischen Staat in Gallien zerstörten die Franken und bildeten aus germanischen und römischen Stoffen ein neues Gebäude; mit der Kirche aber verhielt sich das ganz anders. In dies Gebäude traten sie ehrfurchtsvoll und demüthig ein, als in ein wohlbegründetes, festes Haus, bereit, sie aufzunehmen, aber nicht als ordnende Herren, sondern nur als neue Bewohner.

Und die Kirche ist es gewesen, welche das verwilderte Geschlecht allmählig wieder zu dem Besseren und Edleren zurückführte. Sie ermahnte stets zur Milde und Nachsicht, und durch die Fürbitte der Priester ist manche Grausamkeit verhütet worden. So hat die Kirche namentlich einen heftigen Kampf gegen die Ausbrüche

der geschlechtlichen Rohheit zu führen gehabt, und wir werden sehen, daß erst unter den Carolingern es ihr gelingt, die Formen der christlichen Ehe zu Ehren zu bringen.

Natürlich ist die Auffassung des Christenthum's in dieser Zeit getrübt durch mannigfachen Wunderglauben, in dem wir jedoch das Bekenntniß ausgesprochen finden, daß eine höhere Macht, vor der man sich beugen müsse, in die menschlichen Verhältnisse ordnend eingreife. Viele Menschen aber gab es, die nicht blos der göttlichen Kraft gegenüber ihre Schwäche, sondern auch ihre Sündhaftigkeit fühlten. Wenn sie die Gebote des Christenthum's mit dem Leben und Treiben der damaligen Welt verglichen und erkannten, wie sehr verschieden dies von dem Gebotenen, wie schwer es für den in der Welt Lebenden sei, sich von den Lastern und Sünden der Gesellschaft frei zu erhalten, dann sahen sie keinen andern Ausweg, als solchem Leben ganz zu entsagen und in der Einsamkeit sich der Buße und frommer Gottesbetrachtung hinzugeben. So tritt das irdische Leben dieser Askese schroff gegenüber und selten wird der Versuch gemacht, diese beiden streitenden Elemente zu versöhnen.

Das wüste Leben, dem sich diese Büßer entziehen wollten, fand aber nicht nur unter den Laien, sondern auch unter der Geistlichkeit statt.

Es gab eine große Menge von Bischöfen, die ihrer Stellung unwerth waren; doch war die Bedeutung des Episkopat's in dieser Zeit so groß, daß die Schandthaten auf den Einzelnen zurückfielen, das Institut aber davon wenig berührt wurde. Noch unter römischer Herrschaft hatten die Bischöfe großen Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse erhalten, und diese ihre Bedeutung hatte sich in den Kämpfen nur noch vermehrt. Als alle bürgerlichen Institute wankten, stand allein die Kirche fest. Da waren die Bischöfe nicht mehr blos die Seelenhirten ihrer Gemeinden, sie vertraten sie auch in ihren irdischen Interessen, und zwar in einer Zeit, in der diese der Schützer und Wortführer so sehr bedurften. Sie traten an die Spitze der Städte und unterhandelten für sie mit den Eroberern. Und sehr oft war ihre Vermittelung eine glückliche, denn sie imponirten den Franken schon vor ihrer Bekehrung mehr, als andere hochgestellte Romanen, wie sie denn auch in der That den hervorragendsten Theil der Einwohner bildeten. Nach der Bekehrung der Franken stieg ihr Ansehen so, daß sie selbst von den Königen mit Achtung und Scheu behandelt wurden. Bischöfe und Könige hatten ein lebhaftes Interesse für und an einander, und zwar aus verschiedenen Gründen. Sie bedurften Einer des Anderen, und doch mußten sie gegen einander auf der Hut sein. Wie oft traten die Ansprüche des Episkopat's denen der Krone gegenüber! Die Könige aber kämpften nur gegen die Bischöfe, nicht gegen die Kirche; sie rüttelten nicht an der Kirchenverfassung, sie versuchten vielmehr sich auf dem Boden der Kirche selbst festzusetzen und hoben so viel als möglich Freunde, Anhänger und Diener auf die bischöflichen Stühle; sie strebten,

die Versammlungen der Bischöfe zu lenken und zu beherrschen. Unterstützt wurden die Bischöfe in diesem Kampfe gegen die wachsende Macht des Königthum's dadurch, daß die meisten von ihnen aus den Reihen der Aristokratie zu dieser Stellung gelangt waren, und zwar bemühte sich nach der Bekehrung die fränkische Aristokratie ebenso sehr um diese Stellung, als die römische.

Die Bischöfe aber standen zu den Königen nicht blos im Verhältniß der Kirchenhäupter, sie kamen bald durch ihren Einfluß, durch ihr Ansehen und ihre Klugheit in den Rath der Herrscher und nahmen dort sehr häufig eine hervorragende Stellung ein. Weil die Beschlüsse der bischöflichen Versammlungen bei dem Volke in großer Achtung standen, so suchten das die Könige für ihre Zwecke zu benutzen. Sie mischten sich nicht in die Entscheidung dogmatischer Streitigkeiten, wie die byzantinischen Kaiser, sondern sie legten den Synoden Staatsangelegenheiten zur Berathung und auch wohl zur Entscheidung vor. Sehr schwankend war die Machtbefugniß dieser Synoden. Bald versammeln sie sich ohne des König's Erlaubniß und Aufforderung, bald nur von ihm berufen; bald haben sie eine entscheidende, bald nur eine berathende Stimme; bald sind die auf ihnen versammelten Bischöfe die Richter ihrer Brüder, bald urtheilt, ohne sie zu hören, der König allein über Vergehen der Bischöfe. Es kommt da auch schon vor, daß der römische Papst als Richter in höchster Instanz erscheint.

Diese Eingriffe der königlichen Gewalt schadeten nicht so viel, als der Einfluß, den die Könige auf die Besetzung der Bischofsstellen ausübten. Es war eigentlich bei Erledigung eines bischöflichen Stuhles folgender Gebrauch. Die übrigen Bischöfe der Provinz, zu welcher das Bisthum gehörte, traten mit der Geistlichkeit der verwaisten Gemeinde zusammen und nahmen die neue Wahl vor, worauf dann die Gemeinde das Recht der Bestätigung oder Verwerfung hatte. Diese Art der Wahl verschwand auch unter den Merowingern nicht, trat aber doch sehr zurück gegen die Empfehlung und Entscheidung der Könige. Allmählig wurde aus der Empfehlung und Bestätigung eine Verleihung, und dadurch war natürlich der Simonie aller Vorschub geleistet.

Die fränkische Geistlichkeit, wie das schon oben durchgeführt ist, hat sich bei der Bekehrung der Heiden wenig betheiligt, sie hat sich aber, von richtigem Instincte geleitet, mit aller Kraft und Energie dem Arianismus widersetzt. Und da auf die Länge das menschliche Herz durch den Rationalismus — und dazu führt doch die arianische Lehre — nicht befriedigt wird, da das Mysterium der Welt durch alle Klügeleien des Verstandes zuletzt doch nicht erklärt werden kann, so wird und muß immer wieder und wieder die nicäische Lehre siegen und der Arianismus hinschwinden und verdorren. So wurde auch in Gallien der Arianismus besiegt,

trotzdem, daß die Gothen, wie das nicht zu leugnen ist, mit reiner und tüchtiger Gesinnung diesen Lehrbegriff aufgefaßt und gepredigt hatten. Und wird diese Bedeutung der nicäischen Lehre nicht auch durch die Geschichte bestätigt? Oder ist es zufällig, daß die arianischen Vandalen und Ostgothen den orthodoxen Byzantinern unterlagen und in ihrer Bedeutung ganz verschwanden, während die bekehrten Westgothen und Longobarden zwar auch unterjocht wurden, keineswegs aber für die Weiterentwickelung Europa's ohne bedeutenden Einfluß blieben.

Ebenso wenig, wie die Kirche durch die eindringenden Germanen von dem Gipfel ihres Glanzes herabgestoßen, sondern gerade durch sie, allerdings erst nach manchem Kampfe, erfrischt wurde, ebenso wenig sank vor der Barbarei der Germanen die alte Literatur und erhob sich erst nach vielen Jahrhunderten aus langem Schlummer. Die Germanen waren nicht so hochmüthig in ihrer Unwissenheit und so stumpfsinnig wie Türken oder Mongolen, und es bedurfte auch gar nicht ihres Stoßes, um die antike Cultur zu Boden zu werfen. Die alte Literatur war schon seit Jahrhunderten in tiefem Verfall, und zwar war sie, wie das ganz natürlich ist, mit dem Absterben der alten Kraft und Gesinnung selbst dahingeschwunden.

Um die Zeit der germanischen Eroberungen waren im römischen Reiche alle höheren Interessen versiegt und das Leben war matt und kahl geworden. Alles geistige Interesse der edleren Menschen ging in dem Grauen der Verwüstung auf die christliche Religion über; sie war der Trost in allem Unglück geworden und zog die Blicke allein noch himmelwärts. Aber die Kirche selbst war damals in einer Periode, wo sie ihre geistigen Güter nur zu bewahren und fortzupflanzen trachtete, jedoch kein Streben zu neuer Entwickelung und Erforschung der göttlichen Geheimnisse in ihr sich offenbarte. So waren auch die Gemüther todt und die Blicke stumpf für die Offenbarungen Gottes in der realen Schöpfung. Daher konnte das Christenthum die antike Bildung nicht erfrischen und vor dem Ersterben bewahren, zu dem sie bestimmt war.

Gallien galt noch im vierten und fünften Jahrhundert als ein Sitz vorzüglicher literarischer Bestrebungen und Talente; vielfache Schulen blühten in ihm, in denen vorzüglich Grammatik und Rhetorik getrieben wurde. Die feine Gesellschaft zeigte ein großes Wohlgefallen an den Werken der Literatur; man glaube aber ja nicht, daß dies ein Zeichen von ächtem Geschmack gewesen sei. Stets und zu allen Zeiten giebt es in den höheren Regionen der Gesellschaft, in den wohlhabenden Ständen einer civilisirten Nation Leute, die alle geistige Beschäftigung nur als einen angenehmen Zeitvertreib ansehen und öffentlich erklären, daß doch eigentlich die ganze Jugendbildung nur dazu dienen solle, einen vornehmen Jüngling von zu frühem Genuß der Lebensfreuden abzuhalten und ihm die Kraft zu bewahren, dieselben

dann bis in's späteste Alter mit kluger und haushälterischer Schonung der Körperkräfte zu genießen. Diese Anschauung, welche aus einem weichen und üppigen Sinne entspringt, sucht in der Beschäftigung mit der Literatur eben auch nur eine Befriedigung für die Gelüste eines weichen und tändelnden Geistes und verlangt dann solche Producte. Daher liebte man bizarre und gesuchte Sachen und trieb von allen Wissenschaften am meisten und am liebsten die Rhetorik, die Kunst, vermöge einer möglichst geschmückten Sprache die Leerheit des Inhaltes zu verstecken. Im sechsten Jahrhunderte finden wir nur noch sehr wenige Romanen und Franken, welche diese Bildung besaßen; meist beschränkte sich alle Bildung auf den geistlichen Stand und wurde da insoweit gepflegt, als es das nothwendigste Bedürfniß der Predigt forderte.

Als Clothar II. im Jahre 613 die ganze fränkische Monarchie vereinte, gehörte zu ihr außer Frankreich selbst, in dem neben den Franken von deutschen Stämmen noch Burgunder und Westgothen wohnten, auch ganz Süddeutschland. In Süddeutschland treffen wir zunächst den Stamm der Alamannen. Die Südgrenze des Landes bildet der Höhenzug der Alpen oder die Grenze der deutschen Schweiz; die Ostgrenze ist der Lech, wo die Alamannen mit den Baiern grenzen, und links der Donau die Wernitz; die Westgrenze bilden die Vogesen, so daß das gesammte Elsaß zu Alamannien gehört; mehr südlich berühren sich die Alamannen mit den Burgundern, denen der obere Lauf der Rhone, das östliche Ufer des Leman, auch Solothurn an der Aar angehört. Endlich die Nordgrenze gegen die Franken ist links des Rheines die Sur, wo der elsassische Nordgau den fränkischen Speiergau berührt, rechts des Rhein's der Lauf der Murg, dann über den Neckar, den Kocher und die Jaxt in einer Linie, die Feuchtwangen und Ellwangen südlich läßt, bis zur Wernitz bei Wassertrudingen und diesen Fluß abwärts bis Donauwörth.

Die Alamannen sind Sueven. Was der Name bedeutet, ist sehr zweifelhaft. Die Erklärung, daß Alamannoi „alle Männer", d. h. ein Völkergemisch, bedeute, ist aus sprachlichen und sachlichen Gründen unstatthaft; eher möchte die Bedeutung „tüchtige Männer" gelten können. Nach einer dritten Ansicht ist das Wort ein celtisches und bedeutet „fremde Leute".

Wie die Alamannen zu ihren fränkischen Siegern gestanden haben, darüber fehlen die Nachrichten; doch scheint ihr Verhältniß kein sehr drückendes gewesen zu sein, da wir von Aufständen gegen ihre Herren keine Kunde haben. Sie scheinen zur Heeresfolge und zur Tributzahlung verpflichtet gewesen, sonst aber unter der Herrschaft eingeborener Herzöge geblieben zu sein. Die einzige bedeutendere Folge der Unterwerfung war wohl die, daß die Merowinger hier zahlreiche Domainen besaßen, welche sie vielfach zur Ausstattung geistlicher Stiftungen verwandt haben.

Oestlich von den Alamannen wohnen die Baiern. Der Name Baiern ist offenbar celtischen Ursprunges und erinnert an Bojer und Bojohemum. Aus einer Mischung verschiedener Stämme hat sich dieses Volk gebildet. Es kamen über die Donau zu Odoacer's Zeit Sueven, Rugier, Heruler, Torcilinger, verbanden sich mit den Ueberresten der Celten und mit Ostgothen, und aus dieser Verbindung entstand das Volk der Baiern. Dafür spricht, daß neben dem herzoglichen Geschlechte der Agilolfinger noch fünf andere Geschlechter als hervorragend genannt und durch ein höheres Wehrgeld ausgezeichnet werden, in denen wir die Fürstengeschlechter jener einzelnen, zu einer Einheit zusammengetretenen Stämme erblicken.

Seinen Hauptsitz hat dies Volk südlich von der Donau; nördlich von diesem Flusse wohnt es in der späteren Oberpfalz, um die Naab, bis zum Fichtelgebirge und den Quellen des Main.

Wann die Baiern den Franken unterworfen worden sind, ist ungewiß; wir finden aber zur Zeit Clothar's II. und schon früher, daß sie zwar eigene Herzöge aus der Familie der Agilolfinger haben, doch aber den Franken unterthänig sind.

Der Theil Deutschland's, der südlich von dem Thüringerwalde, zwischen dem Alamannen- und Baiernlande, noch übrig ist, gehörte früher zu dem großen thüringischen Königreiche. Dieses Reich wurde von Chlodowig's Söhnen mit Hülfe der Sachsen erobert und so getheilt, daß die Striche nördlich vom Thüringerwalde den Sachsen verblieben, die südlich gelegenen aber von den Franken in Besitz genommen wurden und den zweiten Theil des spätern Herzogthum's Franken bildeten.

Dieses Land war den Franken viel strenger unterworfen, als die beiden andern Gebiete.

Frei und den Franken nicht unterworfen blieb nur Friesland und Sachsen. Wir haben oben angeführt, daß die Aristokratie der königlichen Gewalt gegenüber siegte und daß sie es war, welche dem Sohne der Fredegunde, Clothar II., die Herrschaft übertrug. Diese Aristokratie aber entwickelte sich in jedem Theile des Frankenreiches anders. Die deutschen Besitzungen und die Stammlande der Franken, welche gegen Süden hin der Kohlenwald begrenzt, faßt man unter dem Namen Austrasien zusammen, und sie enthalten fast durchweg germanische Bevölkerung. Die alt-germanische Verfassung war hier durch das König- und Priesterthum gebrochen. Hier konnte der König seine Gewalt nicht behaupten, sie ging an die kriegerische Aristokratie der Leudes über, die sich an den major domus schloß und ihn als ihr Haupt ansah. Ein Geschlecht, das der Carolinger, kam in den Besitz dieser Würde, da es weltliche und geistliche Gewalt in sich verband. Austrasien wurde durch die Leudes zu einer Einheit verknüpft.

Der zweite als eine Besonderheit heraustretende Theil des Frankenreiches

ist Burgund. Dort leben in bunter Mischung Romanen, Burgunder und Franken; auch dort findet sich eine herrschende Aristokratie, auch dort ein starkes Majordomat, aber es bleibt nicht Einer Familie, sondern wechselt eben, weil die Elemente des Staates so verschieden sind.

Der dritte Theil des Frankenreiches heißt Neustrien und in ihm überwog das romanische Element. Hier stützten sich die germanischen Könige auf die Romanen; hier finden wir romanische Milizen, hier ein starkes städtisches Element, hier noch circensische Spiele, hier senatorische Geschlechter und eine bedeutende, angesehene Geistlichkeit; hier liegen die beiden Metropolen Rheims und Tours, hier ist des König's Einfluß am wenigsten geschwächt.

Was für eine Stellung aber die majores domus, die Hausmeier, einnahmen, kann man aus dem Namen der Würde allein nicht ersehen; wir müssen, um die Bedeutung dieser Würde klar zu machen, die Hofbeamten der Könige kennen lernen. Zunächst treffen wir als sehr bedeutende und einflußreiche Beamte, welche die Oberaufsicht über königliche Güter führten, die domestici, dann als Aufseher des königlichen Schatzes die Kämmerer, neben diesen beiden eine Menge anderer Hofbedienten, welche die andern wichtigen Aemter bekleideten.

Die Stellung des major domus ist aber doch eine andere, als diejenige der eben genannten Beamten. Sie ernennt der König, den major domus aber die Leudes, und zwar anfangs nicht auf Lebenszeit, sondern vielleicht alljährlich. Er ist daher der Vorgesetzte aller Leudes, nicht nur derjenigen, welche am Hofe des Königs sich befinden, sondern auch derer, welche durch das Reich hin zerstreut wohnen. Erklärlich aber ist es und leicht zu begreifen, daß die Könige, wenn sie es nur irgend vermochten, Einfluß auf die Wahl dieser Beamten ausübten und daß sie meistens das Vorschlagsrecht in Anspruch nahmen. Der major domus ist der Stellvertreter des König's und tritt erst zu der Zeit bedeutend hervor, als die Aristokratie siegte.

In dem Kampfe der Brunehilde und Fredegunde hatte sich besonders die Aristokratie in Austrasien erhoben, an deren Spitze wir zwei Männer, den Pipin von Landen und den Bischof Arnulf von Metz, finden. Arnulf stammte aus der vornehmen, hochgeachteten, römischen Senatorenfamilie der Tonantii Ferreoli, von der wir schon im fünften Jahrhundert zur Zeit der Eroberung Chlodowig's Kunde haben. Diese Ferreoli sind nahe mit dem Syagrius verwandt und bekleiden die höchsten Aemter. Pipin aber war der Sprößling einer bedeutenden Adelsfamilie in Austrasien und mit den Merowingern durch Heirath verbunden. Diese Familie besaß viele der alten merowingischen Domanialgüter im Tessendergau, im Bracbant, in der Hasbanja um Mastricht und Lüttich, und Pipin hieß nach einer dieser Besitzungen „von Landen".

Beide Männer finden wir auf der großen Synode thätig, welche Clothar II. bei seinem Regierungsantritte in Paris hielt (Bild XII). Die Beschlüsse dieser Versammlung waren für die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse von großer Wichtigkeit. Da Clothar II. den beiden eben genannten Männern seine Erhebung zu einem großen Theile verdankte, so übertrug er ihnen auch, als er den Austrasiern auf ihren Wunsch seinen Sohn Dagobert zum Könige gab, die Vormundschaft über diesen jungen Mann. Sie führten dieselbe vortrefflich, namentlich zeichnete sich Pipin in jeder Weise vortheilhaft aus. Als er im Jahre 639 starb, handelte es sich darum, ob sein Sohn Grimoald die Vormundschaft über den unmündigen König Siegbert III. führen sollte, obgleich er die Majordomatswürde ohne Streit in Besitz genommen hatte. Da aber Grimoald sich im Felde sehr auszeichnete, so siegte er bald über alle Nebenbuhler und blieb allein im Besitze der Macht. Als Siegbert 655 starb, glaubte Grimoald, seine Macht sei schon so erstarkt, daß er die Krone seiner Familie verschaffen könne. Er berief sich auf ein vorgebliches Versprechen Siegbert's, nach welchem sein Sohn Chilperich das Reich erben sollte. Aber noch stand das Haus der Merowinger fest, noch hatten die Leudes nicht vergessen, daß Grimoald einer der Ihrigen sei; sie erhoben sich gegen ihn und er und sein Sohn erlagen im Kampfe. Wenn aber auch dadurch noch einmal das Haus der Merowinger siegte, so war es doch schon von innen heraus so schwach geworden, daß bis zum Jahre 752, bis zur Absetzung des letzten König's, kein Herrscher mehr dieser Familie entstammte, der von Bedeutung gewesen wäre. Daher gelang es auch dieser bedeutenden Familie, ihr altes Ansehen wieder zu erwerben, und zwar trat sie nach kurzer Zeit des Verfalls dadurch von Neuem um so mächtiger hervor, daß sie durch Heirath mit dem Hause des Arnulf von Metz zu einem neuen Stamme verschmolzen war. Um das ohne viel Worte klar zu machen, folgt hier der Stammbaum der beiden Familien.

Pipin der Aeltere von Landen † 639. — Arnulf von Metz

Grimoald † 656 — St. Gertrudis. — Begga. — Ansegisel. — St. Clodulf.

Childebert † 656. — Pipin der Mittlere von Heristall † 714. — Herzog Martin † 680.

Drogo, Herzog von Burgund, † 708. — Grimoald † 714. — Karl Martell † 741.

Hugo. — Arnold. — Theodualb † 715. — Carlomann. — Pipin d. Kl. — Grippo † 753.

Drogo.

Carlomann. — Karl d. Gr.

Die Austrasier unterwarfen sich dem Könige von Neustrien, der wohl nicht Gelegenheit und Veranlassung hatte, die Familie des Pipin zu begünstigen. Sie war aber schon so bedeutend, daß sie nicht mehr unterdrückt werden konnte. Eine Schwester Grimoald's, Gertrud, war Aebtissin in dem von ihrer Familie gestifteten Kloster Nivelles und galt schon bei ihren Lebzeiten für eine Heilige; Begga, die andere Schwester, war mit dem Sohne Arnulf's, dem Ansegisel, vermählt und Clodulf, der Bruder des Ansegisel, war seinem Vater im Bisthum Metz gefolgt.

Nach dem Tode Grimoald's wurde das fränkische Reich durch Streitigkeiten der Adelsfactionen gewaltig zerrüttet; bald siegte der Hausmeier von Neustrien, bald der von Burgund oder der von Austrasien, bis endlich um das Jahr 674 das grausamste, aber tüchtigste dieser Parteihäupter, der Neustrier Ebruin, als Hausmeier für die schwachen Könige das Reich lenkte. Gegen ihn tritt schon an der Spitze der austrasischen Opposition Pipin und sein Vetter Martin auf; beide wurden sie jedoch von Ebruin besiegt und Martin sogar ermordet. Ebruin hatte bald dasselbe Schicksal, und zwar höchst wahrscheinlich auf Antrieb Pipin's des Mittleren, der nach dem Tode seines Vetters als Familienhaupt anerkannt war. Nach Ebruin's Tode waren die neustrischen Hausmeier unbedeutend und erkannten Pipin gegen eine jährliche Abgabe als Herzog in Austrasien an. Hier also war das Ansehen seiner Familie wieder hergestellt, und sowie er sich sicher fühlte, boten ihm die inneren Streitigkeiten der anderen Reiche bald Gelegenheit genug dar, auch in ihnen eine Partei zu gewinnen. So fand sich denn auch leicht ein Vorwand zum Kriege gegen den neustrischen Hausmeier Bertharit. Nicht weit von der Somme, ungefähr da, wo jetzt St. Quintin liegt, in der Nähe der königlichen Villa Testri, trafen die Neustrier und Austrasier im Jahre 687 auf einander. In einem blutigen Treffen siegte Pipin, tödtete den Bertharit und bekam den merowingischen König in seine Gewalt. Damit war eigentlich die Gewalt des merowingischen Hauses vernichtet, und wenn auch Pipin nur princeps et dux Francorum sich nannte, so war er doch in Wahrheit König und die Merowinger bewahrten nur den Schein der königlichen Macht (Bild I).

Sie führten, wie einer der Freunde des carolingischen Hauses das sehr schön schildert, von der Zeit an das Leben armer Landjunker; alle ihre großen Domänen waren nach und nach in die Hände der Leudes und besonders in die der Carolinger gekommen. Bisweilen nur, bei besonders großen Festlichkeiten, z. B. wenn Gesandte empfangen wurden, oder bei den jährlichen Reichstagen, erschienen die Könige wohl im Volke. Sie kamen dann zum Versammlungsorte in ihrem königlichen Schmucke auf dem mit Ochsen bespannten Wagen. Diese Sitte stammte noch aus dem Heidenthum und zeigte die priesterliche Stellung des König's an; denn Götterbilder

wurden auf so bespannten Wagen umhergeführt. Da saßen sie denn bei den Audienzen in langem Bart und Haupthaar und gaben den Gesandten die vorgeschriebenen Antworten oder empfingen die Geschenke des Volkes. Und nicht so leicht wurde es den Carolingern, das königliche Ansehen zu vernichten; es bedurfte mancher Kämpfe und langer Jahre, ehe sich die Völker daran gewöhnten, die heilige Scheu vor der Dynastie auf eine andere Familie zu übertragen. In Gallien selbst war das Ansehen des Hauses so gesichert, daß Pipin seine ganze Kraft den bedrohten Grenzen widmen konnte. Baiern und Alamannen opponirten den Carolingern stets, weil sie, scheinbar für die Merowinger in die Schranken tretend, so am leichtesten ihre alte Unabhängigkeit zu erringen hofften. Von deutschen Völkern waren Friesen und Sachsen noch nicht unterworfen, und sobald nur die Carolinger zu Ansehen kamen, begann der Kampf mit ihnen. Vorzüglich aber stritten die Carolinger gegen die Friesen, die damals gerade in ihrer Ruhe dadurch gestört wurden, daß die den Franken benachbarten Stämme bekehrt und dann allmählig unterworfen worden waren.

Die Ausdehnung des ganzen Friesenlandes geht von der Weser bis zum Sinkfall. Diese Südgrenze ist eine jetzt unbedeutende Strömung, het Zuin, die, an Brügge und an Damme vorbei, nördlich von Sluis in's Meer mündet. Somit geht Friesland südlich über die Schelde hinaus und umfaßt einen Theil des jetzigen Flanderns. Für die inneren Abtheilungen des Landes sind die drei Rheinmündungen: Helium, alter Rhein und Flevum, wichtig. Der Rhein spaltet sich zunächst in den südlichen Arm, die Waal, und in einen nördlichen, welcher den Namen „Rhein" behält. Die von beiden umschlossene Insel ist die insula Batavorum, die Bataw, Betuwe, wahrscheinlich abgeleitet von bat, der Wurzel zu „besser", also die gute, fruchtbare Aue, im Gegensatze gegen die Veluwe, schlechte Aue, worunter das dürre Geest- und Heideland verstanden ist, das sich parallel der Nordsee, in einiger Entfernung von derselben, bei der Schelde beginnend, die ganze norddeutsche Ebene hindurch bis gegen die Weser erstreckt. Der südliche Arm des Flusses, die Waal, nimmt die Maas auf, und ihr gemeinsamer Ausfluß, also der südlichste Rheinmund, heißt in alter Bezeichnung das Helium, wovon in Hellevoet, Hellevoetsluis, noch ein Rest erhalten ist. Der nördliche Arm, der eigentliche Rhein, spaltet sich nach kurzem Laufe abermals in einen südlichen und nördlichen Zweig; ersterer, also der mittlere Theil der gesammten Verzweigung, behält den Namen Rhein, fließt an Leyden und Utrecht vorbei dem Meere zu und bildet so den alten Rhein. Der nördlichste Theil ging durch den Landsee Flevo in's Meer an der Stelle, wo durch spätere Einbrüche der jetzige Zuydersee entstand. Noch ist als Grenzfluß zwischen

West- und Ostfriesland besonders erheblich der Lauwers, Laubach, zwischen Leuwarden und Gröningen.

Die Friesen selbst sind den Sachsen näher verwandt, als den Franken.

Damals, zu Pipin's Zeiten, von 679—719, herrschte über die Friesen der König oder Herzog Radbod. Er benutzte die Streitigkeiten zwischen Austrasien und Neustrien, schloß sich an Neustrien an, weil ihm von Austrasien viel größere Gefahr drohte, und gerieth dadurch in langwierige Streitigkeiten mit der Familie Pipin's. Sobald Pipin bei Testri gesiegt hatte, wandte er seine Macht ungetheilt gegen Radbod. Er besiegte die Friesen und gewann Utrecht. Allmählig scheinen aber friedlichere Verhältnisse eingetreten zu sein, wenigstens vermählte Pipin, um das Volk zu gewinnen, seinen Sohn Grimoald mit Radbod's Tochter, Theusinda. Jedoch der Haß der Friesen ruhte nicht. Im Jahre 714 erkrankte Pipin auf seinem Gute Jopila, dem heutigen Jüpille, an der Maas, und beschied deshalb seinen einzigen noch lebenden Sohn zu sich. Auf dieser Reise begab sich Grimoald, um zu beten, in der Stadt Lüttich in die Kirche des heiligen Lambertus. Dort wurde er von einem Friesen, Randgar, wohl auf Anstiften seines Schwiegervaters, getödtet.

Daß Grimoald gerade in dieser Kirche betete, war nicht zufällig, sondern hing mit Familienverhältnissen zusammen, die ich hier erwähne, um meine oben hingestellte Behauptung, daß die Kirche harte Kämpfe namentlich gegen die wilde Geschlechtsliebe auszufechten hatte, an dieser Stelle zu beweisen.

Die Merowinger nahmen, auch als sie Christen geworden waren, nach der Sitte der deutschen Häuptlinge mehrere Frauen. Zwar betrachteten die christlichen Geistlichen immer nur eine als die rechtmäßige Gemahlin, die andern als Kebsweiber; aber da ein großer Theil der Einwohner des fränkischen Reiches noch Heiden waren, kamen auch die Kinder der Kebsweiber zur Succession. Wie es die Könige trieben, so auch die Hausmeier. Pipin von Heristall hatte eine rechtmäßige Gemahlin, Plectrudis, und außer ihr eine zweite, Albis, die er sehr liebte. Diese Albis scheint auf Pipin in seinen späteren Jahren viel Einfluß gewonnen zu haben. Ihr gegenüber nahm sich die Geistlichkeit der eigentlichen, ersten und nach den Begriffen der Kirche einzig rechtmäßigen Frau an, namentlich sprach sich der Bischof von Tongern, der heilige Lambert, in dessen Diöcese Pipin meistentheils weilte, da ja hier seine Güter lagen, entschieden gegen diese zweite Ehe aus. Da ergrimmte Albis über ihn und ließ, im Vertrauen auf Pipin's Gunst, den alten Bischof ermorden, der gewöhnlich in der Nähe von Lüttich als Einsiedler bei der Kapelle des heiligen Cosmas und Damianus lebte. Und sie hatte Pipin's Gunst nicht zu gering angeschlagen, denn er that Alles, um seine geliebte Albis mit der Kirche aus-

zusöhnen. Er beschenkte die Kirche von Tongern mit Gütern und baute dem ermordeten Lambert zu Ehren eine Kirche in Lüttich. Da Lambert doch eigentlich als Märtyrer für die Rechte der Plectrudis gestorben war, so betete ihr Sohn Grimoald an seinem Grabe und fand hier auch seinen Tod.

Bald nach ihm starb sein Vater, und nun brach ein Streit zwischen der Plectrude und der Nachkommenschaft der Albis aus. Der älteste Sohn der Albis war Karl Martell; ihn fürchtete die Stiefmutter, nahm ihn gefangen und bewahrte ihn in Cöln. Sie selbst, die Plectrude, trat als Vormünderin für einen unehelichen Sohn des Grimoald auf; dagegen aber erhoben sich von allen Seiten die Franken. In diesen Wirren entfloh Karl Martell, besiegte in mehreren Schlachten die innern Feinde und namentlich die Neustrier, welche ihm, als dem austrasischen dux, in natürlicher Feindschaft gegenüberstanden. Diese Verwirrung im Frankenreiche hatten Friesen und Sachsen benutzt und waren verheerend in das Land gefallen. Auch gegen sie zog Karl und befreite das Land von ihnen.

In Austrasien hatten sich noch viel freie Gemeinden erhalten und zu ihnen stand der König noch in dem Verhältnisse, wie jene alten deutschen Häuptlinge, nur der Unterschied fand statt, daß die freien Gemeinden ihren Häuptling nicht, wie einst, aus Mehreren wählten, sondern ihn im Herrn des Reiches erblich erhielten. Der König ließ die ihm dort zustehende Gewalt durch seine Grafen üben. Zum Heere aufbieten konnte der König keinen freien Mann, sondern dieser schloß sich nur, wenn er wollte, einem Heereszuge an. Nur dann folgten Alle, wenn die Gemeinde selbst erklärte, daß ein Feldzug nothwendig sei. In diesem Falle bekam der König dann auch eine Abgabe, sonst nur freiwillige Geschenke. Die Strafgewalt stand dem Könige nicht zu, sondern nur dem Gerichte, und diesem präsidirte des König's Graf. Da die meisten freien Gemeinden in Austrasien lagen und dies Land durch Friesen und Sachsen viel litt, da ferner der major domus auch ein Austrasier war, so entwickelte sich das ganz natürlich, daß dieser Theil des Frankenreiches, der bis auf diese Zeit am freiesten dagestanden, nun auch mehr und mehr unter die Königsmacht gebracht und so das Reich immer fester an den Mittelpunct geknüpft wurde. Namentlich bildete sich die Heerbannspflichtigkeit dieser freien Gemeinden aus und ihre Mitglieder erschienen bald alljährlich im Frühjahre zu der allgemeinen Heerschau, die zuerst im März und seit Pipin dem Kurzen im Mai abgehalten wurde. Mit dieser Heerschau, zu der ja alle Großen kamen, verband man eine Reichsversammlung, ein placitum, weshalb denn auch die Bischöfe sich zu diesem Märzfelde einzufinden pflegten.

In einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Carolinger zu den Franken, standen die deutschen Herzöge der Alamannen, Baiern und Thüringer zu ihren Völkern; sie

waren auch Hausmeier der merowingischen Könige. Das kann man daraus ersehen, daß die Carolinger sich den Herzogstitel beilegten, ihre Macht also als eine solche wie die jener Nationalherzöge ansahen. Außer diesen Herzögen gab es in Gallien noch Einen, der über alle anderen Großen hervorragte, das war der Herzog von Aquitanien. Es hatte nämlich Clothar's II. jüngerer Sohn, Garibert, an der Garonne eine Apanage erhalten und seine Familie hatte sich dadurch ziemlich unabhängig gemacht, daß sie, sich auf die Eigenthümlichkeit Südfrankreich's stützend, den Befehlen der Könige nur soweit gehorchte, als es in ihrem Interesse lag.

Alle diese Herzöge haßten natürlich die Carolinger und traten ihnen fortwährend entgegen, weshalb diese stets das Bestreben hatten, die Nationalherzöge auszurotten. Karl der Große führte auch hierin die Pläne seines Hauses zur Vollendung und begründete eine neue Gestaltung des Reiches, da es ihm vorbehalten war, die Macht der Nationalherzöge vollständig zu brechen.

Bedenken wir nun, in welcher Lage Karl Martell sich befand, so werden wir den Charakter seiner Herrschaft wohl verstehen. Im eigenen Lande diese immer schärfer hervortretende Opposition, welche zu ihrer Hülfe sogar die Araber herbeirief, dann an den Grenzen die feindlichen Friesen und Sachsen, können wir uns da wundern, daß Karl Martell's Herrschaft den Charakter einer Soldatenherrschaft trägt? Diesen Charakter zeigt sein Regiment hauptsächlich der Kirche gegenüber. Karl hat der Kirche wahrlich dadurch einen großen Dienst geleistet, daß er dem Vordringen des Muhamedanismus Schranken setzte, er hat sie aber in Bezug auf ihre äußeren Glücksgüter wieder vielfach beschädigt, indem er seine getreuen Krieger oft mit Kirchengütern belehnte. Doch verfuhr er dabei mit großer Vorsicht und Klugheit. Es ist nämlich sehr auffallend, daß manche Chroniken Karl Martell in Bezug auf sein Verhalten zur Kirche so hart tadeln, manche ihn aber preisen und loben. Die Chronisten, die ihn tadeln, stammen aus Neustrien, Burgund und Aquitanien, diejenigen, welche ihn loben, aus den germanischen Landestheilen. Ganz leicht zu begreifen! Da die deutschen Nationalherzöge meist noch Heiden waren, so begünstigte er dort, um gegen sie eine Partei sich zu verschaffen, das Christenthum, dessen Vertreter und Pflanzstätten. So z. B. hatte ihm St. Gallen viel zu verdanken. In Gallien selbst fiel diese Rücksicht weg, und da die Geistlichen doch wohl auch an den inneren Kämpfen Theil genommen hatten, so benutzte er das, um mit Gütern der ihm feindlichen Geistlichen seine Getreuen auszustatten.

Karl's Hauptthätigkeit ist sein Kampf gegen die Araber.

Wir müssen diesen Kampf als einen höchst bedeutsamen und höchst wichtigen ansehen, da in ihm die Frage ausgefochten wurde, ob die Erfrischung der römischen Welt, soweit sie von den Germanen ausgegangen war, neue Lebenskraft den Römern

gebracht habe und ob nun diese Verschmelzung Lebensfähigkeit und Triebkraft besitze oder ob auch in Europa der Romanismus und das antike Element so von innen heraus verfault seien, daß sie vor der neuen Religion, die das Vorhandene zerstören, aber nicht in sich aufnehmen konnte, wie in Afrika und Asien weichen und untergehen müßten.

Als die Germanen gegen Rom anstürmten, da hatte es auch im Osten mit sehr starken Feinden zu kämpfen. Es bildete sich nämlich um das Jahr 226 unter Ardschir, dem Enkel Sassan's, auf dem Hochlande von Iran das Sassanidenreich aus. Im Westen aber war der Kampf doch ein anderer; dort konnten einzelne Stämme zu den Römern übertreten und sich mit ihnen verbinden; hier war das nicht möglich, denn das asiatische Reich hatte eine politische und eine noch viel stärkere religiöse Einheit. Hier bildete sich die dem Christenthume ganz entgegengesetzte Lehre des Dualismus aus und wurde in diesem Staate fixirt. Welche Kämpfe mußten da sich erheben, wo zwei so verschiedene Lehren, von so fanatischen Bekennern getragen, feindlich einander berührten! Und doch, wie verschieden auch die Grundprincipien beider Religionen sind, hat der Dualismus unter den Bekennern Christi Vertreter gefunden; diese sind aber aus der Kirche gestoßen und mit Recht als Ketzer bezeichnet worden. Rings um das Hochland von Iran, überall an seinen Grenzen fand das Christenthum Anhänger, in Ktesiphon, in Armenien und in Arabien. Von allen Instituten dieses Cultus gewann das Mönchsthum das größte Ansehen, wie ja immer in Asien Büßer und Einsiedler hochgeschätzt werden. Aber das Christenthum erschien in Asien nicht in seiner Einheit und Orthodoxie, sondern vornehmlich in zwei verschiedenen Spaltungen. Nachdem in Asien die Auffassung des Athanasius über die arianische Lehre den Sieg davongetragen hatte, trat, von diesem Dogma ausgehend, Nestorius auf und lehrte, daß in Christo zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, vereinigt seien und daß nur die menschliche ihr Dasein der Maria verdanke. Dagegen erhob sich Eutyches und behauptete, daß nach der Menschwerdung in Christo nur Eine Natur vorhanden sei. Diese beiden Richtungen erfüllten die christliche Welt in Asien mit Kampf und Unruhe und entwickelten große Thätigkeit für die Mission. Da nun die Lehre des Eutyches im römischen Reiche von Vielen anerkannt und beschützt wurde, wogegen man die Nestorianer vielfach verfolgte, so wandten sich diese vornämlich als Missionäre in das Innere von Asien.

Diese Bewegung auf dem geistigen Gebiete war aber in Asien nicht die einzige. Ueberall gab es auch Juden und außerdem erhob sich damals zu großer Bedeutung die Lehre des Buddha.

Unter all diesen Kämpfen, mitten unter dieser geistigen Bewegung, trat Muhamed in Arabien auf.

Arabien ist durch Wüste und Meer von der übrigen Welt so geschieden, daß die weltgeschichtlichen Bewegungen es zwar berühren, aber nicht ergreifen. So hatte Alexander dies Land nicht erobert, so haben die Seleuciden, die Römer nie es recht fest und mächtig beherrscht. Die Araber lebten und leben heute noch in uralter semitischer Stammverfassung und unter einander in fortdauerndem kleinen Kriege. Die religiöse Bewegung des Orient's fand auch hier Anklang und lehnte sich an die Stammunterschiede, so daß, wie die Stämme gegen einander stritten, auch jüdische, christliche und persische Lehren in stetem Kampfe sich Terrain abzugewinnen suchten. Neben diesen eingedrungenen Religionen existirte noch ein eigentlich nationaler Götzendienst in der Caaba zu Mecca. So war Monotheismus und Götzendienst in diesem Lande wundersam gemischt. Bei dieser Lebendigkeit der geistigen Elemente ist es zu erklären, daß schon vor Muhamed Propheten auftraten; sie blieben aber ohne Wirkung. Gerade zu der Zeit, am Ende des sechsten Jahrhunderts, als große geistige Lebendigkeit herrschte, da wurde Muhamed geboren. Er gehörte dem Geschlechte Haschem und dem Stamme der Koreschiten an, welche den Schlüssel zur Caaba hatten. Somit hatte er schon eine nicht unwichtige religiöse Stellung. Nun war Muhamed ein Kaufmann und als solcher viel auf Reisen. Dadurch kam er in Berührung mit vielen Religionen, ohne jedoch die Eigenthümlichkeit des Arabers einzubüßen. Trotzdem, daß er ein Kaufmann war, blieb er doch ein vorzüglicher Krieger, ein gewaltiger Reiter und erprobter Löwenjäger; dabei war er leutselig, heiter und fröhlich. Sein Angesicht war eine blitzende Wolke. Er ist eine patriarchalische, großartige Natur. Seine Lehre ist nach seinem Tode durch Abu-Bekr im Koran gesammelt und zeigt ihn uns als einen Hauptvertheidiger des Monotheismus. Dazu bewog ihn sein Stamminteresse, weil er von Ismael, dem bevorzugten Sohne Abraham's, abzustammen sich rühmte. Auf Abraham ging er zurück; deshalb galt ihm nicht Judenthum, nicht Christenthum, denn jenes sei durch Moses, dieses durch Christum gestiftet worden. Alle Trinitätsstreitigkeiten, aber auch alle Entwickelung und Ausbildung des Gottesbegriffes schnitt er durch den einfachen Satz ab: Gott ist Gott und Muhamed ist sein Prophet, und machte ihn zum Hauptdogma und zum Mittelpunct seiner Lehre. Dadurch bekam sein Kampf gegen den Götzendienst große Kraft. Eine andere brennende Frage der christlichen Welt, die nämlich, wie sich die Freiheit des Menschen zur Allmacht Gottes verhalte, schnitt er dadurch kurz ab, daß er unbedingte Ergebung in den Willen Gottes forderte, weil ja Alles durch Gottes Willen unabänderlich vorausbestimmt sei. Seine Religion war dabei ganz national; sie erlaubt die Rache und gebietet den König, sie bleibt aber auch deshalb in ihren Hauptgesichtspuncten rein irdisch und wird nicht als das Geistige im Menschen aufgefaßt. Da sie ausdrücklich erklärt, nur derjenige sei Gott angenehm,

der für ihn fechte, so war damit der große Impuls gegen Europa von selbst gegeben.

Im Anfange des achten Jahrhundert's hatte sich diese Religion so weit ausgebreitet, daß sie sogar im Westen Europa's erobernd vordrang, und es war die große Frage, ob der Einheit des Orientes gegenüber der in sich zerrissene Occident seine Bildung würde vertheidigen können.

Das ist nun das Verdienst Karl Martell's, daß er den Occident so weit consolidirte, wie es nöthig war, um diesen Kampf zu bestehen.

Im Süden von Gallien war die Herrschaft der Franken eine sehr schwankende. Einmal sind wohl überhaupt nicht viel Franken dahingekommen, dann aber auch löste die dort herrschende merowingische Königsfamilie sich fast ganz vom Reiche ab. Es war nun in dieser Zeit dort auch eine grenzenlose Verwirrung. Unabhängig von Aquitanien behaupteten sich Basken in der Vasconia (Gascogne), geschützt durch die Pyrenäen; unabhängig war Septimanien mit der Hauptstadt Narbonne und bewahrte in sich das gothische Element. Der Herzog Eudo von Aquitanien war in schlimmer Lage; von Norden her bedrängte ihn Karl Martell, von Süden her befehdeten ihn die Araber.

Unter den Arabern in Spanien war dadurch ein Zwiespalt entstanden, daß mit ihnen Berbern, also unterworfene Stämme des Atlasgebirges, das Land erobert hatten und dort nach der Herrschaft trachteten. Diesen Zwiespalt benutzte Eudo von Aquitanien und schloß mit einem der Häuptlinge des Berbernstammes gegen den Statthalter Abd-Er-Rhaman ein Bündniß. Der Häuptling aber unterlag und Abd-Er-Rhaman wandte sich gegen Eudo und bedrängte ihn so, daß er, Hülfe suchend, zu Karl Martell floh. Als dieser den Eudo aufnahm, flutheten die Araber die bis dahin in wunderbarer Verblendung die inneren Zwistigkeiten Galliens nicht benutzt und nur mit kleinen Schaaren Streifzüge nach Norden unternommen hatten, mit großen Massen gegen Norden. Karl Martell traf sie 732 bei Poitiers und besiegte sie zwar nicht so gewaltig, wie die späteren Ritterromane das erzählen, zwang sie aber doch, sich zurückzuziehen. Dabei verwüsteten die Araber Alles mit Feuer und Schwert (Bild II). Mit dieser einen Schlacht war der Kampf indeß nicht geendet; bis an sein Lebensende hat Karl Martell mit den Arabern gestritten. Er hatte nämlich diesen Zug dazu benutzt, Südfrankreich sich, nicht dem merowingischen Könige zu unterwerfen. Darin aber fügten sich die Herrscher dieser Gegenden nicht so leicht und riefen zu ihrer Hülfe oft die Araber in's Land. Um diese Feinde zu demüthigen, trat Karl auch in Verbindung mit den Longobarden, gegen welche ihn der Papst zu gleicher Zeit um Hülfe anrief. Noch entschied sich Karl Martell für keine Partei, sondern blieb mit beiden in gutem Vernehmen. An

den Papst sandte er Geschenke und knüpfte so eine Verbindung an, die erst seine Söhne ausbeuten sollten.

Der Künstler hat im zweiten Bilde einen Moment aus den Kämpfen Karl Martell's dargestellt, wie ein Haufe der Araber von ihm unter einem Thore überfallen und geschlagen wird, wobei er durch die beiden kleinen angefügten Bilder an die schrecklichen Verwüstungen bei diesen Zügen erinnert.

Als Karl Martell im Jahre 741 starb, hinterließ er drei Söhne, welche nach seinem Willen die Herrschaft theilen sollten. Die beiden ältesten aber, Carlomann und Pipin, waren rechte Brüder und beraubten ihren Halbbruder Grippo seines vollen Erbes, da die Großen seines Erbtheiles sich von dem Frankenreiche nicht trennen mochten. Da die Mutter des Grippo, Suanahild, eine baierische Frau war, da ferner der Herzog Odilo von Baiern gegen den Willen der beiden Carolinger ihre zu ihm geflohene rechte Schwester geheirathet hatte, da ja, wie wir wissen, überdies die Nationalherzöge in stetem Kampfe und in steter Opposition gegen die Carolinger sich befanden, so war es natürlich, daß Grippo zunächst in Baiern, dann aber auch in Alamannien und in Aquitanien Anhänger fand. Auch zu den heidnischen Elementen nahm er seine Zuflucht, um mit ihrer Hülfe sich zu behaupten. So finden wir denn wieder die Söhne Karl Martell's in all' die Kämpfe verwickelt, welche ihr Vater schon hatte bestehen müssen und die Pipin der Kleine ebenso seinem berühmten Sohne Karl dem Großen hinterließ. Nach langen Kämpfen, nach mancher Versöhnung wurde Grippo endlich 753 auf der Flucht erschlagen. Schon früher hatte Carlomann, Pipin's des Kleinen Bruder, der weltlichen Ehren sich entledigt, weil seinem weichen und edlen Herzen die Unruhe und das Blutvergießen nicht zusagten, zu welchem er durch seine Stellung gezwungen wurde. Er hatte sich nach Italien zurückgezogen und lebte dort zuletzt als Mönch in dem berühmten Kloster Monte-Cassino. Mit seinen Söhnen scheint Pipin ein Abkommen getroffen zu haben, nach welchem sie ihm allein die Herrschaft überließen.

Als er nun so einzig an der Spitze des Frankenreiches stand, da wurde in ihm der Wunsch rege, das, was er in der That war, auch äußerlich darzustellen; er wollte König werden. Und dazu sollte ihm außer der nothwendigen Zustimmung der Franken auch die geistliche Macht behülflich sein.

Und wozu bedurfte Pipin des Namens und strebte darnach, da doch die Macht in seinen Händen lag? Schon öfter ist diese Frage aufgeworfen und auch sehr richtig mit folgendem Ausspruch beantwortet worden: „In dem Namen lag jene geheimnißvolle Kraft, welche die spätern Menschengeschlechter im Zusammenhange mit den früheren erhält und ihnen nicht verstattet, das Neue loszureißen von dem Alten. Wie tief dieser Name auch damals auf die Gemüther wirkte, beweiset der

Umstand, daß die Fürsten der deutschen Völker und Aquitanier immer in demselben eine Rechtfertigung fanden für ihr Widerstreben gegen die Hoheit der Franken, weil sie nicht von dem Könige ausgeübt wurde, sondern nur von dem Hausmeier des König's, nicht von dem Herrn, sondern von dem Diener."

Seit jenem ersten Versuche der Carolinger, sich mit Beseitigung des merowingischen Königshauses auf den Thron zu schwingen, war ein Jahrhundert verflossen, in welchem sich die Franken gewöhnt hatten, die Hausmeier als die Regenten anzusehen, in welchem Chlodowig's Nachkommenschaft zur Unbedeutendheit herabgesunken war. Seit jener Zeit war auch die Verbindung dieses Volkes mit dem römischen Bischofe erneut worden und das Haus der Carolinger namentlich in Verkehr mit Rom getreten.

Gregor I., der Große, jener bedeutende Papst, von dem die Bekehrung der Angelsachsen ausgegangen war, hatte versucht, die alte Verbindung Rom's mit Gallien, wie sie vor der Eroberung des Landes bestanden hatte, wieder herzustellen, und seine Bemühungen waren auch nicht ohne Erfolg geblieben. Aber seine Nachfolger hatten sein Werk nicht fortgesetzt und erst durch Bonifacius wird eine neue Verbindung eingeleitet. Und diese Verbindung wird bald dadurch fester, daß die Päpste sich der Franken gegen die Longobarden bedienen wollten und die Carolinger des Papstes zu ihrer Krönung bedurften.

Damals war es durch die Missionäre schon Gebrauch geworden, den römischen Bischof als den Mittelpunct der Kirche anzusehen; das zog auch wohl Pipin zu ihm hin, zumal da schon von jeher in seiner Familie ein devoter Zug einheimisch war.

Wie zahlreich erblühten an der Maas und Schelde, wo die Stammgüter des Hauses lagen, die Klosterstiftungen der weiblichen Mitglieder desselben!

Das Verhältniß aber zwischen Rom und den Carolingern war ein blos moralisches und noch keineswegs ein amtlich geordnetes. Rom bewahrt in seiner Sprache durchaus das Selbstgefühl, welches es stets gehegt hat; es ist identisch mit der heiligen Kirche Gottes, ist das St. Peter eigenthümlich zugehörende Volk; Rom ist das Fundament und Haupt aller Christen. Rom kann sich zwar allein schützen, will jedoch seinen Anhängern Gelegenheit geben, sich als gute Christen zu zeigen. Man nimmt nun gewöhnlich mit einigen der späteren Chroniken an, daß Pipin sich an Bonifacius behufs seiner Erhebung gewandt und dieser dann die Unterhandlung am päpstlichen Hofe durch seinen vertrauten Freund Lullus, durch den Abt Fulrad und den Bischof Burghard von Würzburg gepflogen habe. Diese beiden hätten im Jahre 751 an den Papst Zacharias die Frage gestellt, ob es bei dem schutzbedürftigen Zustande des Frankenreiches nicht besser sei, daß der auch König heiße, welcher die Macht besitze. Auf die bejahende Antwort des Papstes habe Pipin im

Frühjahre 752 eine große Versammlung der Franken nach Soissons berufen und sei dort auf dem Gefilde, wo einst Chlodowig den Syagrius besiegte, mit Zustimmung aller Franken zum Könige ausgerufen (Bild III) und dann von Bonifacius im Auftrage des Papstes gesalbt worden.

Wir wollen näher zusehen, wie es sich wohl mit dieser Betheiligung des Bonifacius verhalten habe. Von vorneherein muß bemerkt werden, daß man die Missionsthätigkeit dieses Mannes als sehr bedeutend annehmen kann und muß, daß aber sein politischer Einfluß im Frankenreiche gewöhnlich überschätzt worden ist. Seine Stellung zu Karl Martell und Pipin war von der Art, daß er trotz aller Mühe viele schreiende Mißbräuche in der Kirchenverwaltung nicht abstellen konnte, und daß der Papst ihn bei seinen Klagen darüber tröstend zur Geduld ermahnen mußte. Auch nach der Thronbesteigung Pipin's ist der Einfluß des Bonifacius sehr unbedeutend.

So wendet er sich im Gefühle eines dem Tode nahen Mannes in den demüthigsten Ausdrücken an den vielvermögenden Abt Fulrad und bittet um gnädige Verwendung bei Pipin für seine armen Gehülfen aus England, die an der Heiden Grenzen wohl Brod zum Essen, aber keine Kleidung haben, bittet, daß sie im Falle seines Todes nicht verlassen und zersprengt werden, bittet, daß sein Nachfolger Lullus in der Fürsorge für sie Unterstützung finde. Und als ihm das gewährt wird, dankt er in ergebenen Worten und bittet zugleich um die Erlaubniß, sich am königlichen Hofe einfinden zu dürfen. Ist das die Stellung eines Mannes, dem Pipin so viel verdankt und den er so hoch stellt?

Das ist richtig, daß Bonifacius 751 den Lullus, seinen Schüler, mit Aufträgen nach Rom geschickt hat, aber die Aufträge sind nicht bekannt und können sich ebensowohl auf diese, als auf eine andere Sache bezogen haben.

Außerdem ist es merkwürdig, daß die meisten und ältesten Annalen nur von einer durch Bischöfe vollzogenen Consecration Pipin's sprechen und daß erst spätere, nach dem Tode des Bonifacius und seiner Heiligsprechung verfaßte Annalen ihn bei der Krönung thätig erscheinen lassen.

Was nun jene beiden andern Abgeordneten betrifft, so ist Fulrad's, des Abt's von St. Denis, Sendung durchaus nicht verdächtig; er war Pipin's Vertrauter, bei Hofe sehr angesehen und oft von Pipin zu Unterhandlungen mit dem Papste gebraucht worden. Burghard von Würzburg aber, der Schüler und Freund des Bonifacius, ist im Jahre 751 gar nicht mit Fulrad in Rom gewesen; er war, wie wir das ganz genau wissen, in der letzten Zeit seines Lebens so kränklich, daß er sein Amt niederlegte und sich in die Einsamkeit zurückzog. Da er nun schon 753, noch vor Bonifacius, gestorben ist, so läßt sich bei diesen Nachrichten eine solche

Reise sehr bezweifeln, zumal da der Brief des Papstes nur des einen Abgesandten, des Fulrad, erwähnt.

Auch noch ein anderer Umstand macht die Krönung Pipin's durch Bonifacius sehr verdächtig.

Es war nämlich noch im Jahre 751 Papst Zacharias gestorben und ihm kurze Zeit, ein paar Monate nur, Stephan II., diesem dann Stephan III. gefolgt. Ihn bedrängte der Longobardenkönig Aistulf so, daß Stephan III. sich nach Gallien flüchten und zu Pipin begeben mußte. Zu Pont=Yon in Pertois und dann zu Diedenhofen trafen Pipin und Stephan im Januar des Jahres 754 zusammen und diese Zusammenkunft benutzte Pipin auf's beste. In der Kirche, welche dem Dionysius, dem Rusticus und Eleutherius, diesen drei heiligen Märtyrern, geweiht war, wo auch Fulrad als Abt und Presbyter herrschte, da wurde an einem Tage Pipin mit seinen Söhnen Karl und Karlmann zum König und Patricius gesalbt und eingesegnet (Bild IV). Daß Karl der Große, der damals zwölfjährig war, vom Papste getauft sei, wird zwar von Einigen erzählt, scheint aber doch nur auf einem Mißverstehen des Ausdruckes in den Annalen zu beruhen.

Hätte Bonifacius, der Legat des Papstes in Deutschland, von diesem noch besonders beauftragt, Salbung und Krönung schon vollzogen, höchst wahrscheinlich wäre, wenn man aus Analogieen schließen darf, dieser fast sacramentale Act dann vom Papste nicht noch einmal gefeiert worden.

Stephan III. ernannte bei dieser Gelegenheit den Pipin zum Patricius von Rom, und daraus erklärt sich denn auch das Auftreten des König's gegen die Longobarden.

Alle einzelnen Kämpfe, welche Pipin gegen unzufriedene Unterthanen und gegen seine auswärtigen Feinde durchgefochten hat, der Reihe nach aufzuzählen, wäre hier nicht an der Stelle, und somit wenden wir uns gleich zum Jahre 768, zu seinem Todesjahre.

Er hinterließ zwei Söhne, Karl und Karlmann, und theilte bei seinem Tode mit Bewilligung der Vornehmen das Reich unter diese beiden. Wie er es getheilt hat, darüber sind wir allerdings nicht genau unterrichtet, höchst wahrscheinlich aber so, daß Karl der Gr. den nördlichen und Karlmann den südlichen Theil bekam. Er wollte wohl nicht von Neuem durch eine Theilung in Austrasien und Neustrien die alte Eifersucht der Stämme wieder hervorrufen.

Karl lebte mit seinem Bruder nicht in großer Eintracht, weshalb auch einige Schriftsteller, aber sehr mit Unrecht, die Ansicht aufstellen, daß Karl der Gr. an dem frühzeitigen Tode desselben nicht unschuldig gewesen sei. Es starb Karlmann schon im Jahre 771, und nun wußte Karl auf einer großen Versammlung die

Franken zu bewegen, ihn mit Uebergehung von Karlmann's Kindern als einzigen Herrn anzuerkennen (Bild V).

So steht er an der Spitze der großen Monarchie als Alleinherrscher da, er, dem es bestimmt war, den Occident zu vereinen, sowohl dem Heidenthume als auch dem anders entwickelten orientalischen Kaiserthume gegenüber.

Aus diesem Schritte Karl's des Gr. entwickelten sich Folgen, welche ihn immer näher der Stellung brachten, für die er bestimmt war. Es hatten sich nämlich an Karlmann die Elemente geschlossen, welche das fränkische Reich stets bedrohten, nämlich die Longobarden und die Baiern, zwischen welchen beiden Völkern ein uralter und stets erneuter Zusammenhang stattfand. Als nun die Söhne Karlmann's ihres Erbtheils beraubt wurden, da flohen sie zum Longobardenkönige Desiderius. Darüber kam es zum Kriege, in welchem das Longobardenreich von Karl dem Gr. erobert wurde. Das Alles hatte Karl der Gr. mit vollster Zustimmung des Papstes Hadrian gethan, der den Sieg der Franken wünschen mußte, da er von den Longobarden so sehr bedrängt wurde. Karl war in den Besitz des ganzen Longobardenreiches mit Ausnahme der Herzogthümer Benevent und Spoleto gekommen, von denen das erstere frei blieb, das letztere sich aber dem Papste unterwarf. Ueberhaupt stattete Karl der Gr. bei dieser Gelegenheit die Kirche Petri mit mehrfachen Besitzungen aus und vermehrte dadurch die Schenkung, welche sein Vater Pipin dem heiligen Stuhle gemacht hatte. Als er nämlich bei einem Zuge gegen die Longobarden diesen die Pentapolis entrissen hatte, welche der Papst im Namen des oströmischen Kaisers verwaltete, so gab er sie dem bilderstürmenden Kaiser Constantin Copronymus nicht zurück, sondern schenkte sie als Patricius der römischen Kirche; denn er sei nicht eines Menschen wegen über die Alpen gezogen, sondern aus Liebe zum heil. Petrus und um Vergebung seiner Sünden zu erwerben.

Karl übertrug auf die eroberten Landschaften die fränkischen Institute und knüpfte dadurch Italien, Deutschland und Frankreich auf das engste aneinander. Diese enge Verbindung war für die Cultur von der größten Bedeutung, denn durch sie ist das ganze europäische Wesen in seinen Grundzügen festgestellt worden.

Schon während dieses Kampfes in Italien hatten im Jahre 772 die Sachsenkriege begonnen. Sachsenkriege haben die Franken seit Clothar I. fast ununterbrochen geführt, sie sind aber auch fortdauernd ohne bedeutendes Resultat geblieben. Die Sachsen stritten für ihre alte Religion und die in Norddeutschland einheimische demokratische Verfassung des Staates gegen das Princip der Centralisation, welches von den Frankenherrschern geltend gemacht wurde. Die Chronisten der Franken schildern die Sachsen als ein barbarisches, wildes Volk, bei dem noch Menschenopfer gebräuchlich waren, und haben darin wohl nicht Unrecht, da die Franken sich

weiter entwickelt, die Sachsen aber, in ihren alten Sitzen beharrend, alte Sitte und alte Lebensweise bewahrt hatten. Sie schieden sich überall in vier Stände: in die eigentlich sächsischen Edelinge und Frilinge, die êrlôs und kêrlôs, sodann in die zahlreichen Reste der von ihnen besiegten, früher schon in diesen Landschaften wohnenden Stämme, also Läten oder Laten, und in eigene Leute und Knechte. Als sie z. B. thüringische Gaue eroberten, ließen sie die Bauern als Laten sitzen, sie selbst aber wurden der Adel. Das erzählt der Sachsenspiegel mit folgenden Worten: „Do irer so vele nicht enwas, dat sie den acker buwen mochten, do sie die doringischen Herren slugen und verdrewen, do lieten sie die bure sitten ungeslagen und bestadeden in den acker to also getaneme rechte, als in noch die l a t e hebbet." Im Beowulfsliede giebt es eine Stelle, die da zeigen kann, wie besiegte Freie in das Verhältniß der Laten herabgedrückt werden. Hengist, wird da erzählt, besiegt mit seinen Jüten den Finn Folkwaldson und sein Heer, und so wie die einsehen, daß sie nicht weiter widerstehen können, so treten sie das halbe Grundeigenthum ab nebst der priesterlichen Halle und dem Hochsitze, d. h. der Gerichtsbarkeit.

Woran er am meisten hatte
Weltwonne, der Krieg nahm sie ihm alle,
Finnes Degene, bis auf wenige,
So daß er nicht vermochte, auf der Wahlstatt
Mit Hengst irgenst einen Kampf zu fechten.
Nicht, den Unglücksrest im Kampfe zu vernichten,
War dem Fürsten dienlich; sie boten ihm Vertrag,
Daß sie ihm das zweite Gut überall räumen wollten
Und Halle und Hochsitz, so daß sie (die Dänen) halb den Besitz
Mit der Eoten Kinder (den Friesen) haben sollten,
Und daß Folkwald's Sohn (der Friesenfürst) mit Goldgaben
Täglich die Dänen ehren sollte, Hengest's Schaar mit Ringen dienstlich wäre,
Eben so sehr mit Schatzgeschenken
Fetten Goldes, als wenn er der Friesen Geschlecht
Im Biersale ermuthigen wollte.

Die ersten drei Stände haben am Staate Theil; aus jedem derselben werden jährlich zwölf Männer erwählt, die zusammentreten und in Marklo an der Weser den allgemeinen Volksrath bilden. Sonst lebt ein Jeder inmitten seines Besitzthumes nach seinem Belieben; doch steht jedem Gau ein Adaling vor.

Sachsenland in seiner weitesten Ausdehnung stellt ein Dreieck vor, dessen südwestliche Spitze fast bis an den Rhein reicht, während die nordwestliche die Elbmündung und die nordöstliche die der Saale berührt.

Westlich und nördlich von den Sachsen sitzen die Friesen in einem schmalen Striche längs der Nordsee; beide Völker sind durch Hochmoore und Sandflächen getrennt; dann grenzen die Sachsen mit den Franken an der Yssel, ebenso an der Ruhr; von ihrem mittleren Laufe geht die Grenze bis nahe an die Sieg und die Quellen der Lahn. Von den Quellen der Lahn und der Edder ging die Grenze an die Diemel und oberste Wesel. Man giebt das Dorf Wolfsanger als Grenzort zwischen Sachsen und Franken an. Weiter zog sich die Ostgrenze über das Eichsfeld an die südöstliche Ecke des Harzes und so an die Unstrut, Saale und Elbe. An dem rechten Ufer der Niederelbe wohnen in den alten Stammlanden des Volkes die Transalbinger oder Nordliudi.

Das ganze Sachsenvolk zerfiel in drei Stämme: in Westfalen, Engern und Ostfalen. Der Name der Engern erinnert an die früher dort ansässigen Angrivarier oder Angravier; was aber Ost- und Westfale bedeutet, das ist doch zweifelhaft. Man hat, um den zweiten Theil der Namen zu erklären, an Pale, Pfähle, gedacht, oder an f a l e n, als identisch mit v a r e n, varii in Chattuarii, Ampsivarii, vom altdeutschen waras, weros, gothisch vairos, d. h. Männer. Oder man hat auch fal für folk erklärt und falah, abgekürzt fal, als Flächenbewohner gedeutet. Alle Erklärungen geben nichts Sinnwidriges, jede ist von bedeutenden Autoritäten unterstützt, und somit dürfte keine bis jetzt als die allein wahre genannt werden können. Ostfalen umfaßt die späteren Sprengel von Halberstadt und Hildesheim, Engern die von Minden, Paderborn, Bremen und Verden, sowie den sächsischen Theil des Mainzer Sprengels, Westfalen den sächsischen Theil des Bisthum's Cöln und die Sprengel von Münster und Osnabrück.

In den Kriegen gegen Karl lassen sich die drei Stämme nach den Anführern unterscheiden, indem die Ostfalen dem Hessi, die Engern dem Bruno und die Westfalen dem Widukind folgen.

Man irrt sich nun aber ganz gewiß, wenn man annimmt, daß dieser Krieg gegen die Sachsen vorwiegend ein Kreuzzug oder ein Religionskrieg gewesen sei. Zunächst übernahm ihn ja Karl als ein Erbtheil seiner Ahnen, und der nächste Zweck war gewiß der, die Grenzen zu sichern. Diese Sicherung war nicht möglich ohne Unterwerfung der Sachsen, da die Grenzen überall in der Ebene an einander stießen und keine Naturgrenzen waren. Die Unterwerfung und Aufnahme des Volkes in das fränkische Reich war wiederum nicht ausführbar ohne Bekehrung und Taufe, denn gerade an dem nationalen Heidenthume fand die Abneigung und der

Widerstand gegen die Franken die reichlichste Nahrung. Der Verlauf des Kampfes läßt zwei Perioden sehr wohl unterscheiden: die erste vor dem Uebertritte Widukind's und Albion's, vor dem Jahre 785, und die zweite geht bis zum Ende des Krieges, bis zum Jahre 803 oder 805. Alle einzelnen Züge genau anzugeben, wäre hier ohne allen Zweck; es ist genug, den Charakter dieser Züge im Allgemeinen darzustellen. Wenn Karl der Gr. sein Heergefolge gegen die Sachsen aufbietet, ist er meistens glücklich, aber immer, wie das sogar die fränkischen Annalen nicht verschwiegen haben, erst nach gewaltigem und tapferem Kampfe. Dann schicken die Sachsen, wohl selten alle, meistens nur die bedrohten Gaue, an ihn Gesandte, stellen Geißeln und lassen sich taufen. Sowie er jedoch anderweitig in seinem großen Reiche gefesselt und beschäftigt ist, dann stehen sie wieder auf und fechten oft gegen seine Feldherren mit Glück.

In dem ersten Theile des Kampfes wird viel um die beiden Vesten, um die Siegburg an der Ruhr und um die Eresburg (Stadtberg) an der Diemel gestritten. Nachdem Karl gleich im ersten Feldzuge die Eresburg zerstört hatte, gelang es ihm auch, die Irmensäule niederzuwerfen (Bild VI). Diese steht sechs Stunden tiefer als die Eresburg, in dem Osming- oder Eggegebirge, d. h. in dem Gebirgszuge, der an der oberen Diemel anhebt und sich durch das Paderbornsche, Lippe'sche, Ravensburgische, Osnabrückische und Tecklenburgische hinzieht und bei Bevergern in den letzten flachen Höhen gegen die Ems hin verläuft. Was man sich unter dem sächsischen Abgott Irminsul zu denken hat, ist nach den Berichten nicht klar, da ihn Einige als einen Hain, Andere als ein wirkliches Idol bezeichnen. Die genaueste Angabe redet von einem hohen, aufgerichteten Baumstamm nach der Idee der Esche, Ygdrasill, die da Alles stützt. Das bestätigt auch die Sprache, denn irmin, irmun, bezeichnet das Gewaltige, Allgemeine, Große, daher Irmingott der höchste, gewaltige Gott, Irminmann erhöhter Ausdruck für Mensch.

Es müssen übrigens bei der Säule bedeutende Bauanlagen gewesen sein, da Karl's des Gr. Heer drei Tage zu ihrer Zerstörung brauchte.

Der Hauptheld in diesem Kampfe auf sächsischer Seite ist Widukind, der, vor dem siegreichen Karl zu Friesen und Dänen weichend, immer und immer wiederkehrt und sein Volk zu neuem Streite aufregt. Aber Karl der Gr. stand allein an der Spitze seiner Heere und von ihm allein gingen alle Entschließungen aus, während die Sachsen durch ihre Theilung in drei Stämme an einträchtigen Unternehmungen gehindert wurden; deshalb war der endliche Sieg Karl's wohl nicht zu

bezweifeln. Schon um's Jahr 780 hielt Karl die Unterwerfung der Länder für so weit gesichert, daß er es unter die Bischöfe zur Bekehrung vertheilen wollte. Zwei Jahre später berief er die Sachsen zu einem Reichstage an die Quellen der Lippe und setzte in ihre Unterwürfigkeit so viel Vertrauen, daß er ihnen Beamte aus ihrem Adel gab und sie gegen die Sorben aufbot. Er hatte sich aber bitter getäuscht. Widukind hatte nämlich an jenem Reichstage nicht Theil genommen, kehrte vielmehr nach Karl's Abzug aus Dänemark, wohin er sich geflüchtet hatte, in seine Heimath zurück und beredete die Sachsen zu einem neuen Aufstande. Es zog nun ein fränkisches Heer im Vertrauen auf die Unterwerfung der Sachsen sorglos durch ihr Land, um gegen die Sorben zu kämpfen. Da, wo die Wesergebirge am weitesten in die Ebene sich hinausstrecken, bei der porta Westphalica, um Minden, führen sie den Namen Suntal. Hier überfielen die Sachsen das fränkische Heer und brachten ihm eine schwere Niederlage bei; darauf verfolgten sie die christlichen Priester und verbrannten die neu angelegten Kirchen. Als Karl das hörte, entbrannte er in heftigem Zorne, er sah die Sachsen als Aufrührer an, zog gegen sie und ließ 4300 zu Verden an der Aller hinmetzeln (Bild VI). Wenn man auch zugesteht, daß er nach jener Unterwerfung, von der wir gesprochen, nun nicht mehr gegen gleichberechtigte Feinde, sondern gegen aufrührerische Unterthanen zu kämpfen glaubte, so bleibt doch immer der Tag von Verden ein häßlicher Blutfleck in Karl's Leben. Der Künstler hat die Stellung Karl's zu diesem Aufstande dadurch angedeutet, daß er die Sachsen an dem Gerüste, welches Karl aufführte, rütteln und sie dafür ihre Strafe erleiden läßt.

Natürlich hatte dieses Blutbad die Folge, daß sich die Sachsen in erneutem Widerstande erhoben. Karl besiegte sie jedoch mehrmals und brach ihre Kraft vornämlich dadurch, daß er Widukind und Albion für sich gewann. Er unterhandelte mit ihnen auf einem Zuge, den er gegen die Elbe hin unternommen hatte, und bewog sie, in seine Pfalz nach Attigny zu kommen und sich im Jahre 785 daselbst taufen zu lassen (Bild VII). Der Chronist erzählt, Karl habe sie mit großen Geschenken beehrt, und giebt uns darin einen Fingerzeig zum Verständniß jenes Vorganges. Wenn wir uns die Stellung der beiden Adalinge als eine solche denken, wie Armin sie unter den Cheruskern eingenommen hat, so werden wir begreifen, daß auch ihnen Feinde aus dem Adel des Landes gegenüberstanden, daß auch sie in der Durchführung ihrer besten Pläne durch die Unmöglichkeit, die Widerstandskräfte zu centralisiren, oft gehindert und dadurch zu der Einsicht gebracht wurden,

daß der Kampf ein unnützer und für sie es Pflicht sei, ihre Güter sich und den Ihren zu erhalten. Die spätere Sage, welche den großen Kaiser mit dem Rosenschimmer der Romantik umgeben hat, hat sich auch dieses Vorganges bemächtigt und ihn poetisch ausgeschmückt. Darnach ist Widukind, von Sehnsucht getrieben, den großen Karl zu schauen, heimlich in die Pfalz und in das Münster gekommen und dann von der Großartigkeit des Gottesdienstes und von der Majestät Karl's so ergriffen worden, daß er sich unterwarf und das Christenthum annahm. In jenem Jahre erließ Karl von Paderborn aus strenge Gesetze für die Sachsen, um sie an christliche Zucht und Herrschaft zu gewöhnen; er hat sie jedoch nach zwölf Jahren großentheils aufgehoben und die Sachsen mit den Franken gleichgestellt.

Nach der Unterwerfung jener beiden Adalinge blieben die Sachsen acht Jahre lang ruhig und leisteten dem Könige Heeresfolge; dann aber erhoben sich von Neuem Kämpfe. Karl unterdrückte den erneuten Widerstand dadurch, daß er eine Menge von Sachsen aus ihrer Heimath fortführte und im Frankenlande ansiedelte. Diese Strafe wurde besonders gegen die Bewohner des Landes zwischen der Unterweser und der Elbe, welches Wigmuodi hieß, und gegen die Transalbinger angewandt. Da die Sachsen in ihren Kämpfen sich stets der Hülfe der Dänen bedienten, an welche sie grenzten, so schob Karl, um diese Verbindung abzuschneiden, in Transalbingien die Obotriten, einen slavischen Stamm, ein. Wenn man die germanisirten Bewohner der Mark mit ihren nördlichen Nachbaren, den Mecklenburgern und Holsteinern, vergleicht, so muß es wunderbar erscheinen, daß die Märker in ihrem Aeußern noch so viel Spuren ihrer slavischen Abkunft zeigen, während doch diese, blauäugig und blondhaarig, das deutsche Blut nicht verkennen lassen. Faßt man aber das eben erwähnte Factum in's Auge, so ist es klar, daß unter jenen Slaven viel Deutsche geblieben sind und die spätere Germanisirung sehr erleichtert haben.

Gewöhnlich wird nun angenommen, daß der Krieg durch einen Friedensschluß zu Selz, einer Pfalz an der fränkischen Saale, im Jahre 803 beendet worden sei; das ist aber ein Irrthum; der Krieg verlief erst im Jahre 805 ohne Friedensschluß, und zwar durch die Erschöpfung der Sachsen. Somit war Karl's Plan erreicht und Sachsenland, der gefährliche Nachbar, in die Einheit des fränkischen Reiches aufgenommen. Bald entwickelre es unter den Segnungen des Christenthum's eine innere Kraft, wodurch sich seine Bewohner als einen der edelsten deutschen Stämme bewährten.

Ebenso trotzig wie die Sachsen hatten die Baiern stets den Carolingern widerstrebt, und da sie an den Grenzen des Frankenreiches saßen, da an sie die wilden, heidnischen Avaren grenzten, so war ihre Opposition jetzt um so gefährlicher. Außerdem fand zwischen den Longobarden und Baiern, zu deren Landen Tyrol gehörte, eine äußere Annäherung der Grenzen in den Alpen statt, die dadurch noch bedeutender wurde, daß Thassilo, der Baiernherzog, mit der longobardischen Königsfamilie nahe verwandt war. Das Alles bewog Karl den Gr., zu einer Zeit, da er vor den Sachsen Ruhe hatte, sich gegen Thassilo zu wenden. Es war nicht schwer, ihn in eine Anklage wegen Verrath zu verwickeln und über ihn das Todesurtheil aussprechen zu lassen. Das geschah im Jahre 788 in Karl's Pfalz zu Ingelheim (Bild VIII). Aus besonderer Gnade verwandelte Karl der Gr. die verwirkte Todesstrafe in die Erlaubniß zum Eintritt in den Mönchsstand, wobei es noch als große Vergünstigung galt, daß er nicht in offener Versammlung geschoren wurde. So wurde er im Kloster St. Goar eingekleidet und dann nach Jumieges bei Rouen gebracht; ebenso geschah es seiner Frau und seinen Kindern.

Karl nahm Baiern in Besitz, und um es ganz in das Frankenreich aufzunehmen, gab er dem Lande keinen neuen Herzog, sondern ließ es durch Grafen verwalten und durch Missi beaufsichtigen.

Nach allen Seiten hin tritt Karl als der Vorkämpfer des Christenthum's auf, so gegen die Muhamedaner, gegen die Avaren, gegen die Dänen und gegen die Sachsen. Karl hatte von seinem Vater die Leitung der Landeskirche nach Außen und Innen hin als ein Erbtheil übernommen und mit großem Ernste die Befestigung der kirchlichen Verhältnisse sich angelegen sein lassen. Diese seine kirchliche Stellung wurde noch bedeutend erweitert durch die Kaiserkrönung im Jahre 800 (Bild IX). Sie wurde veranlaßt durch folgende Ereignisse. Es war im Jahre 795 Leo III. ohne irgend welchen Widerspruch Papst geworden. Wie es scheint, hat er später durch sein Benehmen Aergerniß verursacht und dadurch seinen Feinden eine erwünschte Gelegenheit zur Rache gegeben. Sie überfielen ihn bei einer Procession und behandelten ihn sehr grausam, worauf er unter mancherlei Gefahren zu Karl nach Paderborn floh. Dieser nahm ihn freundlich, mit großen Ehrenbezeugungen auf und sandte ihn mit seiner Empfehlung wieder nach Rom zurück. Man empfing ihn dort zwar, aber seine Gegner waren doch noch sehr mächtig und ihre Beschuldigungen von der Art, daß der Papst und der treue Freund Karl's, Alcuin, den König beschworen, nach Rom zu kommen und das so lange bestehende Aerger-

niß zu enden. So kam denn Karl, hielt ein feierliches Gericht und forderte des Papstes Ankläger auf, gegen ihn öffentlich herauszutreten. Natürlich that das Niemand, und so konnte sich Leo III. durch einen Eid reinigen.

Am Weihnachtstage begab sich Karl in die Peterskirche, und als er sich da betend vor dem Altare neigte, setzte ihm Leo III. die Kaiserkrone auf und alles Volk rief dazu: „dem hehren Karl, dem von Gott gekrönten, dem großen und Frieden bringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“

Das geschah Alles mit Karl's Bewilligung, und höchst wahrscheinlich hat der kluge und gebildete Alcuin dieses Alles veranstaltet.

So wird diese Mischung von Geistlich und Weltlich, welche der fränkischen Krone schon durch die Salbung Pipin's verliehen war, befestigt und vermehrt und wirkt auf die Ideen des Mittelalters gestaltend ein.

Die Idee des Kaiserthums umschließt nach der Ansicht des Mittelalters eine von Gott verliehene Weltherrschaft, eine Theokratie. Man dachte bei dem Ausdrucke Reich, imperium, an die Gesammtheit aller weltlichen Herrschaft auf Erden und nahm an, daß von Anbeginn der Dinge stets ein Volk oder dessen Herrscher der von Gott ausersehene Träger dieser Macht gewesen sei. Zu Karl's Zeit war der Kaisername bei den Griechen; dort sei er, nahm man an, dadurch in Abnahme gekommen, daß ein Weib, Irene, ihn trüge und daß die Griechen ketzerische Ansichten über die Bilderverehrung hegten. Somit war also die Weltherrschaft auf die fränkische Nation übertragen worden.

Karl der Große hat nun recht tief die Bedeutung seiner Würde aufgefaßt und wohl erkannt, wie dadurch seinem ganzen Regiment ein religiöses Gepräge aufgedrückt sei; ihm schwebt seitdem die Idee eines christlichen Staates vor, in dem alle Stände, jeder an seiner Stelle, der gemeinsamen Aufgabe, nämlich der Verherrlichung Gottes, diene, wo alle in dem Kaiser den letzten Quell ihres Rechtes finden sollen, wie dieser unmittelbar in Gott.

Und damit seine Unterthanen das anerkennen, daß er nicht mehr der durch Volkswahl erhobene Frankenkönig, sondern der Kaiser in der ihm von Gott angewiesenen Stellung als Herr des Reiches sei, so läßt sich Karl von allen seinen Unterthanen bis zum zwölften Lebensjahre herab einen neuen Huldigungseid schwören (Bild XIII), der an die Stelle des früher dem Heerkönige geleisteten Versprechens tritt.

Somit war der christliche Occident wirklich vereint, und damit nun diese Ver-

einigung nicht nur eine äußerliche Zusammenwürfelung verschiedener Staaten, sondern eine wirkliche Verbindung derselben sei, so führte Karl der Gr. durch sein ganzes Reich die verbesserte Administration der Merowinger ein. Er theilte sein Gebiet in Grafengaue, an deren Spitze Grafen standen, als königliche Hauptleute für den Heerbann, als Vorsitzer der Gerichte und als Lenker der Administration. Diese Würde aber war nicht erblich, sondern ein Lehen. Die Administration der Grafen, sowie der auf den königlichen Domänen angestellten Schultheißen und anderer Beamten wurde durch missi fiscalini, das Gerichts- und Heerbannswesen durch missi dominici controlirt. Den Grafen zur Seite stehen die Bischöfe, und beide Mächte, die bischöfliche und gräfliche, ergänzen und beschränken einander.

Wenn wir Karl in seinem öffentlichen Wirken als einen wahrhaft großen Mann haben auftreten sehen, so werden wir bei der Betrachtung seines Familienlebens zwar auch viel Schönes und Herrliches von ihm rühmen, doch aber auch manche Schattenseite nicht verschweigen können. Wie die meisten Merowinger, wie fast alle Carolinger, so war auch Karl dem Frauengenuß ergeben, und nach den Berichten der Chronisten ist namentlich gegen das Ende seines Lebens hin, als er schon alt und schwach wurde, in seinen Pfalzen ein Leben und Treiben gewesen, wie in Salomo's stolzer Königsburg. Unter seinen sieben ehelichen Frauen sind es nur zwei gewesen, welche Einfluß auf ihn gehabt und seine Achtung genossen haben. Diese unerquicklichen ehelichen Verhältnisse haben auch auf die Kinder nachtheilig eingewirkt. Seine Söhne haben nicht immer in Frieden und Eintracht mit den Frauen des Kaisers gelebt und seine Töchter bei dem Mangel der mütterlichen Zucht und Aufsicht mancherlei Abenteuer bestanden, die Karl nicht streng ahndete, weil er selbst der Nachsicht bedurfte.

Auch hat er seine Töchter so lieb gehabt, daß er sie nicht hat von sich lassen und verheirathen mögen. Wem sollte er sie auch zur Ehe geben? Ebenbürtige Fürsten gab es außer dem byzantinischen Kaiser keine, und einen Unterthan mochte er durch solche Ehre nicht erhöhen.

Sonst hielt er in seinem Hause, auf seinen Gütern eine so vortreffliche Zucht, daß seine Töchter allen häuslichen Arbeiten obliegen und alle seine Hausbeamte ihm die speciellste Rechenschaft geben mußten.

Sein Familienleben verschönte er durch den Umgang mit seinen gelehrten Freunden (Bild a und b). Da Karl der Gr. den festen Entschluß gefaßt hatte, durch Errichtung von Schulen an Bischofssitzen und Klöstern einen gebildeten Clerus

heranzuziehen, so berief er aus England und Italien geeignete Männer. Der berühmteste unter diesen, der Karl sehr nahe stand, ist der Engländer Alcuin; deshalb sagt auch der Chronist von Karl: er liebte die Fremden.

Denselben Chronisten wollen wir befragen, um von Karl's Persönlichkeit etwas Näheres zu erfahren, und er wird uns Folgendes melden:

Groß war Karl und stark; er hatte ein rundes Haupt und große, lebhafte Augen, eine etwas große Nase, einen kurzen Nacken und etwas vorstehenden Bauch, eine helle, etwas feine Stimme. Gegen Ende seines Lebens hinkte er auf einem Fuße. Täglich ritt er aus oder jagte, auch schwamm er sehr gut und lebte deshalb gern in Aachen. Immer trug er fränkische Tracht, aber stets sehr einfache. In Speise und Trank war er mäßig. Bei Tische las ein Lector vor, gewöhnlich aus des heil. Augustinus Schriften.

Einige siebzig Jahre war Karl der Große alt geworden, als er im Jahre 814 das Zeitliche segnete.

Auf dem V. Bilde dieser Tafel finden wir byzantinische Bauwerke, auf dem IX. Gebäude der Stadt Rom auf dem II. maurische Architectur und in der Mitte, auf dem VII., die Basilica in Aachen, wodurch der Künstler darstellen will, wie mit Benutzung aller dieser Baustyle ein eigener deutscher sich entwickelt hat.

Es soll durch dich gebauet werden, was lange wüste gelegen ist.

Jesaias LVIII, 12.

Tafel V.

Beginn des deutschen Reiches unter den Carolingern und Heinrich I.

814 — 936.

Karl der Große hatte am Ende seines langen Lebens das doppelte Ziel erreicht, nach welchem das Carolinger-Haus seit drei Generationen gestrebt hatte: nämlich die Unterwerfung des westlichen Europa's unter die Herrschaft der Franken und die Verschmelzung des römischen und germanischen Element's im Innern dieses Reiches. Zugleich sah er sich aber nicht blos als den Sproß seines Hauses an, welchem die Erfüllung jener Aufgaben als Erbtheil hinterlassen war, sondern auch als den Nachfolger der römischen Kaiser und als Schild und Schirm der Kirche. Somit wollte er denn, daß sein occidentalisches Kaiserreich auch ein christliches sei. Wenn er selbst am Ende seines Lebens wohl mit Zufriedenheit auf den Erfolg seiner Bestrebungen zurückblicken konnte, so war doch die Fortsetzung seines Strebens eine drückende und schwere Bürde, die er seinen Nachfolgern vererbte. Sein Sohn und Erbe, Ludwig der Fromme, konnte die Last nicht ertragen, und statt die fähigsten Männer aufzusuchen, damit sie ihn unterstützen möchten, wurde er, von kleinlichen Interessen geleitet, der Feind seiner eigenen Krone und hemmte die Anstrengungen aller derer, welche Karl's des Gr. Ideen weiter führen wollten. Jedoch waren weder seine Intriguen, noch sein böser Wille, noch seine Fehler und Schwächen die eigentliche Ursache der Auflösung des Reiches, sondern das war der tiefe Widerwillen, welchen die unterworfenen Nationen gegen das herrschende Volk bewahrt hatten. Diese Abneigung wurde aber unterstützt durch die Particularinteressen Ludwig's des Frommen und seiner Söhne.

Die schwere Last der Regierung, welche auf seine Schultern drückte, hatte Karl d. Gr. in der letzten Zeit seines Lebens vornämlich mit zwei Brüdern, Adalhard und Wala, getheilt. Sie waren ihm nahe verwandt, denn sie waren, wie er, Enkel Karl Martell's. Der Bedeutendste von ihnen war Wala; er stand Karl dem Großen so nahe, daß man ihn mit Recht den Zweiten im Reiche nennen konnte. Als Karl d. Gr. alt und schwach geworden war und das Nahen des Todes fühlte, da berief er seine Vertrauten, um mit ihnen zu berathen, wer ihm dann folgen solle.

Die Frage schien sehr leicht zu beantworten.

Von den drei Söhnen, welche Karl d. Gr. gehabt hatte, war nur der jüngste, Ludwig d. Fr., noch übrig und außer ihm ein Bastardsohn des ältesten Bruders Pipin, ein tüchtiger Mann, Bernhard genannt, welchem Karl d. Gr. Italien zur Verwaltung übergeben hatte. Konnte denn da noch die Nachfolge in Frage gestellt werden? Sie ist es wirklich, und besonders hat sich Wala gegen Ludwig d. Fr. erklärt. — Wir wollen sehen, warum?

Betrachtete man nur das Aeußere Ludwig's d. Fr., so war er der würdige Sohn seines Vaters: er war von mittlerem, aber kräftigem Körperbau, er hatte große und klare Augen, eine feine Hautfarbe, eine lange und gerade Nase, weder zu dünne noch zu dicke Lippen, eine starke Brust, breite Schultern und musculöse Arme. Aber alle diese Anzeichen von Männlichkeit und Energie, die in seiner äußeren Erscheinung sich darboten, sie waren trügerisch; unter dieser herrlichen Hülle barg sich ein unentschiedener und schwacher Charakter, es barg sich die Seele eines Mönches in dem Körper eines Kriegers. Sein Vater hatte mit der größten Sorgfalt die geistige und körperliche Ausbildung geleitet, aber man kann Charaktere nicht umwandeln. Ludwig war ein vollendeter Cavalier geworden und Meister in allen körperlichen Uebungen; er überließ sich jedoch höchst ungern den männlichen und kriegerischen Vergnügungen seiner Zeit. Am liebsten beschäftigte er sich mit religiösen Betrachtungen, mit der Lectüre frommer Bücher; ihn ergötzte der Gesang der Psalmen, das Recitiren der Gebete, die Vertheilung von Almosen. So demüthig war er gegen die Priester, daß die Großen und das Volk, welche daran nicht gewöhnt waren, laut ihre Verachtung ihm zu erkennen gaben, den sie nur den Priesterkönig nannten. Schon als Jüngling hatte er die zurückhaltenden Manieren eines Greises, es fehlte ihm Frische und Wärme, er war kalt und erkältend und seine Devise das stoische: ne quid nimis.

Ja wahrlich, er war ein fast untadelhafter Mensch, aber alle seine Tugenden hätten eher ein Kloster, als einen so gefahrvollen Thron geziert.

Und das sah er oft selbst ein; darum wollte er noch bei Lebzeiten seines Va-

ters sich, wie sein Großoheim Karlmann, in ein Kloster zurückziehen, unterließ es aber, da sein Vater es nicht wünschte.

Er war schon von frühester Jugend an mit der Verwaltung von Aquitanien betraut worden, hatte dort jedoch so wenig als Krieger und Herrscher geleistet, daß Wala, der die ganze Bedeutung des Kaiserthums fühlte, für ihn unmöglich Sympathieen hegen konnte. Wen sollte man nun an seiner Stelle zum Nachfolger vorschlagen?

Alle rechtmäßigen Erben fehlten; Karl's d. Gr. Bastarde waren zu jung; es war nur ein Mann da, auf den man die Augen wenden konnte, und das war jener oben genannte Bernhard. Bernhard war sehr jung und in Italien von Wala stets geleitet worden; darum schlug Wala ihn vor, denn so konnte er hoffen, daß unter seiner Leitung Karl's d. Gr. Pläne würden weiter geführt werden. Doch die Zeit war vorbei, daß ein Bastard einen legitimen Erben hätte ausschließen können; so stark war die Kirche geworden, daß daran nicht zu denken war, und somit wurde Ludwig's Succession bestimmt.

Als sie festgesetzt war im Rathe Karl's d. Gr., wurde sie 813 auf der Reichsversammlung zu Aachen bestätigt und Ludwig d. Fr. zum Kaiser gekrönt. Wir haben die genaue Beschreibung dieses Festes, und es ist interessant, dasselbe sich zu vergegenwärtigen.

Karl d. Gr., heißt es, begann die Bischöfe, Aebte, Herzöge, Grafen und Vasallen, die zahlreich zu dieser wichtigen Feierlichkeit herbeigeeilt waren, zur Treue gegen seinen Sohn zu ermahnen; dann fragte er sie Alle, Mann für Mann, ob sie der Ansicht wären, daß ihm der Kaisername beigelegt würde; Alle antworteten sie darauf, es sei das eine gerechte und ihm von Gott eingegebene Sache, und das unter den Fenstern des Palastes versammelte Volk gab durch Zuruf seine Beistimmung zu dem Entschlusse der Großen zu erkennen. Am folgenden Sonntage begab sich Karl im Königsschmucke, mit der Krone auf dem Haupte, von seinem Sohne begleitet, in die von ihm gegründete Basilica.

Auf den Hauptaltar legte er dort eine andere goldene Krone nieder, dann beteten Vater und Sohn lange Zeit und nach dem Gebete begann Karl seinen Sohn zu ermahnen, und zwar geschah das in Gegenwart der versammelten Großen. Zuletzt fragte er ihn, ob er diesen seinen Vorschriften nachkommen wolle? Ludwig antwortete ihm, er würde Alles mit Gottes Hülfe zu erfüllen suchen. Dann befahl ihm Karl, er solle die Krone vom Altare nehmen und sie mit eigenen Händen sich auf's Haupt setzen. Das geschah. Eine Messe beendete die Ceremonie, dann erscholl die Kirche von dem segnenden Zuruf des Volkes. Karl d. Gr. dankte dem Herrn, der so gnädig gewesen sei, ihm heute einen zu geben, der einst an seiner Stelle thronen könne.

Sobald Karl verschieden war, folgte ihm Ludwig, und seine erste That war es, die Pfalzen seines Vaters von ihren lustigen Bewohnern zu befreien. Nachdem er die Genossen der Lüste entfernt hatte, verstieß er auch seines Vaters Arbeitsgehülfen; der vornehmste unter ihnen, Wala, wich den Stürmen aus und ging in das Kloster Corvey. So geschah Vieles, was da anzeigte, daß Ludwig in anderem Sinne herrschen wolle, als sein Vater das gethan. Sein Vater hatte Sachsen und Friesen besiegt und sie unter fremde Gesetze gezwängt, er gab ihnen ihre alten Gesetze wieder. Und das haben ihm die Sachsen in Gefahr und Noth stets gedankt; sie haben ihn immer gegen seine Söhne und gegen die fränkische Aristokratie beschützt. Alles aber trat zurück gegen die Sorgfalt, welche Ludwig den kirchlichen Angelegenheiten zuwandte. So ließ er z. B. das neue Testament, um es den Sachsen zugänglich zu machen, in's Deutsche übersetzen und die schöne Evangelienharmonie, die wir unter dem Namen „Heliand" (Heiland) besitzen, sie ist wohl auf Ludwig's Antrieb entstanden. In ihr zeigt sich so recht, wie sich christliche Anschauung mit der deutschen verbindet, und ohne den Kern des Christenthumes zu verletzen, die Lehren und Erzählungen dem Gefühle und dem Verstande der Sachsen angepaßt werden.

Wie schön und doch wie echt deutsch wird Johannes geschildert:

Johannes kam
An das Licht der Lebendigen;
Sein Leib war schön,
Die Haut war hell,
Haar und Nägel,
Seine Wangen waren wonnig.

Und weiter, wie der Engel zu Maria kommt:

1.
Da sandt' er seinen Boten
Nach Galiläaland,
Gabriel hieß
Des Allwaltenden Engel,

2.
Wo ein Weib er wußte,
Eine minnige Magd,
Mara mit Namen,
Eine mannbare Dirne.

3.
Ein Degen auch hatte
Sie erkoren, Joseph,
Guten Geschlechts,
Die Tochter David's ꝛc.

dann die Geburt Christi:

1.
Und die Mutter nahm ihn,
In Gewand ihn windend,
Der Weiber schönste,

2.
Ihn zärtlich zierend
Mit ihren zwei Händen,
Und legte lieblich

3.
Den lieben Kleinen,
Das Kind, in eine Krippe ꝛc.

Wie deutsch faßt der Dichter das Verhältniß der Jünger zum Herrn! Als die Häscher Christum sahen, heißt es:

1.

Da erbebte vor Zorn
Der schnelle Schwertdegen
Simon Petrus
In der Brust, daß keinen Laut
Er vorbringen konnte;

2.

So in Harm war sein Herz,
Daß seinen Herrn man
Binden wollte.
Aufbrausend trat da
Kühnmuthig der Degen

3.

Vor seinen Dienstherrn,
Hart hin vor den Herzog rc.

Diese Zuneigung, welche Ludwig gegen die Kirche hatte, benutzte der Papst Stephan IV. Er kam 816 nach Frankreich und krönte Ludwig den Frommen, obwohl er doch schon drei Jahre vorher die Krone empfangen hatte. Das ließ sich Ludwig gefallen, obgleich dadurch eigentlich der Grundsatz ausgesprochen wurde, daß die Kaiserkrone nur vom Papste aufgesetzt werden könne.

Die Veranlassung, daß Wala wieder an den Hof und an die Spitze der Geschäfte kam, war folgende. Ludwig der Fromme hatte von seiner ersten Frau, Irmengarde, drei Söhne: Lothar, Pipin und Ludwig.

Es fragte sich nun, ob man das Reich nach alt germanischer Weise unter sie theilen und dadurch die Einheit zerstören, oder ob man die Einheit bestehen lassen solle. Die hohe fränkische Aristokratie wünschte das Letztere, weil sie bei der Besetzung der Stellen dann vorzüglichen Vortheil hatte. Endlich fand man eine Ausgleichung. Der älteste Sohn, Lothar, wurde Kaiser, die beiden anderen Söhne mit Königreichen, doch so ausgestattet, daß sie Unterthanen des Kaisers blieben.

Bei diesen Unterhandlungen gebrauchte Ludwig den Wala, der dann auch sein Streben, die Einheit des Reiches zu erhalten, glücklich durchführte.

Alles dies änderte sich, als Ludwig d. Fr. nach dem Tode seiner ersten Frau im Jahre 818 die Judith, die Tochter eines baierischen Grafen, heirathete. Judith war wunderschön, wie alle die frommen Chronisten jener Zeit das einstimmig versichern, sie war jedoch nicht nur schön, sondern auch geistreich, und besaß Muth und Umsicht. Das war genug, um Ludwig zu fesseln.

Als sie im Jahre 823 einen Sohn, Karl den Kahlen, geboren hatte, da wollte sie ihm ein selbstständiges Erbreich sichern und begann den Kampf mit der Aristokratie, welche den Vertrag vom Jahre 817 um jeden Preis aufrecht zu erhalten suchte. Ihre ersten Schritte hatten keinen Erfolg, aber sie stand von ihrem Beginnen nicht ab; sie vermochte den Kaiser im Jahre 828, ohne die Reichsversammlung zu fragen, ein einfaches Edict zu erlassen, wodurch er jene Beschlüsse vom J. 817 dadurch aufhob, daß er seinem jüngsten Sohne, Karl dem Kahlen, Alamannien als Erbtheil bestimmte.

Dagegen erhob sich die Aristokratie, von Wala geleitet, und mit ihr verbündeten sich die drei Söhne Ludwig's aus erster Ehe. Sie nahmen ihren Vater ge-

fangen. Da aber der Erstgeborene, der Kaiser Lothar, seine Oberhoheit über die Brüder nicht aufgeben wollte, so traten diese bald auf die Seite des Vaters zurück, befreiten ihn mit Hülfe der Sachsen, und Lothar mußte sich gedemüthigt mit seinen vornehmsten Rathgebern in sein Königreich Italien zurückziehen.

Aber diese Versöhnung hatte keinen Bestand, denn Ludwig d. Fr. verwirklichte nicht die Hoffnung seiner jüngeren Söhne.

Sie verbanden sich deshalb mit Lothar, und zu ihnen trat ein großer Theil der Aristokratie. Die Bischöfe, welche die Einheit des Reiches der Einheit der Kirche wegen wünschten, hatten den Papst Gregor veranlaßt, über die Alpen zu kommen, um mit seinem Ansehen die Kirche zu schützen. So zog er denn im Jahre 833 mit dem Könige Lothar über die Alpen. Man war am Hofe Ludwig's des Frommen mehr über die Ankunft des Papstes, als über die Lothar's erschreckt. Gegen Lothar konnte man die Sachsen gebrauchen; die Hülfe der Bischöfe gegen den Papst anzurufen, war doch ein zweifelhaftes Wagniß. Zwar hatten sie sich niemals ganz dem Papste untergeordnet, aber gerade damals stieg das Ansehen desselben von Tag zu Tag. Es war ja die Zeit, in der die falschen Decretalen, welche an den Ufern des Rheines zusammengestellt waren, durch die ganze occidentalische Christenheit hin sich verbreiteten, weil sie unter der Form kanonischer Beschlüsse das ausdrückten, was in der Zeit lag.

Man versuchte nun gegen den Papst einen Widerstand unter den Geistlichen zu organisiren und berief sie zu einer Synode nach Worms. Dorthin kam eine große Anzahl von Bischöfen und erließ einen drohenden Brief an Gregor. Währenddeß überflutheten die Heere beider Parteien den Elsaß und die drei Brüder stellten sich in der Nähe von Colmar auf, um dort die Ankunft ihres Vaters zu erwarten. Am St. Johannistage des Jahres 833 trafen die Heere auf dem rothen Felde bei Colmar auf einander. Noch aber mochte Niemand an den Kampf denken; Jeder scheute sich davor. So begann man denn zu unterhandeln, kam jedoch zu keinem Resultate, und Ludwig stellte schon sein Heer in Schlachtordnung, als ihm die Ankunft des Papstes gemeldet wurde. Ludwig hatte die Schwachheit, ihn zu empfangen; um ihm aber sein Mißfallen zu bezeigen, empfing er ihn ohne alle Ehren vor der Front seines Heeres und erklärte ihm, dieser ungewöhnliche Empfang sei die Folge seiner unerwarteten Ankunft. Gregor begann zum Frieden zu ermahnen, blieb mehrere Tage in Ludwig's Lager und kehrte erst dann zurück, als er einsah, daß seine Bemühungen fruchtlos seien.

Sie schienen allerdings ohne Erfolg gewesen zu sein, waren indeß doch nicht fruchtlos geblieben, denn als am Tage nach seiner Heimkehr Ludwig nun wirklich

die Schlacht beginnen wollte, da fand er sein Lager verödet und nur wenige Getreue noch um sich.

Der Chronist stellt diesen Abfall als das Resultat eines Wunders höchst naiv so dar:

„An dem Tage", sagt er, „welcher auf die Abreise des Papstes folgte, breitete sich die Hand des Herrn durch ein gerechtes Urtheil über das ganze Volk aus, es wurde der Wille Aller verändert und Aller Seelen erschreckt durch die Furcht Gottes. Und in Folge dessen verließen sie Alle in derselben Nacht den Kaiser, ohne daß meines Wissens irgend welche Ueberredungskünste angewandt worden sind, und Alle, vom Kleinsten bis Größesten, schlugen ihre Zelte neben dem Lager Lothar's auf, so daß man am Morgen mit Erstaunen alle die Zelte dort sah und sich gegenseitig fragte: was bedeutet das? Es schien uns in Wahrheit sehr wunderbar, weil wir nicht wußten, wie sich die Sache zugetragen hatte, daß diejenigen, die am Tage vorher so stolz und zutrauensvoll gewesen waren, weil sie sich auf ihre Menge, auf den Eid der Masse, auf die Weisheit der Bischöfe und Großen, auf das Ansehen eines Vaters, auf Versprechungen aller Art stützten, daß die so sich verändert hatten und so schwach geworden waren, um nun plötzlich, ohne dazu getrieben und ermuthigt zu sein, den Kaiser mit der Kaiserin allein zu lassen" u. s. w.

Aber es ist wohl nicht so schwer, wie der Chronist meint, die menschliche Hand zu erkennen, welche den Faden dieses Gewebes gesponnen hatte.

Nach so allgemeinem Abfalle konnte von einer Schlacht die Rede nicht mehr sein, Ludwig rief die wenigen Getreuen zusammen und rieth ihnen selbst, sie möchten sich an seine Söhne wenden, denn er wollte nicht, daß seinetwegen Jemand das Leben oder die Glieder verliere.

Er selbst blieb wartend in seinem Zelte, ob wohl seine Söhne zu ihm kommen würden, diese blieben jedoch wohlweislich in ihrem Lager und erlaubten es nur ihren Kriegern, den Vater zu beleidigen, damit er gezwungen würde, sich ihnen in die Arme zu werfen. Und so geschah es. Auch in diesem Unglücke blieb Judith sein erster und letzter Gedanke, für sie flehte er seine Söhne um Gnade an, und gewiß war es ein harter Schlag, als man Weib und Kind von ihm riß.

Nun nahm Lothar den Kaisertitel an und seine Brüder, deren Reiche er vermehrte, widersprachen nicht, sondern kehrten ruhig in ihre Heimath zurück. Auch der Papst zog heim, ernüchtert durch das, was er erlebt hatte, und wohl nicht ohne Reue über sein Verhalten in diesem Kampfe. Mit dem Siege Lothar's riß überall Unordnung ein, weshalb Viele von Neuem ihre Blicke nach Soissons richteten, wo im Kloster des heil. Medardus Ludwig von seinem Sohne Lothar unter strenger

Aufsicht gehalten wurde (Bild I). So sehr vermehrte sich in Kurzem der Anhang des Kaisers, daß die Aristokratie eine Apologie ihres Verfahrens ausgehen ließ, welche eine heftige und harte Anklage Ludwig's enthielt. Um nun jede Bewegung zu seinen Gunsten zu unterdrücken, wollte man ihn zwingen, Krone und Waffen in einer öffentlichen Versammlung zum zweitenmale niederzulegen und seine Unwürdigkeit laut anzuerkennen. Das verweigerte Ludwig; da berief man eine Synode und diese zwang ihn, in der Kirche des heil. Medardus ein feierliches Sündenbekenntniß abzulegen. Nachdem das geschehen war, hielt sich Lothar für gesichert; aber er hatte sich sehr getäuscht. Diese seine Härte gegen seinen Vater hatte ihm die Herzen Aller entfremdet, und sobald das seine Brüder merkten, verbanden sie sich mit der Opposition, zumal sie auch von der Anmaßung des ältesten Bruders zu leiden hatten. So wurde Ludwig wieder eingesetzt, Lothar mußte sich unterwerfen und schwur seinem Vater von Neuem Gehorsam und Treue. Zum drittenmal wurde Ludwig gekrönt, und zwar auf einer Synode, wie denn überhaupt am meisten in diesem Kampfe die geistliche Macht gewonnen hatte.

Kaum hatte Ludwig seinen Platz wieder eingenommen, so begannen die Intriguen für Karl den Kahlen in der alten Weise. Da aber Pipin gestorben war, so wandte sich Judith an Lothar und suchte ihn für ihre Pläne zu gewinnen. Er ging darauf ein und somit war Ludwig der Deutsche derjenige, welcher am meisten zu fürchten hatte. Natürlich blieb er nicht ruhig, wieder begann ein Bürgerkrieg und noch während dieses Kampfes starb Ludwig der Fromme im Jahre 840.

Auf seinem Sterbebette empfahl er dringend seinem Erstgebornen, Treue gegen Karl den Kahlen zu üben; doch Lothar gedachte, daß er Kaiser sei, und hoffte, seine beiden Brüder ihres Erbtheils zu Gunsten der Einheit des Reiches berauben zu können. So wandte er sich denn zuerst gegen Karl den Kahlen und stellte gegen ihn einen Sohn seines verstorbenen Bruders, Pipin's von Aquitanien, als Prätendenten auf. Lothar aber hatte in Frankreich viele Anhänger durch sein schwankendes Benehmen, durch seine Härte und Herzlosigkeit verloren und er fand es schwerer, als er geglaubt, seinen Bruder zu verdrängen. Der Operationsplan der beiden feindlichen Parteien ist leicht zu verstehen. So heftig auch Ludwig d. D. bei Lebzeiten seines Vaters gegen die Judith und Karl den Kahlen sich erklärt hatte, jetzt, da die Gefahr sich zeigte, Alles zu verlieren, schwand der Haß und die beiden bis dahin verfeindeten Brüder näherten sich freundlich einander. Lothar's Bemühungen gingen dahin, eine Vereinigung der beiden ihm feindlichen Heere zu verhüten, weshalb wir ihn bald an der Seine, bald am Rheine finden. Endlich erfolgte die Verbindung der beiden Brüder; noch einmal versuchten sie durch Unterhandlungen die streitenden Interessen auszugleichen; da jedoch Lothar nur darauf einging, um

sie zu täuschen und Zeit zu gewinnen, so mußte das Schwert entscheiden; und es entschied in der gewaltigen Schlacht bei Fontenay gegen Lothar. Fontenay liegt sieben Stunden von Auxerre in einer weiten Ebene, und dort wurde am 25. Juni 841 jener denkwürdige Kampf ausgefochten. Man stritt mit solcher Erbitterung gegen einander, daß die beste Kraft des Volkes vom Schwerte dahingemäht wurde und späterhin die Franken deshalb ihre Grenzen und ihre Güter nicht mehr, wie vorher, gegen rüstige Barbaren vertheidigen konnten.

Was mußte wohl in Lothar's Seele vorgehen, als er vom Schlachtfelde entfloh? (Bild II). Er war kein edler Mensch, das zeigt sein Verhalten gegen den Vater, er war auch kein bedeutender Staatsmann, das beweisen die Schritte, die er nach der Schlacht that. Von Fontenay war er nach Aachen geflohen. Unter den Sachsen hatte die noch heidnische Partei diese Zerwürfnisse im Reiche wahrgenommen und einen Bund, „Stellinga", geschlossen; an ihn wandte sich Lothar und gewann ihn durch große Versprechungen.

Ebenso fesselte er normännische Große an sich und belehnte den Dänen Heriold mit Walchern. Ganz mit Recht tadelt ihn deswegen ein Chronist mit harten Worten also:

„Das war wahrlich eine Schandthat, die man nicht genug verwünschen kann, daß Diejenigen, welche den Christen Uebles gethan, jetzt über christliche Länder und Völker und über die Kirche Christi herrschen, daß Verfolger der Christen ihre Herren werden und daß christliche Völker den Anbetern der Dämonen dienen sollten."

Dieser Tadel des Chronisten bezieht sich freilich mehr auf die Verbindung Lothar's mit den Sachsen, als auf diese Belehnung, doch zog auch sie fremde Elemente in das Carolingerreich und lockte wohl später vertriebene normännische Seekönige an, sich durch Einmischung in die Zwistigkeiten der Franken Landbesitz an den Küsten ihres Reiches zu erwerben.

Die späteren Einfälle der Normannen in Karl's des Großen Reich kann man mit Fug und Recht als Rachezüge ansehen, als Rachezüge für die Bekämpfung der Sachsen. Karl d. Gr. war in den Sachsenkriegen mit den Dänen in Streit gerathen und hatte an ihrem mächtigen Könige Gottfried einen gefährlichen Gegner gefunden. Als er im Jahre 810 gestorben war, folgte ihm bis 812 der König Hemming. Er starb ohne Erben und nun traten zwei Enkel früherer Könige, Gottfried und Anulo, als Kronprätendenten auf. Als es zum Kampfe kam, fielen beide, doch siegte Anulo's Partei und machte dessen beide Brüder, Heriold und Reginfried, zu ihren Königen. Aber schon im folgenden Jahre vertrieben die Söhne Gottfried's diese beiden Brüder, von denen Heriold zu Karl dem Gr. floh und bei ihm

gute Aufnahme fand. Von ihm unterstützt, kriegt er gegen seine Feinde, aber nicht glücklich. Zwar fällt einer von Gottfried's Söhnen, jedoch auch ihm stirbt sein Bruder Reginfried, und verzweifelnd flieht er im Jahre 814 zu Ludwig dem Frommen. Da dieser so eben den Thron bestiegen und noch Vieles zu ordnen hatte, konnte er ihm nicht gleich Hülfe gewähren und hieß ihn so lange, bis er gerüstet sei, nach Sachsen gehen. Dann bietet Ludwig Sachsen und Obotriten auf, fällt über die Eider in Dänemark ein und Heriold wird wieder König.

Er konnte sich aber ohne Ludwig's Hülfe nicht behaupten und hat noch mehrmals sie in Anspruch nehmen müssen. Wie dieser selbst die Stellung Heriold's als eine schwankende und unsichere ansah, zeigt sich klar darin, daß er dem Dänen, als dieser ihn im Jahre 826 mit Frau und Kind in Mainz besuchte, die an der Wesermündung gelegene Grafschaft Hriustri schenkte, wohin er sich im Nothfalle zurückziehen könne. Der Fall trat schon im folgenden Jahre ein, denn da wurde er abermals vertrieben und auch nicht wieder restaurirt. Um Ludwig's Hülfe sich zu erhalten, hatte Heriold das Christenthum angenommen, und es waren zuerst zwei Bischöfe, Ebbo von Rheims und Halitgar von Cambray, nach Dänemark gegangen, bald aber, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder heimgekehrt. Nochmals versuchte Ludwig d. Fr. die Bekehrung, und es war die Frage, wer sich der Thätigkeit unterziehen wolle. Man suchte lange, es wollte sich Keiner finden, bis endlich Wala den Ansgarius dazu vorschlug, den gelehrten Vorsteher der Klosterschule in Corvey. Er und sein Nachfolger Rembert (im Bilde als Statuen sichtbar) haben nun in Dänemark und Schweden für die Verbreitung des Christenthums segensreich gewirkt und als Metropole des neu bekehrten Nordens das Erzbisthum Hamburg gegründet. Diesen Heriold hatte nun Lothar mit Walchern belehnt, und wir erkennen aus dem Erzählten leicht, daß der fromme Chronist den Dänen wohl noch als Heiden ansehen konnte.

So stärkte sich Lothar durch Bundesgenossen und von Neuem entbrannte der Kampf; wieder versuchte der Kaiser, wie früher, die Vereinigung seiner beiden Brüder zu hindern, und wieder mißlang sein Streben. Sie vereinten sich im Februar 842 zu Straßburg und gelobten dort, im Angesichte ihrer Völker, Jeder in der Sprache des Anderen, sich Freundschaft und Treue. Die Formel des Eidschwures ist uns erhalten, sowohl wie sie in deutscher, als auch wie sie in romanischer Sprache lautet, und sie beweist deutlich, daß die Entwickelung der beiden Völker sehr verschieden sich gestaltet hatte, und daß deshalb jedes einen eigenen Herrscher als Repräsentanten seiner Nationalität erkämpfen wollte.

Während die Brüder bei Straßburg tagten, hielt sich Lothar in Sentiaca bei Coblenz auf. Wie die Versammlung beendet war, zogen sie gegen ihn, und er

floh so eilig vor ihnen an die Rhone, daß sie glaubten, er habe Alles aufgegeben und sich nach Italien zurückgezogen. In diesem Glauben gingen die Verbündeten nach Aachen und theilten unter sich das Reich, worauf sich Karl an die Maas, Ludwig der Deutsche aber der aufrührerischen Sachsen wegen nach Cöln wandte. An der Rhone verstärkte sich aber Lothar vorzüglich durch normännische Schaaren, jedoch kam es zu keinem Kampfe mehr. Die Verbündeten nämlich hatten an Lothar Unterhändler gesandt, die er anfangs abgewiesen hatte. Weil nun das Volk über diesen Starrsinn murrte und, der Verwüstungen herzlich müde, nichts dringender, als eine Aussöhnung der Brüder verlangte, so gaben diese endlich allseitig nach und kamen in der Nähe von Maçon auf Ansille, einer Insel in der Saône, persönlich zusammen. Sie wurden darüber einig, daß so lange Waffenstillstand sein solle, bis die hundert und zwanzig Commissarien — Jeder sandte nämlich vierzig seiner Vasallen zu diesem Geschäfte — eine Theilung verabredet hätten, mit der sie alle drei sich zufrieden erklären würden. Da nun Niemand die genügenden statistischen Kenntnisse hatte, um eine solche Theilung richtig veranstalten zu können, so dauerte es lange Zeit und war bisweilen sehr nahe daran, daß der Kampf wieder ausbrach, ehe man endlich eine passende Uebereinkunft getroffen hatte. In Verdün trafen sich dann im August des Jahres 843 die drei Brüder und bestätigten die Theilung, welche ihre Commissarien gemacht hatten (Bild III). Demnach erhielt Ludwig ganz Deutschland diesseits des Rheines, dazu noch Mainz, Speier und Worms, damit es ihm an Wein nicht fehle; Lothar bekam Italien und alles Land zwischen Rhein, Schelde, Maas, Saône und Rhone, Karl Neustrien, Aquitanien, einen Theil von Burgund, Septimanien und die spanische Mark.

Sobald die Theilung geschehen und ein Jeder in sein Land heimgekehrt war, da fühlte man die Wunden, welche man sich selbst geschlagen hatte.

Somit hatte nun jedes der drei Hauptländer: Deutschland, Italien und Frankreich, einen eigenen Herrn, und jede der drei Herrscherfamilien entwickelte sich in sich selbst und erlitt mannigfache Schicksale. Zuerst starb die Linie aus, welche Lothar gegründet hatte, und zwar mit Ludwig dem Zweiten, dem Kaiser von Italien, im J. 875. Da Lothar bei der Theilung zwei so heterogene Bestandtheile, wie Italien und jene Zwischenlande zwischen Deutschland und Frankreich, erhalten hatte, so war es natürlich, daß nach seinem Tode der älteste Sohn, Ludwig, Italien und die Kaiserwürde, der zweite aber, Lothar, die Zwischenlande bekam, welche nach ihm und seinem Vater Lotharingia genannt wurden. Nach Lothar's II. Tode theilten im J. 870 seine beiden Oheime, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, die Besitzungen ihres Neffen ziemlich nach den Grenzen romanischer und deutscher Zunge.

Die Nachkommen Ludwig's d. D. haben noch bis 911 Deutschland beherrscht,

die Karl's d. K. Frankreich bis 987. Alle haben sie aber stets Noth erlitten und sind immer im Kampfe beschäftigt gewesen, theils gegen Saracenen, theils gegen Slaven und vorzüglich gegen die Normannen.

Am schwächsten war jedoch die königliche Macht in Frankreich, denn sie war am meisten im Innern und Aeußern von feindlichen Elementen bedroht. Die meisten Domänen hatte hier schon Ludwig d. Fr. theils an den Adel, theils an die Geistlichkeit verliehen, die spanische Mark machte sich mit Hülfe der Saracenen unter eigenen Grafen unabhängig, die Armoriker und Bretonen hatten nie ihre Nationalherzöge verloren und wurden jetzt völlig frei; um Aquitanien ferner mußte Karl d. K. lange Zeit mit den Söhnen seines Bruders Pipin kämpfen. Außerdem wurden die Küsten durch plündernde Normannenschaaren schrecklich heimgesucht. Damit nun der Adel dem Könige beistehe, mußte dieser ihn durch die bedeutendsten Zugeständnisse zu gewinnen suchen, wodurch er die königliche Macht so schwächte, daß sie unter den letzten Carolingern und den ersten Capetingern eigentlich nur dem Namen nach noch bestand. Obgleich somit Karl d. K. kaum in seinem eigenen Reiche sich behaupten konnte, zog er doch nach dem Tode seines Neffen, des Kaisers Ludwig, nach Italien und erwarb im December 875 in Rom die Kaiserkrone. Er legte auf diese Würde einen großen Werth, denn, wie der Chronist erzählt, „pflegte er seitdem, mit der Dalmatica bekleidet und mit dem Diadem auf dem Haupte, an festlichen Tagen in die Kirche zu gehen; er verachtete die Gewohnheit der fränkischen Könige und hielt die griechischen Ehren für die vorzüglicheren, und damit er seinen Stolz bekunde, legte er den Königsnamen ab und nannte sich von da an Imperator und Augustus aller Könige, welche diesseits des Meeres herrschen."

Karl der Kahle machte auch hier dem Adel und der Geistlichkeit bedeutende Zugeständnisse und konnte dennoch seiner Partei nicht dauernd zum Siege verhelfen; fortan stehen sich in dem durch innere Kämpfe bis in's tiefste Mark gespaltenen Italien zwei Hauptparteien, die deutsche und französische, gegenüber.

Kaum war Karl d. K. aus Italien heimgekehrt, so erreichte ihn die Kunde von dem im Jahre 876 erfolgten Tode seines Bruders, Ludwig's des D. Ihn gelüstete es besonders, Lothringen ganz zu erwerben, und er fiel deshalb auch in dieses Land ein. Ludwig II., der tüchtigste der drei Söhne Ludwig's des D., welcher „nicht nur des Vaters Züge, sondern auch seine Energie geerbt hatte", ließ seinen Oheim an den Theilungsvertrag von Maçon erinnern, doch der antwortete ihm, er habe wohl mit seinem Bruder Verträge geschlossen, aber nicht mit seinem Neffen. Der darauf folgende Kampf entschied gegen Karl den K., welcher keine neuen Angriffe auf Deutschland mehr versuchen konnte, weil er schon im Jahre 877 starb.

In kurzer Zeit starben nach einander alle die zahlreichen Sprößlinge der drei Brüder, so daß im Jahre 884 nur noch zwei legitime Nachkommen am Leben waren; das war ein ganz junger Enkel Karl's des K., der unter dem Namen Karl der Einfältige bekannte französische König, und Ludwig's des D. jüngster Sohn, Karl der Dicke. Da Karl d. E. beim Tode seines Bruders noch zu jung war, als daß er in so bewegter Zeit hätte mit Kraft herrschen können, so wandten sich die Franzosen an Karl d. D., wählten ihn zu ihrem Könige, und wiederum war das Reich Karl's des Großen in Einer Hand. Aber Karl d. D. war in anderer Weise Herr über das weite Reich, wie Karl d. Gr. Karl's des Gr. Grafen waren nicht erblich, sie waren seine Lehnsleute; jetzt hatten sie fast alle die Erblichkeit ihres Amtes erworben; Karl d. Gr. hatte die letzten Volksherzöge gestürzt, wo hingegen Karl d. D. ihre Macht von Neuem gründete. Karl d. Gr. stand als erblicher Heerkönig an der Spitze des Rittergefolges und des Heerbannes, er war unumschränkter Feldherr; Karl d. D. hatte wohl noch das Rittergefolge, der Heerbann aber stand unter seinen nächsten Herren, unter seinen Landesfürsten, die ihn erst mit dem Könige vermittelten.

Noch einmal herrschte ein Mann über Romanen und Germanen, um das, was beide Völker Gemeinsames in ihrer Entwickelung hatten, die äußere Construction des Staates nämlich, durch seine Schwäche zu befördern und zu sichern.

Diese Schwäche Karl's d. D. trat in der damaligen bedrängten Zeit recht klar hervor. Wie schrecklich wüsteten die Normannen und wie wenig steuerte Karl ihren Verheerungen! Aquitanien, Septimanien, Gothien, die Provence, die Juragegenden, Baiern gehorchten ihm nicht und standen unter eigenen Fürsten; da war es denn kein Wunder, daß zuerst eine Partei in Deutschland sich empörte und einen Bastardenkel Ludwig's des D., den Arnulf, zum Könige machte. Ihn wollten die Gallier nicht anerkennen und wählten im Jahre 888 den Grafen Odo von Paris zu ihrem Herrn. Von Ludwig's des D. Söhnen bekam der älteste, Carlmann, noch bei seines Vaters Lebzeiten Baiern und damit die Führung des Kampfes gegen die Slaven und die Wahrnehmung der deutschen Interessen in Italien, weil zu Baiern damals Tyrol und somit der Schlüssel zu Italien gehörte. Er heirathete die Tochter eines baierischen Grafen, hatte aber von ihr keine Nachkommen. Deshalb scheint er sich wenig um diese Frau gekümmert und seine Liebe einer andern edlen Dame, Liutswinda, zugewandt zu haben. Von ihr gewann er einen herrlichen Sohn und nannte ihn zum Andenken an den Stammvater seines Hauses, an jenen berühmten Bischof Arnulf von Metz, auch Arnulf. Ihm gab er Kärnthen, als Herzogthum, und diese Besitzung behielt Arnulf, als seines Vaters Brüder, Ludwig und Karl d. D., Baiern beherrschten.

So wie Odo von Paris nur dadurch König wurde, daß er die Privilegien der Großen vermehrte, so war auch Arnulf nicht ohne bedeutende Zugeständnisse, welche er der Aristokratie machte, auf den Thron gekommen. Daß die Gallier nicht ihn, sondern einen ihrer Großen zum Könige wählten, hatte wohl einmal in der Verschiedenheit der Nationalität seinen Grund und schien um so mehr gerechtfertigt, weil sie ja eben unter einem deutschen Carolinger so viel Böses erlitten hatten, dann aber auch in der Nothwendigkeit, da sie gegen die Einfälle der Normannen eines Königs bedurften, dessen Hauptmacht den bedrohten Küsten nahe läge. Das sah Arnulf sehr wohl ein; er fühlte, daß er in Gallien doch nichts ausrichten würde, und erkannte Odo an. Sehr bald traten beide Fürsten in ein höchst freundliches Verhältniß, denn beide hatten die Ansprüche des einzigen noch lebenden legitimen Carolingers, Karl's des Einfältigen, zu fürchten, beide hatten eine mächtige Aristokratie zu beherrschen und wollten durch ihre Einigkeit den Ansprüchen der Großen jede Aussicht auf Unterstützung rauben.

Das zweite Reich, welches Arnulf aufgab, war das obere Burgund; es ist dann auch bis zur Zeit der salischen Kaiser vom deutschen Reiche getrennt geblieben.

Da Arnulf's Vater, Carlmann, da seine Oheime Italien nie aus den Augen verloren hatten, so versuchte auch er, die deutsche Partei in Lombardien zu stärken, und zog deshalb zweimal dahin. Aber er konnte nicht viel ausrichten und das von ihm dort Geschaffene hatte keinen Bestand. Von seinen Zügen hatte er nur den Vortheil, daß er im Jahre 895 die Kaiserkrone erhielt.

Mit zwei gefährlichen Feinden hatte er, wie schon seine Vorfahren und wie auch später seine Nachfolger, fortdauernd zu kämpfen; es waren dies die Normannen und die Slaven. Unter den Slaven behaupteten damals die Czechen den Principat und ihr Reich in Böhmen, Mähren und im nördlichen Theile von Ungarn befand sich unter der Herrschaft des tüchtigen König's Sventibold in solcher Blüthe, daß Arnulf sich ihrer nur mit Mühe erwehren konnte und zu seinem Schutze die Magyaren herbeirufen mußte. Weit gefährlicher, weit schädlicher waren die Einfälle der Normannen. Sie fuhren auf ihren kleinen Schiffen weit die Flüsse hinauf, stiegen dann aus und plünderten die anliegenden Landschaften. Wie oft sind sie so den Rhein, die Seine und die Loire hinaufgefahren, wie oft haben sie da Castelle sich erbaut und so lange sie behauptet, bis die Umgegend keine Beute mehr gewährte! Wie oft hat man ihnen Tribut zahlen müssen, um nur augenblickliche Ruhe zu haben!

Was halfen da einzelne kleine Siege? So wurden sie im Jahre 890 von den Bretonen geschlagen und vermieden allerdings in der nächsten Zeit diese Küste, fielen aber mit desto größerem Ungestüm in Neustrien und Burgund und im Früh-

jahre 891 auch in Arnulf's Lande, nämlich in Lothringen, ein. Gegen sie sandte Arnulf zuerst ein Heer, da er selbst noch an der Grenze gegen die Slaven kämpfte. Als dies in der Nähe von Aachen geschlagen war, da bot er den Heerbann der Alamannen und Franken auf.

Die Alamannen weigerten sich dann, über ihre Grenzen hinaus so weit vorzugehen, und so blieb Arnulf mit dem fränkischen Heerbanne allein. Er zog über den Rhein und kam an die Maas. Als die Normannen seine Ankunft erfuhren, verschanzten sie sich inmitten von Sümpfen bei Löwen an der Dyle nach ihrer gewöhnlichen Weise durch Erdwälle und Pallisadenwerk (Bild IV). Hinter diesen Verschanzungen verspotteten sie die Anrückenden. Darauf redete Arnulf seine Vasallen, weil die Franken hier den Feind nicht zu Pferde angreifen konnten und der Fußkampf bei ihnen nicht gebräuchlich war, mit folgenden Worten an: „Ihr Männer, die ihr Gott stets verehrt habt und deswegen unter dem Schutze Gottes stets bei der Vertheidigung des Vaterlandes unbesiegbar waret, bedenket jetzt, ob ihr endlich einmal das vergossene Blut eurer Ahnen, die zerstörten Tempel und die hingemordeten Priester rächen wollet. Dann, o Krieger, zaudert nicht, folgt mir gegen die Feinde, mir, der ich zuerst vom Roß steige und das Banner ergreife (Bild IV). Nicht die uns, sondern die Gott selbst angethane Schmach wollen wir rächen; darum in Gottes Namen auf den Feind!"

Jung und Alt sprang vom Roß, von beiden Seiten erhob sich das Geschrei zum Himmel, hart wurde gekämpft, aber nicht lange, so neigte sich mit Gottes Hülfe der Sieg auf die Seite der Christen. Eine große Niederlage erlitten die Normannen, die theils in den Fluß gesprengt, theils niedergehauen wurden. So wurde Arnulf's Ruhm groß in der ganzen Christenheit, wenn auch der Sieg nicht dauernde Folgen hatte. Da Arnulf bei seiner Thronbesteigung den Großen viel Zugeständnisse hatte machen müssen und dadurch ihre Macht sich bedeutend vermehrt hatte, so suchte er in der Folge ihnen gegenüber die Bedeutung der Geistlichen zu erhöhen, um in ihnen einen Stützpunct für seine Stellung zu finden. So entstand eine Spannung zwischen den beiden Ständen, und sie fand ihren Ausdruck in einer Fehde zweier Familien, die, noch zu Arnulf's Zeit ausbrechend, die Regierung seines Sohnes beunruhigte. Es war das die Fehde der Conradiner und Babenberger.

Die ersteren waren in Alamannien, dann um Wetzlar, Fulda, in der Wetterau, auch in Lothringen begütert, die letzteren um Babenberg, also vornehmlich in Ostfranken. Deshalb waren auch jene in Rheinfranken und Hessen, diese in Mainfranken missi fiscalini. Diese Beamten haben das Administrationswesen der Grafen, der Bischöfe und das der Schultheißen auf den königlichen Domänen zu inspiciren gehabt. Arnulf hatte im Laufe seiner Regierung in allen deutschen Gauen

seine Macht dadurch zu sichern gewußt, daß er die mächtigsten Familien an sich knüpfte, und so stützte er sich auch gegen die ihm verhaßte Familie der Babenberger auf das damals in Franken zweitmächtigste Geschlecht der Conradiner und auf den Bischof von Würzburg. Daher schenkte er dem Bisthume Würzburg eine Menge Güter in Ostfranken und eximirte sie vom Grafenbanne, welchen die Babenberger dort ausübten; ferner verlieh er dem Bisthum den Zehnten von vielen königlichen Domänen in jener Gegend, dann machte er einen Conradiner zum Herrn in Thüringen und einen andern zum Bischof in Würzburg, wo früher Babenberger residirt hatten.

So lange Arnulf lebte, hinderte er jeden heftigen Kampf; ihm war es angenehm, daß diese Feindschaft bestand, denn er beherzigte den alten Spruch: „Theile und herrsche". Als er aber gestorben und ihm sein unmündiger Sohn, Ludwig das Kind, gefolgt war, als diesen die Conradiner vorzüglich leiteten und seine Vormünder waren, da begannen die Babenberger den Verzweiflungskampf, und daß sie in ihm nicht gänzlich ausgerottet wurden, hatten sie wohl nur ihrer Verwandtschaft mit dem Sachsenherzoge zu danken, auf den man Rücksicht nehmen mußte. Es war aber damals Otto Herzog in Sachsen, der mit den Conradinern zugleich die Vormundschaft über Ludwig das Kind führte. In diesem Kampfe gelang es auch den Conradinern, sich die Herzogswürde in Franken zu erwerben, und so finden wir denn beim Aussterben der Carolinger in Deutschland, im Jahre 911, zwei ihnen verwandte Männer, nämlich Conrad, den Herzog in Franken, und Otto, den Herzog in Sachsen, unzweifelhaft als die beiden bedeutendsten Fürsten im Reiche.

Wir haben oben gesagt und nachgewiesen, daß Karl der Große die Nationalherzöge vertrieben und sein Reich unter Grafen vertheilt hat. In dieser Zeit finden wir die Herzogswürde aber wieder im Reiche, und es ist die Frage, wie das sich entwickelt hat.

Die Herzogswürde in Franken entstand, wie wir gesehen, in dem großen Streite, den Conradiner und Babenberger führten, und ist dort hervorgegangen aus der Macht, welche die Conradiner als missi fiscalini hatten.

Obgleich nun Karl d. Gr. auch das eroberte Sachsenland in Gaue abtheilte und die Gaue so einrichtete, daß Erinnerungen an frühere Zustände verwischt werden sollten, so blieben die Sachsen doch fortwährend in sich abgeschlossen und standen den Franken fremder gegenüber, als die andern deutschen Stämme. Sobald sie sich von der Niederlage etwas erholt und aus ihrer Betäubung erhoben hatten, da war es natürlich, daß an die Spitze dieses so eigenthümlichen Volkes ein eingeborener Fürst als Stellvertreter des fremden Königs trat. Dazu kam, daß die Sachsen von Norden her durch die Einfälle der Normannen und von Osten her

durch die der Slaven viel zu leiden hatten und daß sie für diese Kriege schon oft Herzöge ernennen mußten. Beide Gründe, daß man die Sachsen schonen mußte — sollte anders das Reich bestehen — und daß man in diesen Gegenden der Heerführer bedurfte, welche ein lebendiges Interesse für das Land hegten, gaben jedenfalls bei der durch eine Revolution erfolgten Thronbesteigung Arnulf's den Sachsen große Wichtigkeit. Daher finden wir seit Arnulf's Zeit hier mächtige Herzöge. Das herrschende Haus war Arnulf treu und hold, und da es so mächtig war, daß es von vorneherein alle Opposition unterdrücken konnte, so wagte auch Arnulf nicht, einen Geistlichen dem Herzogshause gegenüber zu erheben, wie das in Schwaben und Franken geschehen war.

Als nun Ludwig das Kind im Jahre 911 starb, war Deutschland in einem schrecklichen Zustande; es war zerrissen durch innere Fehden und von allen Seiten her durch drängende Feinde beunruhigt. Eines mächtigen Armes bedurfte es, das Reich zu erhalten und zu schützen. Da wandte Alles seine Blicke zunächst auf Otto von Sachsen, welcher der Nächste nach dem Könige war. Er aber lehnte die Krone ab, denn er sei zu alt, und wies auf Herzog Conrad von Franken als auf denjenigen hin, welcher die Bürde der Regierung am besten übernehmen könne. Nun war ja Conrad mit den Carolingern verwandt, er war eben aus einem großen Kampfe als Sieger hervorgegangen, somit war es fast eine Nothwendigkeit, daß man ihn zum Könige wählte. So wählten ihn denn auch Sachsen, Franken, Baiern und Alamannen; so lange aber noch Otto von Sachsen lebte, blieb bei ihm die Hauptmacht im Reiche, und er war eigentlich König.

Noch waren jedoch Carolinger vorhanden und nicht ohne Macht, denn Karl der Einfältige war ja König in Frankreich. Seit langer Zeit war das Wahlrecht des Volkes außer Gebrauch gekommen und die carolingischen Reiche hatten sich zu erblichen Monarchieen umgebildet. Auch Arnulf ist nicht durch eigentliche Wahl auf den Thron gekommen, sondern durch eine Revolution, und er war ja doch immer noch ein Carolinger. Daß er von außen her nicht angegriffen wurde, verdankte er den Zuständen in Frankreich, welche die Wahl des Odo von Paris bedingten. Da nun in Deutschland die Ansprüche der Carolinger nicht mehr berücksichtigt wurden, so suchte sie Karl der Einfältige mit Gewalt geltend zu machen und wenigstens Lothringen für sich zu erwerben. Der Kampf gegen Frankreich hat Conrad sein Leben lang beschäftigt; doch war das nicht der einzige Kampf gegen auswärtige Feinde, den er auszufechten hatte; auch ihn bedrängten Normannen, Slaven und Magyaren. Und außer diesen Kriegen, welche Kämpfe im Innern des Reiches hat er durchfechten müssen!

Als im Jahre 912 Otto von Sachsen starb, folgte ihm sein junger, sehr tüch-

tiger Sohn Heinrich. Conrad fühlte sich gewiß durch die Uebermacht des sächsischen Hauses bedrückt und gedemüthigt, wagte aber natürlich nicht, gegen den alten, mächtigen Herzog Otto aufzutreten, und wollte nun den Wechsel zu seinem Vortheil benutzen. Seit langer Zeit schon besaßen die Sachsen die nördlichen Gaue von Thüringen; sie wollte er dem Herzog Heinrich entziehen und Anderen verleihen. Darüber entbrannte eine gewaltige Fehde, deren Verlauf wir nur zum Theil kennen. Sie ist durch einen für Sachsen günstigen Friedensschluß beendet, weil Conrad nicht zu gleicher Zeit dem mächtigen Herzoge und dem Könige Karl dem Einfältigen widerstehen konnte.

Bei diesem Versuche, die Hoheit des König's dem Nationalherzog gegenüber geltend zu machen, scheiterte Conrad I.; nicht viel glücklicher focht er gegen die anderen deutschen Stämme.

Fünf große Theile des Reiches treten uns in dieser Zeit als in sich arrondirte und geschlossene Massen entgegen; zuerst auf dem linken Rheinufer Lothringen, welches, wie schon berichtet, unter Conrad dem Reiche fast ganz entfremdet wurde, dann auf dem rechten Ufer Sachsen, Franken, Baiern und Alamannien. Von diesen vier Landen war dem Conrad nur Franken gehorsam, denn ebenso wie gegen Sachsen hat er auch gegen Baiern und Alamannien kämpfen müssen.

In Baiern tritt unter Arnulf eines der adeligen Häuser dadurch sehr bedeutend hervor, daß es mit der königlichen Familie nahe verwandt war, bedeutende Güter hatte und sich im Besitze der Markgrafenwürde des Nordgaues als Vorkämpfer gegen Slaven und Magyaren auszeichnete. Der Erste dieser Familie, welcher uns genannt wird, ist Liutpold, und als er im Jahre 908 durch die Ungarn erschlagen wird, tritt an seine Stelle sein Sohn Arnulf.

Auch mit ihm hat Conrad kämpfen müssen und besiegte ihn so, daß Arnulf mit Frau und Kind zu den Ungarn floh; er kam jedoch bald zurück, da Conrad an seinen Wunden verstarb.

Heißer war der Kampf, welchen der König in Schwaben ausfechten mußte. Unter Arnulf war dort den weltlichen Großen gegenüber der Bischof Salomo von Constanz sehr begünstigt worden. Salomo, einer angesehenen Adelsfamilie entstammend, ward früh zum geistlichen Stande bestimmt und Capellan am Hofe Ludwig's, des Oheims Arnulf's. Allmählig wurde er Abt in Kempten und Ellwangen und befand sich in diesen Würden, als Arnulf den Thron bestieg. Er schloß sich dem klügsten und gescheutesten Freunde Arnulf's, dem Erzbischof Hatto von Mainz, auf's engste an und dadurch stieg er denn wirklich sehr rasch und hoch. Es hatte Arnulf noch ganz besondere Gründe, den Salomo zu begünstigen. Karl der Dicke hatte in Alamannien die treuesten und zahlreichsten Freunde gehabt hier

hatte sein Schicksal Mitleiden erregt und nur durch Schrecken war das Volk zur Unterwerfung gezwungen worden. Daher erklärt es sich denn auch leicht, daß hier keine Familie des weltlichen Adels begünstigt wird und dadurch zur herzoglichen Macht gelangt. Hier finden wir noch immer die Kammerboten, welche die Rechte und Einkünfte des Königs wahrnehmen mußten. Diese Kammerboten in Schwaben scheinen nun wohl dem Arnulf nicht anhänglich gewesen zu sein, weshalb der König denn auch Salomo's Macht zu heben suchte. Er gab ihm zu seinen beiden Abteien noch die von Rheinau, St. Gallen und acht andere und machte ihn zum Bischof von Constanz. Immer mehr entzog er den Kammerboten und übertrug es dem Salomo. Natürlich kam es mehrfach zu Streitigkeiten zwischen beiden Parteien, in denen Salomo über Erchanger und Berthold, die Kammerboten, siegte und sie dadurch demüthigte, daß er durch seine Fürbitte das über sie ausgesprochene Todesurtheil abwandte. Als Conrad auf den Thron kam, erzeigte er sich dem Salomo wohlgewogen, denn sie beide waren ja Günstlinge Arnulf's gewesen. Der König ließ sich von dem Bischofe in St. Gallen bewirthen, wobei auch die Kammerboten zugegen waren. Als Gastgeschenk erweiterte Conrad die Befugnisse Salomo's und schränkte dadurch die der Kammerboten ein, worauf diese von Neuem Fehde erhoben. In dieser Fehde wurden sie gefangen und zum Tode verurtheilt. Nach ihrem Tode schien es gerathen, die Verfassung dieses Landes der in den andern bestehenden nachzubilden. Mit Uebereinstimmung des Salomo ward Burkhard vom Könige zum Herzog ernannt und mit den Gütern der hingerichteten Kammerboten, die er zu Lehen bekam, für seine neue Würde ausgestattet. Er empfahl sich zu dieser Würde dadurch, daß er nach der beiden Kammerboten Fall an Geschlecht und Reichthum in Schwaben der Erste war.

Als Conrad im Jahre 918 in tödtliche Krankheit verfiel und das Ende seines Lebens nahe fühlte, da war er wohl mit sich selbst nicht zufrieden, denn er war nach sieben unruhigen Jahren nicht viel weiter, als er bei seinem Regierungsantritt gewesen. Nun genoß der Sachsenherzog Heinrich großen Ansehens im Reiche; Alle bezeichneten ihn als den wahrscheinlichen Nachfolger und Conrad selbst begriff so wohl die Lage des Reiches, daß er einsah, es würde zum Glücke Deutschland's dienen, wenn sein alter, langjähriger Gegner König würde, und so lebendig wurde in ihm diese Ueberzeugung, daß er nicht nur nichts gegen seine Erwählung, sondern Alles für dieselbe that.

Da er selbst kinderlos war, hielt sich sein Bruder Eberhard für berechtigt, Ansprüche auf die Krone zu machen. Es fühlte aber Conrad, daß er zur Leitung der Herrschaft nicht tüchtig genug und bei'm Volke nicht beliebt sei; dagegen war Heinrich ein Mann voll Kraft und Thätigkeit, zugleich dem Frieden und der Ruhe

geneigt, ausgezeichnet durch Geist und gerechte Strenge, Keiner im Reiche ihm vergleichbar, er daher unbedingt der Herrschaft würdig. Deshalb schlug Conrad dem Eberhard es ab, ihn zu seinem Nachfolger zu empfehlen; denn wurde auch Eberhard König, eine ruhige Herrschaft durfte er nicht hoffen.

Wenn aber Franken und Sachsen einstimmig einen Mann wählten und ihn unterstützten, dann war Hoffnung vorhanden, daß ein solcher Herrscher die inneren und äußeren Feinde im Zaum halten würde. Deshalb rief Conrad seinen Bruder vor sein Sterbebette und empfahl ihm dringend, die Kroninsignien und mit ihnen die Anerkennung der Franken dem Herzoge Heinrich zu überbringen (Bild V). Das geschah (Bild VI). Als Eberhard zu Heinrich gekommen war, verlangte er mit ihm allein zu sein, und da sich Alle entfernt hatten, entblößte er sein Haupt und fiel vor Heinrich auf die Kniee; dann bot er dem Staunenden Scepter und Krone dar und entledigte sich seines Auftrages. Dem Herzoge versprach Heinrich dagegen, er wolle ihm, wenn er treu bliebe, solch hohe Botschaft wohl lohnen. Die gewöhnliche Erzählung aber, daß Eberhard den Heinrich auf der Vogeljagd getroffen habe, ist falsch und erst aus einer viel späteren Sage hervorgegangen. Nun bedurfte es noch der Wahl und Anerkennung Heinrich's durch die Großen des Reiches, die seit der Erhebung Arnulf's auf die Besetzung des Thrones bedeutenden Einfluß erworben hatten. Die Hauptstimme bei diesem Vorgange hatten doch die Großen der Franken, wohl mit Rücksicht darauf, daß sie das siegende Volk waren und daß auf Franken zunächst das deutsche Königthum begründet war. Wie tief dies in der Vorstellung wurzelte, zeigt der Umstand, daß ein deutscher König durch seine Erhebung auf den Thron sein angeborenes Recht verlor und fränkisches Recht gewann. Der Adel der Franken versammelte sich in Fritzlar und erhob Heinrich zum Könige. Ob und inwieweit die anderen Stämme dabei vertreten waren, darüber läßt sich mit Bestimmtheit nichts behaupten. Wenn sich auch die Herzöge von Schwaben und Baiern späterhin gegen Heinrich auflehnten, so haben sie damit seine Königswürde nicht bestreiten, sondern für sich nur gleiches Recht und gleiche Macht in ihren Provinzen erwerben wollen.

Ehe wir nun die Geschichte seiner Thaten mittheilen, wollen wir zuvor einen Blick in die häuslichen Lebensverhältnisse dieses bedeutenden Mannes thun. Er war der jüngste von drei Söhnen, welche die Hathui ihrem Gemahle, dem Herzoge Otto, in der Ehe geschenkt hatte, und im Jahre 876 geboren. Da seine beiden älteren Brüder jung starben, so blieb ihm allein das Erbe seines Vaters. Durch seine Mutter war er wohl mit den Carolingern verwandt, doch kann man nicht mehr mit Bestimmtheit nachweisen, ob sie Ludwig's des D. oder seines Sohnes Carlmann's Tochter gewesen sei. Heinrich hat sich zuerst mit Hatheburg vermählt,

der Tochter eines mächtigen und reichen Grenzgrafen in der Merseburger Gegend. Da sie aber vor ihrer Ehe Nonne gewesen war, so griff die Kirche diese Ehe an und betrachtete sie stets als ein Concubinat. Jedoch nicht alsobald trennte sich Heinrich von seiner Gemahlin, erst nach längerer Zeit, nachdem ihm ein Sohn, Thankmar, geboren, schied er von ihr, ohne daß man mit Sicherheit die Beweggründe zu dieser That nachweisen könnte. Da die Kirche diese erste Verbindung durchaus nicht als Ehe gelten ließ, so war es ihm nicht verboten, eine zweite Frau zu nehmen. Und so erwählte er denn zur Gemahlin die Mathilde, die Tochter des Grafen Theodorich, welcher seinen Stamm von Widukind herleitete. Theodorich war ein mächtiger Graf in Westfachsen und hatte seine Güter in der Nähe des Klosters Hervord, wo die Mathilde auch bei ihrer Großmutter erzogen wurde. Sie hatte ihrem Gemahle acht Tage vor dem Tode seines Vaters einen Sohn, den nachmals so berühmten Kaiser Otto, geboren.

Kehren wir jetzt zurück zum Jahre 919, denn im Anfange dieses Jahres fand die Wahl und Anerkennung Heinrich's statt.

Die ersten zwei Jahre seiner Regierung verflossen im Kampfe mit denen, welche die Anerkennung dem neugewählten Könige versagten. So trat ihm zuerst Burchard, der Herzog von Schwaben, entgegen, der sich dadurch großes Verdienst erworben hatte, daß von ihm das benachbarte Reich Burgund gedemüthigt und zunächst wieder mit Schwaben und dadurch mit Deutschland in Verbindung gebracht wurde. Burchard aber, so tüchtig er auch war, wagte doch gegen Heinrich keinen Kampf und bot die Hand zum Frieden.

Ernster war der Kampf, den Heinrich gegen Arnulf von Baiern auszufechten hatte. Dieser hatte König Conrad aus seinem Lande vertrieben, war aber zu früh gestorben, als daß er seinen Sieg zur vollständigen Unterdrückung des Herzog's hätte benutzen können. Deshalb kehrte dieser, sobald er die Nachricht vom Tode Conrad's vernommen, in sein Land zurück. Weil nun die deutschen Carolinger meist in Baiern residirt hatten, so zürnte er, daß das Land diesen Vorzug verlor und die Königswürde an die anderen Stämme übergegangen war. Darum erhob er sich gegen Heinrich. Arnulf aber war der Vorkämpfer gegen die Magyaren, und das scheint der Grund gewesen zu sein, der den König bewog, ihm ein wahrhaft königliches Privilegium zu verwilligen. Er trat ihm die Oberhoheit über alle Kirchen und Geistlichen des Landes ab.

Bedenken wir, daß Arnulf, daß Conrad sich auf die Geistlichkeit stützten, um die weltlichen Großen zu demüthigen; bedenken wir, daß Arnulf von Baiern selbst die heftigste Opposition von der Geistlichkeit seines Landes erfahren hatte, so werden wir den Zorn dieses Standes über den Sieg des Herzog's verstehen und danach

die Klagen der Geistlichkeit gegen die Tyrannei und Bedrückung dieses Fürsten zu würdigen wissen.

Seitdem sich Arnulf von Baiern im Jahre 921 unterworfen hatte, herrschte Ruhe im Reiche, kein innerer Krieg störte den Frieden, und eine solche Eintracht wie damals ist nicht oft mehr im deutschen Lande gewesen. Und zwar gelang es Heinrich, dadurch die Ruhe zu erhalten, daß er, meist in seinem Herzogthume residirend, vorwiegend Herzog in Sachsen und deutscher König in den andern Landen nur insoweit war, als sie ihm die Anerkennung seiner Würde nicht verweigern und die Heeresfolge nicht versagen durften.

Nach allen Seiten hin hat Heinrich das Reich gegen äußere Feinde tüchtig vertheidigt und nicht blos Ruhm und Ehre, sondern auch Land und Leute gewonnen. Es war unter der Herrschaft Conrad's I. den Deutschen Lothringen entrissen und, mit Ausnahme des Elsaß, an Karl den Einfältigen gefallen. Gegen diesen erhoben sich Empörungen, Gegenkönige wurden erwählt, und diese inneren Zwistigkeiten benutzte König Heinrich so klug und geschickt, daß er als Preis seiner Anstrengungen Lothringen davontrug. Dorthin sandte er dann Eberhard, den Herzog von Franken, eben jenen, der ihm die Kroninsignien überbracht hatte, damit er als Pfalzgraf neben dem Herzoge und gegen diesen des König's Rechte in Bezug auf die Domänen und Regalien wahrnehme.

Die östlichen Grenznachbaren der Deutschen sind die Slaven. Daß auch sie mit den Deutschen urverwandt sind, haben die Sprachstudien klar nachgewiesen, doch ist die Trennung der beiden Völker schon vor historischer Zeit erfolgt, denn so lange die Geschichte sie nennt, kennt sie auch diese Völker als Feinde. Wann die Slaven in Europa eingewandert sind, wer weiß es? Wir finden sie zwischen Thraciern, Celten und Lithauern wohnen und mannigfache Aehnlichkeit haben sie mit diesen Nachbaren. Sie selbst nennen sich Serben, von den Deutschen aber wurden sie Winden genannt. Die Gothen nannten nämlich das Flachland Osteuropa's Win und einen Steppenbewohner Wineda. Man hat wohl behauptet, daß die Veneti in Italien ein slavischer Stamm seien, und da sie nach den Nachrichten der Alten sich doch wesentlich von den andern Einwohnern Italien's unterscheiden, so ist die Annahme vielleicht nicht ungegründet. Ob aber die Veneti, welche Cäsar als ein Volk an den Küsten Nord-Gallien's nennt, mit ihnen in Verbindung zu bringen seien, weiß ich nicht und wage darüber keine bestimmte Ansicht zu äußern, wenn auch eine nicht allzu kühne Hypothese nahe liegen möchte.

Waren jene oben genannten Namen die des ganzen Volkes, so bezeichnen Slaven und Anten zwei Hauptstämme desselben.

Das Wort Slaven, Slavinen, leitet man entweder von slawa, Ruhm, oder

slowo, Wort ab, oder man sucht eine Ableitung aus der deutschen Sprache; dann kann man es nur von slaf, remissus, herleiten, und es heißt dann so viel wie Laete, Laze, also Halbfreier. So hieß der Stamm der westlichen Serben, welchen die Gothen unterworfen hatten. Anten oder Anden ist ein deutsches Wort und bedeutet: Riesen, und man begriff unter diesem Namen die ferner wohnenden, unbezwungenen Wenden, welche durch ihre physische Kraft unbesiegbar wären. Ein großer Theil der Slaven mußte sich den Hunnen unterwerfen und mit ihnen nach Dacien und Pannonien ziehen. Als aber das große Hunnenreich nach Attila's Tode und nach der Schlacht an der Nethad um die Mitte des fünften Jahrhundert's sich auflöste, da zogen viele slavische Völker, von Nordosten her durch Avaren und Bulgaren gedrängt, sowohl nach Westen bis zur Elbe und Saale in die von den ausgewanderten germanischen und suevischen Völkerstämmen verlassenen Länder, als auch nach Süden über die Donau in die ehemals römischen Provinzen bis zum adriatischen und aegaeischen Meere, in der Absicht, die besetzten Länder anzubauen und nicht wieder zu verlassen. Diese so weit ausgedehnte Völkermasse zerfällt mit Bezug auf die Verschiedenheit der Sprache in zwei große Ordnungen: in eine südöstliche, wozu die Russen und Illyrier, und in eine westliche, wozu die Lechen oder Polen (nebst den Schlesiern und Pommern), die Czechen (Böhmen und Mähren) und die polabischen Stämme zwischen Elbe, Saale und Oder gehören.

Im Allgemeinen bildet die Elbe im Norden die Grenze zwischen Deutschen und Slaven; doch haben zwischen Magdeburg und Hamburg die Slaven diesen Fluß überschritten und sind in sächsisches Land eingedrungen. In der Altmark vereinen sich die Ausläufer der beiden Hügelzüge, welche, vom Ural beginnend, Rußland durchziehen, hier in flachen Sandhügeln zusammenstoßen und dann als sandige Oase noch eine ganze Strecke hin in die Fruchtebene Norddeutschland's sich hinein erstrecken.

Diese Sandoase, welche man die Lüneburger Heide nennt, ist von Slaven besetzt worden, und noch jetzt zeigt die Bauart der einzelnen Dörfer, ob sie von deutschen oder slavischen Bewohnern erbaut sind. Das Land aber zwischen Saale und Elbe bis zum Fichtelgebirge hin gehörte einst ganz den Slaven, und noch heute zeigen die Anwohner der Pleiße, die Altenburger, durch ihre Tracht, daß sie von slavischem Blute stammen. Vom Fichtelgebirge herab stiegen die Slaven und zwar längs des Mains bis gegen den Rhein hin, wo man in Franken überall ihre Spuren, namentlich um die Rednitz und Pegnitz, findet.

Gegen sie hatte schon Karl d. Gr. gekämpft, und schon unter ihm sind Marken zum Schutze des deutschen Landes an den Ostgrenzen angelegt worden. Dieser

Kampf hat seitdem nie geruht, und obgleich das Glück wechselte, sind doch die Deutschen nach und nach immer weiter vorgedrungen.

Der nördlichste dieser am weitesten nach Westen vorgedrungenen Slavenstämme war der der Obotriten; er wohnte in der Mark Salzwedel, im Lauenburgischen, in Mecklenburg und in Neuvorpommern. An ihn grenzten die Rhedarier, welche von den Deutschen Wilzen genannt werden. Einer ihrer Stämme sind die Heveller, die Anwohner der Havel.

Die Havel entspringt, wie so viele Flüsse dieser westdeutschen Ebene, aus Seen, welche auf dem Rücken des großen nördlichen Hügelzuges liegen, geht zuerst nach Süden und dann nach Westen, zwischen den Ausläufern jenes nördlichen Zuges und dem hohen Flämming, bis sie sich mit der Elbe vereint. Sie fließt somit in einem tiefen Thalbecken und es strömen ihr daher von Norden und Süden kleine Flüsse in Menge zu, die alle aber deshalb wasserreich sind, weil beide Höhenzüge, aus einer Mischung von Thon und Sand bestehend, gerade am besten für die Erzeugung von Wasserreichthum geeignet sind.

Sie selbst, die Havel, besteht in ihrem mittleren Laufe aus einem zusammenhängenden Complexe von großen und tiefen Landseen und ist von weit ausgedehnten Wiesen und Sumpfflächen umgeben. Viele dieser Sümpfe hat der Fleiß der Bewohner schon ausgetrocknet und in fruchtbare Wiesen umgeschaffen, aber noch heute hat der Ingenieur beim Bau der Eisenbahndämme mit dieser Beschaffenheit des Bodens sehr zu kämpfen, und die ausgedehnten Ueberschwemmungen im Frühjahre zeigen genugsam an, wie gewaltig hier, ehe die Natur durch die Kunst bezwungen wurde, der Kampf zwischen den beiden Elementen gewesen sein mag.

Hier, wo die Berge nicht hoch und nicht steil sind, wo sie nicht aus Fels und Gestein, sondern aus Erde bestehen, gewähren sie den Bewohnern gegen andringende Feinde keinen Schutz; deshalb suchte der Slave sich durch das Wasser zu sichern. Wenn der Deutsche seine Burgen gern auf hohem Bergesrücken baute, hoch über lustig grünendem Laubwalde, an murmelnder Quelle, so siedelte sich der Slave inmitten der Sümpfe im traurigen Fichtenwalde an, gemäß dem melancholischen Charakter seines Stammes. Der Deutsche baute auf festem Grunde ein stattliches Haus mit Thurm und Warte, daß es Jahrhunderten trotze, der Slave aber schlug auf dem schwankenden Boden seine ärmliche Hütte auf, und wenig oder keine großen Baudenkmale erinnern uns an die alten Bewohner.

Am besten suchte man mit feindlichem Heereszuge diese Völker im Winter heim, wenn das Eis Flüsse und Sümpfe zugänglich gemacht hatte. So zog auch Heinrich im harten Winter des Jahres 928 gegen die Heveller, besiegte sie mehrmals und nahm endlich ihre Hauptstadt Brennaborch (Brandenburg) ein, indem er,

um sie zu belagern, seine Zelte auf dem Eise der Havel aufschlug. Dann wandte er sich gegen die Dalenincier, welche die Ufer der Elbe von Meißen bis nach Böhmen hin bewohnten.

Im folgenden Jahre, 929, besiegte Heinrich, immer weiter nach Süden vordringend, die Böhmen, und zwar so, daß von dieser Zeit an die deutschen Könige von den Böhmen die Lehnstreue forderten. Nach diesem Siege kehrte er nach Sachsen zurück; da erhoben sich aber die Rhedarier von Neuem und erfochten einen kleinen Sieg, welcher die anderen Slaven so enthusiasmirte, daß sie überall aufstanden. Dem Grafen Bernhard, der gegen die Rhedarier befehligte, kam Thietmar, der Graf von Nordthüringen — und das reichte ja bis an den Harz — schleunig zu Hülfe. Es folgte ihm ein starkes Aufgebot der Sachsen. Beide belagerten sie die Stadt der Feinde, Lunkini, das heutige Lenzen, unweit der Elbe. Am fünften Tage rückte ein großes Heer der Feinde zum Entsatz heran und wollte gleich in der folgenden Nacht den Angriff wagen. Die Dunkelheit der Nacht und ein gewaltiger Regen hinderten sie daran; als aber ein klarer Morgen einen schönen Tag versprach, da begannen die Sachsen den Angriff. Und mit ihnen war das Glück, sie siegten vollständig und eroberten die Stadt.

Diese Lande sind nun noch nicht sofort mit Sachsen verbunden, es sind nicht alsobald Markgrafschaften dort eingerichtet worden, welche fast herzogliche Rechte ihren Inhabern verliehen, sondern eigentlicher Markgraf blieb nach wie vor der Herzog und es führten die Grenzgrafen der benachbarten Districte nur eine gewisse Oberaufsicht über diese Lande. Die Heveller behielten späterhin noch eigene, aber zinspflichtige Herren und haben sich noch oft gegen die Sachsen empört, bis sie endlich, mehrfach besiegt und zum christlichen Glauben bekehrt, der neuen Herrschaft dauernd unterworfen wurden. Die Dalemincier dagegen scheinen nicht so selbstständig geblieben zu sein, man scheint sie tiefer gedemüthigt und in ihrem Lande als Stützpunkt für die Ausbreitung der sächsischen Macht Meißen angelegt zu haben.

Da die Slaven noch immer ihren sächsischen Herren gegenüber Selbstständigkeit behaupteten, so konnten diese wenig für die Ausbreitung des Christenthum's thun.

König Heinrich hat unter den Slaven weder Kirchen noch Bisthümer gegründet; er hat die Unterwerfung derselben nur wenige Jahre überlebt und die Christianisirung seinem Sohne Otto überlassen.

Ebenso viel wie von den Slaven hatten die Sachsen und Friesen von den Dänen zu leiden; auch sie bekämpfte Heinrich mit Glück und richtete die alte Mark zwischen Schlei und Eider wieder ein.

Mit Absicht habe ich den Hauptkampf, den er geführt hat, bis jetzt nicht erwähnt, weil sich an die Darstellung desselben am besten die Schilderung von Hein-

rich's Verdiensten um das Innere seines Reiches knüpft. Es ist das der Kampf gegen die Ungarn.

Wenn wir uns des Ausdruckes Ungarn bedienen, so verstehen wir darunter entweder alle Bewohner des Königreich's Ungarn oder nur die Magyaren, den in Ungarn herrschenden Stamm. Von den funfzehn Millionen, welche heute Ungarn bewohnen, sind nur etwa ein Drittel Magyaren; der größte Theil der Einwohner sind Slaven, dann etwa eine und eine halbe Million Deutsche und ein paar mal hunderttausend Franzosen und Italiener. Die ältesten Bewohner dieses herrlichen Landes sind die Slaven, welche wir noch heute theils rein, wie die Slovaken und Croaten, theils vermischt und romanisirt, wie die Walachen, in großer Stärke finden. Erst zu Arnulf's Zeit und später sind die Magyaren eingewandert, und zwar kamen sie auf des König's Bitte, um ihm gegen das große mährische Reich, welches sich weit nach Ungarn hinein ausdehnte, mit ihren Schaaren zu helfen.

Und woher kamen sie denn?

Wenden wir wieder unsere Blicke auf die große Ebene im Osten Europa's, welche sich vom weißen bis zum schwarzen Meere ausdehnt. Diese große sarmatische Tiefebene zerfällt in drei Theile, und zwar wird diese Dreitheilung durch zwei Erhebungen des Bodens hervorgebracht.

Da, wo die Kama und Petschora auf dem Ural entspringen, setzt sich an diesen ein Hügelzug an, der, mitten durch Rußland ziehend, beim Ladoga- und Onegasee mit dem finnischen Granitgebirge zusammentrifft und von da weiter zum Memel und in die deutsche Ebene sich erstreckt. An den Obtschei-Sirt aber lehnt sich im Süden Rußland's bis zu den Karpathen hin eine von Norden nach Süden gehende Erhebung; sie besteht nicht aus Hügeln, wie jene nördliche Aufwallung, sondern ist eine nach Norden gesenkte Fläche, welche mit ihrem steilen Absturz zu der Küstenebene des schwarzen Meeres herabgeht.

Mit Ausnahme des Theiles, welcher zwischen den beiden Erhebungen liegt, war einst diese ganze Ebene von dem Volke besetzt, zu welchem die Magyaren gehören. Diesen Volksstamm nennt man den finnisch-ukrischen und bringt ihn mit den Basken in Verbindung. Einst war er sehr bedeutend, denn die Finnen hatten Norwegen und Schweden inne, ehe sie von den Gothen nach Norden gedrängt und unterworfen wurden. Jetzt freilich sind von der vormaligen Menge des ganzen Stammes nur noch die wenigen und überall unterdrückten Finnen, Lappen und Esthen übrig. Von Schweden und Norwegen ostwärts wohnten sie am weißen Meere, und wo jetzt im Gouvernement Archangel funfzehn Menschen auf einer Quadratmeile wohnen, da sollen einst im viel gepriesenen Biarmaland wohlhabende Männer in Menge gelebt haben. Dann wohnten diese Stämme längs der

Kama und Wolga bis zum Caucasus hin, unter dem Namen Bulgaren und Chazaren. Diese letzteren wohnten an der unteren Wolga und waren nicht rein ukrischen Stammes, sondern vielfach mit Tartaren vermischt. Als die Russen unter Rurik dieser Herrschaft ein Ende machten, zogen viele Stämme des Volkes aus und unter ihnen auch wohl die Magyaren, welche den Chazaren unterworfen waren. Sie zogen nach Westen und traten in Verbindung mit dem byzantinischen Kaiser Basilius, der sich ihrer gegen die Bulgaren bediente. Da die Bulgaren mit den Mähren in Verbindung standen, so war es natürlich, daß Arnulf bei seinem Kampfe gegen diesen slavischen Stamm die Magyaren zu Hülfe rief. Im Jahre 898 machten sie dem mährischen Reiche ein Ende und trieben die Einwohner in die Gebirge, während sie selbst als Reitervolk die Ebene für sich behielten.

Die Hauptpulsader von Ungarn ist die Donau. Sie tritt zwischen Wien und Preßburg in Ungarn hinein und fließt bis gegen Waitzen gerade nach Osten, wendet dann nach Süden um, und wenn sie so Westungarn durchströmt hat, so verändern die zwei von Westen ihr zueilenden, nicht unbedeutenden Flüsse, die Sau und Drau, ihren Lauf so, daß sie wieder nach Osten strömen muß. So bildet dieser Fluß hier in Ungarn einen rechten Winkel und zwei Katheten eines Dreieck's. Die dritte Seite dieser Figur ist nicht eine gerade, sondern eine kreisförmige Linie; es ist das ganze Gebirgssystem der Karpathen, welches von Preßburg bis zum Donaudurchbruch bei Orsowa das ebene Ungarn umspannt. Drei Pässe führen über diese Gebirge. In der Südostecke des siebenbürgischen Alpenlandes entspringt die Aluta, fließt zuerst von Osten nach Westen, wendet sich dann gegen Süden, durchbricht das Gebirge in einem langen Querthale, durchströmt dann die walachische Tiefebene und geht bei Nikopolis in die Donau. Dieser Querdurchbruch der Aluta ist der berühmte Paß vom rothen Thurm. Von Lemberg aus führt über die Waldkarpathen, nördlich von den Quellen der Theiß, des Pruth und des Sereth, der Paß, welcher von dem Felsenschlosse Munkacz seinen Namen hat.

Der dritte und für Deutschland wichtigste Paß ist der bei Preßburg; dort stoßen von Norden her die weißen Karpathen an die Donau und von Süden her reicht ein Ausläufer des Wienerwaldes bis zu dieser Stadt und schließt die deutschen Besitzungen von Ungarn ab. Durch diese Pforte strömten die Ungarn nach Deutschland.

Seit dem Anfange des zehnten Jahrhundert's hatten die Ungarn fast alle Jahre Einfälle in Deutschland gemacht; durch eine glückliche Fügung war Heinrich von seinem Regierungsantritte bis zum Jahre 924 von ihnen nicht heimgesucht worden. Da aber kamen sie wieder, raubend und plündernd. Schaarenweise durchzogen sie die Lande, wichen jedem ernsten Kampfe aus, verbrannten die Häuser des

Landmannes, zertraten seine Saaten und wütheten nicht wie Menschen, sondern wie wilde Thiere, wie dämonische Scheusale, denn sie tranken das Blut der Erschlagenen und aßen ihre zuckenden Herzen. Ihnen widerstanden nur die Mauern der Burgen und Städte und die Höhen des Gebirges, weil sie jene nicht zu brechen verstanden und diese auf ihren Rossen nicht erreichen konnten. Vor ihnen zog sich Heinrich in einen festen Ort zurück, da er mit seinen ungeübten Truppen sie nicht zu bestehen wagte. Nun wollte es das Glück, daß ein ungarischer Fürst gefangen genommen und zu Heinrich gebracht wurde. Für ihn boten seine Landsleute Gold und Silber in Menge, doch Heinrich entließ ihn nur unter der Bedingung, daß ein neunjähriger Waffenstillstand geschlossen würde. Darauf gingen die Ungarn ein, nachdem ihnen Heinrich den Gefangenen ausgeliefert und reiche Geschenke gegeben hatte (Bild VII). Diesen neunjährigen Frieden benutzte nun Heinrich auf's beste.

Die Sachsen hatten die alte deutsche Sitte, nach welcher jeder freie Mann inmitten seiner Besitzungen allein auf seinem Hofe lebte, treu bewahrt, weshalb denn auch in Norddeutschland sich wenig größere Ortschaften fanden.

Das war wohl im Frieden sehr angenehm, aber im Kriege war dann auch das Eigenthum schonungslos dem Feinde preis gegeben. Deshalb sind schon frühe einige Festungen erbaut worden; sie genügten jedoch noch nicht, um den schnellen Feinden zu entgehen. Da entschloß sich Heinrich, mit Ernst das Werk anzugreifen und theils neue Städte zu bauen, theils vorhandene Orte zu befestigen. Man war Tag und Nacht, sagt der Chronist, mit der Erbauung der Städte beschäftigt, die Anwohner mußten ohne Rücksicht auf Stand und sonstige Abhängigkeitsverhältnisse das Werk fördern (Bild IX). Alle diese festen Orte erhielten eine bestimmte und regelmäßige Besatzung, denn je der neunte von den Landbesitzern der Umgegend zog in die Stadt und baute hier für sich und die Uebrigen Wohnungen. Hier ward für die Zeit der Gefahr ein Drittheil der Ernte niedergelegt; hier sollten Berathungen, öffentliche Versammlungen und alle Festlichkeiten stattfinden (Bild X). Das aber ist ein Irrthum, daß Heinrich den Städten besondere Rechte ertheilt, daß er den Keim zur städtischen Verfassung gelegt habe; diese entwickelte sich erst im eilften und zwölften Jahrhunderte. Allerdings wäre das ohne diese Bemühungen Heinrich's nicht geschehen, er selbst jedoch hat daran noch nicht denken können. Wir vermögen es nur bei wenigen Städten nachzuweisen, daß sie von Heinrich erbaut oder befestigt seien, und noch viel schwerer wird es uns, ja es ist fast unmöglich, anzugeben, wie die rechtlichen Verhältnisse der Bewohner geordnet wurden. Man kann nicht bestimmen, ob die Städte vom Gaugrafen eximirt worden und einem eigenen Grafen untergeordnet und ob die hineingezogenen Leute der Gerichtsbarkeit ihrer Herren entzogen oder unter derselben verblieben sind.

Diese befestigten Ortschaften konnten nun wohl dem Leben und der beweglichen Habe der Umwohner Schutz verleihen, das war aber doch nicht genug; man mußte darauf denken, die Einfälle der Ungarn für immer zu vereiteln und das Land von ihnen dauernd zu befreien. Dazu reichten die bestehenden Einrichtungen nicht aus. Die großen Vasallen mit ihrer Mannschaft genügten nicht, um die unzähligen Schaaren jenes Reitervolkes zu bewältigen; es war der gemeine Mann dem Kriegsdienste entfremdet, weil der Heerbann seit langer Zeit nicht berufen war. Nun kam noch dazu, daß der Dienst zu Pferde in Deutschland bis dahin selten und weniger gebräuchlich war, daß aber die Ungarn alle zu Pferde stritten, dadurch sich schon meistens dem Fußvolke überlegen zeigten, und wenn sie auch besiegt wurden, den Fußknechten mit Leichtigkeit entflohen. Zweierlei unternahm mit Rücksicht auf diese Verhältnisse der König; einmal rief er wieder die Heerbannsordnung in's Leben, dann aber hob und beförderte er den Dienst zu Roß. Er schuf eine geübte Reiterei (Bild VIII), und sie entschied den Sieg für ihn. Von der Zeit an beruhte darin die Kraft des deutschen Heeres, und dieser Umstand trug wieder wesentlich dazu bei, daß das allgemeine Aufgebot des Volkes seine Wichtigkeit verlor und der Kriegsdienst bei der Kostspieligkeit der Reiterausrüstung von Neuem ein Privilegium Weniger wurde.

Als die neun Jahre des bedungenen Waffenstillstandes verflossen waren, sandten die Ungarn an König Heinrich und forderten von ihm Tribut. Nach der gewöhnlichen Erzählung soll er ihnen einen räudigen Hund statt des Geldes gegeben haben; doch ist das eben nur eine Sage. Weil ihre Forderung nicht erfüllt wurde, überflutheten sie Deutschland; ein Theil ihrer Schaaren durchzog den Süden, der andere drang gegen Sachsen vor. Mit dem Aufgebot seines Landes zog ihnen der König entgegen und besiegte sie im Jahre 933 höchst wahrscheinlich in der Nähe von Merseburg (Bild XI zeigt den Siegeszug).

Nach dem Siege, sagt der Chronist, ward Heinrich Vater des Vaterlandes, Herrscher der Welt und Imperator vom Heere genannt und der Ruf seiner Macht und Tapferkeit verbreitete sich weit und breit zu allen Völkern und Königen. Deshalb kamen auch die Großen anderer Reiche zu ihm und suchten seine Gunst voll Vertrauen auf die Treue eines so großen Mannes.

Unter den Städten, die Heinrich erbaut hat, befindet sich Quedlinburg. Dort am Fuße des Schloßberges, von dem aus man einen herrlichen Blick auf den Harz und die vorliegende kleine Ebene hat, dort lag, von einem Arm der Bode umflossen, ein Kirchlein und eine Pfalz. Zum Schutze derselben erbaute Heinrich auf dem Berge eine Burg inmitten der Besitzungen seines Hauses. Er hatte immer den lebhaften Wunsch gehegt, daß seine Gebeine in einer von ihm gegründeten Kirche ru-

hen möchten, immer aber war die Ausführung seines Wunsches durch die Umstände verhindert worden. Als nun die Ungarn besiegt waren, da stillte er seine Sehnsucht und begann den Bau einer Kirche auf jenem herrlichen Berge, wohin er zugleich ein benachbartes Nonnenkloster verlegt hatte. Die Vollendung des Baues erlebte er jedoch nicht mehr. Er wollte nämlich, wahrscheinlich als alle Völker bezwungen waren, nach Rom ziehen und Kaiser werden, und wie er dazu sich rüstete, rührte ihn der Schlag und er mußte ernstlich an sein nahes Ende und die Ordnung seiner Angelegenheiten denken. Das that er auf dem letzten Reichstage zu Erfurt. Von da ging er nach Memmleben und starb dort.

Als er sein Ende nahe fühlte, rief er die Königin zu sich, unterhielt sich lange mit ihr im Stillen und schloß seine Rede mit folgenden Worten: O Trauteste, Du, und mit Recht Geliebte, ich danke Christus, daß ich Dich lebend hinterlasse. Keiner gewann je ein treueres, ein in jedem Guten erprobteres Weib. Darum habe Dank, daß Du im Zorn mich eifrig besänftigtest, daß Du in Allem mir nützlichen Rath gabst, oft mich von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit führtest und fleißig ermahntest, der mit Gewalt Unterdrückten mich zu erbarmen; jetzt empfehle ich dem allmächtigen Gott und der Fürbitte der Erwählten Gottes Dich und unsere Kinder sammt meiner Seele, die ihren Körper zu verlassen im Begriff ist.

Darauf eilte Mathilde in die Kirche, um für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. In der Zwischenzeit starb Heinrich, umgeben von seinen weinenden Söhnen und von den Fürsten des Landes. Am 2. Juli des Jahres 936, an einem Sonntage, starb der König und sein Tod erschien als ein Unglück für das Volk und das ganze Land; darum hatten auch Zeichen und Wunder ihn vorher verkündigt. In der von ihm gegründeten Stadt, zu Quedlinburg, in der Kirche des heil. Petrus, vor dem Altare, liegt Heinrich begraben.

Der Künstler hat nicht ohne Absicht die Bilder auf dieser Platte so geordnet, wie wir sie da finden. Den Mittelraum der unteren Abtheilung des Bildes nimmt die Darstellung des Vertrages zu Verdün ein und über ihm, weil auf ihm ruhend und aus ihm hervorgehend, findet sich die Entwickelung Deutschland's unter Heinrich I.

Wie auf der vorigen Tafel die Anfänge deutscher Architektur in der Basilica zu Aachen uns entgegentraten, so hat der Künstler uns in den Festungswerken und den Kirchen des oberen Feldes Proben von der Architektur gegeben, welche sich in Norddeutschland in dieser Zeit selbstständig entwickelte.

Gott ist ein Schild Allen, die ihm vertrauen.

Psalm XVIII, 31.

Tafel VI.

Deutschland unter den sächsischen Kaisern und Conrad II. 936—1039.

Vergleichen wir den Zustand, in welchem Deutschland sich bei dem Regierungsantritte Heinrich's befand, mit dem, in welchem es bei seinem Tode war, so erkennen wir wohl, daß ein bedeutender Fortschritt gemacht worden und daß dieser Fortschritt hauptsächlich der Tüchtigkeit des Regenten zu danken sei. Das aber fühlte Heinrich sehr wohl, daß alle Zustände des Landes nur dann gesichert fortbestehen würden, wenn sein Nachfolger ein besonnener und zugleich tapferer Mann wäre, der, mit ihm übereinstimmend, in seinem Sinne fortwirken werde. Nun hatte er vier Söhne, drei von der Mathilde und einen von seiner ersten Gemahlin, der Hatheburg. Dieser, welcher den Namen Thankmar trug, konnte nicht berücksichtigt werden, weil die Kirche die Ehe seiner Eltern nie anerkannt und ihn stets als Bastard bezeichnet hatte. Noch ehe Heinrich König war, hatte ihm die Mathilde einen Sohn geboren, dem des Großvaters Namen, Otto, beigelegt war. Im Jahre 912 war er zur Welt gekommen und stand also jetzt im blühendsten Alter. Schön und kräftig, ernst und männlich war er emporgeblüht und des Vaters Liebling und Trost gewesen. Darum schlug ihn Heinrich in seiner letzten Krankheit, als er die Fürsten nach Erfurt zur Wahl des Thronfolgers geladen hatte, zum Herrscher vor, und man erklärte dem alten Helden, daß man seinen Willen befolgen wolle. Doch war das nicht so ganz ohne zwiespältige Berathung entschieden worden, denn manche der Anwesenden sprachen zu Gunsten des zweiten Sohnes, Heinrich, der, viel jünger zwar, wie Otto — er war erst sechzehnjährig — weniger

zur Herrschaft geeignet schien, vielleicht aber deswegen gerade und dann auch, weil er Mathilden's Lieblingssohn war, von einem Theile der Großen vorgeschlagen wurde. An den jüngsten Sohn, Bruno, dachte Niemand; er war ja zum Diener der Kirche bestimmt.

Als nun Heinrich gestorben war, versammelten sich die Großen der Sachsen und Franken zur Vorwahl. Früher, bei der Wahl Heinrich's, lag das Hauptgewicht noch in der fränkischen Stimme, er aber hatte die Sachsen so gewaltig in den Vordergrund treten lassen, daß jetzt Franken und Sachsen als die angesehen wurden, welche das Reich Germanien bildeten, dem Alamannien und Baiern in einer gewissen Eigenthümlichkeit gegenüberstanden. Diese Ansicht hatte noch tiefer Wurzel geschlagen, da ja Heinrich, mit Eberhard eng verbunden, immer im Norden residirt und den beiden anderen Herzögen, namentlich dem Arnulf, so große Zugeständnisse gemacht hatte.

Auch bei dieser Versammlung traten wieder die beiden Parteien heraus. Wohl machten Heinrich's und Mathilden's Freunde darauf aufmerksam, daß Otto geboren sei, als sein Vater nur noch Herzog, Heinrich aber, da er schon König gewesen; dennoch entschied sich endlich der Streit zu Otto's Gunsten, denn er sei reifer an Jahren und tüchtiger durch Einsicht und Besonnenheit.

Und wie das bestimmt war, übergab man den jungen Heinrich dem Grafen Siegfried, welcher als Stellvertreter Otto's in Sachsen bleiben, während dieser nach dem Wunsche der Fürsten gen Aachen ziehen und dort sich von allen deutschen Stämmen wählen und durch die Krönung anerkennen lassen sollte. Aachen aber war dazu bestimmt worden, weil es an die Herrlichkeit Karl's des Großen erinnerte.

Als Otto dort angekommen war, da versammelten sich, wie der Chronist erzählt, die Herzöge, Grafen und Vasallen in der Seitenhalle des Domes, den Karl der Große erbaut und Papst Leo der Dritte geweiht hatte. Sie führten den jungen Herzog zum Throne und durch den Handschlag der Treue versprachen sie, seine Feinde auch für die ihren zu achten. Das war der eigentliche Act der Huldigung, und so machten die Deutschen nach ihrer Sitte ihn zum Könige. Dann zog Otto mit den Fürsten in die Kirche (Bild I), wo ihn die Geistlichkeit empfing. Das Haupt derselben, der Erzbischof Hildebert von Mainz, führte den König in die Mitte, wandte sich dann zu dem Volke, das da die Schaubühnen überall erfüllte, und sprach folgende Worte: Da führe ich euch Otto zu, den von Gott Auserwählten, welcher vom Herrscher der Erde, Heinrich, schon früher vorgeschlagen und jetzt von den Fürsten zum Könige erkoren worden ist. Gefällt euch nun diese Wahl, so erhebet die Hände zum Himmel.

Als Heinrich gewählt war, verweigerte er es, Weihe und Salbung, wie doch seine Vorgänger es immer gethan, von einem der Erzbischöfe anzunehmen, da er

derselben sich nicht für würdig halte. Weswegen das geschehen, darüber kann man nichts mit Bestimmtheit sagen. Otto jedoch handelte anders. Es fragte sich aber, ehe diese Ceremonie vorgenommen werden konnte, wem es gebühre, diesen heiligen Act zu vollziehen. Anspruch darauf machten die beiden Erzbischöfe von Cöln und Trier.

Aachen gehörte zum Sprengel von Cöln und lag im lothringischen Reiche, dessen Primas der Erzbischof von Trier war. Siehe da den Grund der streitigen Ansprüche! Nun bildete jetzt zwar Lothringen wieder einen Theil des deutschen Reiches, scheint aber doch immer eine gewisse Selbstständigkeit behalten zu haben, weshalb denn auch der König in Deutschland gewählt war und in Lothringen gekrönt wurde.

Da die beiden Erzbischöfe sich über ihre Ansprüche nicht vereinigen konnten, so überließen sie es dem Erzbischof Hildebert von Mainz, die Salbung vorzunehmen, weil er in Heiligkeit und Würde sie Alle übertraf.

Hildebert stand vor dem Altare und zu ihm trat Otto; da überreichte denn der Erzbischof dem König Schwert und Mantel, legte Stab und Scepter in seine Hand, salbte ihn mit dem heiligen Oele und setzte die Krone auf sein Haupt.

Nach der Salbung setzte sich Otto auf den Thron und hörte von da aus die kirchlichen Gesänge mit an, welche die Feier beschlossen.

Darauf begab er sich zum festlichen Krönungsmahle in die alte Pfalz des großen Karl; da hatte Giselbert, der Herzog von Lothringen, weil das Alles zu seinem Gebiete gehörte, die Oberaufsicht bei Tafel; der Baiernfürst Arnulf verwaltete das Amt eines Marschall's, er hatte das Gesinde, die Knechte untergebracht und für sie gesorgt; die Führer der Schwaben und Baiern hatten Wein und Speisen geliefert. Doch darf man dabei durchaus noch nicht die Leistungen mit denen in Verbindung setzen, welche später die Erzämter mit sich brachten; namentlich muß man nicht glauben, daß die Herzöge persönliche Handreichungen gethan hätten.

Ob hier der König Otto seine Gemahlin Editha auch hat krönen lassen, das ist sehr fraglich; es wird zwar von einigen Schriftstellern erzählt, doch widerspricht dem die Sitte der Zeit, welche das nicht forderte und wohl nicht für Recht hielt. Die Editha war eine angelsächsische Königstochter und deshalb von Heinrich I. für seinen Sohn zur Ehe begehrt worden, weil er Töchter seiner Unterthanen als nicht recht ebenbürtig ansah. Auch Otto's I. zweite Gemahlin und seines Sohnes und Nachfolgers Frau waren fremde Prinzessinnen. Je mehr die Würde und das Ansehen eines Königshauses stieg, desto mehr unterschied sich dasselbe von den andern Adalingsfamilien des Landes, und so bildete sich denn natürlich die Ansicht heraus, daß diese der Regentenfamilie nicht mehr ebenbürtig seien.

Alle die Kämpfe, alle die Stürme, welche Heinrich I. durchgefochten und be=

standen hat, drohten auch seinem Sohne; Alles, was Otto I. ausgeführt hat, das ist von seinem Vater begonnen worden. Er ist wirklich ein Regent, welcher Zustände fortgebildet hat, welcher einen Schritt vorwärts gekommen ist, und er ist deshalb so unendlich viel mehr begnadigt, wie z. B. der edle Conrad I. und Maximilian I., deren vergebliches Ringen und Streben den Betrachtenden mit Wehmuth erfüllen muß.

Otto I. war doch in anderer Weise König von Deutschland, als sein Vater Heinrich. Dieser hielt sich meistens in Sachsen auf, jenen finden wir fast immer das Reich durchziehen; überall ertheilt er Privilegien, Schenkungen, von überall her sind die Urkunden datirt; dieser verwaltet selbst sein Stammherzogthum, jener verliert es zwar auch nicht ganz aus den Augen, überläßt aber doch die Verwaltung weit mehr seinen Getreuen, als je das sein Vater gewagt. Neben diesem stehen die Herzöge so selbstständig, daß nur noch die Erblichkeit ihrer Würde nöthig war, um sie ganz vom Reiche zu trennen. Jener aber ruft ihnen wieder in's Gedächtniß zurück, daß sie Beamte des König's, daß sie ihm untergeben seien und daher auch wegen Untreue abgesetzt werden könnten.

Das Alles wurde nun nicht ohne schweren Kampf gewonnen. So sehr hatte jedoch schon Heinrich I. die königliche Macht gestärkt, daß die Herzöge immer jetzt in ihrer Opposition sich an ein Glied des königlichen Hauses lehnen und somit gleichsam Schild und Schirm vor sich halten, während man früher nach einer solchen Rechtfertigung nicht suchte und sie also auch nicht für nothwendig hielt.

Zuerst entzweite sich Otto mit seinem ältesten Bruder Thankmar. Das Erbrecht war in jener Zeit so unbestimmt, daß nach jedem Todesfalle eines bedeutenden Mannes sich Streit um sein Erbe erhob; auch Thankmar war in Bezug auf die Erbschaft seiner Mutter beeinträchtigt worden und forderte nun von seinem Bruder mit einem gewissen Trotze eine Stellung als Graf in den slavischen Marken. Otto fühlte, wie tief man diesen feurigen Jüngling gekränkt und beleidigt habe, und durfte ihm eine so wichtige Stellung, in der er die bittersten Feinde Deutschland's so leicht gegen den König aufbieten konnte, aus politischen Rücksichten nicht einräumen.

Er verlieh vielmehr diese Stelle einem sonst unbekannten sächsischen Grafen Gero, der dann auch die Wahl seines Herrn vollkommen rechtfertigte. Der beleidigte Thankmar fand bald unter den Herzögen Freunde und Genossen. Es kam der Fall nicht selten vor, daß Sachsen als Dienstleute unter fränkischen Großen standen; da nun zweimal ein sächsischer Adaling König geworden, wollten die Sachsen ihren fränkischen Herren nicht mehr gehorchen, denn das sei eine Schande für sie. Bei einem darüber ausbrechenden Streite trat Otto sehr kräftig auf und erzürnte Conrad's Bruder, jenen uns bekannten Eberhard, den Herzog von Franken.

Der trat nun auf Thankmar's Seite; aber nicht er allein schloß sich der Opposition an; es gab fast keinen Herzog, der nicht wenigstens Sympathie für Thankmar's Partei gehabt hätte. Thankmar selbst eroberte die alte Eresburg und nahm seinen Bruder Heinrich gefangen, den er mit allen Schätzen dem Herzog Eberhard zur Bewahrung übergab. Da zog Otto gegen die Stadt; die Einwohner wagten keine Vertheidigung, sondern öffneten ihrem Könige die Thore. Verlassen floh Thankmar in die Peterskirche und warf sich, Schutz suchend, vor den Altar hin. Im Heere Otto's befanden sich viele Vasallen seines Bruders Heinrich, welche ob der Gefangenschaft ihres Herrn bitter zürnten. Einer von diesen achtete nicht die Heiligkeit des Altar's, sondern warf durch das nahe Fenster seinen Spieß dem edlen Flüchtling so kräftig in den Rücken, daß Thankmar durchbohrt die Stufen des Altar's mit seinem Herzblute befleckte. Das hatte Otto nicht gewollt, aber er durfte in dem Augenblicke den Mörder nicht bestrafen, denn die Aufregung war zu groß.

Heinrich war durch den Sieg seines Bruders befreit; aber nicht erschreckt und gewarnt von dem bitteren Tode Thankmar's, trat er in seine Fußtapfen.

Wenn man bedenkt, daß beide Brüder dasselbe Vergehen sich zu Schulden kommen ließen und daß der eine sein Leben auf so herbe Weise verlor, während der andere in Reichthum, Ehre und Ansehen das Ende seiner Tage erlebte, so ist das ein eben solches Wunder der Macht Gottes und beruht eben so sehr auf der Unbegreiflichkeit seiner Wege, als z. B. der verschiedene Erfolg, welchen in Böhmen und in den Niederlanden die Kämpfe der Protestanten um die höchsten Güter hatten.

Auch Heinrich wurde, wie Thankmar, Mittelpunkt der Opposition. An ihn schlossen sich alle die Herzöge und alle wurden sie nach und nach besiegt und gedemüthigt. Eine schwere Schlacht focht Otto gegen die Rebellen im Jahre 939 bei Birthen unweit der berühmten Stadt Xanthen, der Königsburg Siegfried's; aber er siegte. Doch half dieser eine Sieg noch nicht; bald erhoben sich die Feinde wieder von allen Seiten; es war ein furchtbares Jahr; die Dänen, die Slaven, die Ungarn und die Westfranken bedrohten die Grenzen und stellten die ganze Schöpfung Heinrich's I. in Frage. Je mehr aber der Sturm den König umtoste, desto fester wurde er, und so kränzte dann endlich der Siegeslorbeer seine Stirne.

In diesem Jahre fiel Eberhard, der Frankenherzog, und mit ihm endete die Herzogswürde von Ostfranken; die Güter wurden unter mehrere Dynasten vertheilt und das alte Nationalherzogthum ist nicht wieder erstanden, denn die späteren Herzöge, welche wir dort finden, sind nur Herzöge in Franken und nicht Herzöge der Franken.

Dieses Jahr bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Otto's, denn in ihm hat er den Widerstand der deutschen Stämme für lange Zeit gebrochen. Nach dem

Siege verzieh er seinem Bruder, der jedoch nach kurzer Frist, wieder von den Unzufriedenen verlockt, mit ihnen den Plan faßte, am heiligen Osterfeste des Jahres 941 seinem Bruder Krone und Leben zu nehmen.

Das erfuhr Otto zur Zeit und nahm nun Maßregeln, wodurch er die Ausführung jenes Planes verhinderte, ohne die Feier des Festes zu stören. Als die Ostertage verflossen waren, wurden die andern Verschworenen in aller Stille gefangen genommen, nur Heinrich rettete sich durch eilige Flucht. Bald aber bat er den Bruder um Verzeihung und Otto gewährte sie ihm, doch unter der Bedingung, daß er fortan in der Pfalz Ingelheim unter strenger Aufsicht lebe. Bis gegen das Ende jenes Jahres blieb Otto in den östlichen Theilen seines Reiches und zog dann nach Westen dem Rhein zu. In Frankfurt feierte er Weihnachten. Als er zum Frühgottesdienste die Kirche betrat und gerade der Priester das Evangelium des Tages zu lesen begann, da fiel ihm Heinrich zu Füßen und flehte reuevoll um Gnade (Bild II). Er war nämlich, nur von einem Diener begleitet, heimlich aus Ingelheim entflohen und hatte sich wohl zu diesem Schritte einmal durch Ueberzeugung von seiner Ohnmacht und seinem Unrecht, dann aber auch durch die Bitten und Ermahnungen seiner Mutter bewegen lassen. Seine Bitte wurde erfüllt, denn Otto gedachte des Festes, an dem einst die Himmlischen das „Friede auf Erden" sangen, und verzieh dem Bruder. Von der Zeit an blieb Heinrich ein treuer Anhänger des König's und gewann bald entschiedenen Einfluß auf die Geschäfte. Dafür beschenkte ihn Otto später mit dem Herzogthume Baiern, welches so lange seinem Hause verblieb, als es überhaupt blühte; der letzte Sproß der von Heinrich gegründeten Familie ist der Kaiser, welcher die Reihe der Fürsten aus dem sächsischen Hause schließt, nämlich Heinrich II.

Das Endresultat aller dieser Kämpfe war für Otto I. sehr günstig, denn er unterwarf in ihnen die Herzöge so, daß er sie nach Gefallen ein- und absetzte, sie durch Pfalzgrafen beschränkte und zuletzt an der Spitze aller Herzogthümer fast nur Freunde und Verwandte hatte.

So war denn um's Jahr 950 das Reich im Innern beruhigt; fragen wir nun, wie sich die Beziehungen des Königs nach außen hin gestaltet hatten. Schon unter Heinrich I. war das sächsische Haus in mannigfache Berührung mit den Carolingern und mit Westfranken gekommen; noch einmal hatten die Nachkommen Karl's des Großen die Ansprüche ihres Hauses aufleben lassen, waren aber nicht im Stande gewesen, sie geltend zu machen, ja sie waren vielmehr zu immer größerer Schwäche und Unbedeutendheit herabgesunken. Ihnen stand hauptsächlich das mächtige Haus der Capet's gegenüber, dessen Hauptstärke auf den Besitz von Isle de France und Bourgogne sich gründete. Die Führer der beiden Parteien in West-

franken, der König und das Haupt des Hauses Capet, beide waren mit Otto nahe verwandt und somit waren beide auf seine Vermittelung hingewiesen.

Dadurch war es gekommen, daß der deutsche König wie ein Oberrichter auftrat und daß in seinen Pfalzen vor ihm Streitfragen von den Gesandten beider Parteien verhandelt wurden. Später vertrat den König in diesen Verhältnissen sein jüngster Bruder, Bruno, der Erzbischof von Cöln. Durch seine Gemahlin Editha war Otto mit dem angelsächsischen Königshause verschwägert, und zu ihm blickten jene Könige hoffend auf, weil ihre schlimmsten Feinde, die Normannen, auch mit Otto und den Deutschen in Streit und Kampf lebten. Und Otto hatte sie gedemüthigt; denn der König von Dänemark, Harald Blatand, war von ihm besiegt worden und hatte nebst seiner Gemahlin Gunhild und seinem Sohne Sven-Otto die Taufe annehmen müssen. Die drei Bisthümer Schleswig, Ripen und Arhus hatte er unter das deutsche Erzbisthum Hamburg gestellt und die Oberhoheit Otto's über sein Reich anerkannt.

Auch Slavien war zum großen Theile unterworfen; in Oldenburg, Havelberg und Brandenburg bestanden deutsche Bisthümer und Predigt und Taufe beruhigte und civilisirte die Gegenden, welche das Schwert Gero's besiegt hatte und in Unterwürfigkeit hielt. Zwar war damals noch nicht das ganze Barbarenland, denn so nannte man Slavien, dem Christenthume gewonnen, doch war es wenigstens so weit beruhigt, daß die Stiftung von Bisthümern Fortgang hatte. So hat Otto später Meißen, Merseburg und Zeitz eingerichtet, und als er nach dem Tode Gero's keinem weltlichen Herrn mehr eine solche Gewalt über die Marken verleihen und doch Slavien nicht ohne Centrum und Mittelpunkt lassen wollte, da hat er Magdeburg zum Erzbisthum und zur Metropole des Slavenlandes gemacht, von wo aus dann nach und nach die Territorien zwischen Elbe und Oder germanisirt wurden.

Unter Heinrich I. hatten die Herzöge von Schwaben schon deutschen Einfluß in Burgund geltend gemacht, und als Otto das Herzogthum an sein Haus brachte, erneuerte er die deutschen Ansprüche auf jene Länder.

Die burgundischen Könige übten in damaliger Zeit großen Einfluß auf Italien aus, und so konnte es natürlich nicht unterbleiben, daß auch Otto in die italienischen Verhältnisse verwickelt wurde. Und drängte ihn denn auch nicht seine ganze Stellung dahin, zwang sie ihn nicht, die Ideen Karl's des Gr. wieder aufzunehmen?

Alle Länder der germanisch-romanischen Welt standen mit ihm in Verbindung; er war Vorkämpfer des Christenthums, er Schiedsrichter in so vielen zerrütteten Staaten; sollte er nun nicht danach streben, auch Italien zu ordnen, es sich zu unterwerfen, seine Macht wieder mit der des Papstes zu verbinden und die Kaiserkrone sich zu erwerben? Das war doch gewiß ein nahe liegender Gedanke!

Und wie heillos war Italien zerrüttet! In Lombardien kämpften fremde Fürsten um die Krone des Reiches, die Ungarn verwüsteten das schutzlose Land und keine Hülfe war nah' und fern. In Rom war der Papst von den Adelsfactionen abhängig und das Kaiserthum bestand nicht mehr, welches sie sonst gezügelt hatte. In Unteritalien herrschten die Griechen, aber wie? Die Saracenen landeten auf ihren Corsarenschiffen von Afrika, Sicilien und Spanien aus, nahmen die festen Plätze des Landes ein, ja sogar in den Alpen hatten sie Pässe inne und besteuerten die nach Rom ziehenden Pilger.

Bei dem Verfalle der Carolingerherrschaft erhoben sich die Hüter der Grenzen zu bedeutender Selbstständigkeit, an der Ostgrenze der Herr von Friaul, an der Westgrenze der von Ivrea und in der Mitte Italien's der von Spoleto.

Im Jahre 924 siegte endlich Berengar I. von Friaul und behauptete einige Zeit lang die Herrschaft in Oberitalien. In diesen Wirren bildete sich der Egoismus der geistlichen und weltlichen Großen, die Treulosigkeit dadurch so aus, daß sie mit Consequenz den Grundsatz befolgten, immer gegen den eigenen König einen fremden in's Land zu rufen. Das hatte sie selbst stark, das Land aber schwach gemacht. So waren die burgundischen Könige in die Lombardei gekommen, und einer von ihnen, Hugo von Provence, Sieger geworden. Er und sein Sohn Lothar versuchten es, das Königthum durch ihre Verwandten zu stützen, denen sie, wie das Otto mit besserem Erfolge that, die höchsten geistlichen und weltlichen Aemter übertrugen. Sie verfuhren dabei keineswegs schonend, und deswegen schlossen sich die Lombarden gegen sie an einen eingeborenen Fürsten, einen Verwandten Berengar's I., an, Berengar II. von Ivrea. Wenn auch Berengar Italien eine Zeit lang meiden und nach Deutschland entfliehen mußte, so kehrte er doch nach kurzer Frist siegreich zurück. Vor ihm zog sich Hugo mit seinen Schätzen nach Burgund, wo er sehr bald starb, und Lothar behielt zwar den Titel eines König's, die Macht aber war in Berengar's Händen.

Da starb plötzlich am 22. November 950 Lothar in Turin, wie die Sage erzählt, von Berengar vergiftet, und nun wurde Berengar zum Könige gewählt und schon im December desselben Jahres mit seinem Sohne Adalbert gekrönt. Die Volkspartei hatte Berengar erhoben, mit ihrer Hülfe war der Sieg erfochten worden, doch war die burgundische Partei damit nicht vernichtet; sie schaarte sich jetzt um Lothar's Wittwe, um die schöne, junge und reiche Königin Adelheid. Diese wollte Berengar mit seinem Sohne vermählen, und als sie ihm eine abschlägliche Antwort auf seine Werbung ertheilte, hat er sie gefangen gesetzt. Aus ihrem Gefängniß ist sie nach Canossa entflohen und dort von treuen Anhängern beschützt worden. Das hier Mitgetheilte, so einfach es auch scheint, ist nicht einmal ganz

verbürgt und beruht zum Theil auf wahrscheinlichen Combinationen, da wir eigentlich nichts weiter mit Sicherheit wissen, als daß Adelheid mit Berengar in Zwist gerathen sei; — um wie viel unsicherer ist nun aber alles das, was so gewöhnlich von diesem Streite erzählt wird! Die Sage hat sich dieser Begebenheit bemächtigt und über sie einen poetischen Duft verbreitet, den die Kritik ungern zerstört. Da wird die Adelheid beschützt, geleitet und gerettet bald durch einen frommen Priester, bald durch eine treue Dienerin, welche die Erde unter der Schwelle des Gefängnisses mit ihren Händen weggräbt und so ihrer Herrin einen Weg bereitet; dann beschirmt sie der Herr wunderbar in einem Kornfelde vor den suchenden Feinden oder ein Fischer errettet sie aus schilfigem Sumpfe.

Schon früher stand Otto I. mit der burgundischen Partei in Verbindung, und als er jetzt von der Gefangenschaft der Adelheid hörte, berief er seine Großen und berieth mit ihnen, ob er das Reich und die Hand der Königin erwerben solle. Ob Adelheid ihn gerufen und ihre Hand ihm angeboten, ist sehr zweifelhaft.

So zog er denn, begleitet von einem großen Heere, im September des Jahres 951 nach Italien.

Als Otto Mailand, die Hauptstadt der Lombardei, eingenommen hatte, als dahin die Großen von allen Seiten zur Huldigung eilten, da sandte er an die Adelheid und ließ sie bitten, durch die Schaaren des unterworfenen Volkes nach Pavia zu kommen. Seinen Bruder Heinrich mit einer ausgesuchten Schaar schickte er ihr entgegen über den Po, um sie einzuholen und zu geleiten. Dann wurde die Hochzeit gefeiert (Bild III zeigt Otto und Adelheid). Ehe aber der König das Land beruhigen und Berengar unterwerfen konnte, zogen sich drohende Wolken in Deutschland zusammen.

Otto hatte seine erste Gemahlin, Editha, nach achtzehnjähriger Ehe im Januar 946 verloren und die allgemein beliebte Königin in seiner neuen Kirche zu Magdeburg begraben. Es hinterblieb ein Sohn, Ludolf, und eine Tochter, Liudgarde, und auf diesen seinen einzigen Sohn übertrug Otto alle Liebe und bestimmte, daß er nach ihm herrschen solle. Dieser Sohn aus erster Ehe, welcher das Herzogthum Schwaben beherrschte, war schon lange unzufrieden mit dem großen Einflusse seines Oheim's und Nachbar's, des Herzog's Heinrich von Baiern. Da dieser jetzt der Liebling der Adelheid wurde, fürchtete Ludolf für seinen Einfluß, und als die Adelheid einen Sohn, Otto, geboren, auch für die Thronfolge. Heinrich hatte viel Feinde, und deswegen gewann die Verschwörung eine Menge Anhänger und wurde um so gefährlicher, weil die Ungarn, die Zwietracht im Reiche benutzend, mit Mord und Brand Deutschland heimsuchten und mit den Empörern in Verbindung traten. Zuerst unterwarf Otto die aufständischen Vasallen und zwang seinen Sohn, daß er, in

Demuth vor ihn tretend, um Frieden und Verzeihung bitten mußte; dann vereinte er die Truppen der Herzöge und rief sogar die dienstbaren Slaven zum Kampfe gegen die Ungarn.

Diese waren im Jahre 955 über Süddeutschland wie ein Heuschreckenschwarm hergefallen; am meisten hatte die vor den Alpen liegende Hochebene gelitten. Da lagerten sie sich vor Augsburg und wollten die schlecht befestigte Stadt im Sturme nehmen; aber der Bischof wehrte sich mit den Seinen, bis Otto zum Entsatze heranzog. Gegen ihn wandten sich die Ungarn. Otto hatte die Seinen in acht Treffen aufgestellt; die drei ersten bildeten die Baiern, das vierte die Franken, das fünfte und größte die Sachsen, und da ritt der König selbst, umgeben von auserlesenen Streitern, und vor ihm wehte die Reichsfahne mit dem Erzengel Michael; dann folgten die Schwaben als sechstes und siebentes und zuletzt die Böhmen als achtes Treffen. An zwei Tagen, am 9. und 10. August, toste die Schlacht, namentlich an dem letzten Tage stritt man vom Morgen bis zum Abend; endlich gewannen die Deutschen den Sieg (Bild IV), Otto selbst kämpfte in den vordersten Reihen und tödtete Alles, was er erreichte.

Dieser Sieg hatte sehr bedeutende Folgen, denn von nun an kommen die Ungarn nicht mehr in das Innere Deutschland's, im Gegentheil, es ziehen deutsche Priester in das heidnische Land und bekehren es. Gegen die Ungarn wird die Mark Oesterreich gegründet, und wir finden sie am Ende des zehnten Jahrhundert's in den Händen der Babenberger. Das Bisthum Passau wird für Ungarn wichtig, denn von dort aus kommen die Missionäre. Der König Geisa und sein Nachfolger, Stephan, werden Christen und richten Ungarn nach dem Muster der occidentalischen Staaten ein.

Während dieser Kämpfe gegen die Ungarn hatte sich Berengar in Italien von Neuem Macht und Ansehen errungen, so daß Otto, welcher anderweitig in Deutschland beschäftigt war, seinen Sohn Ludolf mit Heeresmacht gegen ihn schickte. Ludolf focht glücklich gegen die Feinde, starb aber inmitten seiner Siegeslaufbahn, vom Fieber dahingerafft. Sein Leichnam wurde nach Mainz gebracht und in der Kirche des heil. Albanus beigesetzt (Bild V zeigt seinen Grabstein).

Somit war Italien wiederum sich selbst überlassen, denn den König fesselten die Angelegenheiten seines Reiches. Berengar II. suchte diese Muße zu benutzen, um sich in Oberitalien festzusetzen. Da nun die Großen das Princip befolgten, gegen den gerade herrschenden Gebieter einen andern in's Land zu rufen, so wandten sich viele bittend an Otto und mit ihnen vereinten sich die Gesandten des Papstes Johann's XII. In Rom war damals ein erschreckliches Leben, ein Sündenleben, ähnlich wie später unter den Borgia's. Ein Kind dieses Lebens, ein Lüstling im

vollsten Sinne des Wortes war Johann XII., welcher zugleich Papst und auch Patricius in Rom sein wollte. Er rief Otto gegen Berengar und Adalbert, weil er vom Könige Vergrößerung seines Gebietes und Erweiterung seiner Herrschaft hoffte.

Otto aber vernahm den Ruf gern; seine ganze Stellung drängte ihn ja dazu, die Kaiserkrone zu erwerben; es trieb ihn sein religiöses Gefühl, es trieb ihn die Meinung der Zeitgenossen, denn der König hat ja nicht blos weltliche, sondern auch geistliche Geschäfte; er, der mächtigste König der damaligen Welt, der Vorkämpfer des Christenthum's, er mußte es wünschen, Kaiser zu werden, denn dann war ja die geistliche Gewalt noch enger mit ihm verknüpft, als früher.

So ordnete er die Verhältnisse Deutschland's und zog dann im Jahre 961 zum zweitenmale nach Italien. Er kam nach Rom und wurde dort gesalbt und gekrönt; von da aus wandte er sich gegen Berengar. Da aber Otto die Wünsche des Papstes nicht so erfüllte, wie er es gehofft hatte, so begann er mit der Gegenpartei zu unterhandeln. Adalbert kam nach Rom und verband sich dort mit dem Papste (Bild V), der daran dachte, den griechischen Kaiser und die Ungarn für sich zu interessiren. Otto hatte davon gehört und anfangs auf die Vorstellungen derer, welche dem Papste zürnten, halb spottend geantwortet: „Er ist ein Knabe und wird sich bessern; ich will erst den Berengar vertreiben." Da aber der Knabe dem Könige gefährlich wurde, so zog dieser im Herbste 963 vor Rom, und kaum nahte er sich, so entflohen der Papst und Adalbert. Die Römer unterwarfen sich und schwuren dem Kaiser, niemals einen Papst zu wählen oder zu ordiniren, wenn nicht in Uebereinstimmung mit der Wahl des Kaisers und seines Sohnes, des König's Otto.

Am 6. November wurde eine große Synode in der Peterskirche gehalten; man klagte den Johann mehrfacher Verbrechen wegen an, und da er sich nicht zur Verantwortung stellte, wurde er abgesetzt und der Protoscriniarius Leo zum Papste gewählt (Bild VI).

Mit diesem Acte aber war weder Johann XII. ganz gedemüthigt, noch Leo VIII. gesichert; es bedurfte mancher Kämpfe, ehe Otto seine Macht befestigte, und daher ist es erklärlich, daß er bis zum Jahre 965 in Italien verweilte. Zum drittenmale zog er 966 nach Süden; hatte er auf seinem ersten Zuge die Lombardei, auf dem zweiten Mittelitalien sich unterworfen, so wollte er nun Unteritalien mit seinem Reiche vereinen. Dort traf er auf die Griechen, verlangte von ihnen Anerkennung seiner Würde, die Abtretung ihrer Besitzungen und eine Verbindung der beiden Regentenfamilien. So lange Nicephorus Phokas Kaiser in Byzanz war, ging er auf diese Bedingungen nicht ein. Sein Nachfolger aber übersandte im Jahre 972 die Theophania, die Tochter des Kaisers Romanus, an Otto I., welcher sie in Rom seinem Sohne, Otto II., vermählte. Apulien und Calabrien jedoch scheinen die Grie=

chen der Prinzessin nicht zum Brautschatz gegeben zu haben, wenigstens befinden sie sich noch später im Besitze dieser Landschaften.

Durch diese Heirath hatte Otto I. seinem Sohne ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet, und wir werden ihn hier im Kampfe gegen Griechen und Saracenen wiederfinden.

Und als Otto I. das Alles vollbracht und angeordnet hatte, da zog er durch Deutschland heimwärts in sein geliebtes Sachsen und feierte in Quedlinburg sein letztes Osterfest, im Jahre 973. Aber wie öde und einsam war sein Haus, wie anders war es doch vor seinem Zuge nach Italien gewesen! Damals lebte noch seine alte Mutter, Mathilde, und hatte ihn zu seinem Zuge unter Thränen gesegnet. In Nordhausen waren sie beide zum letztenmale zusammen gewesen; da hörten sie die heilige Messe, und wie die beendet war, wandte sich die greise Frau zu ihrem erhabenen Sohne und empfahl ihm noch einmal die Sorge für das Kloster, denn dort hätte sie so oft fröhliche Tage verlebt und dort hätte sie der Herr in schweren Stunden sichtbarlich beschützt. Dort sei sein Bruder Heinrich geboren, welchen sie allzu sehr geliebt habe, da er den Namen des Vaters getragen, dort seine Schwester Gerberga. Er sähe seine alte Mutter hier zum letztenmale und möge sich deswegen des Ortes erinnern. Das rührte den Kaiser bis in's Herz und er versprach treue Erfüllung ihrer Bitte. Dann gingen sie aus der Kirche und, vor der Thüre stehend, umarmten sie sich noch einmal und Thränen bethauten ihr Antlitz. Und all' die schlachtgewohnten Gefährten des Kaisers ergriff der wundersame Anblick, wie der eiserne Mann, der Kampfesheld, der Herrscher der Welt, umschlungen von den Armen der greisen Frau, in Thränen dahinschmolz. Und als der Kaiser sein Roß bestiegen, da wandte sich die hehre Frau zur Kirche zurück, und wo ihr lieber Sohn beim Gesange der Messe gestanden, da, auf dem Platze, beugte sie das Knie und weinend küßte sie die Fußtapfen des Sohnes.

Dem Kaiser wurde das gemeldet, er sprang vom Pferde, eilte zu der Betenden, warf sich hin vor ihr und sprach: „O hohe, ehrwürdige Frau, mit welchem Dienste kann ich Dir diese Deine Thränen aufwiegen?"

Seine Mutter sah er bei der Rückkehr nicht wieder; auch seine Brüder und viele liebe Verwandte waren gestorben, sein hohes Haus war leer. Betrübt wandelte er durch die bekannten Orte seiner Heimath.

Als er am 6. Mai nach Memleben kam, fühlte er die Schwäche des Todes. Am Abende besuchte er die Vesper; da wurde er warm und müde und die umstehenden Fürsten boten dem alten Helden einen Sessel, damit er sich setze. Das that er und neigte alsbald sein Haupt. Er empfing das heilige Abendmahl und ruhig und getrost gab er am folgenden Tage, am Mittwoch vor Pfingsten, den Geist auf.

Seinen einbalsamirten Körper brachte man nach Magdeburg und bestattete ihn neben der Editha.

Wir wollen uns, ehe wir von „dem Löwen" scheiden, sein Bild, wie es der Chronist entwirft, noch einmal vor Augen führen:

„Des Kaisers Frömmigkeit war berühmt; er war der standhafteste aller Menschen, heiter, wenn es nicht des Schreckens seines königlichen Ansehens bedurfte, freigebig; er schlief wenig; während des Schlafes sprach er beständig, so daß man glaubte, er wache fortwährend; den Freunden freund, konnte er nichts versagen, blieb ihnen stets getreu; bisweilen so großmüthig, daß er wohl die Vertheidigung derer übernahm, die seinetwegen angeklagt waren; seine Wißbegier so stark, daß er nach dem Tode der Editha noch die Buchstaben lesen und Bücher verstehen lernte. Er sprach Latein und Slavisch, aber selten — so liebte er sein Deutsch; ein eifriger Jäger, ein Liebhaber des Brettspiel's; die Reiterei übte er wohl, doch mit königlicher Gravität. Ein riesiger Körper, ein grauer Kopf, mit Haaren bestreut, rollende Augen, die Blitze strahlten, ein röthliches Gesicht und langer Bart, länger, als bisher Sitte war, eine Löwenbrust, mit Haaren bewachsen, ein bald rascher, bald schwerer Schritt, ein vaterländisches Kleid — niemals bediente er sich eines fremden — gaben ihm die königliche Würde, von der er einen so hohen Begriff hatte, daß man sagte, er faßte jedesmal, ehe er die Krone auffetze."

Ihm folgte sein achtzehnjähriger Sohn, Otto II., für dessen unbestrittene Nachfolge der Vater schon frühe gesorgt hatte. Als Otto I. nämlich im Jahre 961 nach Italien ging, da hat er den damals siebenjährigen Knaben in Worms zum König erwählen und dann in Aachen krönen lassen. Später mußte ihm Johann XIII. sogar noch bei Lebzeiten des Vaters die Kaiserkrone auffetzen, und seitdem leitete er einen großen Theil der Regierungsgeschäfte.

Von Gestalt war er klein, aber schön und blühend, heiteren Sinnes und oft ohne Maß und Ziel freigebig. Er stand seinem Vater an gewaltiger Kraft nach, übertraf ihn aber an feiner Bildung; er liebte die Gelehrten, zog sie an seinen Hof, hörte ihren Disputationen zu und sprach auch wohl selbst mit.

Wenn somit sehr viel gute Eigenschaften ihn zierten, so traten doch bei ihm auch die Fehler der Jugend sehr stark hervor: Uebermaß in allen Dingen, zu rascher Entschluß und zu rasche That; er verachtete oft die guten Rathschläge der alten Leute und glaubte, er dürfe Alles thun, was ihm beliebe.

Seine Regierungszeit zerfällt in zwei deutlich geschiedene Perioden. Die erste umfaßt die Jahre 973—980. In dieser Zeit hat er dieselben Kämpfe durchzufechten, wie sein Vater und Großvater, und nachdem er nach außen und innen hin sein

Reich beruhigt hat, da unternimmt er es, seine Ansprüche auf Unteritalien durchzuführen.

Als er die Regierung antrat, war die Partei der Adelheid und des mit ihr eng verbundenen baierischen Herzogshauses die herrschende.

Ihr stand die Gemahlin Otto's mit ihren Griechen gegenüber, und es scheint diese Feindschaft nicht blos ein Streit um Macht und Einfluß, sondern auch ein Kampf der älteren, einfachen Sitte gegen die feine und gelehrte Bildung der Griechen gewesen zu sein. Natürlich unterlag in diesem Zwiespalte die Partei der Adelheid, welche sich selbst zu ihrem Bruder, dem Könige von Burgund, begab und erst später mit dem Sohne ausgesöhnt wurde. Dieser Zwist schadete Otto II. besonders in Italien, wo ja seine Mutter großen Einfluß hatte.

Das Haus, welches von der Adelheid sehr gehoben war und in der letzten Zeit Otto's I. unendlichen Einfluß hatte, war das von Heinrich, dem Bruder Otto's, gegründete. Jener Heinrich lebte zwar nicht mehr, es herrschte aber in Baiern sein Sohn, Heinrich II., der Zänkische, ein tüchtiger und energischer Mann. Mit ihm verschwägert war der Herzog Burkhard von Schwaben. Otto II. scheute sich nun nicht, diese ihm wirklich gefährliche Coalition anzugreifen und zu schwächen. In dem daraus entstehenden Kampfe rief Heinrich II. gegen Otto Polen und Slaven herbei, unterlag aber im Streite und verlor sein Herzogthum.

Dadurch, daß Schwaben und Baiern an andere Familien gegeben wurden, veränderte sich der Zustand des Reiches sehr bedeutend.

Westfranken war vornämlich deshalb für Deutschland so unschädlich geworden, weil die Familie Capet die königliche befeindete; jetzt hatten sich die beiden Familien verbündet und hofften, von der Zwietracht im Nachbarreiche Nutzen ziehen zu können. Der König Lothar wollte Lothringen seinem Reiche erwerben und hatte wohl den beiden jüngeren Brüdern Hugo Capet's die beiden lothringischen Herzogthümer versprochen.

Als daher Otto im Jahre 978 das Johannisfest in Aachen feierte, da fiel Lothar wider Sitte und Kriegsrecht heimlich in Lothringen ein und zog in Eilmärschen gegen Aachen, um sich des Kaisers zu bemächtigen. Es gelang aber nicht, denn einen Tag zuvor, ehe Lothar ankam, hatte Otto II. die Stadt geräumt, so daß jener wohl des Kaisers Gepäck, doch ihn selbst nicht fangen konnte.

Und was hat nun Lothar weiter gethan? Er drehte den Adler, welcher auf der kaiserlichen Pfalz nach Osten gewandt seine Flügel ausbreitete, nach Westen herum und zog dann nach drei Tagen eilig ab.

Darauf sandte ihm Otto II. die Botschaft, er wolle am 1. October offen und frei in Frankreich einrücken. Er berief seine Großen nach Dortmund, und die Deut-

schen, welche kurz vorher in inneren Fehden sich selbst zerfleischt hatten, standen jetzt einmüthig ihrem Kaiser bei. Mit großem Heere brach er in Frankreich am festgesetzten Tage ein und Greuel aller Art bezeichneten bald den Zug des Heeres, denn Otto II. wollte die Herrschaft dem Lothar rauben. Wohlweislich aber suchte er sich die Geistlichkeit dadurch zu befreunden, daß er ihre Güter schonte. So zog Otto vor Paris. In der Stadt lagerte Hugo Capet, die Deutschen dagegen auf dem rechten Ufer der Seine, um den Montmartre. Sengend und brennend durchschweiften sie die Gegend (Bild VII), um die Franken zur Schlacht zu reizen. Die vermied Capet, und da die Stadt sich hielt und die Herbstseuchen ausbrachen, so zog Otto sich in die Heimath zurück. Als später Lothar den Capet's nicht mehr traute, söhnte er sich im Jahre 980 mit Otto II. aus und trat ihm nochmals feierlich Lothringen ab. Und nun hielt den Kaiser nichts mehr in Deutschland zurück, er eilte nach Italien, um Rom's Zustände zu ordnen und Unteritalien zu erobern. Gegen ihn verbinden sich Griechen und Saracenen und besiegen ihn bei Squillace im Jahre 982. Da hatte er nur den einen Gedanken, diese Schmach zu sühnen, und rief seine Deutschen zur Hülfe, und während sie hierher nach Süden zogen, wurden die nördlichen Grenzen entblößt und Dänen und Slaven erhoben sich in furchtbarem Aufstande. So umtost von allen Seiten, über Großem brütend, starb Otto II. in Rom. Man begrub ihn in dem Vorhofe der Peterskirche, neben dem Oratorium der Jungfrau Maria in der Halle gegen Morgen, und pries ihn glücklich, daß er an so heiliger Stätte, neben dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern, ruhe.

Otto's II. und der Theophania Sohn war zwar erst drei Jahre alt, es schien aber, als sei Otto III. ein wohlgeordnetes und festbegründetes Reich hinterlassen worden. Mit Frankreich war vor einigen Jahren ein Frieden abgeschlossen, die empörten Slaven waren in ihre Grenzen zurückgedrängt und von Neuem unterworfen und im Innern des Reiches war durch die Demüthigung Heinrich's des Zänkers und seiner Freunde die bürgerliche Zwietracht beendet worden.

Und doch überdauerte das Alles nicht den Tod Otto's II. Dem minderjährigen Kinde gegenüber suchten alle Parteien in Deutschland sich auszubreiten und Attribute der höchsten Gewalt sich anzueignen. Alle, welche, von der kräftigen Herrschaft der Ottonen gebändigt, nur mit Unwillen gehorcht hatten, alle athmeten jetzt freier auf, und um ihre Pläne durchzuführen, scheuten sie nicht die Verbindung mit dem Auslande, mit Frankreich nämlich und den Slaven, und drohten so, Deutschland wieder in den Zustand zu versetzen, in dem es unter den letzten Carolingern und unter Conrad I. eine Beute der Barbaren gewesen war.

Unter den Fürsten war unstreitig Heinrich II., der Zänker, der Herzog von Baiern, der nächste Verwandte des jungen König's. Er befand sich gerade, als die

Kunde vom Tode Otto's II. erscholl, gefangen in Utrecht; aber der Bischof jener Diöcese, unter dessen Obhut er stand, entließ ihn sogleich, und bald schaarten sich viele deutsche Fürsten um ihn. Die meisten Großen haßten nämlich die Theophania, die Griechin, die nur mit Verachtung auf die barbarische Nation herabsah, und wollten die Regentschaft einem deutschen Manne übertragen. Und da war allerdings Heinrich derjenige, der als nächster Verwandter die meiste Berechtigung dazu hatte. So bemächtigte er sich denn der Person des jungen König's und leitete als Vormund das Reich. Als Alles zu seinen Gunsten sich gewendet und er an den Nachbaren des deutschen Reiches treue Freunde sich erworben hatte, da streckte er im Jahre 984 seine Hand nach der Krone aus. Ihn erkannte Lothar von Frankreich, die Herzöge von Böhmen und Polen als König an, und namentlich auf die letzteren sich stützend, gedachte er in Deutschland zu herrschen. Da kann man in Wahrheit dasselbe Urtheil fällen, welches der Chronist gegen Lothar I., den Sohn Ludwig's des Frommen, ausspricht, als er sich mit den heidnischen Sachsen wider die christlich-fränkische Monarchie verband: „wahrlich, ein verabscheuungswürdiges Verbrechen!“

Und das trug auch seine Strafe in sich. Die sächsischen und thüringischen Großen waren durch diesen Bund Heinrich's II. in ihren eigensten Interessen verletzt worden; sie traten zusammen, schwuren Otto III. Treue und schickten Gesandte an die Adelheid mit der dringenden Bitte, sie möge kommen und die Rechte ihres Enkels wahren. Auch in Süddeutschland erhob sich eine starke Partei gegen Heinrich, die bald durch die Verwilligungen und Bestechungen der Adelheid und Theophania sie vergrößerte. Der Kampf endete zum Nachtheil Heinrich's; er mußte den König ausliefern und die Krone niederlegen, bekam aber doch sein altes Herzogthum Baiern, nur etwas vermindert — man hatte Kärnthen abgenommen — als Lehen aus den Händen Otto's III. zurück.

Und wie dieser Gegner gefesselt war, da gelang es auch, der Slaven wenigstens insoweit Herr zu werden, daß man von ihnen keine drohende Gefahr mehr für Deutschland zu fürchten hatte. Den Feind an der Westgrenze des Reiches machte bald innere Zwietracht unschädlich. Als nämlich im Jahre 987 in Frankreich König Ludwig starb, riefen die Großen nicht den in Lothringen weilenden letzten Carolinger, der den Namen Karl führte, auf den Thron, sondern Hugo Capet erreichte glücklich das Ziel, nach dem er so lange gestrebt. Er hatte fast immer die deutsche Partei geführt und war auch außerdem eben nicht sehr gefährlich, weil doch eine Oppositionspartei gegen die neue Königsfamilie nicht fehlte. Bei der Bekämpfung dieser Partei gerieth Hugo über einen ihm feindlichen Erzbischof mit dem Papste in Streit, und da dieser nicht nach Recht und Gerechtigkeit entschied, da in

Rom Bestechung galt, so berief Hugo ein Concil französischer Geistlichen und trat mit ihnen ganz entschieden gegen den Papst für eine französische Nationalkirche in die Schranken. Man lese nur das, was vom Concil veröffentlicht worden, und man wird staunen über die wahrhaft reformatorischen Ansichten, welche sie da geltend machen; man muß unwillkürlich an die Bestrebungen der französischen Sorbonnisten auf dem Concil zu Costnitz, an Ludwig's XIV. und Bossuet's Pläne denken. Wie scharf tadelt man die Unwissenheit der römischen Priester, die Verderbtheit der Päpste! „O bejammernswerthes Rom!" ruft der Bischof Arnulf von Orleans aus, „einst gabst du uns den berühmten Leo, den großen Gregorius, einen Gelasius und Innocentius, Männer, die mit ihrer Weisheit den ganzen Erdkreis erfüllten; ihrer Leitung ward mit Recht die ganze Kirche anvertraut; zu unsern Zeiten aber hast du Geschöpfe der Finsterniß ausgespieen, schmachvollen Andenkens für kommende Jahrhunderte."

Die Bestrebungen der französischen Geistlichkeit fanden jedoch in Deutschland nicht nur nicht Unterstützung, sondern trafen auf den heftigsten Widerstand, weil die Deutschen den Papst als einen vom Reiche abhängigen Fürsten und einen Angriff auf seine Macht als einen Kampf gegen Deutschland ansahen. Wie anders hätten sich die kirchlichen Verhältnisse des Mittelalters gestaltet, wenn der deutsche König auf die Anschauungen der Franzosen eingegangen wäre!

Und waren denn nur wirklich jene Vorwürfe gerechtfertigt?

Daß ein Sündenleben, ein steter Parteikampf die Würde des Papstthum's in den Staub zog, so oft nicht die deutschen Kaiser rettend und ordnend einschritten, das haben wir gesehen; daß aber auch in diesem wilden Treiben Bildung und Wissenschaft verschwunden war und nicht mehr in Achtung stand, das beweist am besten eine Stelle aus dem Schreiben des Legaten, in welchem er die römischen Zustände dem Concil gegenüber rechtfertigt. Er sagt da: „Und weil die Stellvertreter von Petrus und seine Schüler nicht zum Lehrer haben wollen weder einen Plato, einen Virgil, einen Terenz, noch das übrige Vieh von Philosophen, welche stolz daherfliegen, wie der Vogel durch die Luft, oder in die Tiefe tauchen, wie die Fische in's Meer, oder wie das Vieh auf der Erde daherschreiten, darum sagt ihr, daß sie nicht Thürsteher der Kirchen sein dürfen, weil solcher Sang ihr Ohr nicht bethörte? Petrus wußte davon nichts und ist doch Pförtner des Himmels geworden."

Als Otto II. gestorben war, trat wieder eine Adelspartei als die herrschende in Rom auf und stellte aus ihrer Mitte den jüngern Crescentius mit dem Titel eines Patricier's an die Spitze der Geschäfte. Er war das Haupt Rom's damals, als im Jahre 996 der junge sechszehnjährige König der Deutschen, von unnennbarer Sehnsucht getrieben, gen Rom zog. Noch auf dem Wege, in Pavia, trafen ihn

Boten der Römer, welche ihm die Nachricht brachten, daß Papst Johann XV. gestorben sei und das Volk einen Vorschlag für die Papstwahl vom Könige erwarte. Otto schlug seinen Verwandten Bruno vor, der dann auch als Gregor V. inthronizirt wurde. Dann zog er selbst nach Rom und wurde dort vom Papste zum Kaiser und Patricius gesalbt. Als solcher wollte er seinem Papste eine unabhängige Stellung sichern und den Anmaßungen des Crescentius ein Ende machen. Ein Gericht, welches er gegen den Römer berief, verurtheilte denselben, doch Otto schenkte ihm auf Fürbitte des Gregor die Strafe, um durch diese Milde ihn und die Römer zu gewinnen. Er hatte aber zu sehr auf die Dankbarkeit der Südländer gebaut, denn schon im folgenden Jahre, da Otto in Deutschland sich befand, stellte Crescentius einen Gegenpapst auf und vertrieb Gregor V. Weit aussehende Pläne hatten die Empörer gefaßt; sie wollten die Griechen zu Hülfe rufen und ihnen Rom unterwerfen. Alles jedoch zerflog, wie der Morgennebel vor der Sonne, als die Kunde von Otto's neuer Rüstung erscholl. Im Februar des Jahres 998 war er in Rom. Zuerst unterwarf sich der Gegenpapst und erlitt seine Strafe; dann wurde Crescentius in der Engelsburg belagert, und als man die Veste gebrochen und ihn gefangen genommen hatte, ließ Otto den Treulosen auf dem Dache der Burg hinrichten. So beugte er mit Strenge die Römer und bestrafte mit Ernst ihren Leichtsinn. Trotzdem, daß er so kräftig hier durchgriff, liebte er die Römer und ihre Bildung; er zog sie aller Orten den Deutschen vor. Doch machte das auf das eitle Volk wenig Eindruck, und als er im Jahre 1001 ihren Zorn bei einer unbedeutenden Gelegenheit erregte, da erhoben sich die Römer und schlossen den Kaiser auf dem Aventin mit seinen Deutschen so eng ein, daß ihm die Lebensmittel zu fehlen begannen (Bild VII). Mit Mühe und Noth entrann der Kaiser. Ehe er sich an dem verrätherischen Volke rächen konnte, raffte ihn im Januar des Jahres 1002 eine pestartige Krankheit dahin.

Keines der sächsischen Kaiser hat sich die Sage so sehr bemächtigt, wie dieses Otto. Schon durch seine Abstammung von einer griechischen Mutter war er dem Boden entrückt, auf dem seine Ahnen fußten; er blickte mit Stolz auf diese Abstammung, denn die byzantinischen Kaiser waren ja doch immer noch die Quelle legitimer Machtvollkommenheit. Deshalb liebte er auch die griechische Bildung und verachtete seine barbarischen Deutschen, die er durch orientalisches Hofgepränge von sich entfernte.

Neben all' dieser Lust an Bildung, neben all' diesen Bestrebungen tritt frühzeitig in ihm die Neigung hervor, der Welt zu entsagen und in die Stille der Mönchsklause sich zurückzuziehen. Und je älter er wird, je mehr Undank er erfährt, um desto heftiger zeigt sich diese Sehnsucht.

Ehe jedoch alle diese Seelenzustände sich ordnen und durchkämpfen konnten, erlag der Jüngling einem frühzeitigen Tode, und mit ihm endete die eine Linie des von Heinrich I. herstammenden Hauses.

Wenn auch die Deutschen erzürnt waren, daß man ihnen Römer und Griechen vorzog, wenn auch eine heftige Opposition gegen die Ausländerei sich erhob, ganz ohne günstigen Einfluß auf die Cultur blieb diese Verbindung mit Italien doch nicht. Der thätige Freund Otto's III., der Bischof Bernward von Hildesheim, und des König's Hofcaplan und Verwandter, Meinwerk, waren nicht allein bedeutende Gelehrte, sondern auch geschickte mechanische Künstler. Bernward unterrichtete seine Schüler ebensowohl in den Wissenschaften — und er hatte selbst eine herrliche Bibliothek — als auch in den Künsten. Wenn Meisterwerke der Malerei oder der Goldschmiedekunst an des König's Hof kamen oder von da aus verschickt werden sollten, so machte er seine Schüler darauf aufmerksam und ließ sich keinen Weg verdrießen, um mit seiner Schaar lernbegieriger Jünglinge die Kunsterzeugnisse selbst zu schauen (Bild IX).

Otto III. war nicht vermählt. Erfüllt von der Würde seiner Stellung, von der Hoheit seines Hauses, hatte er um eine griechische Prinzessin geworben. Als die Gesandten die Zusage ihrer Hand nach Italien brachten, da war Otto III. schon verschieden.

Er war der Letzte vom Hause Otto's I., aber es waren noch Enkel vorhanden von Otto's I. Bruder, von Heinrich von Baiern. Gemäß der Gewohnheit, bei der Königswahl so viel wie möglich Mitglieder der herrschenden Familie zu berücksichtigen, wurde der älteste Enkel jenes Heinrich zum Könige erwählt, obgleich der damals wohl als die Zierde der Fürsten anerkannte Markgraf Eckard von Meißen sich um die Krone bewarb.

Heinrich II., der Heilige, capitulirte mit den einzelnen Stämmen deutscher Nation und brachte sie zur Anerkennung seiner Würde, ohne daß ein allgemeiner Wahltag abgehalten wurde. Da er bei dieser Gelegenheit den einzelnen Fürsten mehr versprochen oder wenigstens mehr Hoffnungen erregt hatte, als er erfüllen konnte und wollte, so erhoben sich sehr bald von allen Seiten gegen sein Regiment innere Feinde, und wie das dann immer geschah, so wurde es auch zugleich an den Grenzen unruhig. Von Gallien her drohte zwar dem Könige keine Gefahr, denn dies Land sank nach dem Emporkommen der Capetinger eine Zeit lang zu großer Schwäche herab; wohl aber mußte Heinrich mit den Slaven und mit Italien kämpfen. Hier war gleich nach dem Tode Otto's III. der Markgraf Arduin von Ivrea von der nationalen Partei gewählt worden, wogegen sich die andere, um Hülfe bittend, an Heinrich II. wandte. Ihn fesselten noch bis zum Jahre 1004 theils

Aufstände der Großen, theils Kämpfe mit den Slaven. Sein ganzes Auftreten und Verhalten zeigte eben keinen sehr energischen Mann, und eben so erschien er auf diesem italienischen Zuge. Nur bis Pavia kam er, und als dort durch die wilde Gier, mit welcher die Deutschen über den Wein und die Südfrüchte herfielen, ein Tumult sich erhob und Heinrich dabei in die größte Gefahr gerieth, da kehrte er eiligst ohne allen Ruhm und Erfolg in die Heimath zurück, wohin ihn auch die Einfälle der Slaven riefen.

Bei all' diesen Kämpfen, unter all' diesen Wirren hegte er doch fort und fort einen Lieblingsplan und ließ nicht nach, an der Ausführung desselben zu arbeiten, und dieser sein Lieblingsgedanke war der, in Franken ein neues Bisthum zu gründen.

Dieser Eifer und die Unterwürfigkeit, welche er gegen die Geistlichkeit zeigte, haben ihm den Beinamen des Heiligen erworben. Darum rühmt auch der Chronist von ihm, er habe keinen Tag vorbeigehen lassen, ohne Kirchen und Klöster zu ehren und zu beschenken. Da, wo die Regnitz, von Süden nach Norden am Westabhange der fränkischen Höhe hinströmend, jetzt herrliche, gartenartig bebaute Fluren bewässert, da war damals Alles weit und breit mit Wald bedeckt, in welchem Slaven ihre armseligen Hütten erbaut hatten. Dort lagen Domänen Heinrich's II. und der ganze District gehörte zum Bisthum Würzburg. Mit seinen Gütern stattete der König das Bisthum aus und zog sich dadurch Unfrieden in seiner eigenen Familie zu, weil sein Bruder Bruno diese Vergabung des Familienbesitzes nicht billigte. Auch von anderer Seite her fand er Widerstand. Der Bischof von Würzburg wollte in die Verkleinerung seiner Diöcese deshalb um so weniger willigen, weil ihm das, was er für die Zustimmung gefordert, nämlich seine Erhebung zum Erzbischof, nicht gewährt worden war. Als die Bischöfe, um über diese Angelegenheit zu entscheiden, zu einem Concile berufen waren, demüthigte sich Heinrich II. so vor ihnen, daß er bittend auf dem Boden hingestreckt lag. So wurde denn im Jahre 1007 (Bild X) das Bisthum gegründet und 1020 die Kirche desselben vom Papste geweiht. Wie hochherrlich auch Heinrich II. den Papst empfing und wie sehr er ihn ehrte, so hat er doch seine Bischöfe ernstlich gegen die Uebergriffe der päpstlichen Gewalt zu wahren gesucht und damit angezeigt, daß er seine Hauptstütze in der bischöflichen Macht finde.

Heinrich II. hat hauptsächlich seine Bestrebungen in der letzten Zeit auf die Ordnung Italien's gerichtet und ist zweimal noch in dies Land gezogen. Es rief ihn der Papst, der sich nach einem kräftigen Schutze in den kleinlichen Wirren jenes Landes und nach einer Hülfe gegen die Saracenen umsah. Auf seinem letzten Zuge trat Heinrich II. mit dem neuen Element Süditaliens in Verbindung, durch welches eine Reorganisation jener Gegenden herbeigeführt werden sollte, nämlich mit den Normannen, und belehnte sie mit Capua.

Von Heinrich II. ist somit nichts Bedeutendes gethan worden; es schien, als sei die Kraft des sächsischen Hauses in ihm schon fast erloschen, als bedürfe es eines neuen Stammes, um Deutschland wieder zur Blüthe zu bringen.

Heinrich II. starb im Jahre 1024 und mit seinem kinderlosen Scheiden erlosch Heinrich's I. erlauchtes Haus, das hundert Jahre Deutschland mit Glanz und Ruhm beherrscht hatte.

Im Juli war der König verschieden und schon im September versammelten sich die Fürsten zur Wahl, welche besonders von den Bischöfen beeilt wurde, da ihnen ein langes Zwischenreich nur unangenehm und schädlich sein konnte. Vorher hatten die Großen der einzelnen Stämme schon auf mancher Tagfahrt sich verständigt, und so zogen sie denn acht Wochen nach Heinrich's Tode mit glänzendem Heergefolge, begleitet von vielen Edlen und Freien, deren Zustimmung nöthig war, zum Wahlplatz an den Rhein.

Zwischen Worms und Oppenheim, auf der linken Seite des Rhein's, erhebt sich das Ufer steil und senkt sich dann nach Westen in sanften Flächen; dort an den Grenzen des Mainzer und Wormser Kirchspiel's stand der alte Königsstuhl, und von ihm aus überschaute der Sitzende weithin die blühenden Gefilde des Rhein's. Auf dieser Fläche sammelten sich am 4. September die Fürsten und Völker des Reiches. Vier Stämme, die Sachsen, Franken, Schwaben und Baiern, standen auf dem rechten, die Lothringer allein auf dem linken Ufer des Flusses. In der Mitte, an einem Orte Kamba, welchen jetzt schon lange die Fluthen des Rheines verschlungen haben, beriethen die Fürsten (Bild XI). Endlich nach langer Berathung schwankte die Wahl zwischen zwei Männern, die beide, nahe verwandt mit dem sächsischen Hause, auch durch Tapferkeit und andere herrliche Eigenschaften hervorragten. Beide hießen sie Conrad und stammten beide aus einem edlen fränkischen Hause.

Sie waren Vettern, Söhne zweier Brüder und Urenkel Kaiser Otto's I. durch seine Tochter Liutgarde, welche an Conrad den Weisen von Lothringen verheirathet war. Aus dieser Ehe entstammte der Herzog Otto von Kärnthen, der Großvater der beiden Conrade. Der ältere von ihnen, der Sohn des fränkischen Grafen Heinrich, war durch seine Mutter mit einem vornehmen schwäbischen Geschlechte verwandt, aber, wenn auch viel edles Blut in seinen Adern rollte, er war kein reicher, landbegüterter Fürst, er besaß nur ein mäßiges, aber ganz freies Erbe, welches er von Keinem zu Lehen trug. Ansehen und Einfluß jedoch hatte ihm trotz des geringen Besitzes seine Tüchtigkeit überall verschafft.

Ebenso vornehm war der jüngere Conrad, der Sohn des Herzog's Conrad von Kärnthen und der Mathilde, welche aus Carolingischem Blute entsprossen war.

Der größte Theil der Fürsten begünstigte den älteren Conrad, da er nicht so mächtig war, daß er ihnen Besorgniß eingeflößt hätte, und doch andererseits wieder so gemäßigt und ernst, daß man eine gerechte und kräftige Regierung von ihm hoffen durfte. Aber seine Freunde wagten noch nicht, ihre Meinung auszusprechen, weil Conrad der Jüngere in großer Gunst bei der Menge stand und weil besonders die Lothringer einer Fehde wegen, welche sie mit Conrad dem Aelteren gehabt, diesem so zürnten, daß sie sich eidlich verbunden hatten, ihn nicht zu wählen.

Da endlich, am 8. September, beendete Conrad der Aelt. durch einen klugen Schritt das Schwanken der Menge. Er wandte sich an seinen Vetter und machte ihn darauf aufmerksam, daß Einigkeit unter ihnen vonnöthen sei, weil sonst die Wahl auf einen Dritten fallen und ihrem Geschlechte die Krone entzogen werden könnte. Darum möchten sie darin übereinkommen, daß Keiner die Wahl des Anderen hindere, ja vielmehr dem die eigene Stimme gebe, welchen die Fürsten wählen würden.

Und als Conrad d. J. diesem Vorschlage beigestimmt hatte, da erhob sich der Erzbischof Aribo von Mainz, dem die erste Stimme gebührte, und wählte Conrad den Aelteren, und wie er stimmten alle die anwesenden Geistlichen. Da trat Conrad der Jüngere, der sich mit den Lothringern berieth, überrascht herzu und stimmte dem Vertrage gemäß auch für seinen Vetter (Bild XI), und nach ihm thaten dasselbe die anderen weltlichen Großen.

So wie die Wahl sich entschieden hatte, erschien Heinrich's II. Wittwe, die keusche Königin Kunigunde, und übergab dem neuen Herrn die Reichskleinodien, nämlich die Krone, die heilige Lanze und das Schwert. Dann brach man auf zu dem nahen Mainz (Bild XII). An beiden Ufern des Rhein's folgte dem Zuge der Fürsten jauchzend und singend die versammelte Menge, und so kam man in die Stadt, wo der Erzbischof vor dem Altare des Domes den Kaiser erwartete. Schon begann der Zug die Kirche zu betreten, da erschienen vor Conrad drei Leute niederen Standes, klagend und um Gerechtigkeit flehend. Er stand still und hörte sie an. Und wie ihn seine Umgebung erinnerte, er möge die Weihe und den Gottesdienst nicht verzögern, da meinte er: ein standhafter Mann dürfe das nicht aufschieben, was er eben Rechtes thun könne, und somit blieb er und sprach den Klagenden Recht. Dann erst ging er in den Dom und ließ sich weihen und krönen.

Er hat, nachdem er einmal gewählt und anerkannt war, nicht mehr nöthig gehabt, um die Krone zu kämpfen, sondern hat nur solche Aufstände unterdrücken müssen, die aus seinem Verhältniß zum Königreich Burgund entsprangen. Da er nur eine kleine Hausmacht besaß, so war es sein vorzüglichstes Bestreben, eine Grundlage für seine Würde sich zu erwerben, und dazu benutzte er eben seine An-

sprüche auf Burgund. Dort herrschte nämlich in dem vereinigten Ober- und Nieder-Burgund seit dem Jahre 993 der kinderlose König Rudolf III. Er, ein verzagter Mann, mönchisch-fromm, begabte wohl Kirchen und Klöster und begünstigte die Geistlichkeit, seine übermächtigen Vasallen aber konnte er weder mit Kraft bändigen, noch durch Liebe an sich fesseln. Das sah der Sohn seiner ältesten Schwester, der Graf Odo von Champagne, der sich, und nicht mit Unrecht, für den nächsten und am meisten berechtigten Erben hielt, und baute darauf den Plan, schon bei Lebzeiten des Oheim's die Herrschaft zu erhalten. So gedrängt von den Großen und von dem eigenen übermächtigen Neffen, wandte sich Rudolf bittend an Kaiser Heinrich II. Auch mit diesem war er nahe verwandt; er war ja der Sohn seiner jüngeren Schwester; dieser Umstand und dann das Bewußtsein, daß ja doch schon seit Alters her sein Land in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland stehe, bewog Rudolf, den Kaiser als seinen Schirmherrn anzuerkennen und ihm in Straßburg ohne Anfrage bei den Großen die Erbschaft des Landes zuzusichern. Heinrich II. zwang die Großen zur Anerkennung theils durch Heeresmacht, theils gewann er sie durch große Geschenke. Als er aber kinderlos gestorben war, so wähnten Rudolf und die Betheiligten, daß nun jeder Vertrag ungültig geworden. Das gab jedoch Conrad II. nicht zu, denn Heinrich II. habe Burgund nicht für sich, sondern für das Reich erworben, und von dieser Anschauung ausgehend, nahm er Basel, die Grenzstadt von Burgund, in Besitz und schreckte den feigen König Rudolf. Die geliebte Gemahlin Conrad's, die kluge Gisela, die Schwestertochter Rudolf's, vermittelte den Frieden, und Rudolf sicherte im Jahre 1027 dem Conrad und seinem Sohne Heinrich die Erbfolge. Dadurch verletzte Conrad die Ansprüche seines Stiefsohnes, des Herzog's Ernst von Schwaben. Ernst war ein Sohn der Gisela aus ihrer ersten Ehe mit dem schwäbischen Herzoge und hatte somit wohlgegründete Ansprüche auf Burgund. Schon während der Unterhandlungen begann er, mit Conrad dem Jüngern sich verbindend, gegen den Vater aufzutreten, doch söhnte die Mutter beide noch einmal aus und Conrad verlieh seinem Sohne die reiche Abtei Kempten. Nicht lange aber blieb Ernst ruhig, sondern während Conrad in Italien die Verhältnisse ordnete, erhob er sich, von unzufriedenen Großen unterstützt, auf's Neue. Da eilte Conrad heimwärts und berief die Großen nach Ulm, um auf schwäbischem Boden den Herzog von Schwaben zu richten. Der gedachte nicht, sich zu unterwerfen, sondern mit seinen Vasallen dem Kaiser zu trotzen; als diese jedoch gegen das Oberhaupt des Reiches nicht kämpfen wollten, da unterwarf sich Ernst, und der Kaiser sandte ihn als Gefangenen auf die schöne Bergveste Giebichenstein bei Halle. Nach zweijähriger Gefangenschaft ließ ihn Conrad zu Ostern des Jahres 1030 in Ingelheim frei und gab ihm Schwaben unter

der Bedingung zurück, daß er den Grafen Werner von Kiburg, seinen treuesten Freund, den Anstifter der Unruhen, als Reichsfeind nicht weiter schütze, sondern mit aller Macht verfolge. Darauf ging Ernst nicht ein, sondern entfloh aus der Pfalz. Der erzürnte Kaiser erklärte ihn nun für einen Feind des Reiches, entsetzte ihn seines Herzogthum's und ließ ihn excommuniciren. Auch die Kaiserin Gisela sagte sich von ihrem übelberathenen Sohne los und billigte Alles, was mit ihm geschehen würde.

Da zog sich Ernst mit seinem lieben Freunde in die finstersten Schluchten des Schwarzwaldes zurück, die man die Hölle nennt, und verschanzte sich dort, nahe den Quellen der Donau, auf der hohen Felsenburg Falkenstein. Gegen ihn, der vom Raube leben mußte, zog sein bitterster Feind, der Graf Mangold, der Voigt des Klosters Reichenau, und als nun Ernst immer enger umschlossen und immer heftiger bekämpft wurde, brach er endlich aus seinem Felsenverstecke zum Kampfe hervor. Da fiel der ritterliche Mann und mit ihm sein treuer Freund, für den er so viel gewagt, und nicht vergessen hat das Volk diese Liebe, sondern in manchem schönen Liede sie verherrlicht.

Wunderbar aber hat die Sage geschaltet, denn sie hat den Herzog Ernst mit einem andern Fürsten gleiches Namens, welcher zur Zeit Ludwig's des Frommen lebte, vielfach verwechselt, und um so leichter war diese Verwechselung möglich, da beide einen Freund Werner hatten; sie hat ferner statt Conrad's Otto II. verherrlicht und läßt ihn den Vater des Herzog's sein, und zuletzt hat sie in Ernst's Schicksale wunderbare Sagen des Morgenlandes verwebt. Da kommt er zu dem Kranichvolke, zu den Plattfüßlern und zu dem Magnetberge, an dem die Schiffe scheitern; da hat er mit Greifen zu thun und mit viel anderen seltsamen Geschöpfen. Aber die Sage ist milder, als die Wirklichkeit.

Nachdem Ernst alle Abenteuer glücklich überstanden und in Jerusalem große Thaten verrichtet hatte, deren Ruhm bis in's deutsche Land erscholl, da vernahm auch seine Mutter Adelheid die frohe Botschaft, daß ihr herzlieber Sohn noch lebe, und ward des unmaßen froh und dankte in innigem Gebete der reinen Mutter Gottes für ihren Schutz. Sie sandte Botschaft nach Jerusalem und lud ihren Sohn zur Heimkehr ein. Der schifft sich mit Freuden in Acre ein, landet nach sanfter Fahrt in Bari und kommt auf guten Rossen nach Franken in die Nähe von Babenberg, wo der Kaiser Hof hält. Am Christabende langt Ernst an, ihn empfängt die Mutter mit inniger Freude und bescheidet ihn zur Christmette in das Münster.

Als nun der Bischof die Christmesse gesungen und das Evangelium: et exiit edictum etc., gelesen hatte und süß predigte, so daß der Kaiser in großer Andacht dasaß, da fiel Ernst dem Vater zu Füßen und sprach:

„Herre, ich han wider uch getan,
Das vergebit durch got mir armen man."

Der Vater vergab auf Fürbitte der Fürsten, und nun begann ein herrliches, fröhliches Leben.

Im Herbste des Jahres 1032 starb der letzte König von Burgund, Rudolf der Feige. Vor seinem Tode hatte er die Zeichen seiner königlichen Würde an Conrad II. nach Deutschland geschickt; ehe dieser jedoch die Erbschaft in Besitz nehmen konnte, war Odo von Champagne in das Land eingefallen und hatte es sich unterworfen. Nach zweijährigem Kampfe erst huldigte Burgund dem Kaiser; da erst konnte er im königlichen Schmucke das Land durchziehen (Bild XIV).

Ebenso wie hier im Westen finden wir ihn im Osten thätig; aber das Glück krönte an diesen Grenzen seine Bestrebungen nicht so, wie dort im Westen. Die Züge, welche er gegen die Slaven unternahm, waren nicht sehr glücklich; es unterstützte ihn jedoch die innere Uneinigkeit der Böhmen und Polen, und sie war es, welche die Lande ihm unterwarf. Mit Ungarn, welches damals vom Könige Stephan beherrscht wurde, schloß er wenigstens einen nicht ungünstigen Frieden; seinem Sohne, Heinrich III., blieb aber die Demüthigung und Unterwerfung des Landes vorbehalten.

Nach einer andern Seite hin hatte seine Thätigkeit mehr Erfolg und gab Veranlassung, daß die Verhältnisse der Stände zu einander sich neu gestalteten. Und zwar geschah das in Italien. Als Heinrich II. zum letzten male dieses Land verlassen hatte und nun nach seinem bald darauf erfolgten Tode augenblicklich die ordnende Hand des Kaisers fehlte, da traten die beiden feindlichen Parteien, welche immer in Italien die Herrschaft der Fremden möglich machen, in bitterer Fehde einander gegenüber. Damals stützte sich die eine Partei auf die Franzosen, die andere auf die Deutschen. Diese letztere war sehr mächtig; an ihrer Spitze stand der reiche und angesehene Erzbischof Heribert von Mailand. Von dieser Partei gerufen, kam Conrad II. im Jahre 1026 nach Italien, durchzog es von Norden nach Süden und ordnete die verwirrten Verhältnisse. Innere Unruhen in seiner Heimath und Aufstände der Slaven riefen ihn zurück und er zog beruhigt heim, da er in Italien seinem Freunde Heribert die Wahrung seiner Interessen anvertraut hatte. Dieser herrschte nun auch zehn Jahre lang, ohne daß der Kaiser nach Italien kam. Da den Erzbischof aber stets das Glück begünstigt hatte, so trat er bald mit Gewalt und Uebermuth gegen seine Untergebenen auf. Nun war damals in Deutschland und Italien unter dem niederen Adel eine Bewegung, welche eine Aenderung der ständischen Verhältnisse bezweckte. Die unmittelbaren Vasallen des Königs hatten im Laufe der Zeit Aemter und Güter erblich gemacht und die Leistungen dafür nach bestimm-

ten Normen geregelt; das aber, was die Aftervasallen ihren Lehnsherren zu leisten hatten, war nicht bestimmt und eben so wenig wollte der größere Lehnsherr dem Aftervasallen die Erblichkeit des Lehngutes verwilligen. Schon gleich bei seinem Regierungsantritte hatte Conrad II. das Interesse der kleinen Lehnsleute wahrgenommen, weil er einsah, daß er an ihnen der Fürstenmacht gegenüber eine kräftige Stütze finden werde. Und wie richtig hat er gehandelt! Immer hat ja der kleine Ritter mit besonderer Liebe an dem Kaiser gehangen.

So waren auch in Oberitalien die Vasallen mit Heribert in Streit gerathen und beide Parteien riefen Conrad II. als Schiedsrichter über die Alpen.

Und Conrad entschied gegen Heribert. Die innige Freundschaft beider Fürsten verkehrte sich in den bittersten Haß und wilde Fehde erfüllte Italien. Da gab Conrad am 28. Mai 1037 im Lager vor Mailand die ältesten Lehnsgesetze (Bild XIII zeigt ihn als Gesetzgeber und Richter).

In ihnen sicherte er allen großen und kleinen Vasallen der Bischöfe, Aebte, Markgrafen und Grafen und allen denen, die kaiserliche Güter zu Lehen hatten, deren erblichen Besitz so zu, daß diese keinem genommen werden könnten, wenn er nicht eines Verbrechens im Gerichte seiner Genossen überführt worden wäre.

Dadurch zersplitterte Conrad die Macht der Großen und fesselte die kleinen Vasallen an sich.

Heribert aber widerstand trotzdem dem Kaiser auf's tapferste und wurde dabei von der Liebe der Mailänder gestützt und getragen. Um den Seinen ein Einigungszeichen zu geben, erfand er das nachher so berühmt gewordene Carrocium. Auf einem starken Wagen erhob sich, gleich einem Mastbaum, eine hohe Stange mit einem goldenen Apfel auf der Spitze; an zwei Seiten weheten weiße Fahnen. In der Mitte war das Kreuz mit dem Bilde des Heilandes. Mit ausgebreiteten Armen schaute es über die Schaaren, die es umringten, erhob den Muth der Streiter und gab den Sterbenden Trost.

Auch in Rom und in Unteritalien machte Conrad sein Ansehen geltend, doch Dauerndes herzurichten, ist ihm da nicht gelungen.

Zu Pfingsten des Jahres 1039 starb der Kaiser in Utrecht, wo auch seine Eingeweide begraben wurden; seinen einbalsamirten Leichnam aber brachte man in seine Lieblingsstadt, Speier, und setzte ihn dort in dem herrlichen Dome bei, der von ihm gegründet und vom Sohne und Enkel vollendet worden ist. Dort ruhte er mit seinen Enkeln so lange, bis die Barbaren des Westens die heilige Ruhe der ehrwürdigen Todten störten.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.

Matth. XXVI, 41. Marc. XIV, 38.

Tafel VII.

Zeit der salischen Kaiser von Heinrich III. bis zu Heinrich V.

1039 — 1122.

Man wird schwerlich leugnen können, daß die meisten sächsischen und alle fränkischen Kaiser höchst bedeutende und hervorragende Persönlichkeiten, ja daß die vier Herrscher aus dem letztgenannten Hause wahrhafte Heroen gewesen sind, und doch — woher kommt es wohl und worin ist es begründet, daß der Duft, der Zauber, welcher über die Hohenstaufen ausgegossen ist, daß das süße Beben der Wonne, die unwillkürliche Erregung unserer Phantasie, welche eintritt, so wie nur jener Name genannt wird, daß das Alles wegfällt und fehlt, wenn wir jene Geschlechter betrachten?

Sieh jenen starkknochigen und wettergebräunten Mann an; du wirst ihn achten, ehren und lieben; nun sieh aber jene Rose der Berge, sieh jenen herrlichen Jüngling erst, sieh ihn, von der Mitwelt nicht verstanden, hohen Idealen nachjagen und dabei verglühen, und dann greif' in dein Herz und du wirst wissen, warum es dich hinzieht zu dem blonden Conradin und warum du, wie der getreue Eckart, ihn vor dem Streben nach zu hohen Idealen, wie vor dem Zauberliede, warnen möchtest.

Ja! die Hohenstaufen eilten ihrer Zeit voran, und was Friedrich II. gedacht und erstrebt, das hat erst eine viel spätere Epoche zur Vollendung gebracht. Die fränkischen Kaiser aber sind praktischer, prosaischer. Die letzten Herrscher des säch-

sischen Hauses hatten ohne großartigen Plan regiert und die Güter des Reiches oft im Uebermaß an Kirchen und Klöster verschenkt, und da nun Conrad II. selbst kein großes Erbgut besaß, so mußte er wohl nach einer Stütze suchen, auf welcher er den Bau seiner Herrschaft gründen konnte.

Da benutzte er einmal die geistlichen Besitzungen für seine Zwecke, besetzte Abteien und Bisthümer, wie das alle Kaiser gethan, nach seinem Willen, und füllte seinen Schatz durch die Geschenke, welche ihm für die Bestätigung gegeben wurden. Zwar war das weder gerecht, noch auch nach den Kirchengesetzen erlaubt, aber es war durch den Gebrauch geheiligt und deswegen seinem Rufe und seiner Würde wenig schädlich.

Der Kaiser ist der oberste Richter im Reiche, die letzte Instanz, an die man appellirt; wo er sich aufhält, ist das Gericht sein und alle anderen Tribunale schweigen; das ist sein bestes, sein herrlichstes Vorrecht, und wenn er sich das nicht nehmen läßt und mit Kraft und Energie das Recht wahrt, dann kann er der Liebe des Volkes gewiß sein.

Das wußte Conrad II. wohl und hat darnach gehandelt, und wie er, so fühlte auch sein großer Sohn. Und weil ihnen die Liebe der unteren Stände entgegenkam, so bauten sie darauf und fußten fest auf ihr. Darum haben sie beide die Städte und den kleinen Adel gestärkt und gehoben, um mit ihrer Hülfe die übermächtigen Fürsten des Reiches zu bändigen.

Wenn Conrad II. noch im Drange der Verhältnisse zunächst den rein praktischen Zweck verfolgen mußte, für sein Haus eine feste Basis zu erwerben, so konnte Heinrich III., der die Macht schon sicher gegründet überkam, großartigere Zwecke verfolgen und dadurch zugleich das Gedeihen seines Hauses sichern.

Er wollte von innen heraus bessern und das Reich durch Beförderung der Religion und Sittlichkeit heben.

Da aber jede geistige Blüthe nur erst da recht gedeihen kann, wo die materielle Grundlage gesichert ist, so wollte Heinrich III. überall das Rechtsgefühl lebendig erhalten und die brutale Gewalt beschränken.

Dabei kam ihm der Wunsch der Zeitgenossen und die Macht, welche eine zeitgemäße Idee in sich trägt, bedeutend zu statten. Ueberall sehnte man sich nach Beschränkung des Fehderechtes, nach Ruhe und Frieden im eigenen Lande. Wie damals die Rechtsverhältnisse und die Ansichten vom Rechte sich gestaltet hatten, war die Selbsthülfe nöthig und erforderlich; denn noch war es das schönste und höchste Privilegium des freien Mannes, das Schwert in eigener Sache walten zu lassen, und oft war auch bei den schwankenden Rechtszuständen von anderer Seite her Hülfe nicht zu erwarten.

Im Anfange des 11. Jahrhundert's aber war das Fehderecht gemißbraucht und es schien, als ob keine Macht stark genug sei, es einzuschränken.

Da half der Himmel; die Wasserströme erhoben ihr Brausen und des Herrn Hand lag jahrelang schwer über Europa. Furchtbare Hungersnoth entstand aus der Ungunst der Elemente; man verkaufte das Menschenfleisch pfundweise. Endlich, im Jahre 1031, ließ der unendliche Regen nach und es war wieder Hoffnung auf eine gesegnete Ernte da. Und mit der Ernte erblühte auch die Sehnsucht und der Wunsch nach Frieden; sollten denn wieder die herrlichen Saaten von den Rossehufen zerstampft werden, sollte wieder der Schweiß des Landmannes unnütz vergossen sein?

Das durfte und konnte nicht geschehen, und so lebendig, so glühend war jener Wunsch, daß ihn der Himmel sogar hegte und ein Brief von jenen Höhen her den Befehl verkündete, Frieden und Eintracht solle fortan auf Erden herrschen.

So wurde denn ein allgemeiner, unverbrüchlicher Frieden verkündet; aber wie lange konnte der währen? So wie die erste Begeisterung verraucht war, traten die alten, eingelebten Verhältnisse wieder in den Vordergrund.

Bald sah man ein, daß das, was man erstrebt, unmöglich in der Ausdehnung erreicht werden könne, daß aber doch eine Beschränkung des Fehderechtes recht wohl möglich sei. Diese in's Werk gesetzt zu haben, ist das Verdienst der aquitanischen Bischöfe. Die sogenannte treuga dei (Gottesfrieden), deren Bestimmungen nach mancher Berathung festgestellt wurden, bestimmte Folgendes: Bei schwerer Buße muß Jeder von Mittwoch Morgen bis Sonnabend Abend alle Fehde ruhen lassen, denn an diesen Tagen hat Christus für die Menschen gelitten, und ebenso war an vielen Festtagen die Fehde untersagt. Diesen Frieden nahmen Frankreich, Burgund und England an. Und als im Jahre 1043 eine Hungersnoth Deutschland heimsuchte, da bewog Heinrich III. die Fürsten zu Costnitz, auch für das Reich ihn anzuerkennen, und so stellte er gesetzlich in Deutschland einen Frieden her, wie er in dieser Ausdehnung seit undenklichen Zeiten unbekannt gewesen war.

Die Landschaften am Rhein, welche zum lothringischen Reiche gehört hatten, nahmen, durch ihre Lage gesichert, stets eine gewisse Selbstständigkeit in Anspruch und haben sie unter schwachen deutschen Königen auch behauptet. Stets war es ein Zeichen eines tüchtigen Kaisers, wenn er jene Gebiete in Unterwürfigkeit hielt. Auch Heinrich III. hat dort zu kämpfen gehabt und mit Glück des Reiches Ansehen gewahrt; doch beachtete er stets die Form und den Gebrauch und wußte so fein die schmale Grenze des Rechtes inne zu halten, daß ihn die Verständigen „die Linie der Gerechtigkeit" nannten. Und wie er so sein weltliches Regiment gestärkt und gefestigt hatte, da wollte er sein Volk sittlich heben.

Das hoffte er durch Verbesserung der Kirchenzucht und durch Sorge für Kunst und Wissenschaft wohl erreichen zu können. Er selbst achtete und liebte die Wissenschaften, denn er war von dem gelehrten Bischof Bruno von Augsburg erzogen und von seiner klugen Mutter Gisela früh dazu angehalten worden, Bücher zu lesen und sich Kenntniß der Gesetze zu erwerben. Wo Großes geschieht und vollbracht wird, wo tüchtige Herrscher walten und frische Kräfte zur Entfaltung bringen, da finden sich auch bald Männer, welche jene Thaten der Vergessenheit entreißen und der Nachwelt überliefern. So hat Conrad II. in seinem Capellan Wippo einen Lebensbeschreiber gefunden, der mit anständiger Freimüthigkeit, in nicht ganz ungebildeter Sprache seine Thaten aufgezeichnet und dies Werk dem Kaiser Heinrich III. gewidmet hat, „damit dieser bei jedem Unternehmen die Tugenden seines Vaters wie in einem Spiegel sähe". Er räth dem Kaiser, daß er den Wohlhabenden befehlen solle, ihre Kinder in den Wissenschaften unterrichten zu lassen; dadurch sei ja Rom groß und siegreich geworden, dadurch würde die Bildung lebendig werden, denn bis jetzt wohne sie nur in den Klöstern und der deutsche Adel verachte sie und glaube, nur der Geistliche habe Kenntnisse nöthig.

Und Heinrich III. war nicht taub gegen solche Ermahnungen; es stand ihm in diesen Bestrebungen überdies auch seine Gemahlin, Agnes, zur Seite, welche die Tochter Wilhelm's V., des Herzog's von Aquitanien, und somit von Jugend auf an dem glänzenden Hofe ihres Vaters durch den Umgang mit geistreichen Leuten gebildet war.

So blühten denn aller Orten in Deutschland die Klosterschulen (Bild V); denn noch war die Gelehrsamkeit, die Bildung und Geistescultur an die Kirche geknüpft und von ihr geregelt, noch gab es keine geistigen Bestrebungen, die sie nicht hervorgerufen und geleitet hätte. In Lüttich, Lobbes, Gemblours, Paderborn, Fulda lebten ausgezeichnete Lehrer und bildeten vortreffliche Schüler.

Aber alle Gelehrte seiner Zeit verdunkelte Hermann, der Sohn eines schwäbischen Grafen, der Contracte genannt, weil er von frühester Jugend an allen Gliedern so gelähmt war, daß er nur, unter Schmerzen gekrümmt, in einem Tragsessel sitzen und mit Hülfe eines Dieners von einem Orte zum andern gebracht werden konnte (Bild V). Er lebte zuerst im Kloster St. Gallen, in dem alten, berühmten Zufluchtsorte der Gelehrsamkeit, dann begab er sich in die Abtei Reichenau, deren Abt, Berno, ein vorzüglicher Gelehrter war. Da berechnete er für jede Stunde des Tages und der Nacht die Erleuchtung des Mondes durch die Sonne und die Regeln der Mondfinsternisse; da schrieb er geometrische Werke, studirte arabische Schriften, verfertigte zu Ehren der Heiligen lateinische Gesänge und setzte sie zugleich in Musik; da verfertigte er viel feine Instrumente und schrieb seine berühmte

Chronik. War es da zu verwundern, daß aus fernen Landen Schüler ihm zuströmten, daß sie über dem Inhalte des Vortrages ganz das mangelhafte Organ vergaßen, welches ihm fast nur unverständliche Worte hervorzubringen erlaubte.

Und außer der Gelehrsamkeit blühten alle Künste; wie herrlich ist nicht der Dom zu Speier, wie vieler Gemälde wird Erwähnung gethan, wie kunstvoll werden die Pergamenthandschriften, wie schön geschmückt und wie fein sind die Silberarbeiten an den Einbänden! Wenn so überall reges Leben des Geistes sich entfaltete und namentlich die Klöster Sitze der Bildung wurden, so war dadurch wohl gewissen Ständen ein Impuls zum Höheren gegeben, er reichte aber nicht aus, um auch die Masse zu durchdringen. Die Masse bleibt immer unter dem Niveau der Bildung, denn des täglichen Lebens Sorge und Qual hält sie von der lebhaften Theilnahme an den Wissenschaften ab. Sie wäre zur Erniedrigung verdammt, wenn nicht die Religion sie erhöbe und, ihre Thätigkeit adelnd, das Bewußtsein in ihr erweckte, daß alle die verschiedenen Berufswege gleiche Berechtigung hätten, sobald sie zur Verherrlichung Gottes dienten.

Die Klöster waren nun nur die Bildungsstätten für Wenige; den Weltpriestern blieb die Belehrung des Volkes überlassen.

Und da war nicht viel Herrliches zu finden. Die Bischöfe hatten meist mit weltlichen Geschäften so hinreichend zu thun, daß sie die priesterlichen Functionen aus den Augen ließen; sie zogen mit Hunden und Falken — so oft und vielfach das auch verboten war — zur Jagd und ritten im Feierkleide zu lustigem Rittergelage. Dann waren sie auch des Kaiser's Lehnsleute und führten ihm im Panzer und mit dem Schwerte umgürtet ihre reisige Vasallenschaft zu; wo blieb da Zeit und Lust zum Studium, zur Predigt und Seelsorge? Auch vergabten die Kaiser, und namentlich Conrad II., nicht an die Würdigsten die Bisthümer, sondern an die Reichsten und an die treuesten Diener. Und wie das Haupt, so die Glieder.

Das wollte Heinrich III. ändern, denn er sah wohl ein, daß dem Volke nicht geholfen werden könne, wenn die Geistlichen nicht anders lebten. Er allein aber konnte nicht Abhülfe schaffen; wenn er auch die Bisthümer nicht für Geld, sondern nur um Würdigkeit vergabte, so bedurfte er doch zur gründlichen Umgestaltung dieser Verhältnisse den Beistand des Papstes.

Aber wie konnte der helfen, der selbst in den unwürdigsten Fesseln schmachtete! So furchtbar zerrüttet waren die Verhältnisse in Rom, so sehr war der Glanz des römischen Bischofs verdunkelt, daß endlich die, welche es ernst mit der Kirche meinten, einen Boten über die Alpen sandten und Heinrich zur Rettung auffordern ließen. Er fühlte Kraft in sich, sie zu vollbringen, und zwar trieb ihn dazu nicht blos Staatsklugheit, sondern wahre, innere Frömmigkeit. Demüthig und fromm

war er, unterwarf sich ohne Rücksicht auf seinen Rang den schwersten Bußübungen (Bild II) und erschien oft erst nach harten Geißelungen und eifrigem Gebete im königlichen Schmucke, mit der Krone auf dem Haupte (Bild IV). Wie hoch er aber auch die Geistlichen schätzte, wie sehr er auch die tüchtigen unter ihnen ehrte und liebte, niemals hat er doch sich sclavisch vor ihnen gebeugt und ist immer ihnen gegenüber Fürst und König geblieben.

So zog er denn im Jahre 1046 über die Alpen. In Norditalien war der mächtigste Fürst damaliger Zeit der Mailänder Erzbischof. Seine Macht war so bedeutend, daß jeder Kaiser, der in Italien herrschen wollte, sie zu seiner Stütze bedurfte. Deshalb hatte Heinrich III. dem Erzbischof Heribert gern verziehen, als dieser nach Conrad's II. Tode, um Frieden bittend, dem jungen Kaiser sich nahete; deshalb hatte er, die Umstände klug benutzend, einen ihm befreundeten Mann aus niederem Stande auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, als Heribert nach langer, glanzvoller Regierung gestorben war. Somit hatte er schon vor jenem Zuge Norditalien geordnet und an seine Person gefesselt.

Seit beinahe fünfzig Jahren aber, seit dem Tode des Papstes Sylvester II., hatte auf dem päpstlichen Stuhle fast kein Mann von reinem Wandel und christlicher Sitte gesessen. Das war verschuldet durch die Parteiungen des römischen Adels, der sich bei der Abwesenheit der Kaiser die Schutzherrschaft über die Kirche anmaßte, so daß die Päpste ihm gegenüber ohne Macht und Ansehen waren.

Die beiden Familien, welche an der Spitze der feindlichen Parteien standen, waren die Grafen von Tusculum und die de Saxo. Jene erste Familie hatte schon seit längerer Zeit den päpstlichen Stuhl aus ihren Mitgliedern besetzt und seit dem Jahre 1033 trug die Tiare Benedict IX. Nachdem er lange als Tyrann in Rom geherrscht und sich mit Lastern und Greueln aller Art besudelt und befleckt hatte, fürchtete er die Rache der Gegenpartei, und um sich vor ihr zu sichern, bot er seine Hand einer ihm verwandten Dame aus dem feindlichen Hause der de Saxo. Der Vater aber gab seine Einwilligung zu der Ehe nur unter der Bedingung, daß Benedict IX. zu Gunsten eines in Rom lebenden Erzpriesters Johann seiner Würde entsage. Das geschah, und zwar in der Weise, daß Benedict IX. selbst erklärte, er sei nicht werth, diese Würde zu bekleiden.

Johann war nun wirklich ein braver und ehrenwerther Mann, der seine großen Schätze dazu benutzte, das römische Volk für sich zu gewinnen, damit es nach alter Sitte seine Zustimmung zur neuen Würde ertheile. Das hatten aber die de Saxo nicht gewollt, sie waren nicht gemeint, das Recht der Papstwahl sich entreißen zu lassen und dem Volke wieder zu geben. Deshalb stellten sie dem Johann, welcher den Namen Gregor VI. angenommen, einen andern Papst, Sylvester III., gegenüber.

Und da nun Benedict IX. trotz seiner Abdankung die Braut nicht erhalten hatte, so trat auch er wieder, von seiner Familie dazu bewogen, als Papst gegen die beiden andern auf.

Somit gab es in Rom drei Päpste, und da einer den andern verfluchte und excommunicirte, so wurde die Christenheit irre und das Ansehen des obersten Bischof's gebrochen.

Diese Verhältnisse hatte Heinrich III. zu ordnen.

Da Benedict IX. sich schon selbst der Tiare für unwerth erklärt hatte, so war es nicht nöthig, über ihn noch ein Urtheil zu fällen. Weil Sylvester III. von einer Partei gegen einen anerkannten Papst als ein Eindringling erhoben worden war, so entsetzte ihn ein zu Sutri abgehaltenes Concil ohne Weiteres.

Gregor's VI. Wahl schien aber nicht tadelnswerth, und erst als er zugestanden, daß er durch Geld die Römer bewogen, ihm ihre Stimmen zu geben, konnten die Bischöfe ihm bemerklich machen, wie doch auch seine Wahl nicht den Kirchengesetzen gemäß sei, und ihn so zur freiwilligen Abdankung bewegen.

Nachdem das in Sutri verhandelt worden war, zog Heinrich III. mit geistlichen und weltlichen Fürsten nach Rom, um einen neuen Papst zu wählen.

Zunächst ordnete er die weltliche Herrschaft dadurch, daß er sich von dem versammelten Volke zum Patricius ernennen und von den Fürsten mit den Insignien dieser Würde bekleiden ließ. Weil die Römer Gregor VI. geschworen hatten, so lange er lebe, keinen neuen Papst zu wählen, so übertrugen sie mit Einstimmigkeit dem anwesenden Könige die Wahl und schwuren ihm, nie ohne seine Erlaubniß die Ernennung eines Papstes vorzunehmen. Heinrich III. fand unter den römischen Priestern keinen, der nicht verheirathet gewesen oder durch Simonie in den Besitz seiner Stelle gekommen wäre, und erwählte deshalb einen vornehmen Sachsen, den Bischof Suidger von Bamberg, zum Papste, der nur mit Widerstreben diese Würde annahm (Bild III).

Außer diesem Manne, der sich als Papst Clemens II. nannte, hat Heinrich III. noch dreimal edele und würdige Deutsche zu römischen Bischöfen ernannt. Wenn nun auch Niemand dies Recht des Kaiser's offen zu bestreiten wagte, und Jeder, der es ernstlich mit dem Wohle der Kirche meinte, viel lieber die Wahl eines Papstes von dem Kaiser, als von den Adelsfactionen in Rom abhängig sah, so war doch schon das Gefühl in der Kirche lebendig, daß auch dem Kaiser allein diese Macht nicht zustehen dürfe, wenn nicht die Würde der Kirche darunter leiden solle. Deshalb ließen sich die vom Kaiser ernannten Päpste durch das römische Volk bestätigen, und immer größeren Einfluß gewann die Partei, welche die Papstwahl allein der Kirche vindiciren und vor jeder Einmischung der weltlichen Macht befreien

wollte. Der hauptsächlichste Vertreter dieser Ansicht war der Mönch Hildebrand, der dadurch gegen das Ende der Regierungszeit Heinrich's III. bedeutendes Ansehen in der Kirche erlangte. Als Heinrich III. so die römische Kirche gereinigt hatte, that er dasselbe, vom Papste unterstützt, in Deutschland.

So wie Heinrich III. hier in Italien und in Deutschland mit Erfolg gestrebt und gekämpft hat, so gelang es ihm auch, an den Ostgrenzen des Reiches alte Feinde zu bändigen. Die Slaven demüthigten sich vor ihm nach kurzem Kampfe, und auch in Ungarn gelang es ihm, wenigstens für einige Zeit die Oberhoheit des deutschen König's zu sichern.

Dort war im Jahre 1038 König Stephan ohne Leibeserben gestorben. Ein großer Verlust war das für die Cultur des Landes. Stephan hatte die Predigt der christlichen Lehre und mit ihr die Ausbreitung deutscher Bildung und deutscher Staatseinrichtungen begünstigt, hatte das Land dadurch gehoben und den anderen Staaten genähert, und nun sollte das Alles noch einmal in Frage gestellt werden.

Durch deutschen Einfluß nämlich war Peter, ein Verwandter Stephan's, von den Ungarn zum Könige erwählt worden, hatte sich aber bald durch große Begünstigung der gebildeten Ausländer — er selbst war italienischer Bildung zugethan — und durch grobsinnliche Ausschweifungen so verhaßt gemacht, daß die erzürnten Großen Aba, den Schwager Stephan's, mit der Königskrone schmückten und Peter aus dem Lande trieben.

Peter floh zum König Heinrich und bat um Hülfe.

Weil nun Aba das Heidenthum wieder herstellte und bald auch gegen die Großen, welche eigentlich regieren wollten, tyrannisch auftrat, so fühlte Heinrich, daß es für Deutschland von großem Nutzen sei, die christliche Bildung hier zu sichern, und hoffte auch, dies bei der innern Zwietracht leicht durchzusetzen.

Deshalb zog er im Jahre 1044 mit einem großen Heere nach Ungarn und besiegte an der Raab den König Aba, welcher auf der Flucht von seinen Feinden eingeholt und getödtet wurde. (Bild I zeigt König Heinrich III. den König Peter an seiner Seite, zu Stuhlweißenburg, durch die Reihen der besiegten und unterworfenen Ungarn gehend.)

Im folgenden Jahre erschien König Peter vor Heinrich, übergab ihm sein Königreich, ließ sich auf seine Lebenszeit damit belehnen und schwur ihm und seinen Nachfolgern Treue.

Wenn auch später der König Peter vom Throne gestürzt und ermordet wurde, wenn auch Heinrich III. danach seine Oberhoheit nicht mehr geltend machen konnte, so war doch durch seine Züge und durch seinen Schützling die christliche Bildung gesichert, die Macht der Ungarn im eigenen Lande von den Deutschen bekämpft und

gedemüthigt, für die östreichischen Marken die schöne Ebene zwischen der Leitha und dem Kahlenberge gewonnen worden.

Somit scheiden wir denn von einem wahrhaft großen Monarchen, der, wie selten ein anderer König, rein und herrlich vor Mit= und Nachwelt dasteht, den kein anderer Tadel trifft, als der, in der letzten Zeit seiner Regierung, da ihn das Mißlingen manches herrlichen Planes verstimmt und erbittert hatte, hie und da zu scharf und heftig seine Rechte den Fürsten gegenüber gewahrt zu haben.

Wir stehen hier an einer großen Markscheide und sind dadurch gezwungen, von dem Einzelnen abzusehen und einen Blick auf die innere Entwickelung der Zeit zu werfen.

Jene Idee der Einheit, die im Carolingischen Reiche durchgeführt werden sollte, war noch nicht aufgegeben; das Princip hatte sich nur verstärkt und vertieft. Es entstand eine Einheit der abendländischen Christenheit und dann auch die Idee und das Bewußtsein davon in dem Kampfe gegen Islam und Heidenthum. Ein einiges Reich der abendländischen Christenheit war nun nicht herzustellen, wohl aber war der Begriff derselben angenommen und erkannt. Und auf dieser Erkenntniß beruht die Fortbildung, die Entwicklung Europa's, das sich dem Heidenthum und dem Muhamedanismus gegenüber noch heute als ein einiges und besonderes fühlt. Damals wurde jene Einheit vornehmlich durch die Hierarchie und den Papst repräsentirt, weshalb nun auch behauptet wird, daß die Reformation jenes Bewußtsein von der Einheit zerstört habe. Das aber hat sie nicht gethan; es besteht nach wie vor, nur ist es seit jener Begebenheit nicht mehr im Dienste hierarchischer Bestrebungen. Und das ist ein Fortschritt in der Entwicklung des Menschengeschlechtes.

Zu der Zeit, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, entwickelt sich jene Idee nach innen hin durch den Kamf der geistlichen und weltlichen Macht, durch den Streit des Papstes und des Kaisers, und nach außen tritt sie belebt und wirksam durch die Kreuzzüge hervor.

Zu Karl's des Großen Zeit war der Kaiser der Herr des Abendlandes, nicht der Papst; am Ende des 13. Jahrhundert's aber herrschte der Papst und neben ihm spielte der Kaiser eine unbedeutende Rolle. Niemals wird beim Beginne eines Streites sogleich seine ganze Wichtigkeit und Bedeutung erkannt, niemals treten alsobald die Hauptfragen in den Vordergrund, sondern der Streit knüpft sich gewöhnlich an Nebendinge, und stärker entbrennend, berührt er dann bald die Principien. So auch hier. Heinrich's III. Patriciat und Herrschaft über Rom war anerkannt und stand fest; ebenso wenig wagte man es, die von ihm gewählten Päpste abzulehnen. Nach seinem Tode, da ein Weib und ein Kind herrschten, da für sie

die Großen eintraten und ihre egoistischen Interessen geltend machten, da fühlte die Partei in Rom, welche ein Bewußtsein von der Aufgabe des Papstthum's in sich trug, daß wohl Heinrich III., der lautere und eifrige Mann, der für das Seelenheil seiner Unterthanen am besten zu sorgen glaubte, wenn er die Hierarchie von dem Schmutze der Weltlust rein erhielt, daß der wohl — zumal er auch das Schwert in kräftigen Händen trug — ein Richter über den Papst sein konnte, daß aber jetzt, da die weltliche Macht in den Händen egoistischer Menschen war, die Kirche und ihr Haupt von dieser Unterthänigkeit sich lösen und selbstständig ihre großen Zwecke weiter verfolgen müsse.

Zuerst also forderte man nur Freiheit der Papstwahl und berief sich dabei auf die Canones; im Verlaufe des Streites erst trat dann die Ansicht heraus, daß der Papst der Herr der Welt und also auch des Kaiser's sei.

Diese Emancipation des Papstthum's wurde ermöglicht durch die Minderjährigkeit des deutschen König's.

Als Heinrich III. im Jahre 1056 starb, hinterließ er einen sechsjährigen, schon zu seinem Nachfolger erwählten und auch zum Könige gekrönten Sohn, den so berühmten Heinrich IV., der bis zum Jahre 1106 die Krone von Deutschland getragen hat.

Seine Vormünderin wurde seine Mutter, Agnes, die feine und gebildete Tochter des Herzog's von Aquitanien.

Sie übernahm die Vormundschaft mit Bewilligung der Großen. Diese hatten Heinrich's III. gewaltige Hand schwer gefühlt und mit Murren und Widerstreben ihren Nacken unter das auferlegte Joch gebeugt. Jetzt war der gewaltige Fürst todt und bald entbrannte die gebändigte Leidenschaft, der gedemüthigte Trotz, den die Kaiserin durch Freundlichkeit und Nachgiebigkeit nicht unterdrückte, sondern nur vermehrte. Gleich nach des Kaiser's Tode zeigte sich jene Unbändigkeit der Großen. So raubte Rudolf von Rheinfelden die elfjährige Tochter seines Herrn, die Mathilde, welche beim Bischof von Constanz erzogen wurde, und die Kaiserin mußte die Geraubte dem Grafen verloben und ihm Schwaben für den Fall der Erledigung versprechen. Als diese im Jahre 1057 eintrat, da belehnte sie ihn wirklich damit (Bild VI), verletzte aber dadurch einen andern schwäbischen Großen, den Berthold von Zähringen, welchem Heinrich III. jenes Fürstenthum zugesagt hatte, und mußte ihn durch Kärnthen entschädigen. Wie mild, wie sanft und gerecht auch die Kaiserin war, sie konnte doch nicht die Verhältnisse beherrschen; dazu war eine kräftige Hand nöthig, eine imponirende Persönlichkeit, und Agnes war immer nur eine Frau. Nicht allein im Innern zeigte es sich, daß die Oberhoheit nicht mit der alten Kraft geltend gemacht werde, sondern auch nach außen hin. In Rom waren zwei Päpste

erwählt worden, der eine von der kaiserlichen, der andere von der hierarchischen Partei, und nicht gelang es der Agnes, ihrem Schützlinge dauernden Sieg zu verschaffen. Ebenso wenig glücklich fielen ihre Bestrebungen in Ungarn aus; auch hier erwehrte sich die nationale Partei der Deutschen, und dieser Aufschwung der magyarischen Macht übte einen Rückschlag auf Deutschland. Bis dahin hatte nämlich Agnes das ihr vom Kaiser Heinrich III. verliehene Herzogthum Baiern selbst verwaltet; als aber jetzt der Osten Deutschland's eines kräftigen Führers gegen die Ungarn bedurfte, da gab sie im Jahre 1062 Baiern an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim (Bild VI). Sie rechnete auf diesen Mann und hoffte, in ihm für ihren Sohn eine Stütze zu finden, und wie bitter hat sie sich in Bezug auf ihn und Rudolf von Rheinfelden getäuscht!

Zu all' diesem Unglück kam noch mehrjährige Pest und Hungersnoth, und wie es denn immer in solchen Zeiten geschieht, daß sich der Unmuth des leidenden Volkes gegen die Hochgestellten wendet und sie der Urheberschaft jener Noth und Plage bezüchtigt, so geschah das auch damals. Und das benutzten die Feinde der Kaiserin. Eine Herrscherin wird immer Günstlinge haben, hat ja doch selbst die kräftige Königin Elisabeth dem Leicester und Essex manchen Uebermuth verziehen, wie hätte da wohl die weit schwächere und weichmüthigere Agnes sich nicht auf männliche Kraft stützen sollen? Frauen und Priester haben eine natürliche Zuneigung für einander, beide stehen sie ja fern dem kriegerischen Treiben und sind auf die Friedenswerke hingewiesen. So stand auch der Agnes als rathender Freund der Bischof Heinrich von Augsburg zur Seite (Bild VI), und somit hatte sie sich einer Partei im Reiche hingegeben.

Wie viel tüchtige, wie viel bedeutende Fürsten fühlten sich da verletzt! Denn weder war ja Heinrich der vornehmste und mächtigste, noch auch der klügste und gewandteste der Großen des Reiches. Da gab es namentlich einen Mann, der gewaltige Kraft in sich verspürte, der sich bewußt war, besser das Staatsschiff lenken zu können, als jener Bischof, und das war der Erzbischof Anno von Cöln. Wer kam ihm unter den Zeitgenossen an Gelehrsamkeit gleich, wer an Strenge des Wandels, wer an mönchischer Frömmigkeit? Und weil er das Alles fühlte, so ergriff ihn die Begierde zu herrschen; er gewann eine Anzahl der angesehensten Fürsten und faßte mit ihnen den Plan, sich zuerst des jungen Kaiser's zu bemächtigen und dann die Agnes von aller Theilnahme an der Regierung auszuschließen.

Um die Pfingstzeit des Jahres 1062 hatte sich Agnes zur Feier des hohen Festes auf die Insel des heiligen Suibert bei Neuß, die man heute Kaiserswerth nennt, mit ihrem Sohne begeben. Ebendahin kamen die Verschworenen zu Schiffe

den Rhein herunter. Man tafelte fröhlich zusammen, und als nach heiterem Mahle der junge, zwölfjährige König in Lust und Wonne erglüht war, so schlug ihm Erzbischof Anno vor, er möge das Rheinschifflein beschauen, auf dem er hergefahren, denn es sei gar wundersam und kunstreich zugerichtet. Darauf ging Heinrich ein und bestieg die Jacht. Kaum war das geschehen, so ruderten die Verschworenen fort. Wie aber der junge Fürst merkte, daß er verrathen sei, da sprang er kecken Muthes in den Rhein (Bild VII). Der wirbelnde Strom trug ihn davon und es schien, als sei es um ihn geschehen; da stürzte sich sein Vetter, der muthige Graf Ecbert, in die Wogen und rettete das fürstliche Kind. Dann fuhr man mit ihm gen Cöln. Das Volk begleitete zwar das Schifflein und schmähete vom Ufer aus die Räuber, konnte aber doch der trauernden Mutter ihren geraubten Knaben nicht wiederbringen. Nun herrschte Anno und mit ihm seine Partei. Des Reiches Güter und Einkünfte wurden mit vollen Händen vergabt und die Partei that Alles, um sich die Gewalt zu sichern. Da man jedoch nicht alle Fürsten befriedigen konnte, da viele mit der ausschließlichen Herrschaft Anno's unzufrieden waren, so lenkte der Erzbischof selbst ein und setzte fest, daß derjenige Bischof, in dessen Sprengel sich der König gerade aufhielte, die erste Stelle in der Verwaltung des Reiches einnehmen solle. Doch das genügte noch nicht. Heinrich war von seiner Mutter verzogen worden und konnte sich mit der Strenge und dem Ernste Anno's durchaus nicht befreunden. Daher suchte Anno einen Mann, welcher dem Könige angenehm wäre, der ihn fesseln und anziehen und der doch zugleich Anno unterstützen und sein Helfer sein könnte. Von den beiden andern rheinischen Erzbischöfen war der eine ein zu alter, gebrechlicher Mann und der zweite ein zu gemeiner und habsüchtiger Mensch, als daß Anno zu dieser Rolle sie hätte tauglich finden können. Nun stand aber damals unter den Geistlichen der Erzbischof Adalbert von Bremen in hohem Ansehen; auf ihn richtete Anno seine Blicke. Schon am Hofe Heinrich's III. hatte Adalbert viel gegolten und sich sehr um die Gunst des Herrn bemüht, da er ihrer für seine Pläne bedurfte. Er wollte nämlich Patriarch des Nordens werden. Zu diesem Zwecke beförderte er die Bekehrung der Slaven und erweiterte auch wirklich bedeutend seinen Sprengel. Ihm traten darin die billungischen Herzöge von Sachsen hindernd entgegen und zwangen ihn dazu, seine Zuflucht zum Hofe zu nehmen.

Adalbert war in Wahrheit ein ausgezeichneter Mann! Er war voll von Talent und Feinheit, und doch hat er, mit so viel Gaben ausgestattet, nichts Dauerndes erreicht und gegründet, weil ihm eine feste sittliche Grundlage fehlte. Mit diesem so talentvollen und feinen Manne theilte nun Anno die Herrschaft und bald

zeigte Adalbert, wie sehr er einer solchen Stellung gewachsen sei. Immer behielt er jedoch seinen Plan im Auge und suchte zunächst die Sachsen zu bestrafen und zu zügeln. Daß auch Heinrich sie nicht liebte und nicht lieben konnte, wußte der Erzbischof, und es kam ihm nur darauf an, diesen schlummernden Haß aufzustacheln und so zu lenken, daß er ihm Vortheil gewähre. Heinrich liebte die Sachsen nicht, weil er ein Franke war, und hatte gegen sie Grund zur Klage, da sie sich gegen ihn empört und nur nach schwerer Niederlage sich ihm unterworfen hatten.

Um aber des König's gewiß zu sein, war Adalbert gegen ihn nachsichtig. Der Erzbischof hielt einen glänzenden Hof, und da Heinrich bei dem strengen Anno in mönchischer Zucht und Einfachheit gelebt hatte, trank er nun in vollen Zügen den dargebotenen Becher der Freude.

Auf gleiche Weise wie Anno suchte Adalbert seine Partei dadurch zu verstärken, daß er des Reiches Güter und auch die freien Abteien an seine Anhänger vergabte, aber er betrug sich dabei stets wie ein echter Edelmann, denn er risse nicht, wie geringe Leute, — so spottete er oft des niedrig geborenen Erzbischof's von Cöln — fremdes Gut an sich, sondern er verschenke noch, wie es einem Adligen zieme, das Seine. Ihn stachelte Ehrgeiz und Eitelkeit, er wollte Außerordentliches schaffen und alle seine Handlungen sollten von diesem Streben zeigen. Das verführte ihn denn, einen prachtvollen Hof zu halten, großartige Bauten zu unternehmen, wunderbare Pläne vorzubereiten und dadurch seine Mittel zu erschöpfen. Als alle Quellen versiegt waren, als die Unterthanen seines Stiftes nicht mehr zahlen konnten, da wurden Aemter und Würden feil, da ließ die Eitelkeit und das Haschen nach leerem Schimmer den Erzbischof so tief sinken. Inmitten all dieses Glanzes aber umschwebte ihn ein Schreckbild, der Haß der Billunger. Oft versuchte er durch Güte sie zu gewinnen und durch Wohlthaten zu versöhnen, und wenn denn das Alles vergeblich war, so rief er wohl, von Schmerz bewegt, mit dem Propheten aus: „Gott! sie haben deine Altäre zerstört, deine Propheten ermordet und sie wollen mich tödten." Als Adalbert das Herz des Königs gewonnen hatte, da verdrängte er auf kluge Weise den Anno ganz von dem Regimente. Er sprach nämlich am Osterfeste des Jahres 1065 Heinrich IV. dadurch mündig, daß er ihn mit dem Schwerte umgürtete. Mit diesem Acte endet der erste Theil von Heinrich's IV. Regierungszeit; in dem zweiten werden wir sein unumschränktes Schalten und Walten in Deutschland zu betrachten und diesen Theil durch den entbrennenden Streit mit dem Papste zu begrenzen haben.

Leicht schien der Sieg errungen, doch Anno war ein gefährlicher Gegner. Ihm gehorchte eine starke Partei und bald war sie zur That entschlossen. Der König

residirte nämlich, wenn er den Sommer zur Heerfahrt durch sein Reich benutzt hatte, im Herbste und Winter am liebsten in der Pfalz zu Goslar, welche von seinem Vater neu erbaut worden war. Da befand sich Adalbert in der Nähe seines Bisthum's, da hatte der König die ihm verhaßten Sachsen vor Augen und konnte ihre Pläne überwachen, da waren beide fern von dem gefährlichen Anno. Von hier wollten ihn die Verschworenen an den Rhein locken. Es kam ihnen dabei der Umstand zu statten, daß die Pfalz in Goslar abgebrannt und das Land umher durch die Lieferungen, welche die königliche Hofhaltung bedingte, auf's äußerste erschöpft war. Darum ging der König willig auf die Vorlage der Fürsten ein, welche einen Reichstag in Tribur zu halten wünschten. Im Januar des Jahres 1066 zog er mit Adalbert dahin, und wie die Fürsten den König in ihrer Gewalt sahen, stellten sie an ihn die bestimmte Forderung, daß er den Erzbischof vom Hofe entließe oder selbst der Krone entsage. Der König mußte nachgeben und schickte den Adalbert unter sicherem Geleite in sein Bisthum (Bild VIII). Und nun fielen seine Feinde, die sächsischen Großen, von allen Seiten über ihn und sein Bisthum her, wie belagert lebte er in Bremen; auch die Slaven in Holstein und Meklenburg, für deren Bekehrung er so viel gethan, vertrieben die christlichen Priester und richteten ihre alten Götzen wieder auf. Alles, Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben; ihn hielt nur die Hoffnung aufrecht, daß der Tag der Rache kommen und dann alles Entrissene doppelt und dreifach wieder erstattet werden würde.

Um den König von Ausschweifungen zurückzuhalten und wohl auch, um eine neue Stütze bei Hofe und im Reiche sich zu erwerben, zwangen die verschworenen Fürsten den jungen Mann, die ihm seit zehn Jahren verlobte Markgräfin Bertha von Susa zu heirathen. Die Hochzeit wurde gleich in Tribur gefeiert. Da man aber den König zu dieser Ehe genöthigt hatte, so ließ er, wie ein verzogener Knabe, seinen Zorn an der unschuldigen Frau aus und verließ sie gleich nach beendigter Trauungsceremonie (Bild VIII). Da ihm der Gedanke unerträglich war, daß er, dem Alles sich beugte, dem Alles noch gelungen, dem die Fürsten, wenn er nur ihre Habsucht befriedigte, Alles nachsahen, daß er wider seinen Willen an diese Frau gefesselt sein sollte, so versuchte er, den Egoismus seiner Großen benutzend, die Scheidung zu bewirken. Er wandte sich an das Haupt der deutschen Geistlichkeit, den Erzbischof Siegfried von Mainz, einen eigennützigen Prälaten, der schon lange erfolglos Ansprüche auf den Zehnten in Thüringen machte, versprach ihm seinen Beistand in dieser Angelegenheit und veranlaßte ihn dadurch, die Scheidung einzuleiten. Doch wagte dieser sie ohne des Papstes Zustimmung nicht auszusprechen und bat denselben um Entscheidung und Zusendung eines Legaten. Es kam,

von Rom gesandt, der strenge Mönch Peter Damiani und sprach vor den versammelten Fürsten so entschieden und kräftig für Bertha's gutes Recht, daß Alle ihm beistimmten und der König unwillig seinen Plan aufgab. Heinrich war nicht böses Herzens, aber, ohne Zucht aufgewachsen, hatte er niemals Achtung vor den sittlichen Schranken kennen gelernt. Jetzt erwachte doch sein besseres Selbst, als er die Demuth und Ergebenheit seiner Frau erkannte; er nahte sich ihr, sie gebar ihm blühende Kinder und war ihm in bösen und bitteren Stunden ein tröstender Engel.

Mit seiner Gemahlin söhnte sich Heinrich wohl aus, nicht aber mit den Fürsten. Gegen ihre Uebermacht begann er den Kampf, und in diesem Kampfe vereinten sich die Fürsten mit dem Papste, da beide ein gleiches Interesse an der Demüthigung der kaiserlichen Gewalt hatten.

Nach dieser Niederlage auf dem Reichstage zu Tribur gewann Heinrich IV. allmählig wieder so viel Ansehen, daß er im Jahre 1069 den Erzbischof Adalbert an seinen Hof zurückrufen und mit der ihm lästigen Verwaltung der Geschäfte betrauen konnte. Der König kümmerte sich um die Regierung wenig, er lebte seinen Lüsten und Vergnügungen und unter seinen Augen wurden von seinem Hofgesinde Greuel und Schandthaten aller Art verübt. Adalbert war von den Sachsen auf's tiefste verletzt worden, ebenso Heinrich IV.; denn Anno hatte seine treuesten Bundesgenossen an den sächsischen Fürsten gefunden. Beide erglühten in dem Gedanken an Rache. Nun war der mächtigste Fürst im Reiche, der gewandteste Mann seiner Zeit, der uns bekannte Sachse Otto von Nordheim. Gegen ihn trat ein übelberüchtigter Edelmann, Egeno, mit der Anschuldigung auf, es habe ihn Otto zum Morde des König's bingen wollen. Heinrich IV. zeigte sich in diesem Streite so leidenschaftlich und parteiisch, daß er alle Fürsten erzürnte und Otto zum offenen Aufstande trieb. Er unterlag und verlor Baiern an seinen Schwiegersohn Wolf, ja mußte sogar eine Zeit lang seine Opposition im Kerker büßen. Da ihn bei seinem Unternehmen viele sächsische Fürsten und besonders Herzog Magnus unterstützt hatten, so hielt auch ihn Heinrich IV. in Haft und wollte ihn, als er nach dem Tode seines Vater's, Ordulf, von den Sachsen zum Nachfolger erwählt war, nicht bestätigen.

Als nach dem Tode Adalbert's im Jahre 1072 Anno wieder eine Zeit lang die Zügel der Herrschaft in Händen hatte und ein besseres Regiment das Reich beglückte, wurde zwar Otto frei, Magnus aber verblieb in Haft (Bild VIII). Doch kurze Zeit nur dauerte des König's sittliche Erhebung, bald war ihm der strenge Anno unbequem und dieser, der dauernden Intriguen müde, zog sich freiwillig vom Hofe zurück. Nun demüthigte Heinrich die Herzöge von Schwaben und Kärnthen,

und wie ihm das Alles so glücklich gelungen, da wollte er die ihm verhaßten Sachsen und Thüringer, deren Fürsten er schon besiegt hatte, ganz seiner Willkür unterwerfen. Noch immer hatten die Sachsen keinen Herzog, denn Magnus schmachtete seit Jahren im Kerker; vergebens boten seine Verwandten Burgen, vergebens bot Otto von Nordheim Hab' und Gut für Magnus, der ja für ihn litt (Bild VIII). Jenen antwortete Heinrich, er wolle den Herzog ohne ihre Bürgschaft lösen, sobald er nur dem Herzogthum entsage; diesem, er habe über sein Hab' und Gut noch gar nicht frei zu verfügen, da er sich von seinen früheren Verbrechen nicht genügend gereinigt habe. Das führerlose Volk der Sachsen zwang er ebenso wie die Thüringer, Frohndienste zu leisten bei der Erbauung von Zwingburgen im eigenen Lande (Bild VIII). Er gestattete seinen Dienern jede Willkür, denn er wollte das Volk zum Aufstande reizen, um dann mit vollem Rechte den empörten Stamm zu beugen.

Schon früher hatte er sich mit dem Könige von Dänemark verbündet und rief ihn jetzt im Jahre 1073 zu Hülfe gegen die Polen, welche er bekämpfen wollte. Niemand aber im Reiche glaubte, daß die Rüstung den Slaven gelte; Alle und besonders die Sachsen waren überzeugt, daß der König sie überziehen werde. Darum vereinten sie sich und standen einmüthig unter Otto von Nordheim gegen den König auf. Sie schlossen ihn in Goslar ein, doch er entkam ihnen und berief die Fürsten zu einem Reichstage. Als hier aber die Berufenen sich für die Sachsen erklärten, mußte Heinrich IV. im Jahre 1074 mit diesen Frieden schließen und ihre Forderungen erfüllen.

Eine dieser Forderungen betraf die Burgen; der König sollte sie, um welche die Sachsen so viel gelitten hatten, der Zerstörung preis geben. Er hatte darauf eingehen müssen und nicht einmal die Harzburg bei Goslar (Bild VIII) sich erhalten können, obschon sie ihm die liebste und deshalb die am prächtigsten geschmückte war. Bei der Zerstörung dieser Burg, von der aus das Volk so oft bedrückt und beraubt worden, ließ sich der gemeine Mann so von Leidenschaft und Rache verblenden, daß er die Kirche der Burg bis auf den Grund brach und die darin ruhenden Gebeine der königlichen Verwandten verstreute. Die Großen erschraken darüber und entschuldigten sich bei Heinrich. Dieser aber benutzte die Umstände auf's klügste und gewann sich die süddeutschen Fürsten, welche bis dahin zu den Sachsen gehalten, indem er die Abneigung der Stämme und den Egoismus der Großen aufregte. So gelang es ihm denn im Juni des Jahres 1075, mit einem gewaltigen Heere in Thüringen einzubrechen. Bei Hohenburg an der Unstrut überraschte er die Sachsen und schlug sie nach blutigem Kampfe mit seiner Uebermacht. Und als

die Schlacht für des König's Feinde verloren war, da brach unter diesen selbst Zwietracht aus, da schalten die Sachsen der Thüringer Feigheit, da warf der gemeine Mann dem Adel vor, er habe ihn zum Kampfe verleitet und, als die Schlacht verloren, sich auf schnellen Rossen gerettet, und der Adel zürnte den Fußknechten, daß sie während des heißesten Dranges ruhig im Lager des Ausganges der Dinge geharrt hätten. Dieser Zwist, des Königs drohende Uebermacht und seine überlegene Klugheit zwangen das Volk zur Unterwerfung, und es schien für den König der Tag der Rache gekommen zu sein.

Und wie er triumphirend Alles gelingen sah, da erhob sich von anderer Seite her ein Feind, der ihn von dem Gipfel der Macht stürzte.

Und dieser Feind war Papst Gregor VII.

So lange Heinrich III. lebte, waren Papst und Kaiser eng verbündet, denn der Kaiser hatte das Papstthum von den Factionen des römischen Adels befreit. Die erste Papstwahl nach Heinrich's III. Tode, in der im Jahre 1058 Nicolaus II. erwählt wurde, ging noch ganz nach alter, hergebrachter Art vor sich; aber dieser Papst gab schon im folgenden Jahre ein Wahlregulativ, durch welches die Wahl vom Kaiser unabhängig wurde. Um seine Anordnungen zu sichern und zu schützen, verband sich der Papst mit den Normannen und war in Folge dieser Allianz allerdings gegen die Deutschen in etwas behütet. Man fühlte wohl in Deutschland, was der Papst bezwecke und anstrebe, that aber in den Wirren der Regentschaft nichts dagegen. Als nun im Jahre 1061 Nicolaus II. gestorben war, so wählte man in Rom Alexander II., in Deutschland jedoch unter der Leitung der Kaiserin Agnes einen andern italienischen Bischof, Honorius II., zum Papste. Bei Heinrich's Lebzeiten hätte dieser den Sieg davongetragen, denn er war reich und mächtig, schlug Alexander's II. Truppen und zog selbst siegend in Rom ein. Dem Gegenpapste aber kamen die Normannen zu Hülfe, und wenn sie auch nicht siegten, so blieb doch der Streit unentschieden. Es kam endlich darauf an, wie sich die Deutschen erklären würden, da dort im Jahre 1062 die vormundschaftliche Regierung der Kaiserin Agnes gestürzt war. An ihre Stelle trat Anno von Cöln, und mit ihm regierten die Bischöfe, deren Ansehen in Deutschland sehr bedeutend war. Sie entschieden sich auf einem Concilium zu Augsburg für Alexander II., weil den Honorius die verdrängte Partei aufgestellt und gehalten hatte. Sie wünschten keinen Kaiser, der die geistliche Macht beherrsche, er wäre ihnen eben zu stark gewesen. So starb Honorius II., bald von Allen verlassen. Dieser Moment war entscheidend, denn dadurch kam das Uebergewicht auf die Seite der Geistlichen. Alexander II. entschädigte seine Freunde, die Normannen; er gab ihnen das Land, welches sie in

Unteritalien erobert hatten, zu Lehen, und sie, die bis dahin als Räuber dort gehaust hatten, erhielten nun plötzlich für ihre Herrschaft einen Rechtstitel von dem Papste, dessen Lehnsrecht doch auch sehr zweifelhaft war. Ferner trat er mit Wilhelm dem Eroberer in Verbindung und verbreitete so die hierarchischen Ansichten über England. Dann mischte er sich in die deutschen Angelegenheiten; er verbot es, daß Heinrich IV. sich von seiner Gemahlin trenne, und gewann sich dabei die Thüringer, denen diese Demüthigung des Erzbischof's Siegfried von Mainz nur angenehm sein konnte. Auch entbot er mehrere deutsche Bischöfe nach Rom zur Verantwortung, und sie kamen alle, durchdrungen von der Bewegung, welche dort sich kund gab, in ihre Heimath zurück. Ja! der Papst wagte so viel, daß er sogar im Jahre 1073 Heinrich's IV. Räthe, da sie sich mit der Sünde der Simonie befleckt, vor sein Gericht forderte, und als sie nicht erschienen, sie excommunicirte. Das war seine letzte Staatshandlung; noch in demselben Jahre starb er. Somit war der Kampf gegen den Kaiser eingeleitet und Platz für den geworden, der Charakterstärke genug hatte, die ungeheure Last auf sich zu nehmen und die drohende Gefahr kühn zu verachten.

An allen diesen Bewegungen hatte der Nachfolger Alexander's II., Gregor VII., als Archidiaconus Hildebrand den lebhaftesten Antheil genommen, von ihm waren sie zum Theil geleitet worden, denn er stand an der Spitze der streng hierarchischen Partei. Er war ein wichtiger Mann seit langer Zeit; schon Heinrich III. kannte ihn und hielt ihn für keine unbedeutende Persönlichkeit.

Als Gregor VI. die päpstliche Würde niedergelegt und sich aus Italien entfernt hatte, begleitete ihn Hildebrand zuerst nach Deutschland und ging dann in das Kloster Clugny. Dort sah er mit eigenen Augen, was die Geistlichkeit vermöge, sobald ihre Kräfte vereint und von Einem geleitet wären. Clugny war nämlich das Hauptkloster, das Centrum des Cluniacenser-Ordens; der Abt von Clugny war zugleich das Haupt aller Klöster, die anderen standen unter Prioren, welche ihnen das Hauptkloster zusandte. Der Orden bildete in seiner Einheit schon eine Macht; um wie viel größer mußte das Ansehen einer dem Oberhaupte streng gehorsamen Hierarchie sein!

Später finden wir den Hildebrand in Rom diese Ansichten an der Spitze des strengen Clerus vertreten; wir finden ihn so angesehen, daß der berühmte Mönch Peter Damiani, ein tüchtiges Rüstzeug dieser Partei, von ihm sagte: „ich gehorche lieber dem Herrn des Papstes, als dem Herrn Papste." Dieser Mann wurde im Jahre 1073 zum Papste erhoben. Es handelte sich bei der Wahl darum, ob der Kaiser die Initiative habe und Clerus und Volk nur die Zustimmung, oder ob der

Kaiser erst nach der Wahl zu bestätigen und die Weihe des Erwählten zu erlauben habe. Heinrich IV. nahm das Recht in Anspruch, welches von seinem Vater ausgeübt worden, und schickte an Gregor VII. eine Gesandtschaft, um seine Befugnisse zu wahren. Dieser aber wußte den König wegen der Wahl zu beruhigen und ließ sich nicht eher weihen, als bis ihm die Bestätigung Heinrich's IV. geworden. Gleich nach seiner Wahl trat er als Oberherr des christlichen Europa's auf; überallhin sandte er Briefe und Befehle, überall sollte man von ihm die Länder zu Lehen nehmen; es war in seinen Schreiben von keiner Oberhoheit des römischen Kaiser's mehr die Rede.

Seine Zuversicht zeigt sich recht in seinen Briefen; in ihnen spricht er als Organ der göttlichen Gewalt und der Wahrheit. Er ist überzeugt, daß die Kirche in der größten Gefahr sei, und zwar sieht er diese vorzüglich in dem Einflusse, welchen die weltliche Macht auf die Anstellung der Geistlichen ausübe. Anfangs zeigte sich Heinrich IV., der in den Kampf mit den Sachsen verwickelt war, ziemlich nachgiebig, aber Gregor VII. trug, wie wir gesehen, die Idee in sich, eine universale Herrschaft des Papstthum's zu begründen, und um das durchzuführen, mußte er sich nicht nur vom Kaiser emancipiren, sondern auch Heinrich IV. besiegen und demüthigen, weil der am heftigsten solchem Streben widerstehen mußte. Ehe Gregor VII. an's Werk ging, gewann er sich zuerst die Normannen, dann hielt er im Jahre 1074 in Rom seine erste Synode und ließ durch sie die Ehelosigkeit der Geistlichen befehlen (Bild XII). Er stützte sich dabei weniger auf die Bibel, als auf die Decrete römischer Päpste, besonders auf solche, welche sich in den pseudoisidorischen Decretalen finden. Was er mit dieser Maßregel bezweckte, liegt klar am Tage; er wollte den geistlichen Stand in einen Orden verwandeln, ihn von allen weltlichen Beziehungen lösen und allein an die Kirche knüpfen. Es war aber bis dahin in der römisch-katholischen Kirche so, wie noch heute in der griechisch-katholischen: die hochgestellten Priester waren unbeweibt, die niedern Weltpriester fast alle verheirathet. Man glaube nur nicht, daß dies Decret der Synode so ohne Widerstand angenommen worden sei; im Gegentheil zeigte sich derselbe überall auf's heftigste, und noch im 12. Jahrhundert finden wir in manchen Ländern Europa's verheirathete Priester. Die Forderungen der Natur sind zu gewaltig und die Bibelworte über die Ehe zu klar, als daß beides einer, wenn auch großen Idee so ohne allen Kampf hätte geopfert werden sollen.

In einem zweiten Decrete verdammte er die Simonie (Bild XI). Er stützte sich dabei auf das Volk, indem er ihm befahl, für die Ausführung dieser Decrete zu sorgen und opponirenden Geistlichen nicht zu gehorchen.

Von Neuem bestätigte er diese Beschlüsse auf einer zweiten Synode, welche

im Februar des Jahres 1075 in Rom abgehalten wurde. In ihr suchte er die Simonie ganz zu beseitigen und dabei zugleich die Prälaten von den Königen zu befreien und sich zu unterwerfen. Es war seit Jahrhunderten ein unbestrittenes Recht der deutschen Könige, die Bischöfe und Aebte vor ihrer Weihe durch Ring und Stab mit den Kirchengütern zu belehnen. Dadurch hatten die Könige solchen Einfluß bekommen, daß allmählig die Wahl, welche eigentlich vom Volke und dem Clerus der bischöflichen Stadt ausging, alle Bedeutung verlor, und ebenso die Weihe, welche der Papst ertheilte, eine leere Ceremonie wurde. Gregor VII. nahm nun an, daß gegen die Kirchengesetze von Laien durch Ring und Stab geistliche Rechte verliehen würden, was doch eigentlich der Theorie nach nicht der Fall war. Aber das war klar, daß derjenige, welcher mit den Gütern der Kirche belehnte, meistens mehr Ansehen haben und mehr gefeiert sein würde, als der, welchem allein die Weihe zustand. Und wenn nun ein Conflict entstand, wer sollte ihn entscheiden? Bis dahin hatte die weltliche Macht dominirt, jetzt wollte Gregor VII. die reichen Lande der Kirche den Königen entreißen und dem Papste unterwerfen.

Da die deutsche Geistlichkeit besonders reich begütert war, so wurde hier der Kampf am heftigsten geführt.

Heinrich IV. konnte das unmöglich dulden, er mußte dem Papste opponiren; deshalb berief er im Jahre 1076 eine Synode nach Worms und ließ auf ihr den Papst absetzen. Sobald Gregor VII. davon Kunde erhielt, sprach er auf einer Synode in Rom das gleiche Urtheil gegen Heinrich IV. aus. Das war noch nie geschehen, daß ein Papst Solches gewagt; darin lag eine offene Kriegserklärung. Da schien es doch, als müsse Gregor VII. unterliegen, er, der alte, kleine Mann, der Mann tiefer und hochfliegender Gedanken, und ihm gegenüber der schöne und muthige Krieger voll Geist und Feuer, „der liebste Sohn des Lebens", wie der Dichter die Könige nennt. Und dieser hatte das positive Recht für sich und das Herkommen, der Papst aber ideale Ansprüche, welche zum Theil auf Erdichtungen beruhten. Ja gewiß, es mußte scheinen, als ob der Papst viel wage; blicken wir aber auf den Grund der Dinge, so hatte er wohl große Aussicht zum Siege. Wenn der Kaiser den Papst demüthigte, so folgte daraus die Behauptung des deutschen Reiches, und das hatte für das Allgemeine wenig Bedeutung, weil die anderen Mächte doch nicht in ihm die Einheit repräsentirt sahen; geschah aber das Umgekehrte, dann war für die Einheit des Abendlandes ein Repräsentant gewonnen. Der Papst fand nun bei den deutschen Gegnern Heinrich's IV. Hülfe, wie dieser wiederum an der hohen Geistlichkeit Italien's. Die Magnaten des deutschen Reiches konnten und wollten die Gewalt des König's nicht mehr ertragen und sa-

hen ein, daß sie nur in jeder Weise gewinnen würden, wenn der Kaiser die Bischöfe nicht mehr einsetzte. Deshalb hatte sich schon in Oberitalien die Inhaberin der bedeutendsten Besitzungen Gregor VII. eng angeschlossen; das war die Mathilde, die Großgräfin von Tuscien. Ihr, der gebildeten, geistreichen und festen Frau, gehorchte Toscana, die Romagna und ein bedeutender Theil der Lombardei, und mit all' dieser Macht unterstützte sie Gregor VII. und schützte ihn gegen Angriffe, welche in Rom selbst gegen ihn gemacht wurden und ihn in dem Augenblicke, da er diesen so großartigen Kampf begann, zur Flucht aus seiner Residenz zwangen. Wie wichtig war es ferner für den Papst, daß in Deutschland innerer Unfriede glühte! Dort fühlten alle Fürsten, daß des König's Macht nach dem Siege über die Sachsen zu groß geworden und daß der unnachsichtige Gebrauch derselben gegen die Besiegten auch den anderen Magnaten Gefahr drohe. Deshalb trennte sich Alles, so wie der Bannfluch bekannt wurde, von dem Herrscher. Die sächsischen Fürsten entkamen der Haft und überall erhob sich der Aufstand. Im October des Jahres 1076 versammelte sich die Oppositionspartei in Tribur; zu ihr gehörten die meisten weltlichen Fürsten, wogegen viele Bischöfe um den König sich schaarten. Die Versammelten luden den Papst nach Deutschland, um, mit ihm vereint, Heinrich IV. abzusetzen. Sie erklärten diesem als Endresultat ihrer Berathungen, sie würden einen andern König wählen, wenn er nicht innerhalb Jahresfrist vom Bannfluch gelöst wäre. So verbanden sich die Magnaten und der Papst, der als der vornehmste der Großen in dem Kaiserreich anzusehen ist. Als aber die Vereinigung geschehen, da sah Heinrich IV. ein, daß nur Unterwerfung ihn retten könne. Vor Allem bedurfte er der päpstlichen Absolution und eilte deshalb mitten im harten Winter über die unwegsamen Alpenpässe nach Italien. So wie die Kunde von seiner Ankunft erscholl, sammelten sich zu ihm die Bischöfe Norditalien's, welche Gregor VII. haßten und verabscheuten. Bald begleitete ihn ein starkes lombardisches Heer und geleitete ihn über den Po nach Canossa, wohin sich Gregor VII. in den Schutz der Mathilde begeben hatte.

Lange Zeit wußte er nicht, ob Heinrich IV. sich unterwerfen oder gegen ihn kämpfen wolle; lange Zeit schwankte der König selbst, was zu thun das Beste sei. Da er aber nach reiflicher Ueberlegung wohl einsah, daß es für ihn das Wichtigste sei, die Wahl eines Gegenkönig's zu verhüten, und daß er zu diesem Ende vom Banne gelöst werden müsse, so wandte er sich mit unterwürfiger Bitte an Gregor. Diese Schritte mußte er den Lombarden verheimlichen. Endlich nach langen Unterhandlungen erlaubte Gregor, daß der König näher kommen und durch wahre Buße seine Vergehungen sühnen dürfe.

Die Burg Canossa, damals von bedeutendem Umfange, war mit dreifachen Mauern umgeben. Man ließ nun den König in den innern Raum zwischen der zweiten Ringmauer und der eigentlichen Burg (Bild X). Da stand er ohne Gefolge, ohne königlichen Schmuck, im wollenen Büßerhemde, mit bloßen Füßen, ohne Speise von Abend bis Morgen in strenger Kälte drei Tage lang und erwartete so des Papstes Spruch. Endlich bat die Gräfin Mathilde für den König und machte dem Papste bittere Vorwürfe über seine tyrannische Härte. Gregor VII. sah sich nun genöthigt, nachzugeben; er versprach, den König zu lösen, aber nur, wenn er die ihm vorgelegten Bedingungen annehmen wolle. Obgleich sie sehr hart waren, so ging Heinrich IV. doch darauf ein und wurde dann von der Excommunication befreit und vom Banne gelöst. Beide Betheiligten hatten bei diesem Acte nur äußerer Nothwendigkeit sich gefügt, der wahre Gegensatz zwischen beiden war dadurch nicht gelöst und trieb sie Beide bald wieder zu neuem Kampfe. Die Italiener waren mit Heinrich's Unterwerfung so unzufrieden, daß sie mit Freuden die Waffen für ihn ergriffen, als der Streit zwischen beiden Mächten zum zweiten mal entbrannte.

Da Heinrich's IV. Gegner in Deutschland hörten, daß die Aussöhnung so bald in den alten Zorn sich verkehrt habe, so wählten sie zum Gegenkönige den Schwager Heinrich's IV., den Rudolf von Rheinfelden. In diesem Kampfe, in diesem Drange der Verhältnisse reifte Heinrich IV., und wenn man ihn Schritt für Schritt durch diese schwere Zeit begleitet, so wird man erstaunen über die Klugheit und Thätigkeit des einst so üppigen König's. Er gewann sich zu treuen Bundesgenossen die Böhmen und Baiern, er bewaffnete die freien Bauern in Franken und für ihn kämpften die Bürger der Städte. Darum blieb der Streit zwischen den beiden Gegenkönigen unentschieden, darum zögerte Gregor VII. trotz der bittersten Vorwürfe der Sachsen lange mit der Anerkennung Rudolf's. Endlich, im Jahre 1080, erklärte er sich für ihn. Im October desselben Jahres trafen beide Könige bei Naumburg an der Saale auf einander (Bild XIV). Rudolf's Heer siegte zwar entschieden, doch nützte der Sieg wenig, da er mit dem Leben des Führer's erkauft wurde. Es war ihm nämlich, wie erzählt wird, von Gottfried von Bouillon, dem Reichsbannerträger, im Kampfe die rechte Hand abgehauen worden, und an dieser Wunde verstarb er nach einigen Tagen in Merseburg, woselbst er im Dome unter stattlichem Denkmal begraben wurde. Sterbend empfand er schmerzliche Reue über seinen Treubruch und sah es als wohlverdiente Strafe an, daß er die Hand verloren, mit der er seinem Herrn Treue geschworen hatte.

Dies Ereigniß blieb nicht ohne Einfluß auf die Stellung der Parteien. Heinrich IV. gewann nämlich in Folge dieses glücklichen Zufall's ein solches Ueberge-

wicht, daß er das erledigte Herzogthum Schwaben an einen ihm befreundeten Dynasten, den Friedrich von Büren und Hohenstaufen, geben konnte. Zwar ist dieser dort durchaus nicht allgemein anerkannt worden, indessen wurde er doch bald mächtig genug, um Welfen und Zähringer hier zu fesseln und zu beschäftigen. Da die Opposition in Süddeutschland so viel verlor, zog sie sich ganz nach Sachsen, und hier fand auch der neu erwählte Gegenkönig, Hermann von Luxemburg, seine hauptsächlichsten Vertheidiger, ohne jedoch jemals zu großem Ansehen gelangen zu können. Diesen Umstand glaubte Heinrich IV. benutzen zu müssen und beschloß also, seinen Hauptgegner in der eignen Heimath aufzusuchen. So zog er denn nach Italien. Dort fand er viel Anhänger, weil eine große Zahl der italischen Bischöfe, durch des Papstes Nähe und strenge Aufsicht gedrückt und verletzt, mit Heinrich's Hülfe die alte Unabhängigkeit wieder erringen wollte. Auf seinen Ruf kamen die Bischöfe von Treviso, Cremona, Bologna, ja sogar die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna noch im Jahre 1080 nach Brixen und erwählten den Kanzler Heinrich's IV., Wibert, zum Papste. Von Brixen aus zog der König in die lombardische Tiefebene. Wie in Deutschland, so begünstigte er auch hier die Städte und ertheilte ihnen mannigfache Privilegien. Gestützt auf die Macht der Bischöfe und Bürger, zog er in den Kirchenstaat und begann den Angriff gegen Rom selbst. Zweimal, in zwei verschiedenen Jahren, belagerte er die Tiberstadt vergeblich; erst im dritten Jahre, 1083, gelang es, den Vatican zu erobern. Der Papst flüchtete in die Engelsburg und hielt sich darin, trotzdem, daß die Römer ihn treulos verließen; ihn stärkte die Hoffnung auf die Hülfe der Normannen. So lange nämlich der König Italien nicht bedrohte, so lange hatte Gregor VII. der Ausbreitung jenes Volkes sich entgegengestellt; sobald aber Heinrich IV. die Alpen überschritten, war der Friede rasch geschlossen, denn beide sahen in dem deutschen Herrscher den gemeinsamen Feind. Doch hatten die schlauen Normannen nicht gleich dem Papste Hülfe geleistet, sondern, froh darüber, daß die beiden Mächte einander im Streite schwächten, hatte Robert Guiscard zunächst einheimische Gegner und dann die Griechen bekämpft. So schien es, als hätte den Papst Alles verlassen. Darum begann Heinrich IV. mit Gregor um den Frieden zu unterhandeln, aber er hatte den Charakter seines Gegners doch unterschätzt. Wenn auch die Noth immer größer wurde, wenn auch der König im Jahre 1084 sogar den Lateran einnahm, wenn er auch mit seinem Gegenpapste in Rom residirte, dennoch blieb Gregor VII. fest, bis in dieser äußersten Bedrängniß die ersehnte Hülfe kam. Das fühlte Robert Guis-

card, daß er Gregor VII. nicht dürfe ganz demüthigen lassen; er zog deshalb mit großem Heere gegen Rom und führte den Papst aus dem Castell nach Salerno (Bild XIII). Dort ist bald darauf der eiserne Mann dem Tode erlegen.

Es folgte ihm Desiderius, der Abt von Monte Cassino, als Victor III., doch hat unter ihm und durch ihn der Kampf keine neue Wendung genommen, und wir gehen deshalb gleich zu Urban's II. Thätigkeit über. Dieser hatte stets Gregor's VII. Pläne auf das eifrigste verfochten, und da er noch viel feiner und gewandter war, als sein großer Meister, so erzielte er auch weit bedeutendere Resultate. Seinem Gegner gegenüber nahm er zu großartigen Mitteln seine Zuflucht; er verband das in Deutschland mächtige Haus der Welfen durch Heirath mit der Mathilde und schuf dadurch und durch Begünstigung der italischen Städte eine neue antikönigliche Macht; dann vermehrte und vergrößerte er sein Ansehen durch die Betheiligung an den Kreuzzügen.

Die italische Oppositionspartei gewann, nachdem Hermann von Luxemburg, fruchtlosen Kampfes müde, der Krone entsagt hatte, den ältesten Sohn Heinrich's IV., den sanften und schönen Conrad, für sich. So gewann Urban II. Italien.

Jener Sehnsucht nach dem heiligen Lande, jener Bewegung gab er Gestalt durch die Versammlungen zu Piacenza und Clermont, auf denen der erste Kreuzzug beschlossen wurde.

Das Ansehen, welches ihm durch die Thätigkeit erwuchs, wandte er dazu an, die Geistlichkeit an den römischen Stuhl zu fesseln. Wenn aber ferner der Bischof auch als weltlicher Fürst vom Kaiser oder König unabhängig sein sollte, so wäre es wohl mit dem Königthume vorbei gewesen; deshalb fand Urban II. nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen Staaten hartnäckigen Widerstand.

König Conrad führte in Italien ein trauriges Leben. Von seinen eigenen Anhängern verlassen, oft Noth und Mangel leidend, saß er einsam auf seinen Burgen, bis er endlich im Jahre 1101, vielleicht von seiner Partei vergiftet, zu Florenz, noch in Jugendfrische blühend, in's Grab sank. Jetzt schien Heinrich IV. jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt zu sein, jetzt schien der Abend seines Lebens noch heiter zu werden; da traf ihn ein neuer und gewiß der furchtbarste Schlag. Man hatte seinen ältesten Sohn verführt und durch ihn dem Vater Italien entrissen; nun gewann man auch seinen zweiten Sohn, den König Heinrich, und beraubte mit seiner Hülfe den greisen Mann seiner letzten irdischen Güter.

Wer hat denn aber wohl den jungen König zu diesem Verrathe bewogen? Das erkannte er, daß Gregor's Ideen in Deutschland viel Anklang fanden, ja sogar so bedeutenden, daß man gar nicht daran dachte, nach dem Tode des von Heinrich IV. eingesetzten Gegenpapstes einen neuen zu wählen, und weil ihm diese Erkenntniß wurde, so fürchtete er, die Krone zu verlieren, wenn er bei seinem Vater ausharre.

So verließ er seinen Vater, und mit ihm verband sich Papst Paschalis II., wie sehr auch Heinrich IV. eine Aussöhnung wünschte und erstrebte.

In dem Kampfe, der von Neuem Deutschland verheerte, stützte sich der jüngere Heinrich auf Sachsen, der ältere besonders auf die rheinischen Städte.

Da der Ausgang dieses Streites sehr zweifelhaft war, so rechnete der jüngere Heinrich auf seines alten Vater's Schmerz; er bedachte, wie oft der alte, tiefgebeugte Mann mit beweglichen Worten den irrenden Sohn zur Rückkehr hatte bewegen wollen, und baute darauf einen satanischen Plan. Er zog als verlorener Sohn, Reue heuchelnd, zu seinem Vater und erhielt Verzeihung. In der Freude über diese Umkehr vergaß der alte Fürst alle Vorsicht, entließ sein Heer und wurde von seinem Sohne zuerst in die Burg Beckelheim bei Kreuznach gelockt und dann nach Ingelheim gebracht (Bild XV). Man hielt den greisen Kaiser in harter Gefangenschaft und zwang ihn dadurch, der Krone zu entsagen. Nach einiger Zeit entfloh er der Haft und fand namentlich wieder am Rhein Unterstützung und Hülfe. Nicht lange aber währte der Kampf, denn des Kaiser's Herz war gebrochen. Er starb am 7. August des Jahres 1106.

Da er vom Banne noch nicht gelöst war, so blieb sein Leichnam fünf Jahre lang unbeerdigt; erst nach Verlauf dieser Zeit erhielt er eine Ruhestätte bei seinen Ahnen im Dome zu Speier (Bild XVI).

Nun sollte man meinen, der Papst hätte siegen müssen, aber Heinrich V. wollte weder des Reiches Rechte an den Papst, noch an die Fürsten vergeben. Sehr bald trat er der Hauptidee Paschal's II. entgegen und schlug ihm vor, er solle nach Deutschland kommen, damit man auf einem Concil die Streitfrage behandeln könne. Paschal II. aber war zu klug, um sich in die Nähe dieses kräftigen Mannes zu begeben. Darum zog der König, nachdem er mit starker Hand die Verhältnisse in Deutschland geordnet, im Jahre 1110 nach Italien. Beide Herrscher begannen zu unterhandeln; von päpstlicher Seite stellte man die alte Forderung auf, daß die Geistlichen nicht von den Laien belehnt werden sollten. Als nun Hein=

rich V. die Frage vorlegte, was denn mit der weltlichen Macht werden solle, wenn sie so mit Einem Schlage die bedeutendsten Besitzungen einbüße, da schlug Paschalis II. vor, Kirche und Reich zu trennen; er wolle dem Könige die weltlichen Güter zurückgeben und die Geistlichkeit solle nur die Zehnten und Bußopfer behalten, dann aber auch von jedem weltlichen Einflusse frei bleiben. Was konnte der König mehr wünschen? Mit Freuden nahm er den Vorschlag an und zog nun im Februar des Jahres 1111 nach Rom, um sich krönen zu lassen. Als in der Peterskirche die Ceremonie vor sich gehen sollte und der König das Anerbieten des Papstes bekannt machte, erhob sich großes Murren der anwesenden Geistlichkeit. Das hatte Heinrich V. wohl geahnt, daß jene für ihn so günstigen Anerbietungen an dem Widerstande des Clerus scheitern würden, und da es ihm in dem Augenblicke hauptsächlich nur darauf ankam, zum Kaiser gekrönt zu werden, so verlangte er die Vornahme des Actes, weil er ja, an dieser Opposition unschuldig, den Abschluß des Vertrages nicht gehindert habe. Während der Verhandlungen darüber entbrannte ein Streit in der Kirche selbst und endete damit, daß die Deutschen den Papst und die anwesenden Cardinäle gefangen nahmen (Bild XVII). Um seinetwillen hätte der Papst nicht nachgegeben, es rührte ihn aber die Noth der Römer und darum versprach er, wegen der Investitur den König nicht zu beunruhigen, ihn zu krönen und niemals in den Bann zu thun.

Hätten nun die Fürsten den König unterstützt, so wäre ihm der Sieg geblieben; da er aber zu streng gegen sie verfuhr und zu mächtig wurde, so traten sie gegen ihn auf und verhinderten den vollständigen Sieg. Doch auch der Papst erreichte nicht ganz sein Ziel, denn das wäre ebenso gegen die Interessen der Fürsten gewesen; vielmehr wurden beide Mächte, die weltliche und geistliche, durch die Vermittelung der Fürsten im Concordate zu Worms neben einander gestellt.

Sehen wir zu, wie sich allmählig die Dinge zu solchem Ende gestalteten.

Schon im Jahre 1111 erhoben sich viele Geistliche gegen den Papst selbst und warfen ihm vor, er hätte großes Unrecht gethan; ja bald darauf, weil Paschalis II. sich durch den Vertrag gefesselt fühlte, erklärte der Erzbischof von Vienne jene Bestimmungen über die Investitur für nichtig und ketzerisch und that den Kaiser in den Bann. So zwang man den Papst auf einem Concil im Lateran, den Vertrag, als mit Gewalt gegen die Grundgesetze der Kirche erpreßt, aufzugeben, konnte ihn aber noch nicht dazu bewegen, Heinrich V. zu bannen.

In Deutschland hatte sich der König durch seine Strenge verhaßt gemacht. Da die Mißstimmung gegen ihn besonders in Sachsen sehr groß war, so kam sie dort zuerst zum Ausbruch. Nachdem Heinrich V. eine Zeit lang glücklich gegen Herzog Lothar und die sächsischen Fürsten gefochten hatte, wurde sein Feldherr, Graf Hoyer von Mannsfeld, endlich im Jahre 1115 am Welfesholze entschieden geschlagen.

Nun wandte Heinrich V. seine Blicke auf Italien und hoffte, seine geschwächten Kräfte da zu stärken und seine Macht da zu kräftigen.

Dort war im Jahre 1116 Mathilde von Toscana gestorben und hatte ihre Besitzungen der römischen Kirche vermacht. Daß sie das Recht hatte, ihre Erbgüter zu verschenken, daran war nicht zu zweifeln; doch über ihre Lehnsgüter zu verfügen, stand allein dem Kaiser zu. Auch gedachte der gar nicht, sich dieses Rechtes zu entäußern, sondern zog nach Italien und nahm die Güter in Besitz. Der alte, schwache Paschalis II. schadete dem jungen, kräftigen Monarchen wenig, und deshalb war es für Heinrich V. wahrlich ein Verlust, als er im Jahre 1118 starb, zumal da kräftige und energische Männer ihm folgten. Diese suchte Heinrich V. dadurch unschädlich zu machen, daß er einen Gegenpapst einsetzte. Und wirklich gelang es Calixt II. erst im Jahre 1121, über den von Heinrich V. eingesetzten Papst den Sieg davonzutragen.

Zu gleicher Zeit, da des König's Gegner in Italien siegte, standen in Deutschland die unzufriedenen Fürsten ihm so mächtig gegenüber, daß er sich zu einer friedlichen Ausgleichung der Streitpunkte wohl verstehen mußte. Und zwar überließ er diese Verhandlungen den Fürsten. Sie wurden im September des Jahres 1122 in Mainz begonnen und führten zu folgendem Resultate: Die Wahl der Geistlichen ist frei; der Erwählte empfängt mit dem Scepter vom Kaiser die fürstlichen Rechte über die Ländereien, welche nicht unmittelbar der Kirche angehören. Mit Ring und Stab belehnt der Kaiser nicht ferner, denn das sind Zeichen der geistlichen Herrschaft. Und zwar belehnt der Kaiser in Deutschland die Erwählten vor, in Italien nach der Weihe in der Zeit von sechs Monaten.

Die Vollziehung dieses Vertrages erfolgte zu Worms am 23. September desselben Jahres. In der weiten Ebene bei Worms, am Gestade des Rhein's, vor unzählbarer Volksmenge, wurden die einzelnen Artikel öffentlich verlesen. Die Menge dankte und lobte Gott, der päpstliche Legat, Bischof Lambert von Ostia, verrichtete den feierlichen Gottesdienst, söhnte den Kaiser mit dem Papste aus und

nahm durch den Kuß des Friedens ihn mit allen seinen Anhängern wieder in den Schooß der Kirche auf (Bild XVIII).

Somit war dieser lange Streit beendet. Nun gedachte Heinrich V. das Ansehen des Reiches von Neuem gegen Westen hin zu sichern, doch ehe er an die Ausführung seiner Pläne denken konnte, ereilte ihn im Jahre 1125 der Tod.

Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie.

Gal. IV, 26.

Tafel VIII.

Zeit der Kreuzzüge.

Kaiser Lothar der Sachse und die ersten Kreuzzüge bis zu Friedrich I. 1096—1190.

Als am Anfange des neunten Jahrhundert's das Carolingische Reich groß und mächtig erblüht war, da war auch der Osten durch das Chalifat vereint. Aber das Chalifat konnte nicht einmal alle Muhamedaner unterwerfen, viel weniger noch die Weltherrschaft erwerben. Spanien hatte sich selbstständig gemacht und erkannte unter seinem ommajadischen Chalifen die abassidischen Herrscher des Ostens nicht an. Und auch hier stand der Chalif nicht unangefochten da. Er hatte Korasan als Lehen einer Familie gegeben, die zwar dem Namen nach von Bagdad abhing, in der That aber eine selbstständige Herrschaft behauptete. Bald zeigte sich, daß die Besitzungen des Chalifen zu groß seien, als daß sie von Einem beherrscht werden könnten.

Doch nicht durch äußere Feinde wurde des Chalifen Macht gestürzt, sondern von innen heraus kam das Verderben. Der Chalif hielt sich nämlich eine prächtige Leibwache, aus türkischen Sclaven bestehend, die in der Nähe der Stadt ein Lager hatte und unter einem Anführer stand. Bedenken wir nun, wie mächtig in Rom die Prätorianer waren, obschon sie nicht immer von Einer Hand geleitet wurden, erinnern wir uns, wie oft die Janitscharen, die Strelizen und die späteren russischen Garden, wie oft sie auf das Schicksal ihrer Staaten großen Einfluß aus-

geübt haben, so werden wir dann leicht begreifen, daß auch diese Garden und ihr Anführer, der Sultan, bald das Uebergewicht im Reiche behaupteten.

Wie jene Garden, so disponirten auch diese Leibwächter über den Thron, und wie sich gegen solche Anmaßung der römischen Prätorianer die Provinziallegionen erhoben, so standen im Chalifenreiche Feldherren auf, gründeten Dynastieen und behaupteten selbstständig Theile der muhamedanischen Welt. Namentlich war das Hochland von Iran fast niemals im Besitze des Chalifen; es folgten hier auf einander die Dynastieen der Taheriden, Sofariden und Samaniden. In Aegypten erhoben sich die Edrisiten und im übrigen Afrika und auf Sicilien hatten sich die Aglabiten der Herrschaft bemächtigt. Diese Verhältnisse entwickelten sich im Laufe des neunten Jahrhundert's, und am Anfange des zehnten finden wir das Reich so zerrüttet, daß der Chalif sich veranlaßt fühlte, die Wahrnehmung der weltlichen Geschäfte einem Einzigen, einem Emir al Omra, zu übertragen und sich vorzugsweise die Leitung der geistlichen Angelegenheiten zu bewahren. Da fragte es sich nun, ob die weltliche Macht unterworfen bleiben und ob der Chalif die Macht behalten würde, diesen Emir zu ernennen. Er behielt sie nicht, sondern bis in's eilfte Jahrhundert hinein verblieb diese Würde den Buiden, einer türkischen Familie von der Südspitze des Caspischen Meeres. Obgleich sie ein soldatisches Regiment führten, waren sie doch keineswegs roh und ungebildet, sondern begünstigten geistige Bestrebungen, vornämlich die Poesie. Sie waren aber am Anfange des eilften Jahrhundert's so schwach und unbedeutend geworden, daß sie einer damals neu sich erhebenden Dynastie nicht widerstehen konnten. Im östlichen Theile des Hochlandes von Iran herrschten zu jener Zeit die schon oben genannten Samaniden; sie wurden durch den Abkömmling eines türkischen Sclaven, Muhamed, ihrer Herrschaft beraubt und von ihm das Geschlecht der Gaznaviden begründet. Es trägt diese Familie den Beinamen nach der Hauptstadt ihres Landes. Dieser Muhamed ist nun ein wahrhaft bedeutender Mann; denn zwölfmal zog er nach Indien, griff die Götzendiener an und begründete und verpflanzte den Muhamedanismus dorthin. Das machte ihn so mächtig, daß er die weibisch gewordenen Buiden mit Leichtigkeit besiegte. Er aber hat sie nicht vom Platze verdrängt; das hat vielmehr ein türkischer Stamm gethan, der unter der Herrschaft der Gaznaviden emporgekommen ist. Dieser mit den Chazaren verwandte Türkenstamm nannte sich nach einem seiner Anführer Seldschuken. Zuerst gewann dieser Seldschuk die Herrschaft in der Bucharei, um Samarkand, dann drangen seine Nachfolger, und besonders sein Enkel Togrul Beck, immer weiter nach Westen vor. Er kam endlich mit den Buiden in Kampf, stürzte sie und trat dann an ihre Stelle. Sein Neffe, Alp Arslan, zog gegen Griechenland und Kleinasien und besiegte die Grie-

chen, obgleich diese normännische Söldner gegen ihn führten. Nach einer thatenreichen und glänzenden Regierung hinterließ er das Reich seinem Sohne Melek-Schach, der es vom Jahre 1072—1092 mit Kraft geleitet hat.

Im Laufe des zehnten Jahrhundert's, während der Chalif in Bagdad nach und nach seine Herrschaft an die Vezire verlor, bildete sich zwischen dem ommajadischen Chalifat in Cordova und dem der Abassiden am Euphrat ein neues Chalifat in Kairo. Es war das der Fatimiden. Die Fatimiden sind Schiiten, Anhänger Ali's, und daher dem sunnitischen Chalifat zu Bagdad in jeder Weise feindlich. Sie erobern Syrien und Palästina und verlieren es zum Theil erst bei dem Vordringen der Seldschuken.

Mit den Fatimiden hingen die Assassinen zusammen, die Fanatiker des Unglaubens, welche keinen Staat, sondern nur einen Orden bilden und ihre Pläne nicht im offenen Kampfe, sondern mit Gift und Dolch durchzuführen versuchen.

So hatte sich der Orient entwickelt und in dieser Lage befand er sich, als das Abendland zum Kampfe gegen ihn sich anschickte.

Schon in der Einleitung habe ich von der Stimmung des Abendlandes im eilften Jahrhundert gesprochen, übergehe daher hier die tieferen Ursachen, welche die Idee der Kreuzzüge hervorriefen und lebendig erhielten, und wende mich gleich zu der äußeren Veranlassung, mit welcher der erste Kreuzzug begann.

Der griechische Kaiser Alexius wandte sich nämlich im Jahre 1094 an den Papst Urban II., den geschmeidigen, klugen Nachfolger Gregor's VII., um durch ihn Hülfe gegen die Seldschuken zu erhalten. Schon frühere Päpste hatten daran gedacht, diesen Feinden der Christenheit zu widerstehen, und Urban II. fühlte wohl, wie wichtig das für ihn sein müsse, wie sehr das seine Macht stärken würde, wenn durch ihn das Abendland vereint und zu großartigen Unternehmungen hingerissen würde. Wie aber diese Einwirkung ausüben? Wenn die Zeit erfüllt ist, dann geschieht das Erforderliche auf wunderbare Weise, und in solchen Momenten kann man recht klar erschauen, wie doch eine großartige Entwickelung durch die Weltgeschichte geht und der Mensch mit all' seinem Dichten und Trachten doch niemals berechnen kann, in wie großen Kreisen die Welle, welche er zuerst in Bewegung gesetzt hat, endlich an's Ufer schlagen wird.

So geschah es auch damals. Es hatte der französische König Philipp seine Gemahlin verstoßen und die Frau des Grafen von Anjou entführt und geheirathet. Um diese Streitfrage zu schlichten, ging Urban nach Frankreich. Er durchzog zuerst die Provence, welche ganz für ihn gewonnen war, und berief dann die Großen zur Entscheidung jener Frage nach Clermont. Dorthin kam eine Menge der Großen, die alle bei jenem Zwiste betheiligt waren; ihr Unwille verhalf dem Papste zum

Siege und dieser ebnete ihm die Bahn zur Verfolgung seines größeren Zweckes. Nachdem die Geschäfte beendet waren, hielt Urban II. eine Rede auf freiem Felde an die unzählbare Menge, die kein Gebäude und kein Markt faßte. Er forderte darin mit beredten Worten zum Kreuzzuge auf und allgemeine Begeisterung folgte seiner Rede. Alle Anwesenden steckten das Kreuz an und gelobten die Fahrt in's heilige Land. Da befand sich nun ein provençalischer Prälat, Adhemar von Puy, ein schöner, ritterlicher Mann und zugleich ein vortrefflicher Bischof, eine schmiegsame, vielseitige Natur, wie Urban II. selbst eine war; ihn ernannte der Papst aus diesem Grunde zu seinem Legaten und zum Anführer des Heeres; dann bestimmte er Constantinopel als Sammelplatz. Von Frankreich pflanzte sich die Begeisterung weiter fort, sie drang nach Italien und Spanien, England und Scandinavien. Auch Deutschland berührte sie und regte es auf, wenn auch nicht so gewaltig, wie die anderen Länder; denn weder war der Deutsche der Askese so geneigt, wie die romanischen Stämme, noch liebte er so sehr die Abenteuer, wie der Normanne. Aber erschüttert war ja das Reich, bis in seine Grundvesten bewegt, durch den Kampf zwischen Kaiser und Papst. Während die Großen sich rüsteten, erhoben sich die Niederen, welche des Waffenhandwerk's entwöhnt waren.

Da der Zustand des Landvolkes in Frankreich, England und Italien ein sehr trauriger, da ein großer Theil der sonst nicht so schlecht gestellten Bauern Deutschland's in den unheilvollen Wirren jener Zeit bedrückt und zu Grunde gerichtet war, so erschien fast aller Orten der Kreuzzug als Befreiung und Erlösung aus drückendem Joche. Ueberdies erhielt der Mitziehende ja auch Vergebung der Sünden und vollbrachte ein gutes Werk. Man glaube nur nicht, daß diese Anschauung dem Volke fremd gewesen sei; sie lebte vielmehr in ihm und äußerte sich bei vielen Gelegenheiten. Darum rottete sich das Landvolk überall zusammen und verkaufte, was es hatte. Der geringe Erlös verstattete nicht langes Säumen, zumal da eine Hungersnoth die Christenheit heimsuchte. Der gemeine Mann wollte und mußte fort; es fehlten ihm aber die ritterlichen Führer, denn die Fürsten und Großen hatten so schnell ihre Rüstungen nicht beendet und konnten für ihre Kampfesweise die waffenentwöhnten Bauern nicht gebrauchen. Daher schaarten sich diese Haufen um Führer geringeren Standes oder zogen eigentlich ohne Leitung aus. In der Normandie war der Einsiedler Peter von Amiens als Kreuzprediger aufgetreten und hatte um sich viel Volk versammelt; ebenso traten in Nord-Frankreich Wilhelm le Charpentier, am Rhein Gottschalk und Emicho als Führer auf. Diese drei vereinten ihre Haufen und zogen die aus England gelandeten Pilger an sich. An Mannszucht, an Ordnung war nicht zu denken; wohin diese Haufen kamen, bezeichneten Greuel aller Art ihren Weg. So verfolgten sie zunächst am Rheine mit

furchtbarer Grausamkeit die Juden. Bis Ungarn wälzte sich ungefährdet diese zuchtlose Menge; da aber begann das Verderben. Dort herrschte der tüchtige König Kalmani, der den Pilgern nur unter der Bedingung den Durchzug durch sein Land erlaubte, daß sie sich jeder Unordnung enthielten. Als sie dennoch, trotz des Vertrages, zu plündern begannen, schlug und zerstreute er sie.

Weiter kamen Peter's von Amiens Haufen (Bild III), welche unter ihm der Ritter Walter führte. Beide, Peter und Walter, feierten Ostern des Jahres 1096 in Cöln und trennten sich dann. Den Eremiten fesselte dort die Predigt und das Heranziehen neuer Massen, der Ritter aber zog nach Osten und führte, durch die Erfahrung belehrt, in besserer Ordnung und darum auch ohne Verlust seine Truppen durch Ungarn. So wie er aber die Donau überschritten und Bulgarien betreten hatte, begannen die Angriffe auf seine Schaaren, und so gewaltig, so andauernd waren sie, daß das Heer fast ganz vernichtet wurde und nur spärliche Reste in Constantinopel ankamen, um den Einsiedler dort zu erwarten. Als dieser mit neu gesammeltem Volke angelangt war, so rieth ihm der Kaiser, das Heer der Fürsten zu erwarten, denn nur geordnete und gut gerüstete Kämpfer würden mit Erfolg den Seldschuken widerstehen. Aber die Masse drängte vorwärts, und da sie die Gegend um ihr Lager plünderte, so ließ der Kaiser Alexius mit Freuden die Kreuzfahrer über den Bosporus schaffen. Und wie sie in Asien waren, ging so sehr aller Halt und jede Zucht verloren, daß Peter sich von ihnen trennte und nach Constantinopel zurückkehrte. War es da zu verwundern, daß in kurzer Frist, schon im October des Jahres 1096, dies erste Heer nach einem Angriff der Türken ganz zerstreut war?

Den ganzen Sommer dieses Jahres hindurch war der Occident in der lebhaftesten Bewegung. Im August brach Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen, auf, der Fürst, welchen die Sage am meisten verherrlicht hat, indem sie ihn als Oberbefehlshaber des Heeres darzustellen pflegt. Er war ein Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und der Ida, der Schwester Gottfried's des Buckligen, welcher als Herzog von Lothringen so treu seinem Kaiser Heinrich IV. geholfen hat. Aus erlauchtem Hause stammte Gottfried, denn beide Eltern leiteten ihr Geschlecht von Karl dem Großen ab. Den Glanz, welchen seine Familie um ihn verbreitete, vermehrte er durch alle ritterlichen Tugenden.

Er war ein stattlicher Kämpfer sowohl, als auch von heißer Frömmigkeit erfüllt. Wie sein Oheim stand er auf der Seite Heinrich's IV. und war deswegen mit dem Herzogthum Nieder-Lothringen belehnt worden.

Mit ihm zogen seine Brüder, Eustach und Balduin. Der Letztere namentlich gehörte zu den bedeutendsten Menschen seiner Zeit. Hoch ragte er über das Volk

weg; blond war sein Haar, seine Züge scharf, der Ausdruck seines Gesichtes durch eine große Adlernase erhöht.

Dann folgten die benachbarten Fürsten: Balduin von Hennegau, Robert von Flandern und der Herzog Robert von der Normandie. Der Letztere war der älteste Sohn Wilhelm's des Eroberers, der Bruder Wilhelm's II., des damaligen König's von England. Tapferkeit fehlte ihm nicht, aber Regententüchtigkeit; deshalb hatte sein Vater ihn nicht in England folgen lassen. Nun fühlte er sich nicht wohl daheim, denn ihn umgab ein kräftiger, aber roher Adel, den er nicht zu bändigen verstand. Da ihm Geld zum Zuge fehlte, verpfändete er seinem Bruder das Herzogthum. An diese Herren schloß sich des französischen König's Bruder, der Graf Hugo von Vermandois, und der Schwager des englischen Monarchen, der Graf Stephan von Blois und Chartres.

Das waren die Führer der Lothringer und Nordfranzosen.

In der Provence erhob Graf Raimund von Toulouse sein Banner. Zwar zählte er schon 55 Jahre, aber noch beseelte ihn der regste Eifer. Ihm schlossen sich viele südfranzösische Ritter an, denn er vermochte sie mit seinem Reichthume zu unterstützen.

Eben so groß war die Aufregung in Italien.

Boëmund, Robert Guiscard's ältester Sohn, sah sich durch seine Verwandten auf ein kleines Besitzthum beschränkt; er nahm das Kreuz, um in Osten eine andere Herrschaft zu erwerben. Mit ihm zog sein Vetter Tancred.

Tancred ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in dem Kreuzheere. Von Kriegsmuth glüht er und ist doch zugleich voll List; brennende Ehrbegier foltert ihn und zugleich unersättliche Habsucht; er strebt nach Ruhm und nach Abenteuern; darum unternimmt er die tollsten Züge und läßt sich immer im Vortrab finden. Und bei all' dieser Kraft ist er doch so bescheiden und leutselig, bei aller Habsucht doch freigebig. Was er aber auch thun mag, stets ist er ernst und tief, voll glühender Leidenschaft und unmäßiger Hitze.

So zogen denn die Lothringer durch Deutschland und Ungarn, die Nordfranzosen durch Italien, die Provençalen durch Slavonien und Dalmatien.

Lassen wir sie ihren Weg vollenden und vergegenwärtigen wir uns den Zustand der Reiche, in welche sie kommen.

Das griechische Reich, welches sie zunächst betraten, war durch die Kämpfe mit den Normannen und Seldschuken sehr geschwächt; es hielt sich vornämlich nur durch die Miethsvölker scandinavischen Stammes. Etwas hatte es sich gehoben durch die Herrschaft des Alexius, der nicht nur ein Kriegsmann, sondern auch ein Beschützer und Beförderer classischer Bildung war.

Seit dem Tode Melek=Schach's, also seit dem Jahre 1092, war Vorder=Asien in großer Unruhe, denn das Seldschuken=Reich war in eine Masse gährender Bestandtheile zerfallen. In Nicäa herrschte Kilidsch=Arslan, aber unter ihm standen viele kleine Emire fast selbstständig da und ebenso existirten noch unabhängige Reiche der Eingeborenen. So hatten aus ihrer Heimath geflüchtete Armenier in Cilicien, am Euphrat und in Mesopotamien nicht unbedeutende Staaten gegründet. In Syrien kämpften auch zwei feindliche muhamedanische Parteien.

Da Constantinopel der Sammelplatz für das Heer war, so mußte Alexius, wollte er anders nicht dem Drange der Heranziehenden unterliegen, wo möglich mit jedem einzelnen Fürsten allein unterhandeln. Bei der Erschöpfung seines Reiches konnte er große Anstrengungen für den Kampf nicht machen, und doch wollte er Gewinn von dem Zuge haben.

Anspruch hatte er auf die kleinasiatischen Lande, und den sollten die Fürsten dadurch anerkennen, daß sie ihm den Lehnseid leisteten. Weil die Fürsten einzeln nach einander ankamen, so umgarnte sie der schlaue Grieche und bewog sie alle zum Schwur.

Im Frühjahr 1097 befand sich das gesammte Kreuzheer in Kleinasien. Zuerst wurde Nicäa angegriffen. Die vortrefflich befestigte Stadt hielt sich und der Sultan eilte zu ihrem Entsatze herbei.

Als er geschlagen war, setzte man die Belagerung nur um so eifriger fort, bis die Stadt sich endlich den Griechen ergab. So sehr auch die Kreuzfahrer darüber zürnten, Gewalt anwenden mochten sie doch nicht, und so verblieb die Besitzung den Griechen.

Von da ab zog man nach Süd=Osten weiter und traf bei Doryläum auf Kilidsch=Arslan und sein Heer. Wiederum wurde der Sultan besiegt und wagte fernerhin nicht mehr, in offener Schlacht zu kämpfen, sondern umschwärmte plänkelnd die Schaar der Christen und verwüstete das Land so, daß die Christen oft Noth litten. Unter steten Gefechten kam man nach Synnada, nach Iconium, Ercle und nach Cäsarea. Von dort umging das Hauptheer die schwierigen Gebirgsgegenden Ciliciens in weitem Bogen und überließ deren Unterwerfung einem Haufen, den Tancred führte, wie denn auch Balduin von Burg gen Osten zog und sich in Edessa festsetzte.

Nach solchem Zuge kam man im October 1097 vor Antiochien an. Man hoffte, es leicht zu erobern, denn die syrischen Seldschuken waren unter einander in Zwiespalt und Fehde. Aber die Ankunft der Fremden rief Einigkeit unter den Parteien hervor, so daß die Einwohner der vortrefflich befestigten Stadt mit Sicherheit auf Entsatz rechnen durften. Das belebte ihren Widerstand, den die überaus

sichere Lage der Stadt sehr begünstigte. Denn Antiochia lag in einem vom Orontes durchströmten Thale zwischen zwei Bergketten so, daß die Stadt an Berg und Fluß zugleich sich lehnte.

Diese Stadt hatte Boëmund sich als neues Besitzthum ausersehen, weshalb er bei ihrer Belagerung seine Tapferkeit und seine unergründliche Schlauheit in klarstem Lichte zeigte. An eine Führung, an einen Oberbefehl war im Kreuzheere nicht zu denken; deshalb betrieb man die Belagerung zwar eifrig, aber planlos. Da die Stadt nicht ganz umschlossen war, litt das Heer fortwährend durch die Ausfälle der Belagerten, und da eine regelmäßige Verproviantirung nicht stattfand, sondern ohne Maß und Ziel geplündert und das Geplünderte in tollem Jubel verschwelgt wurde, so wurde die Kriegsnoth durch Mangel aller Art vermehrt und gesteigert.

Da erbot sich Boëmund, Hülfe zu schaffen, und zog mit 30000 Mann gegen Aleppo, um von dorther Lebensmittel zu holen. Ein glückliches Ungefähr ließ ihn auf ein Seldschuken-Heer stoßen, welches zum Entsatze von Antiochien herankam. Es entspann sich ein Kampf und Boëmund siegte.

Wenn nun auch diese Gefahr beseitigt und eine Aussicht den Belagerten geraubt war, so hielt sich die Stadt dennoch, weil sie mit Recht auf den mächtigen Sultan von Mosul, auf den Kerboga, hoffen konnte. Und der täuschte auch ihre Hoffnung nicht, sondern nahte mit starkem Heere. Da mußten die Christen wohl in Angst gerathen, und Alle sahen sie sich in dieser Noth nach einem Retter um. Einer konnte helfen, und das war Boëmund. Aber er spielte hier mit den Seinen ein teuflisches Spiel; er wagte dabei Alles und gewann. Die große Noth zwang endlich die Fürsten, ihm den Besitz der Stadt zuzusichern, wenn er sie den Türken entrisse. Und er vollbrachte das Werk. Es befand sich nämlich in der Stadt ein Armenier, ein Renegat; den hatte der Befehlshaber schwer beleidigt, und um sich zu rächen, verrieth er dem Boëmund die Stadt. Schrecklich büßte sie für ihren Widerstand, denn in entsetzlichem Morden und Blutvergießen wurden die türkischen Einwohner hingeschlachtet.

So wie die Gefahr vorüber war, löste sich das christliche Heer wieder in seine Bestandtheile auf, und wieder begann die große Masse in wüster Lust die neu gewonnenen Lebensmittel zu vergeuden. Und doch drohten die Seldschuken noch von der Citadelle her, und doch nahte eilig Kerboga, der sich bei der Belagerung von Edessa um ein paar Tage verspätet hatte. Ehe sich die Christen aber in der Stadt verproviantiren konnten, schloß sie der Sultan ein, und nun entstand eine so fürchterliche Noth unter ihnen, daß in der allgemeinen Muthlosigkeit Viele der Sache des Kreuzes untreu wurden und die Flucht versuchten. In der höchsten Noth gerade

fand man die heilige Lanze, mit der des Herrn Seite geöffnet worden ist, und dieser Fund belebte den Muth der heißblütigen, traumgläubigen Provençalen, wenn auch der kühlere Normanne über diesen Wunderglauben des Südländers spottete. Endlich entschloß man sich, den Oberbefehl auf vierzehn Tage dem Boëmund zu verleihen, und da nun die Christen durchaus nicht länger die Einschließung ertragen, sondern kämpfen wollten, so griff Boëmund das Heer des Kerboga an, schlug es und befreite dadurch die Stadt.

Das geschah im Anfange des Jahres 1099. Nun wollten die Fürsten den Sommer hindurch in Antiochia rasten, und eine Zeit lang war damit das Heer wohl einverstanden. Bald aber entstanden während der Zeit der Ruhe innere Streitigkeiten, und zwar zwischen Normannen und Provençalen. Wirklich sind ja auch heute noch Nord- und Südfranzosen sehr verschieden, um wieviel mehr in jener Zeit, wo die Gegensätze noch nicht durch die Centralisation der späteren Jahrhunderte abgeschliffen waren. Den Nordfranzosen schildern die Zeitgenossen als einen Mann stolzen Auges und raschen Geistes, dessen Hand schnell am Schwerte liegt, der gern verschwendet und auf Erwerb sich nicht versteht. Dagegen lebe der Provençale wie das Huhn neben der Ente, schlecht und sparsam, erwerbe eifrig, sei arbeitsam, aber weniger kriegerisch.

Boëmund wollte Antiochien für sich behaupten und hatte dafür ein Versprechen der Fürsten aufzuweisen, Raimund von Toulouse aber wünschte ebenso, für die großen Opfer, die er gebracht, im heiligen Lande sich zu entschädigen; er hatte einen Theil der Stadt besetzt, weigerte sich ganz entschieden, ihn an Boëmund zu geben, und erinnerte daran, daß die Fürsten dem griechischen Kaiser den Lehnseid geschworen hätten und deshalb Antiochia ihm gebühre.

Dieser Hader der Fürsten erzürnte die Menge; sie war um irdischen Gewinnes willen nicht ausgezogen; nun überfiel außerdem Krankheit und Seuche das Heer und raffte Viele der edelsten Männer hin, wie den Adhemar von Puy; da wurde der Menge der Aufenthalt in Antiochien unerträglich; sie wünschte, daß man weiter ziehe, und am glühendsten sprach sich dieser Wunsch bei den Provençalen aus. So sehr auch Raimund zürnte, er mußte Antiochien lassen; sonst wären ihm die Südfranzosen davongezogen. Von Antiochien ging der Marsch längs der Meeresküste zunächst auf Tripolis. War dem Grafen von Toulouse Antiochien nicht zu Theil geworden, so wollte er sich doch wenigstens in Tripolis festsetzen, aber die Normannen wünschten nicht, daß so nahe ihrer Herrschaft ein Provençale regiere, und vereitelten deshalb zum zweiten male Raimund's Streben.

Unaufhaltsam strömte man nach Jerusalem. Da die Seldschuken den Fatimiden Syrien entrissen hatten, so waren diese einen Bund mit den Christen einge-

gangen und während der Kämpfe jener beiden Mächte eroberten die Fatimiden Jerusalem im August des Jahres 1098. Gegen sie zog nun das Kreuzheer über Joppe und Ramla nach Jerusalem.

Endlich war man nahe herangekommen an die Stadt des Heiles; nur noch ein Bergrücken lag vor dem Heere und hinter diesem Jerusalem. Schaar auf Schaar eilte ihn hinan (Bild IV), und oben angelangt, sahen sie die Thürme des heiligen Ortes vor sich. Das übermannte sie Alle, weltliche Lust und weltliche Gesinnung verschwand; sie stürzten in die Kniee und priesen in Thränen den Herrn, der sie bis hierhin geleitet hatte. Sie zogen mit verdoppeltem Eifer in die Ebene hinab, um den Preis so vieler Anstrengungen zu erwerben.

Am 13. Juni des Jahres 1099 unternahmen die Christen den ersten Sturm, sie mußten aber bald unverrichteter Sache davon abstehen, weil ihnen Belagerungsmaschinen fehlten. Dazu hemmte Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser ihre Thätigkeit; denn wohl hat Jerusalem selbst Brunnen, die Umgegend jedoch ist dürr und wasserlos. Nun lagen in Joppe italienische Schiffe; die lieferten Material und Arbeiter, und als man auch Holz gefunden hatte, begann man, Belagerungsthürme zu bauen.

Als Alles beendet und vorbereitet war, da reinigte man sich, ehe der Sturm begann, durch eine feierliche Procession. Das war einem Provençalen im Traume von Adhemar von Puy angerathen und von seinen Landsleuten gläubig aufgenommen worden, da die Provençalen oft von solchen Erscheinungen heimgesucht waren.

In der Mitte des Juli begann der Sturm und nach verzweifelter Gegenwehr fiel die Stadt am 14. dieses Monat's.

Als die Eroberung vollendet war, wählte man zuerst einen Patriarchen, dann dachte man daran, ein weltliches Oberhaupt einzusetzen. Das größte Ansehen genoß im Kreuzheere Boëmund, der aber hatte schon ein Besitzthum. Der Zweitmächtigste war Raimund; ihm bot man die Herrschaft an. Weil er jedoch wußte, wie ihn die Normannen haßten, weil er erkannt hatte, daß seine Provençalen ihm nicht einmal getreu waren, so lehnte er die Würde ab. So wurde denn Gottfried von Bouillon Beschützer des heiligen Grabes. Er sicherte seine Herrschaft alsbald durch einen Sieg über die Aegyptier.

Somit war denn der erste Kreuzzug beendet, es trennte sich das Heer und nur eine kleine Schaar, etwa 300 Ritter, blieb zum Schutze des Landes zurück.

Nach dieser Episode, welche wir einschieben mußten, um zu zeigen, wie von den romanischen Ländern aus allmählig auch auf Deutschland die Begeisterung für diese Züge übergegangen war, und um dadurch die Theilnahme der Deutschen am

zweiten und dritten Kreuzzuge einzuleiten, kehren wir wieder zur Geschichte des Vaterlandes zurück.

Als Heinrich V. im Jahre 1125 kinderlos gestorben war, da war kein Sproß des salischen Hauses mehr vorhanden; mit ihm wurde Helm und Schild in's Grab gesenkt. Seine nächsten Verwandten und Erben waren seine Vettern, Friedrich und Conrad von Hohenstaufen, die Herzöge von Schwaben und Ostfranken. Der Eine von ihnen, Conrad, war gerade nicht in Deutschland anwesend, sondern befand sich auf einer Pilgerfahrt. In hohem Ansehen standen beide Männer, denn einmal beherrschten sie schöne Lande und erbten dann auch ihres Verwandten reiche Hinterlassenschaft an Geld und Allod. Daher schien es, als könne die Krone nur diesem Hause zufallen, welches ja auch mit dem eben ausgestorbenen am nächsten und innigsten zusammenhing. Und wahrlich, es gab kaum einen edleren und tüchtigeren Mann, als den ältesten der beiden Hohenstaufen.

Nun bedenke man ferner, daß das uralte und mächtige Haus der Welfen, dessen Haupt außerdem Herzog von Baiern und in Italien begütert war, daß diese Familie durch verwandtschaftliche Bande an die Staufen sich gefesselt sah; man bedenke, daß Leopold, der babenbergische Markgraf von Oesterreich, der Stiefvater der beiden genannten Brüder war, und man wird begreifen, daß ganz Süddeutschland zu einer Coalition sich vereinigt hatte und daß an ihrer Spitze Friedrich stand. Und da nun Süddeutschland unter den Saliern doch eigentlich das Uebergewicht im Reiche behauptet hatte, so schien die Erwählung des Staufen kaum fraglich.

Als die Fürsten Heinrich V. gegen seinen Vater unterstützten, thaten sie das wohl in der Absicht, für sich Vortheile zu erlangen, und man kann denn doch nicht gerade behaupten, daß Heinrich V. ihnen darin sehr willfährig gewesen sei. Darum gab es Viele, welche mit Besorgniß der Wahl eines so mächtigen Mannes, wie Friedrich es war, entgegensahen, welche die Ueberzeugung hegen mußten, daß er in die Fußtapfen seines Vorgängers treten werde. Vor Allem fürchtete die päpstliche Partei.

Einen Feind hatte Heinrich V., der ihn und sein Geschlecht unversöhnlich haßte, den Erzbischof Adalbert von Mainz. Von Zorn gegen alle Sippen des Kaisers erfüllt, durchdrungen von dem Gefühl, daß er als Geistlicher und Haupt der Fürsten die Interessen der damals eng verbündeten päpstlichen und fürstlichen Macht vertreten müsse, wollte er einen Kaiser schaffen, der ihm aus Dankbarkeit die gewünschten Privilegien verwillige. Noch aber lebte im Volke das Gefühl, daß nur ein mächtiger Dynast die Krone erhalten dürfe; noch war die Idee des Kaiserthum's nicht so zum Gespött geworden, daß gleichsam höhnend das Scepter einem kleinen Grafen dargeboten worden wäre. Da wandte Adalbert seine Blicke auf den natürlichen Gegner der Staufen, auf den Sachsenherzog Lothar.

Lothar's Schicksale glichen denen der Staufen. Wie sie war er ein novus homo, wie sie durch die Salier erhoben. Das supplingenburgische Haus, dem er entstammt ist, gehörte vor ihm nicht eben zu den bedeutendsten des Sachsenlandes; er erwarb durch eine reiche Heirath große Districte. Otto's von Nordheim begabte Enkelin, Richenza, reichte ihm ihre Hand und brachte ihm ihre Erbgüter in Westphalen und im Braunschweigischen zu. Er hatte dann Heinrich V. getreulich gegen den Vater, den Erbfeind der Sachsen, unterstützt und dafür nach dem Aussterben der Billunger die Herzogswürde in Sachsen erhalten.

Da schien es wohl ein Zeit lang, als würde der alte Kampf zwischen Nord- und Süddeutschland beendet sein; aber die Einigkeit, wie wir schon oben gesehen, währte nicht lange, und bald war Lothar seines Wohlthäters erbittertster Gegner.

Mit diesem Manne verband sich Adalbert. Die beiden Fürsten gewannen durch kluge List den mächtigen Herzog von Baiern, Heinrich den Schwarzen, das Haupt der Welfen, und beraubten so die Hohenstaufen einer mächtigen Stütze. Und nicht gering war der Kaufpreis. Lothar hatte nämlich keine Söhne, sondern nur eine Tochter, Gertrud; diese versprach er dem Sohne Heinrich's, und mit ihr kam auch das reiche Erbgut an die Welfen, vielleicht sogar das Herzogthum Sachsen, und wenn das gelänge, wer sollte dann dem Hause wohl die Krone streitig machen?

So wurde Lothar gewählt.

Aus dem eben Entwickelten begreift sich seine Regierung leicht.

Lothar's Regierung ist in vieler Beziehung glorreich; er gewinnt Einfluß in Dänemark, in Unteritalien, in Böhmen und Ungarn und gegen die Wenden.

Für die Ausbreitung deutscher Herrschaft auf dem rechten Elbufer war besonders die Belehnung Albrecht's des Bären wichtig. Dieser, dem anhaltischen Fürstengeschlechte angehörig, hatte eine Erbtochter des billungischen Hauses geheirathet, war dadurch reich begütert worden und mit Lothar nahe verwandt. Es hatte ihn Heinrich V. gegen Lothar zum Herzoge von Sachsen erhoben; doch weil Lothar gesiegt hatte und nun sogar zum Kaiser erwählt war, so hatte sich Albrecht klüglich gefügt und durch treue Dienste Anspruch auf Belohnung erworben. Das erkannte Lothar an und belehnte ihn im Jahre 1134, nach dem Tode Conrad's von Plötzkau, mit der erledigten Nordmark. Albrecht beschränkte sich nicht auf das linke Elbufer, sondern drang längs der Havel erobernd gen Osten.

Da erhoben sich wieder nach hundert und funfzig Jahren die verfallenen Dome in Havelberg und Brandenburg, und der Markgraf nannte sich nach dieser Hauptstadt der Heveller Markgraf von Brandenburg. Keinesweges aber war er gesonnen, ein Slave zu werden, weil seine Unterthanen dieser Nation angehörten,

sondern er bemühte sich, sie dadurch zu civilisiren, daß er sie zu Deutschen machte. Sehen wir zu, wie er das that! Zunächst gewann er den slavischen Adel, indem er ihn dem deutschen gleichstellte und ihm den gemeinen Mann als Leibeignen unterwarf. Bald wurde der Adel deutsch. Noch heute bekunden diesen Vorgang die wendischen Namen der vornehmen Adelsfamilien im Havellande. Wer kennt sie nicht, die edlen Auke von Puttlitz, welche den ersten Namen in's Deutsche übersetzt haben und nun die Gänse von Puttlitz heißen? Wer kennt nicht die Quitzow's, die Bredow's, die Itzenplitz, die Köferitz und die Lüderitz?

Dann rief er in die Marschgegenden Holländer und Friesländer, die gerade damals durch schwere Sturmfluthen heimgesucht wurden, und außer ihnen, die besonders die Brüche und Moräste urbar machten, zog er viel deutsche Anbauer in's Land, damit sie den weniger gebildeten Slaven in der Bebauung des Ackers unterrichten sollten (Bild II). Diese Leute waren eng an ihn geknüpft und hielten den Slaven im Gehorsam. Doch lange hat es gedauert, ehe das Volk deutsch geworden ist, und noch lange Zeit nachher blieb das Bewußtsein lebendig, daß zwei verschiedene Nationalitäten hier nebeneinander wohnten. Nur durch harte Unterdrückung der Slaven sicherten sich die Deutschen das Uebergewicht; sie behielten alle Ehrenrechte im Lande so weit, daß der Slave nicht einmal in eine Zunft eintreten durfte, daß man ihn also wie einen Bastard betrachtete.

Wenn wir auch diese Seite von Lothar's Thätigkeit lobend anerkennen müssen, so zeigt er doch bei der Hauptfrage jener Zeit Schwanken und Schwäche. Die wichtigste Frage war aber ohne Zweifel die, wie er sich zum Papstthum stellen werde.

Da hatte er gleich in der Wahlcapitulation das aufgegeben, was durch das Concordat zu Worms dem Kaiser erhalten war; denn er versprach, die Belehnung mit den Regalien nicht schon an den Gewählten, sondern erst an den Geweihten zu vollziehen. Ja, er erließ sogar den bei seiner Wahl anwesenden Bischöfen den Lehnseid, den sie früher geleistet hatten, und begnügte sich mit dem Gelübde der Treue, während die weltlichen Fürsten beides leisten mußten. Was hieß das anders, als der Geistlichkeit gegenüber das Princip opfern, auf dem das Kaiserthum beruhte? Und doch war durch diese Nachgiebigkeit Lothar's der Streit keineswegs beendet. Konnte er es denn dadurch auch wohl sein? Beide Mächte, Papst und Kaiser, nahmen die Weltherrschaft in Anspruch; nicht trieb sie zu diesem Streben Laune und Willkür, sondern die Ideen, welche die Welt von ihrem Amte hegte. Ehe diese sich nicht geändert hatten, konnte der Kampf nicht ruhen, und nicht die Personen waren es, die ihn hervorriefen, sondern die Principien.

Haben wir somit im Umriß sein Wirken nach außen hin bezeichnet, so wollen wir jetzt seine Thätigkeit im Innern des Reiches kurz berühren.

Fast seine ganze Regierungszeit hindurch hat er mit den Hohenstaufen gekämpft und sie endlich sich mit Hülfe der beiden Familien unterworfen, gegen welche sie gerade erhoben waren, ich meine: durch die Welfen und Zähringer. Um diese zu gewinnen, belehnte er sie mit dem eröffneten Burgund, und jene trugen als Preis für ihre Unterstützung das Herzogthum Sachsen davon, dessen Verwaltung er seinem Schwiegersohne, Heinrich dem Stolzen noch in seinem Todesjahre übertrug (Bild I).

Wie groß, wie gewaltig war da die Macht der Welfen! Von den beiden Meeren, welche die Norduser Deutschland's bespülen, bis an den Südfuß der Alpen reichten ihre Lande; sie waren mächtige Fürsten in Deutschland und in Italien herrschten sie im Erbe der Mathilde. Heinrich der Stolze ließ deshalb auch gar nicht den Gedanken in sich aufkommen, daß ihm die Krone entrissen werden könne, und als es dennoch geschah, überraschte ihn das so vollkommen und so ganz ungerüstet, daß er in der ersten Zeit gar keinen Widerstand leisten konnte. Und forschen wir nun darnach, wie dies unerwartete Resultat zu Stande kam, so sehen wir bald, daß die Fürsten jetzt eben dieselbe Ueberlegung anstellten, wie nach dem Tode Heinrich's V., daß ebenso jetzt wie damals die große Macht des Kronprätendenten sie schreckte. Diese Ueberlegung allein entschied jedoch nicht die Wahl, sondern, wie bei Lothar's Erhebung Gewalt und List das Resultat hervorriefen, so auch hier.

Merkwürdig aber ist es, daß der Papst seine Stimme dem Hohenstaufen gab. Hatte er denn vergessen, daß diese Dynasten Heinrich's IV. u. V. Verwandte und getreue Anhänger waren? Da man dies doch wohl nicht gut annehmen kann, so muß man erwägen, daß ihm, wie den Fürsten, die Macht der Welfen zu gewaltig erschien, zumal sie als Markgrafen in Tuscien auch territorialen Ansprüchen des Stuhles Petri im Wege standen. Und noch ein Umstand ist nicht zu vernachlässigen! Der jüngere Hohenstaufe, Conrad, war gegen Lothar zum König erhoben worden und hatte als solcher lange in Italien gekämpft. Da hatte er sich durch Frömmigkeit und Devotion gegen den Papst und die Geistlichkeit so ausgezeichnet, daß die Chronisten dieses Benehmen's stets rühmend gedenken. Sollte das ohne Einfluß geblieben sein, sollte daraus sich nicht vielleicht auch das erklären lassen, daß der jüngere Bruder die Krone davontrug?

Wohl mochte darauf Rücksicht genommen werden, daß Conrad schon einmal zum Könige erwählt worden war. Doch zeigen sich in diesen Verhältnissen die Hohenstaufen gleich als bedeutende Charaktere, als Männer ohne Egoismus und erfüllt von hohen Idealen. Nie wird auch nur leise angedeutet, daß der ältere Bruder dem jüngeren die Krone beneidet habe, und dieser wiederum vererbt sie nicht auf seinen Sohn, sondern auf den tüchtigeren Neffen. Die Facta stehen fest, aber kein Chronist beleuchtet die Ursachen und die Entwickelung. So verhüllt wie diese

Vorgänge sind auch die, welche die Erhebung des Hauses unter Heinrich IV. veranlaßt haben. Da heißt es, Heinrich IV., eingedenk der Untreue der schwäbischen Fürsten und dagegen die treuen Dienste Friedrich's von Büren und Staufen erwägend, habe diesem seine Tochter und das Herzogthum Schwaben gegeben. Das ist wohl klar und verständlich, aber man bedenke doch dabei Folgendes und frage sich, ob mit dieser angeführten Notiz das Dunkel gelichtet ist.

Von dem nördlichen Abhange der rauhen Alp strömt ein Flüßchen, die Rems, dem Neckar zu, und an diesem Waldwässerlein erhebt sich einer der vielen Kegelberge, welche als Vorposten der Alp in die schönen Hügelgelände und Thalflächen Schwaben's herabschauen. Das ist der Staufen, und an seinem Fuße liegt das Dorf Büren. Ringsumher, in unmittelbarer Nähe, erheben sich die Burgen anderer Geschlechter; da hausen die Rechberge, die Ritter von Staufeneck und außerdem noch manch' edle Familie. Klein nur war das Besitzthum der Herren von Staufen, sie selbst nur einfache Dynasten, nicht einmal Grafen. Was hat nun wohl Heinrich IV. bewogen, seine Tochter einem ihm so wenig ebenbürtigen Manne zu geben? Die treuen Dienste des Ritters, die Tüchtigkeit des Mannes allein? Aber man erwäge, daß im Nibelungenliede Brunhild es als eine Schmach ansieht, daß ihre Schwägerin Chriemhild einem Lehnskönige zur Frau gegeben, und daß dieselbe Ansicht in der Gudrun ausgesprochen wird. Und beide Gedichte enthalten ja Sitten und Gebräuche des Zeitalters.

Kaum war nun Conrad König, so begann er die Welfen zu verfolgen. Da Heinrich der Stolze zwei Herzogthümer besaß, erklärte Conrad, es streite gegen die Reichsgesetze, daß ein Mann zwei Herzogthümer inne habe. Deshalb nahm er dem Welfen Sachsenland und gab es an Albrecht den Bären. Dieser konnte jedoch sein neues Besitzthum weder gegen Heinrich den Stolzen, noch nach dessen Tode gegen die hinterlassene Wittwe, Gertrud, die Vormünderin ihres Sohnes, Heinrich's des Löwen, behaupten und entsagte endlich allen Ansprüchen daran, als seine Markgrafschaft von der Herzogsgewalt eximirt wurde. Bald auch fand sich eine Gelegenheit, Heinrich dem Stolzen Baiern abzusprechen. Dieses Land verlieh der Kaiser zuerst an seinen älteren Stiefbruder, Leopold von Oesterreich, und dann nach dessen Ableben an den jüngeren, Heinrich Jasomirgott. Nicht eher aber gelangte der letztere in den ruhigen Besitz Baierns, als bis er die Gertrud geheirathet hatte. In dem Kampfe, welchen ein Mitglied des Welfenhauses um Baiern führte, kam es bei dem schwäbischen Städtchen Weinsberg im Jahre 1140 zu einer Schlacht, während welcher man zuerst von Seiten der Welfen den Schlachtruf: hie Welf! und von der andern Partei die Losung: hie Waiblingen! erschallen hörte. Diese Worte sind Parteinamen für lange Zeit geworden. Nach der Schlacht belagerten die Hohen-

staufen die Stadt. Schon war sie auf's äußerste bedrängt, da baten die Frauen den Kaiser, er möge ihnen freien Abzug mit dem gestatten, was sie tragen könnten. Als er ihnen diese Bitte verwilligt hatte, trugen die Weiber von Weinsberg ihre Männer zum Thore hinaus (Bild VI). Herzog Friedrich wollte diese Deutung des Vertrages nicht gestatten, aber Conrad erklärte, daß man ein Kaiserwort nicht drehen, noch deuteln solle, und so gelang die List.

Conrad hat als der erste Kaiser seines Hauses zunächst Terrain für die Macht seiner Nachfolger gewinnen müssen und deshalb seine Kraft noch nicht im Kampfe gegen das Papstthum verwenden können. Auch war der Papst selbst durch Aufstände in Rom so beengt und beschränkt, daß er die weltliche Macht um Hülfe bitten mußte. So wie er wünschten seine Gegner den Kaiser in Italien zu sehen; der aber kannte von seiner früheren Anwesenheit her den Wankelmuth des Volkes und mischte sich nicht in die inneren Streitigkeiten desselben.

Diesem Andrange, der von außen her kam, konnte Conrad III. noch widerstehen, einem andern jedoch unterlag er.

Dringend bedurfte Palästina der Hülfe des Abendlandes, denn seine Vormauer, die Stadt Edessa, war gefallen, und nicht säumig zeigte sich Papst Eugen III., einen neuen Kreuzzug zu veranlassen. Aber wie anders lagen jetzt die Verhältnisse, als zur Zeit des ersten Zuges! Damals, nach dem Siege Gregor's VII., stand der Papst an der Spitze der Christenheit, die sich in eine Masse aristokratischer Reiche aufzulösen schien; damals diente alle Wissenschaft nur der Kirche. Seit der Zeit hatte sich jedoch Deutschland wieder erhoben und Frankreich war unter Ludwig VI. eine Macht geworden; es entzog die Jurisprudenz der Kirche eine Menge edler Kräfte, es stellte sich die Philosophie des Abälard feindlich der Hierarchie gegenüber, welche durch ketzerische Ansichten in ihrem Hauptsitze selbst bedrängt wurde. Alle diese der Kirche theils entfremdeten, theils sogar feindlichen Mächte mußten erst besiegt und vereinigt werden, ehe an einen neuen Kreuzzug zu denken war. Das Rüstzeug, welches diese Einigung hervorrief, war Bernhard von Clairvaux. Er bewog zuerst Ludwig VII. von Frankreich zur Annahme des Kreuzes und ging dann nach Deutschland, um Conrad III. auch dahin zu vermögen. Doch weigerte sich der Kaiser bei der ersten Zusammenkunft in Frankfurt; als er aber nach einiger Zeit den Bernhard in Speier antraf und dieser von Neuem ihm Vorstellungen machte, hatte sich die Lust und die Begierde, an dieser Fahrt Theil zu nehmen, unter dem Volke so gesteigert, daß nun auch Conrad III. nachgab (Bild V).

So zogen denn im Jahre 1147 zwei mächtige Heere unter Conrad III. und Ludwig VII. in's heilige Land und haben beide nichts ausgerichtet. Daß aber diese Expedition so unglücklich ausfiel, daran trugen so mancherlei Verhältnisse die

Schuld. Einmal wünschten die Christen im heiligen Lande wohl Hülfe vom Occident, jedoch nur solche, die sie nach ihrem Willen und ihrem Interesse gemäß anwenden könnten. Statt dessen führten zwei Monarchen die Heere, welche, weit entfernt, auf die eigenthümliche Lage Palästina's Rücksicht zu nehmen, nach ihrer Ansicht und nach ihrem Gefühle den Kampf leiteten. Dann waren die beiden Führer unter sich nicht einig und zuletzt verscherzten sie die Hülfe des byzantinischen Reiches.

Darum scheiterte der Kreuzzug im Jahre 1149 und vermehrte nur noch die Noth der morgenländischen Christen.

Zu diesem Kreuzzuge hatten sich Welfen und Hohenstaufen vereinigt, so wie er aber beendigt war, trat auch alsbald das Haupt der Welfen, der alte Herzog Welf, von Neuem gegen den Kaiser auf, und bis an sein Lebensende hat dieser mit ihm streiten müssen. Zuletzt noch gedachte er einen Römerzug zu unternehmen, konnte aber diesen Gedanken nicht zur Ausführung bringen, weil ihn im J. 1152 der Tod überraschte.

Die Fehde der beiden mächtigsten deutschen Fürstenhäuser ruhte nur zeitweise; daß sie aber durchaus noch nicht dauernd beendigt sei, war leicht einzusehen, und wünschenswerth mußte es jedenfalls sein, eine Einigung der feindlichen Parteien zu ermöglichen. Und nach dem Tode Conrad's III. schien der günstigste Zeitpunkt dafür einzutreten, denn es hatte der König seinen Neffen zum Nachfolger empfohlen und der entstammte beiden Häusern. Da nun Friedrich, Conrad's Bruderssohn, außerdem ein schöner und tüchtiger Mann war, da ihn große Vorzüge der Seele und des Körpers schmückten, so wurde er von den Fürsten zum Könige gewählt.

Unter seinem Oheime war die Hauptfrage, wie fortan Papstthum und Königsmacht unter einander sich stellen würden, in keine neue Phase der Entwickelung getreten. Der König hatte daheim genug zu kämpfen; er haßte Italien und traute nicht auf die Versprechungen der Ultramontanen; zuletzt beschäftigte ihn noch der Kreuzzug; kurz, die Sorgen des Tages umtosten ihn so, daß die Principienfrage nicht hervortrat. Zu gleicher Zeit war aber auch der Papst von kleinlichen Sorgen gepeinigt; seine Capitale hatte ihn ausgestoßen, er mußte um Haus und Hof kämpfen und war kein Gregor VII., der auch unter dem Drucke solcher Sorgen das Hauptziel fest im Auge behielt.

Nun riefen die beiden in Italien streitenden Parteien den König zum Schiedsrichter auf; Conrad hatte dies Amt lange abgelehnt, sah aber zuletzt selbst ein, daß er in seiner Stellung jenem Rufe Folge leisten müsse. Da ihn der Tod vor der Ausführung des Planes hinwegnahm, so erbte ihn gewissermaßen Friedrich. Er eiferte Karl dem Großen nach; in ihm lebte, wie wohl in keinem Kaiser, das Gefühl seiner Würde; es war ihm gewiß heiliger Ernst, die Weltherrschaft wieder zu

erwerben. Zunächst galt es, in Italien sich Anerkennung zu verschaffen, und dazu half der Papst.

Da weder Lothar, noch auch Conrad III. in Italien die Oberherrschaft der Deutschen gewahrt hatte, so waren alle Kräfte des gesegneten Landes ihrem Emporstreben ungehindert überlassen worden.

Schon im Alterthume war die Tiefebene des Po mit reichen Städten besetzt, und auch damals hatten die unendlichen Schätze, welche Erde, Himmel und Meer diesen gesegneten Ländern verleihen, das Emporblühen gewerblicher Thätigkeit sehr befördert. Wo aber eine solche sich findet, da erzeugt sie immer und überall eine Abneigung gegen den Geburtsadel, gegen ritterliches Treiben und gegen alle die Verhältnisse, die großer, an bestimmte Familien gebundener Grundbesitz hervorruft. Das Alles fand auch hier statt. Hier hatte das Bürgerthum in Verbindung mit der Geistlichkeit den Adel besiegt, und zwar seit jener Allianz des Erzbischof's Heribert von Mailand. Der Edelmann war in die Stadt gezogen und nur ein einziger Herr aus hohem Adel, der Markgraf von Montferrat, blieb von dieser Verbindung mit den Städten durch fortdauernden Kampf befreit, ohne daß er jedoch etwas ausrichten konnte. Hatten somit die norditalischen Städte die nahen Herren überwunden, so gehorchten sie auch dem fernen Oberherrn eigentlich nur so, wie sie es eben wollten. Von den norditalischen Städten aus hatte sich diese Bewegung weiter verbreitet und vornämlich Rom ergriffen. Gegen diese Stadt forderte der Papst vom Kaiser Hülfe, und darin lag der Einigungspunkt der beiden Mächte. Man glaube aber ja nicht, daß sie nur einen Augenblick die Differenzpunkte vergessen hätten; sie wollten sie nicht hervorsuchen, weil Einer des Andern bedurfte. Friedrich, erfüllt von den Ideen des Ritterthumes, konnte von vorneherein keine große Vorliebe für die Städte hegen; er begann sie zu hassen, da sie ihm bei der Durchführung seiner kühnen Pläne so sehr im Wege standen.

Um aber in Italien mit Erfolg für die Herrschaft streiten zu können, mußte Deutschland ruhig und geordnet zurückgelassen werden. Das konnte nur dadurch geschehen, daß die Ansprüche des jetzt herangewachsenen Heinrich's des Löwen befriedigt wurden. Ihm willfahrte Friedrich dadurch, daß er Baiern dem Heinrich Jasomirgott absprach und es wieder unter des Löwen Obhut stellte. Freilich war durch den Urtheilsspruch allein die Sache nicht erledigt, indeß wirkte er doch so günstig, daß mit des Sachsenherzog's Hülfe der erste Römerzug Friedrich's im J. 1154 zu Stande kam. Da der König sich noch nicht kräftig genug fühlte, um Mailand, das Haupt der Städte, zu unterwerfen, so wandte er sich zuerst gegen die kleineren Orte Norditalien's, ließ sich von ihnen huldigen und half dann dem Papste gegen Rom und gegen den Arnold von Brescia, der das Haupt der Opposition in

Italien war. Kaum aber war der Papst von diesen Fesseln befreit, so trat er alsbald mit den alten Ansprüchen hervor. Friedrich fügte sich einstweilen, damit Hadrian IV. ihn kröne, und hielt ihm sogar, als er ihn im Jahre 1155 zum erstenmale sah, ganz gehorsam und demüthig den Steigbügel (Bild VIII). Nachdem Friedrich Rom besetzt hatte, krönte ihn Hadrian IV., und der Kaiser hoffte, zur Belohnung für seine Nachgiebigkeit vom Papste gegen die Normannen unterstützt zu werden. Ehe aber der Zug begann, hatte sich die Zahl der Deutschen theils durch die Krankheit, theils durch die Heimkehr der Ausgedienten so verringert, daß Friedrich zur Rückkehr gezwungen war.

Daheim stellte er überall, wo es nöthig war, mit Ernst die gestörte Ruhe und Ordnung wieder her und wußte jetzt jenem Urtheilsspruche über Baiern die nöthige Geltung zu verschaffen. Im Herbste des Jahres 1156 hielt nämlich Friedrich einen Reichstag zu Regensburg, auf dem die streitigen Punkte ausgeglichen wurden (Bild VII). Da sprach der Kaiser höchst wahrscheinlich dem alten Welf die Güter der Mathilde zu, wenigstens nennt dieser sich seit jener Zeit Markgraf von Tuscien und Spoleto, Fürst von Sardinien und Korsika. Ferner belehnte er Heinrich den Löwen mit Baiern und entschädigte den Babenberger auf folgende Art.

Oesterreich war eine Mark von Baiern und stand als solche unter dem Herzoge des Landes. Dieses Verhältniß der Abhängigkeit wurde gelöst, Oesterreich ein selbstständiges Fürstenthum und mit bedeutenden Privilegien ausgestattet. So war es erblich in männlicher und weiblicher Linie, sein Herzog hatte nicht nöthig, einen Feldzug gegen ein anderes Volk als gegen die Ungarn mitzumachen. Wie wunderbar ist das doch! Friedrich thut das Alles, um die Einigkeit und Einheit des Reiches zu fördern, und schafft hier eine Territorialmacht, welche doch geradezu aus dem Reichsverbande heraustritt.

Nachdem mit allgemeiner Zustimmung der Fürsten dies geordnet war, konnte der Kaiser seine Macht gegen die Dänen, Polen und Böhmen wenden, und er that das auch mit solchem Erfolge, daß ihm bald von allen Seiten freudige Anerkennung zu Theil wurde. Wie seltsam mußte es da dem Kaiser erscheinen, daß Hadrian IV. ganz in der Weise Gregor's VII. auftrat! Der Papst hatte sich nämlich mit dem Könige von Sicilien ausgesöhnt und hoffte nun, mit dessen Hülfe dem Kaiser trotzen zu können. In einem Briefe an Friedrich I. erklärte er deshalb, das Reich sei ein Lehnsbesitz, und zwar erhalte es der Herrscher von dem Papste. Da aber Hadrian IV. bald erkannte, wie selbst die Geistlichen eine solche Auffassung mit Unwillen zurückwiesen, so lenkte er ein.

Während dieser Zeit rüstete Friedrich eifrig zur zweiten Römerfahrt und trat

sie endlich im Jahre 1158 an. Vier Jahre lang war er in Italien und zwar hauptsächlich gegen die Mailänder thätig.

Bei Augsburg auf dem Lechfelde sammelte Friedrich seine Schaaren und zog von da mit gewaltiger Macht zuerst gegen Mailand. Die Stadt hatte des Kaisers bestimmte Befehle nicht beachtet und war deshalb geächtet worden. Um die Acht zu vollstrecken, umlagerte Friedrich die reiche und mächtige Metropole der Lombardei. Sie fügte sich, und nun ließ sich Friedrich in Monza zum Könige von Italien krönen. Darauf berief er einen Reichstag auf die altgewohnte Stätte, die roncalischen Gefilde bei Piacenza, wie er das schon während seines ersten Zuges gethan hatte. In Italien galt damals weit und breit das römische Recht und fand besonders in Bologna fleißige Pflege. Friedrich, als römischer Kaiser, erkannte jenes Recht als gültige Gesetzesquelle an und wollte nun in dieser Versammlung das, was ihm nach der Bestimmung jener Decrete zustände, von Rechtsgelehrten und Abgeordneten der Städte näher bestimmt wissen. Das geschah auch, und es wurde ihm da eine Machtvollkommenheit zuerkannt, wie sie wohl von Justinian geübt worden, wie sie aber niemals ein Monarch des Mittelalters durchführen konnte. Sein Wille — sagten ihm die Juristen — sei das Recht; er allein habe Gesetze zu erlassen und stehe doch über ihnen. So seltsam contrastirten diese Grundsätze mit dem, was in Deutschland Gebrauch war, daß sie dort wohl kaum verstanden und noch weniger angewandt wurden. Nur in Italien, gegen die Städte, versuchte Friedrich I. sie geltend zu machen. Es hatten diese sich das Recht erworben, ihre Bürgermeister zu wählen, und dieses Privilegium war auch den Mailändern bei ihrer Unterwerfung ausdrücklich bestätigt worden. Gestützt aber auf die Beschlüsse des Reichstages wollte der Kaiser ihnen diese Begünstigung nicht weiter zugestehen, und so begann von Neuem der Kampf. Nach zweijähriger Belagerung, im März des Jahres 1162, ergab sich endlich die hart bedrängte Stadt. Am 6. März zog die Bevölkerung Mailand's, in hundert Schaaren getheilt, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und mit Kreuzen in den Händen, zum Lager des Kaisers heraus. In ihrer Mitte führte sie einen Wagen, der von starkem Holze erbaut und durch Eisenbänder gefestigt war. Aus ihm erhob sich ein hoher Mastbaum, wundersam geschmückt und mit vieler Vorsicht in dem Fahrzeuge aufgestellt. Auf der Spitze desselben, Alles überragend, befand sich das heilige Kreuz und der Segen spendende Ambrosius, der Schutzpatron Mailand's. Dies war das Carrocio, das Feldzeichen der Stadt, welches ihr der Erzbischof Heribert verliehen hatte. Unendlicher Regen strömte vom Himmel herab, und doch ließ der Kaiser die Gedemüthigten so lange warten, bis er die Tafel beendet hatte. Endlich trat er heraus und setzte sich in der Mitte seiner Großen auf den erhöhten Thron. Da klangen die Posaunen, und als die Fanfare

verstummt war, zog Schaar auf Schaar still und stumm bei'm Kaiser vorüber und jede legte ihre Fahne und ihr Kriegshorn vor die Stufen des Thrones nieder. Und wie das Carrocio vor dem Throne sich befand, senkte sich grüßend der Mastbaum, und dann wurde der feste Bau auf des Gewaltigen Befehl in Stücke geschlagen. Da blieb kein Auge thränenleer, selbst die deutschen Begleiter des Herrn waren von dem Vorgange tief ergriffen; nur er, der Tieferzürnte, blieb unerschüttert, stumm saß er da, wie eine marmorkalte Bildsäule anzuschauen (Bild IX). Dann schenkte er auf Fürbitte seiner Getreuen den Bürgern das Leben, ihre Stadt aber ließ er zerstören und sie selbst mußten sich in vier Ortschaften anbauen.

So wie gegen die Städte, so machte der Kaiser auch die ihm zugesprochenen Rechte gegen Hadrian IV. geltend. Hatte dieser Papst früher das, was er erstrebte, in jener oben mitgetheilten Weise klar bezeichnet, so stellte Friedrich die vollen Anforderungen des Kaiserthum's auch an ihn. Darum verband sich der Papst mit den Städten. Ehe er aber in Kampf mit dem Kaiser kam, ereilte ihn im Jahre 1159 der Tod. Friedrich I. war bei der Papstwahl zu sehr interessirt, als daß er nicht Alles hätte versuchen sollen, um auf sie einzuwirken. Das rief eine zwiespältige Wahl hervor und veranlaßte ein Schisma in der Kirche, welches erst im Jahre 1177 mit der Niederlage der kaiserlichen Partei endete.

Nach der Zerstörung Mailand's eilte Friedrich I. in seine Heimath zurück, um dort ausgebrochene Unruhen zu stillen. Dies gelang ihm in kurzer Zeit, denn er war in Wahrheit ein gewaltiger Monarch. Aber immer nahm doch Italien seine Aufmerksamkeit hauptsächlich in Anspruch; deshalb zog er schon im Jahre 1163 zum dritten male über die Alpen. Weil nun in der Lombardei Alles ruhig geblieben war und sich dieselbe, wie es schien, in die neue Ordnung gefügt hatte, so kam der Kaiser ohne Reichsheer, nur von einer kleinen Schaar seiner Haustruppen begleitet. Die Städte hofften auf ihn und erwarteten sehnlichst seine Ankunft, denn sie fühlten sich durch die neuen Verhältnisse schwer bedrückt. Namentlich lasteten ungewohnte Steuern auf ihnen, die wohl von den deutschen Vögten oft mit großer Härte eingetrieben werden mochten. Darüber beklagten sie sich beim Kaiser. Da er ihnen nicht half, traten viele der lombardischen Städte in einen Bund zusammen und begannen den Angriff. Ihm konnte Friedrich nicht widerstehen und entfloh mit genauer Noth dem drängenden Feinde. Bis zum Jahre 1166 verweilte der Kaiser in Deutschland, eifrig mit den Zurüstungen zu neuem Zuge beschäftigt. Währenddessen befestigte sich der ihm feindliche Papst Alexander III. in Italien, und das bewog ihn um so mehr zur Eile. So trat er denn 1166 seine vierte Römerfahrt an und verweilte auf ihr zwei Jahre. Als er die Alpen überschritten hatte, kamen viele Gesandte der Städte mit Klagen aller Art zu ihm, doch fand er in der Lom-

barbei keinen Widerstand und seine Vögte in den meisten Orten noch im Amte. Sein Sinn war auf Rom gerichtet, denn er wollte Alexander III. aus Italien vertreiben und seinem Papst die Herrschaft sichern. Dagegen wehrte sich Alexander mit aller Kraft; er knüpfte mit dem oströmischen Kaiser Unterhandlungen an und wandte sich an die lombardischen Städte. Sie befanden sich zwar noch nicht in offenem Aufstande, wohl aber gährte es in ihnen, denn sie sahen ein, daß sie dauernd unterjocht werden sollten und daß sie gegen den anerkannten Druck der Vögte vergebens den Kaiser anriefen. Als daher des Papstes Aufforderung an sie gelangte, da wurde der alte, schon früher geschlossene Bund wiederum thätig, und mit ihm vereinten sich fast alle anderen lombardischen Städte. Ihre Abgesandten kamen im Kloster Puntido zwischen Mailand und Bergamo zusammen und beschworen da feste und treue Genossenschaft (Bild XI) auf zwanzig Jahre. Zugleich wurde der einstimmige Bundesbeschluß gefaßt, daß man das zerstörte Mailand wieder aufbauen wolle.

Während dieser Vorgänge kämpfte der Kaiser vor Ancona, zog dann von da gegen Rom, eroberte die Stadt nach kurzer Belagerung und zwang Alexander III., vor ihm sich zu flüchten. Im August und September ist nun aber der Aufenthalt in Rom sehr ungesund, und Jeder, der es irgend vermag, eilt dann zur Villegiatura in die kühleren Berge. Dann wechselt glühender Sonnenbrand und heftiger Regen, aus den Sümpfen steigen giftige Dünste empor, und Sumpffieber und Seuchen aller Art raffen die Bewohner hin. So erging es auch im Jahre 1167 dem deutschen Heere. Eine pestartige Krankheit brach aus, und ehe man recht einig werden konnte, was zu thun sei, war schon der beste Theil des Heeres dem Fieber unterlegen. Darum mußte der Kaiser eilig die Stadt verlassen und nach Norden ziehen. Als er wegging, soll Papst Alexander III., als Pilger verkleidet, vor Rom's Thoren der Deutschen Niederlage sich angeschaut haben (Bild X). Friedrich führte die traurigen Ueberreste seines kleinen Heeres nach Pavia und beunruhigte von da aus die Lombardei. Um diese Streifzüge zu beschränken und zu verhüten, erbauten die Verbündeten die Veste Alessandria und thaten von ihr aus den Kaiserlichen manchen Abbruch. Doch hielt sich der Kaiser nur bis zum folgenden Jahre; dann war seine Macht so geschmolzen, daß er unter Gefahr und Noth aus Italien floh und nicht wie ein Kaiser, sondern wie ein verlassener Flüchtling an den Grenzen seines Reiches erschien. Da fand er Stoff genug für seine Thätigkeit.

Friedrich's mächtigster Vasall nämlich, Heinrich der Löwe, hatte im Norden seines großen Herzogthum's Sachsen die Pläne gegen die Slaven wieder aufgenommen, welche unter Heinrich IV. Adalbert von Bremen gehegt hatte, an deren Ausführung er aber durch die Feindschaft der sächsischen Fürsten gehindert worden war.

Glücklicher als der Erzbischof war Heinrich der Löwe. Nicht blos nach dieser Seite hin jedoch finden wir ihn thätig, sondern er zeigte sich auch für die Cultur seiner älteren Landschaften im höchsten Maße besorgt. So blühte unter ihm, zum zweiten male nach einem verheerenden Brande begründet, die Stadt Lübeck auf und wurde die Vermittlerin des Handels zwischen dem Norden und den niederrheinischen Städten. So machte er München dadurch, daß er dort eine Brücke über den Isarfluß anlegte, zu einem wohlhabenden Handelsorte (Bild XIII).

Bei solcher Thätigkeit schonte er nun nicht immer die wohlbegründeten Rechte anderer Großen, denn „er war", wie der Chronist erzählt, „zwar von Geburt ein sehr edler Mann und auch nahe mit dem Kaiser selbst verwandt, er war ein herrlicher, hochgewachsener Held und tapferer Krieger, aber er schändete den Glanz seines Ruhmes durch allzu große Habsucht und Untreue; denn er hielt mit Zähigkeit seinen Besitz fest und war nach fremdem Gute begierig; er war ferner aufgeblasen und hochmüthig und, was doch am meisten einen Fürsten schändet, fast niemals seinem Worte getreu." So hatte er Lübeck mit Gewalt dem Grafen von Holstein entrissen (Bild XIII), so, um München zu heben, den Bischof von Freisingen schwer gekränkt. Was Wunder nun, daß sich endlich in Sachsen drohender Aufstand gegen ihn erhob! Als der Kaiser im Jahre 1168 zurückkehrte, hatte der Herzog schon seine Feinde besiegt und gedemüthigt; noch bedeutender, noch fester wurde der Sieg, da der Kaiser in dem Rechtsstreite, der sich an diese Fehde knüpfte, des Herzog's Verfahren billigte. Es erschien der Herzog damals auf dem Gipfel seiner Macht, denn er heirathete die Tochter Heinrich's II., des ersten englischen König's aus dem Hause Plantagenet, und gewann dadurch noch größeren Reichthum und mächtige Verwandtschaft.

So wie damals das Welfenhaus mächtig und hochgeehrt dastand, so gelang es auch Friedrich II. bald nach dem unglücklichen Feldzuge, neue Kraft zu gewinnen. Sein Neffe, der Sohn König Conrad's III., war der italienischen Seuche erlegen, und da er keine Kinder hinterlassen hatte, so fiel seine Erbschaft an den Oheim. Von den Verwandten seiner Gemahlin kamen damals burgundische Territorien an ihn, und auch die Erbgüter des Welfenhauses in Schwaben wußte er für sich zu erwerben. Der alte Herzog Welf nämlich, dem sie gehörten, war kinderlos, und da er nun kein Interesse hatte, zu sparen und für seine Nachkommen zu sorgen, so überließ er sich ungebunden einem fröhlichen Leben. Oft mangelte ihm daher Geld, und dann wandte er sich an seinen natürlichen Erben, an den Herzog Heinrich den Löwen. Dieser aber, überzeugt davon, daß ihm Niemand die Erbschaft rauben könne, schlug endlich dem alten Oheim die oft wiederholten Bitten ab, und der, über diese Lieblosigkeit erzürnt, verkaufte die Hausgüter an den Kaiser,

welcher ja auch ein naher Sippe war. Das erbitterte zwar Heinrich den Löwen doch wagte er nicht, offen seinem Kaiser zu trotzen, der damals von allem Glanz der Hoheit umgeben war; er rächte sich aber auf andere Weise. Des Kaiser's dringendster Wunsch war es, die in Italien erlittene Schmach auszutilgen, und dazu bedurfte er der Hülfe des Herzog's. Die gewährte ihm dieser nun nicht (Bild XIII), indem er bald diesen, bald jenen Vorwand gebrauchte und sogar zuletzt eine Pilgerreise in das heilige Land unternahm. So zog denn Friedrich I. ohne ihn im Jahre 1174 über den Mont Cenis nach Italien und belagerte zunächst das ihm zum Trotz erbaute Alessandria. Doch war er nicht glücklich im Kampfe, er hob die Belagerung auf, führte sein Heer nach Pavia und ging zum Schein, um Zeit für neue Rüstungen zu gewinnen, auf die Verhandlungen der Lombarden ein. Am meisten hoffte er von der Hülfe Heinrich's des Löwen, und da dieser (Bild XIII) noch immer zu kommen zögerte, so eilte der Kaiser nur mit geringer Begleitung von Pavia durch das feindliche Gebiet der Mailänder nach Chiavenna, wo er den Herzog treffen sollte.

Wenn der Reisende, vom Splügen nach Süden ziehend, durch den furchtbaren Schlund Cardinel den Steilabhang der Alpen heruntergestiegen und endlich im Campo dolcino angelangt ist, dann umfangen ihn nicht die schönen, großen Waldungen, welche am Nordabhange der Alpen ihn entzückten, sondern er betritt alten Culturboden, der eben deswegen des Waldholzes entbehrt, dann zieht er durch freundliche Kastanienhaine, welche dem Anwohner Schatten und Nahrung zugleich spenden, hin in das Städtchen Chiavenna. Diese Schlüsselburg, Clavenna, liegt in einem kleinen Thale, das nur einen engen Ausgang nach Süden hat und so von Italien fast abgetrennt war. Darum haben auch die Graubündtner dieses Ländchen besessen, und noch heute prangt im Orte selbst ein Schloß der Herren von Salis. Neben ihm zeigt sich in Trümmern noch ein anderes und wohl weit interessanteres, denn da traf Friedrich I. mit Heinrich zusammen, da hat sich der geistesmächtige Hohenstaufe vor seinem Unterthanen tief gedemüthigt, da sah der stolze Herzog den Kaiser flehend zu seinen Füßen. Und doch schlug er die erbetene Hülfe ab. Daran scheiterten des Kaiser's Pläne; er wurde im folgenden Jahre bei Legnano gänzlich geschlagen und sah ein, daß er Frieden schließen müsse. Klug gewann er sich zuerst den Papst dadurch, daß er ihn als Vermittler in seinem Streite mit den Lombarden anrief und so von seinen Bundesgenossen trennte. Nachdem so manche Botschaft hin- und wiedergegangen war, und obgleich es bisweilen den Anschein gehabt, als würde eine Einigung nicht zu Stande kommen, so war für beide Theile, für den Papst und den Kaiser, der Frieden doch so wünschenswerth, daß er trotz aller Hindernisse im Jahre 1177 abgeschlossen wurde. Friedrich I. erkannte Alexander III.

als den rechtmäßigen Papst an, und um das öffentlich kund zu thun, besuchte er ihn in Venedig (Bild XII), wo der Papst verweilte. Als der Kaiser an dem herrlichen Markusplatze ausstieg, empfing ihn der Doge und geleitete den Gelandeten in die Markuskirche. Dort erwartete ihn der Papst, gab ihm den Friedenskuß und nahm dadurch den Bann von ihm. Dann hielten sich die beiden Versöhnten noch einige Zeit in der Wunderstadt auf, um mit den Lombarden einen sechsjährigen Waffenstillstand abzuschließen, und haben in fröhlicher und traulicher Gemeinschaft, in Scherz und ernster Rede, die alten Wunden verharrschen lassen, so daß die Bitterkeit, die der lange Haß erzeugte, in gegenseitiger Achtung unterging.

So war des Kaiser's Streben doch eigentlich gescheitert, denn nicht hatte er die Städte unterwerfen können, sondern mußte mit ihnen unterhandeln. Zwar schien der Kampf nicht beendet, denn es war nur ein Waffenstillstand geschlossen; daß dieser später in einen Frieden sich verwandelte, das bewirkten die Aussichten, welche sich dem Kaiser zur Erwerbung von Unteritalien eröffneten. Damals schied Friedrich I. sicherlich mit dem Entschlusse aus Italien, nur erst daheim den zu bestrafen und dessen Macht zu brechen, der durch seine Treulosigkeit dieses Scheitern seiner Pläne veranlaßt hatte. Wie hatte er den Welfen erhoben und wie fest auf dessen Dankbarkeit gerechnet, wie große Gaben irdischen Besitzes hatte er ihm gespendet, um ihn für seine idealen Pläne zu gewinnen, und wie bitter war er getäuscht! Kein Wunder also, daß er die bis dahin nicht beachteten Klagen gegen Heinrich jetzt willig anhörte und endlich den Herzog, da er trotz viermaliger Ladung sich dem Kaiser nicht gestellt hatte, in die Acht that. Heinrich griff zwar zu den Waffen, aber vergebens, und bald sah er sich gezwungen, nach Erfurt zu eilen, wo der Kaiser im Jahre 1181 weilte, und fußfällig die Gnade des Herrn anzuflehen (Bild XIV). Den bewegte der Wechsel des Geschickes, denn er dachte an Chiavenna; vielleicht hätte die alte Liebe, die er gegen den Vetter hegte, noch einmal Alles verziehen, wenn nicht die Feinde Heinrich's des Löwen unversöhnlich gewesen wären. Da nun einmal des Herzog's Fall nicht zu hemmen war, so benutzte ihn Friedrich mit Klugheit, und wie er von Baiern Oesterreich schon getrennt, so zerstückelte er auch das große Herzogthum Sachsen.

Der Welfe behielt — und das aus großer Milde des Kaiser's — seine Erbgüter in Braunschweig und Lüneburg; die Herzogsgewalt über Westfachsen bekam der Erzbischof von Cöln, einzelne andere Stücke die Bischöfe; die Mark, wenn sie nicht schon früher selbstständig war, wurde es jetzt gewiß, und Pommern löste sich auch von dem Herzogthume, und so blieb nur der südöstliche Theil als neues Herzogthum Sachsen übrig und wurde an Bernhard, den Sohn Albrecht's des Bären, verliehen. So ist es gekommen, daß der Name „Sachsen" aus den ächt sächsischen

Gegenden verschwunden und auf Länder übertragen ist, deren Urbewohner Thüringer oder Slaven waren. Heinrich's des Löwen anderes Herzogthum, Baiern, bekamen die Wittelsbacher (Bild XIV), doch wurde es auch bei dieser Uebertragung wiederum verkleinert.

Damit alle diese Anordnungen ungestört in's Werk gesetzt werden und sich entwickeln könnten, mußte Heinrich der Löwe drei Jahre Deutschland meiden. Nach dem Sturze seines Feindes hat nun Friedrich I. ohne Störung seine Pläne verfolgt; um sie auszuführen, bedurfte es ferner nicht des Kampfes, sondern der Unterhandlungen. Was er dadurch erworben und seinem Sohne gesichert hat, das wollen wir darlegen, wenn wir dessen Geschichte erzählen; hier bleibt uns nur noch übrig, vom Tode des großen Kaiser's zu sprechen.

Als im Jahre 1187 Saladin Jerusalem erobert hatte und die Trauerkunde davon nach Europa herüberscholl, beschloß der Kaiser, das Werk seines Lebens durch einen Kreuzzug zu krönen. Er zog mit gewaltigem Heere den Weg, den Gottfried von Bouillon eingeschlagen hatte, war aber nicht so glücklich, wie dieser, denn er sah nicht die heilige Stadt. In Cilicien ist er im Jahre 1190 im Flusse Calycadnus oder Saleph ertrunken, sei es nun, wie Einige erzählen, beim Baden, oder als er, wie Andere berichten, zu Roß den Strom durchschwimmen wollte (Bild XII).

Da er in so weiter Ferne dem Tode verfallen war, so hat das Volk daran nicht glauben mögen. Muß denn auch das Herrlichste und Höchste so verschwinden, ist denn Alles der Vernichtung anheimgegeben? O nein! das kann das Herz nicht glauben; darum weiß das Volk und weiß es durch seine innige Dankbarkeit, daß der Hohenstaufe, der große Kaiser Friedrich, im unterirdischen Schlosse verzaubert sitzt. Und wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, dann steigt er heraus aus dem tiefen Schacht, hängt seinen Schild auf, wie einst auf der roncalischen Ebene, es schaaren sich dann um ihn die deutschen Mannen, und wieder bricht herein über Deutschland die Morgenröthe einer poetischen Ritterzeit, und wieder ziehen nach Nord und Süd und Ost und West des Vaterlandes kriegerische Söhne zum Siegeskampfe gegen Slaven und Romanen.

Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit.

I. Petr. I, 24 f.

Tafel IX.

Die Zeit der Hohenstaufen von Heinrich VI. bis zum Tode Conradin's. Das Mittelalter erreicht seine Blüthe. 1190—1268.

Als im Jahre 1183 der Waffenstillstand ablief, den Friedrich I. mit dem lombardischen Bunde geschlossen hatte, da zeigte sich auf beiden Seiten keine Neigung, den Krieg von Neuem zu beginnen. In Deutschland war man der Römerzüge müde und Friedrich selbst war älter und damit auch ruhiger geworden; er hoffte mehr durch kluge Unterhandlungen, als durch erneuten Kampf zu gewinnen. Papst und Städte waren seit dem Frieden zu Venedig getrennt, denn die Städte hatten wohl gefühlt, daß sie doch eigentlich von Alexander III. nicht genugsam berücksichtigt worden waren. Dieser ausgezeichnete Mann stand während seines noch übrigen Lebens in gutem Vernehmen mit dem Kaiser, und auch sein Nachfolger Lucius III. bedurfte des weltlichen Armes, um sich gegen die Uebermacht und den Trotz der Römer zu schützen; die Städte aber konnten durch den Krieg nur verlieren; darum gab man von allen Seiten übertriebene Ansprüche auf, und so kam im Jahre 1183 ein dauernder Friede in Costnitz zu Stande. Durch diesen Vertrag wurde des Kaiser's Oberhoheit in der Lombardei anerkannt, zugleich aber auch so beschränkt, daß sie der nationalen Entwickelung Raum lassen mußte. Der Kaiser erhielt bedeutende Geldzahlungen und gewann die Hülfe der Städte. Ihn bewog zu dieser großen Milde auch noch ein anderer Umstand. Das Geschlecht Robert Guiscard's, welches in Neapel und Sicilien herrschte, war dem Aussterben nahe, denn König Wilhelm II.

hatte keine Kinder, und von dem ganzen Hause war außer ihm nur eine Prinzessin, Constanze, übrig. Diese wünschte Friedrich I. seinem ältesten Sohne, Heinrich, zu vermählen. Da er aber voraussah, daß bei dem Antritte der Erbschaft eine Opposition in Süditalien leicht sich zeigen würde, so konnte er keinen neuen Kampf mit Norditalien wünschen. Und dann waren ja doch immer noch nicht alle Differenzen mit dem Stuhle Petri ausgeglichen; wie wichtig war es da, den Papst durch zwei befreundete Mächte einzuengen! Das fühlte Lucius III. und widerstrebte dieser Heirath. Da er aber, aus Rom vertrieben, bei den lombardischen Städten Hülfe suchen mußte und diese den Kaiser begünstigten, so konnte er den Abschluß der Ehe, welcher im Jahre 1186 zu Mailand stattfand, durchaus nicht hindern. Als dann später Friedrich I. in's heilige Land zog, ließ er seinen ältesten Sohn, den deutschen König Heinrich VI., als Reichsverweser zurück. Dieser folgte auch nach dem Tode seines Vaters ohne Widerstreben von Seiten der Fürsten. Kaum war er seinem Vater succedirt, so starb Wilhelm II. von Neapel und Sicilien, ohne Kinder zu hinterlassen, und die Erbschaft fiel an Constanze, Heinrich's VI. Gemahlin. Seitdem richtete dieser seine Hauptthätigkeit auf Unteritalien. Wenn nämlich schon Oberitalien dem deutschen Wesen nicht hold sich zeigte, so wichen diese Lande ihrer eigenthümlichen Völkermischung wegen noch viel mehr von deutscher Anschauungsweise ab. Nun fürchtete man außerdem Heinrich's VI. Härte, die er in früheren Kämpfen vielfältig gezeigt hatte, und somit ist es erklärlich, daß die Neapolitaner einen einheimischen Großen, einen Nachkommen der Guiscard's, den Tancred von Lecce, und später dessen Sohn, Wilhelm III., zum Gegenkönige erwählten. Um diesen Feind besiegen zu können, mußte Heinrich VI. in Deutschland Ruhe und Frieden zu erhalten wünschen, weshalb er sich mit dem Hause der Welfen, das, vielfach angefeindet, neuen Kampf begonnen hatte, dauernd aussöhnte. In den italienischen Kämpfen zeigte sich Heinrich VI. hart, grausam und treulos, denn er betrog seine Bundesgenossen, die Genueser und Pisaner, um den wohlverdienten Lohn ihrer Hülfe und vernichtete die Familie und die Anhänger seiner Gegner durch heimtückische List. Er hatte nämlich mit Wilhelm III. von Lecce einen Vertrag abgeschlossen, wonach dieser für eine Vermehrung seines Erbgutes die Krone an Heinrich VI. abtrat. Alles war beruhigt, aber Heinrich VI. wollte auch für die Zukunft jede Erhebung unmöglich machen. Darum behauptete er, von dem Dasein einer Verschwörung Kunde erhalten zu haben, und beschuldigte viele seiner Gegner, dabei betheiligt zu sein. Ob dem so gewesen, darüber läßt sich streiten, das aber ist erwiesen, daß der König mit größter Grausamkeit gegen die Großen wüthete (Bild I). Tancred's Grab wurde erbrochen und geplündert, Wilhelm III. schrecklich verstümmelt und geblendet, Andere lebendig geschunden und Einem, der nach dem Throne gestrebt

haben sollte, eine Krone auf das Haupt genagelt. Alles schmiegte sich in starrem Entsetzen, und als nun so das Reich beruhigt war, eilte der Kaiser nach Deutschland, um einen großartigen Plan den Fürsten vorzulegen.

Schon die salischen Kaiser, namentlich Heinrich III., hatten darnach gestrebt, das Reich in ihrer Familie erblich zu machen; dasselbe wollte Heinrich VI. Er schlug deshalb den Fürsten vor, sie sollten an seine Familie das Reich gelangen lassen, dafür wolle er dann ihre Lehen ihnen erblich übergeben und Neapel und Sicilien mit dem Reiche vereinen. Aber der Preis für das Erstrebte war zu gering, denn die Erblichkeit der Lehen war zwar nicht durch das Recht, doch durch den Gebrauch anerkannt, und was konnte dem Reiche ein so entferntes Besitzthum nützen? Darum gingen die Fürsten auf seinen Vorschlag nicht ein und ließen sich auch nur mit vieler Mühe bewegen, sein junges Söhnlein schon im zartesten Alter zu ihrem Könige zu wählen.

Heinrich VI. starb im Jahre 1197 an den Folgen eines unvorsichtigen Trunkes. Nach seinem Tode brach die alte Zwietracht zwischen Welfen und Staufen von Neuem aus. Der Sohn Heinrich's, Friedrich II., war damals ein vierjähriges Kind, für welches der eine der Oheime, Philipp von Schwaben, zuerst als Vormund auftrat. Da aber erklärte die den Staufen feindliche Partei im Reiche, daß ein Knabe unmöglich der Deutschen König sein könne, und wählte den Welfen Otto von Poitou, einen Sohn Heinrich's des Löwen. Das veranlaßte die Fürsten, welche Philipp anhingen, ihm die Krone anzubieten, und damit sie nicht dem Geschlechte der Staufen entrissen werde, ging er auf ihre Bitten ein. So begann der Streit in Deutschland und Italien und zerriß jenes um so mehr, je weniger die beiden kämpfenden Parteien an Macht einander nachstanden. Noch mehr verwirrten sich die Interessen, als im Jahre 1198 Innocenz III. Papst wurde. Das war ein Mann, der sich mit Gregor VII., Urban II. und Alexander III. wohl messen durfte; er unternahm es, über diese gährenden Gewalten Herr zu werden und sie zu bändigen.

Noch jung war Innocenz Papst geworden, denn er zählte erst sieben und dreißig Jahre. Um ihn so rasch zu befördern, hatte Manches zusammengewirkt. Er entstammte nämlich der gräflichen Familie Signia und wurde früh, sehr bald, nachdem er seine Studien in Paris und Bologna beendet hatte, von seinem Oheime, dem Papste Clemens III., zum Cardinal ernannt. Wie wenig er für die gewöhnlichen Lockungen der Welt und wie ganz und gar er der Kirche sich ergeben hatte, beweist sein sonst unbedeutendes Buch: de contemptu mundi (über die Verachtung der Welt).

Was er erstreben wollte, wußte er sehr klar und bestimmt, und wie er das

Ziel erreichen, welche Mittel er anwenden sollte, bedachte er bei sich allein und Niemanden nahm er zum Rathgeber. Mit allen seinen Kräften diente er der Kirche, für sie opferte er Alles; daher nahm er aus den Kirchenschätzen nichts zu seinem Gebrauche, sondern bestritt seine Ausgaben aus seinem Vermögen. Von seiner Stellung, von der Wichtigkeit seines Amtes hatte er gewiß eine hohe Ansicht; der heilige Petrus und sein Nachfolger, meinte er, sei über alle Reiche, die Fürsten nur über einzelne gesetzt, er, als Priester, herrsche über die Seelen, der Fürst über die Leiber. Nun war aber ganz allein durch die weltliche Macht des Kaisers das Papstthum sehr eingeschränkt worden; darum wollte Innocenz III. die Herrschaft der Deutschen in Italien brechen. Somit wird hier nicht ein Kampf um die Vorrechte, um das Princip geführt, sondern um Territorien. Und vortrefflich gelang ihm sein Plan, denn bald hatte er sich den Kirchenstaat unterworfen, und Neapel und Sicilien mußte ihm, den Constanze vor ihrem Tode zum Vormunde Friedrich's II. erbeten hatte, als solchem gehorchen.

So wie er im eigenen Lande nur fest stand, richtete er sein Augenmerk auf Deutschland, und da es jedem der beiden Könige um die Anerkennung des Papstes zu thun war, ehrten ihn beide Parteien. Er entschied sich nicht für den Hohenstaufen, sondern für den scheinbar gefügigen und demüthigen Welfen; aber trotz dieser Hülfe unterlag dieser doch in der Dauer des Kampfes, so daß selbst der Papst mit dem sanften und gemäßigten Könige Philipp in Unterhandlung trat. Und gerade da, als Alles für ihn sich günstig gestaltete, als ihm, dem reich Begabten, eine schöne Zukunft zu winken schien, da traf ihn im Jahre 1208 der Mordstahl Otto's von Wittelsbach (Bild III).

Es rüstete in der Mitte des Sommers der Hohenstaufe ein mächtiges Kriegsheer, um von Franken aus gegen die braunschweigischen Lande Otto's einen Zug zu unternehmen, und hatte Bamberg zum Sammelplatz für seine Truppen bestimmt.

Während das Heer zusammengezogen wurde, feierte der König die Hochzeit seiner Nichte mit dem Herzoge von Meran. Als er die schöne Braut zum Traualtar geführt und der Einsegnung der Ehe beigewohnt hatte, da überließ er die Gäste dem Jubel des Festes und suchte, von leichtem Unwohlsein befallen, Ruhe und Erholung an dem heißen Mitsommertage in der bei Bamberg gelegenen, reizenden Altenburg. Und wie der König, auf einem Lotterbettlein liegend, weil ihm eine Ader geschlagen war, mit dem Bischof von Speier und seinem getreuen Truchseß von Waldburg in angenehmem Gespräche sich ergötzte, ließ sich draußen, Einlaß begehrend, die Stimme des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach vernehmen. Der König gestattete ihm den Zutritt, denn die Wittelsbacher waren ihm und den Seinen stets getreu und hold. Kaum aber befand sich Otto im Gemache, so zog er das

Schwert und stürzte auf Philipp los, der ihm zurief, daß hier nicht der Ort sei, das Schwert zu entblößen. Eilig sprangen die unbewaffneten und erstaunten Freunde Philipp's zu, hatten aber doch nicht verhindern können, daß von dem Tobenden der Herr verwundet ward. Die Wunde, wenn auch nur klein, war an so gefährlicher Stelle, daß sie den Tod veranlaßte.

So starb der edle und schöne Mann, hingeopfert von einem wilden Wüstlinge, und überließ mit seinem Tode dem Gegner Krone und Reich. Für diesen hatte sich Innocenz III. gleich anfangs erklärt und nahm sich seiner, weil er keine zwiespältige Kaiserwahl wünschte, auch ferner eifrig an. Als Otto IV. nach Italien kam, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, erkannte er in einer Urkunde das, was er dem Papste schon früher verwilligt hatte, im Jahre 1209 nochmals an (Bild II) und empfing dann von Innocenz die Krone. Doch dauerte das gute Einverständniß nicht lange; bald brachen in Rom Händel zwischen Deutschen und Römern aus, bald nahm Otto die Mathildischen Güter in Anspruch; er forderte Perugia und Viterbo, und als Innocenz III. sich beklagte, pochte er auf sein gutes Recht. Da that ihn der Papst in den Bann und erhob den schon gewählten König Friedrich II. gegen ihn. Dieser kam mit einem kleinen Heere im Jahre 1212 über die Alpen und gewann bald viele Fürsten, weil er freigebig ihre Machtbefugniß erweiterte. Doch hätte sich Otto IV. noch lange gegen ihn halten können, wenn er nicht aus Liebe zu seinem Vetter, dem englischen Könige Johann ohne Land, Philipp II. August von Frankreich angegriffen und gegen ihn im Jahre 1214 die Schlacht bei Bouvines verloren hätte. Diese Niederlage wirkte so nachtheilig auf seine Stellung in Deutschland ein, daß er fortan unbeachtet in seinen Erbländern lebte. Er starb auf der Harzburg im Jahre 1218.

Friedrich II. hatte bei der Krönung seinem Wohlthäter, Innocenz III., versprochen, einen Kreuzzug zu unternehmen und niemals Süditalien mit Deutschland zugleich zu beherrschen, sondern ersteres seinem ältesten Sohne zu übergeben. So lange Innocenz lebte, bis zum Jahre 1216 nämlich, konnte er Beides nicht erfüllen, da er noch immer mit Otto IV. zu kämpfen hatte. Als der nun gestorben war, mahnte ihn Papst Honorius III. an sein Versprechen; doch Friedrich wich aus. Weil Philipp von Schwaben, Otto IV. und auch er, um nur die Fürsten zu gewinnen, viel Reichsgut verschenkt und dadurch des Kaisers Macht untergraben hatten, so konnte er seine Macht nicht mehr auf Deutschland gründen, ebenso wenig aber auf Norditalien, und somit war er ganz natürlich auf Neapel und Sicilien hingewiesen. Deshalb ließ er seinen Sohn Heinrich zum deutschen König wählen, übergab ihm die Verwaltung des Reiches und behielt sich selbst Süditalien vor. Da war viel zu ordnen und zu schlichten, denn während des König's Minderjäh-

rigkeit und seiner Abwesenheit hatte sich überall Fehde erhoben. Honorius III. war ein milder Mann, und um dem Könige Zeit zu geben, das Alles auf's beste zu ordnen, verschob er den Kreuzzug bis zum Jahre 1227. In diesem Jahre starb er gerade und man wählte einen Signia, einen Verwandten Innocenz III., zum Papste, der sogleich durch die Annahme des Namens Gregor IX. (Bild IV) anzeigte, in welchem Sinne er regieren wolle. Er mahnte alsbald Friedrich II. an sein Versprechen und tadelte ihn mit scharfen Worten ob seiner Zögerung. Da fühlte der Kaiser, hier müsse er gehorchen, und sammelte deshalb im August des Jahres 1227 ein großes Heer in Apulien. Das Heer schiffte sich ein und mit ihm Friedrich II. Man war aber kaum ein paar Tage auf dem Meere, so erklärte der Kaiser, er könne die Fahrt nicht länger ertragen, denn er fühle sich zu krank. Deshalb landete er und ging in die Bäder nach Puzzuoli. Ob das Wahrheit oder nur ein Vorwand gewesen, wer kann es wissen? Wichtig war es jedenfalls für Friedrich, zurückzukehren, denn er hatte vor kurzer Zeit, wie sein Großvater, den Kampf gegen die lombardischen Städte begonnen. Um beider Ursachen willen that ihn Gregor IX. in den Bann (Bild IV).

Trotzdem zog Friedrich II. doch in das heilige Land, und da ihm Gregor IX. überall hindernd entgegentrat, im Morgenlande die Christen, namentlich die Ritterorden, gegen ihn aufregte, und in Italien Neapel verwüstete, so nahm er das geschickt zum Vorwande, um den Papst anzugreifen. Und dieser Angriff hatte deshalb noch um so größeres Gewicht, weil es dem Kaiser trotz aller jener Hindernisse gelungen war, mit dem Sultan Kamel einen höchst günstigen Vertrag abzuschließen, wonach die Stadt Jerusalem abgetreten wurde. Diesen günstigen Erfolg erlangte er deshalb so leicht, weil sein Ruhm unter den Orientalen groß, ja fast noch größer war, als im Abendlande. Er war nämlich sehr wenig kirchlich gesinnt und neigte sich zu einer Anschauungsweise, die bis zu einem gewissen Grade hin nur zu loben ist; oder kann wohl ein Fürst getadelt werden, wenn er Unterthanen, die einem andern Glaubensbekenntnisse als dem seinigen anhängen, ungestört ihrer Ueberzeugung leben läßt? So hatte Friedrich II. die in Sicilien wohnenden Muhamedaner behandelt und deshalb an ihnen auch treue Anhänger und brauchbare Kämpen gegen den Papst gefunden. Diese Milde und Freundlichkeit trug ihm damals im Oriente reiche Frucht und hat später seinen Nachkommen noch mannigfachen Nutzen gewährt. Aber Friedrich II. ging doch wohl über die feine Scheidelinie hinaus, und statt Toleranz zu üben, weil die Milde des Christenthum's sie gebietet, war er so nachsichtig, weil jede positive Religion ihm gleichgültig und er philosophischen Doctrinen als seinem Dogma ergeben war. In das Innere des Herzens sieht zwar allein der Herr, die Thaten aber unterliegen auch menschlicher Beurtheilung. Und da

kann man nur sagen, daß er sich von der herrschenden Idee vielleicht zu sehr befreite, nach welcher der Staat ein christlicher und geistlicher sein müsse. Er faßte ihn mehr so auf, als sei er zu dynastischen Zwecken vorhanden und müsse, weil er dem Irdischen diene, auch durch mechanische Mittel geeinigt und gefestigt werden. In Deutschland — das fühlte er — war diese Idee nicht durchzuführen; darum überließ er dieses Land seiner eigenthümlichen Entwickelung; aber seine Erblande ordnete er in diesem Sinne. Da hat er Großes geschaffen und vortreffliche Einrichtungen gemacht.

Dieser auf's Irdische gerichtete Sinn leitete ihn denn auch zu der Naturwissenschaft, und man fand deshalb an seinem Hofe eine reiche Auswahl fremder Thiere; man fand da Sterndeuter und berühmte Aerzte, und diese Neigung verknüpfte ihn noch mehr mit den Muhamedanern, unter denen ja alle diese Künste blühten. Diese Vereinigung des Abend- und Morgenlandes verlieh seiner Hofhaltung den romantischen Zauber, der sie so berühmt gemacht hat. Wahrlich! ein fröhliches Leben herrschte in jenen prachtvollen Schlössern des Südens, in denen der König weilte. Die Fülle irdischen Genusses fand man da, eine wohlbesetzte Tafel, lustiges Waldleben, und alles das verschönt durch Sänger und Künstler.

So wie Friedrich II. aus dem Morgenlande heimgekehrt war, befreite er Neapel von den Schlüsselträgern, den Söldnern des Papstes, und bedrängte diesen selbst so, daß er im Jahre 1230 mit ihm Frieden schloß. Nachdem er dann seine Erbstaaten geordnet, ging er nach Deutschland, wo sein ältester Sohn, Heinrich, verführt durch schlechte Gefährten und die Feinde des Kaisers, an den Papst und die lombardischen Städte sich gewandt hatte, setzte ihn ab und hielt ihn, bis er starb, in Gefangenschaft (das kleine Bild über Bild VI). Bei dieser Gelegenheit gewann er die Fürsten durch Abtretung vieler Kronrechte, wodurch sich ihre Landeshoheit bedeutend entwickelte, und zwar geschah das auf Kosten der Städte, denen die Hohenstaufen überhaupt nicht hold waren. Darum hat er auch fortwährend gegen die lombardischen Städte und den mit ihnen verbündeten Papst gekämpft; hin und her wogte da der Streit; bald siegte die eine, bald die andere Partei, und so sehr fesselten diese Angelegenheiten den Kaiser, daß er Deutschland's fast ganz vergaß und nichts gegen die drohende Uebermacht der Mongolen unternahm.

Die Mongolen oder Tartaren sind ein den Hunnen verwandtes Volk und wohnten zu Anfang des dreizehnten Jahrhundert's als Nomaden in der großen asiatischen Hochebene. Sie wählten auf einer allgemeinen Versammlung im Jahre 1206 den Temudschin, den Sohn eines Chans, zum Tschingis-Chan (d. h. Chan aller Chane) und drangen nun zuerst gegen China vor, dessen Nordhälfte sie auch eroberten; dann zerstörten sie das große chowaresmische Reich, welches vom

Caspi-See bis nach Indien reichte, und drangen von da weiter gen Osten nach Rußland vor.

Nach Tschingis-Chan's Tode theilten seine vier Söhne das Reich, und während drei derselben in Asien weiter um sich griffen, brach der vierte, Batu, welcher die Gegenden am Ural und an der Wolga beherrschte, gegen Europa auf. Die russischen Reiche, vielfach getrennt und durch innere Fehden geschwächt, setzten ihm keinen Widerstand entgegen, so daß er Moskau und Wladimir verbrannte, Kiew zerstörte und dann mit seinen Schaaren über Polen und Ungarn hereinbrach. Schrecklich wütheten diese Horden, und überall, wohin sie sich wandten, ward das Land zur Wüste. Ein Haufe zog auch nach Schlesien. Da fanden aber die Barbaren an der eisernen Ritterschaft des Abendlandes einen ganz andern Feind, als sie ihn bis hierher jemals noch getroffen. Bei Liegnitz sammelte nämlich der fromme und tapfere Heinrich, der Fürst jenes Ländchens, ein großes Heer, und zu ihm eilten alle benachbarten Herrscher. In fünf Abtheilungen stürmten die Mongolen gegen die Christen heran, und in ebensoviel Schaaren getheilt, traten ihnen diese gegenüber. Die erste bestand aus denen, welche das Kreuz genommen hatten, um diese Feinde des Christennamens zu bekämpfen; sie fochten unter dem Mährenfürsten Boleslav. In der zweiten stand der Adel Großpolen's und Cracau's, geführt von dem Palatin von Cracau, in der dritten Herzog Micislaus von Oppeln und Ratibor mit seinen Rittern; die vierte befehligte der Deutschmeister, denn sie war fast ganz aus Rittern seines Ordens gebildet; an der Spitze der fünften, die in bunter Mischung Schlesier, Polen und deutsche Söldner enthielt, stritt Herzog Heinrich von Liegnitz selbst. Im April des Jahres 1241 wurde die gewaltige Schlacht in der Nähe von Liegnitz bei Wahlstatt geschlagen, und wenn die Christen in ihr auch nicht den Sieg davontrugen, so schüchterte der gewaltige Widerstand die Mongolen doch so ein, daß sie fernerhin keinen Zug mehr in diese Gegenden unternahmen (Bild X, ein Denkstein). So war Deutschland ohne den Kaiser gerettet und immer mehr gewöhnte es sich, des einigenden Hauptes zu entbehren.

Gerade damals hatte Friedrich II. den alten Papst Gregor IX. auf's härteste bedrängt. Dieser berief nun ein Concil nach Italien, um seine Sache so der gesammten Christenheit an's Herz zu legen; doch Friedrich versperrte die Pässe und ließ die Geistlichen nicht nach Rom. Während dieser Wirren starb der fast hundertjährige Oberhirt der Christenheit, und nachdem Cölestin III. nur kurze Zeit sein Nachfolger gewesen war, wurde im Jahre 1243 der Cardinal Sinibald Fiesco da Lavagna zum Papste gewählt. Dieser hatte sich bis dahin immer dem Kaiser freundlich gezeigt, aber Friedrich II. wußte wohl, daß das sich nun ändern würde; darum sagte er, er habe einen Freund unter den Cardinälen verloren und einen

feindlichen Papst gewonnen. Und daß er richtig geurtheilt, zeigte der Neuerwählte dadurch, daß er den Namen Innocenz IV. annahm. Der Kaiser begann alsbald die Unterhandlungen und gab in ihnen bedeutend den Wünschen des Papstes nach; doch zerschlug sich der endliche Abschluß an der Regulirung der lombardischen Verhältnisse. Während dessen entfloh Innocenz, da er sich in Rom nicht mehr sicher glaubte, zuerst nach Genua, und als er auch in dieser Stadt vor des Kaisers Anhängern zitterte, flüchtete er nach Lyon. Lyon war gewiß für ihn ein geeigneter Ort, denn die Stadt gehörte zwar eigentlich zu Deutschland, stand aber unter ihrem Erzbischof fast selbstständig da. Dorthin berief er zum Jahre 1245 ein Concil. Hier vertrat den Kaiser sein geistreicher Kanzler, Thaddäus von Suessa, und protestirte in schönen Reden und feinen Schriftstücken namentlich gegen die weltliche Gerichtsbarkeit der Geistlichen. Doch rettete das Alles den Kaiser nicht, er kam in den Bann. Seitdem trat ihm nun überall mit großer Thätigkeit und Umsicht der Papst entgegen, er verführte ihm höchst wahrscheinlich seinen treusten und liebsten Freund, Peter von Vineis, zur Untreue, ja er stellte im Jahre 1246 den Heinrich Raspe, den Landgrafen von Thüringen, als Gegenkönig auf. Wenn aber auch Friedrich II. sich den guten König Ludwig IX. von Frankreich gewann, der wohl die Kirche, aber nicht das Priesterregiment liebte, wenn er auch England auf seine Seite zog, weil es über die Erpressungen des Papstes zürnte, so half das Alles nicht viel, als er im Jahre 1249 eine Schlacht gegen die Lombarden verlor, als ihm sein Kanzler Thaddäus starb und sein Lieblingssohn, der schöne, blondgelockte König Enzio, von den Bolognesern gefangen genommen wurde. Dieser Unfall brach ihm das Herz, und so starb er im Jahre 1250 in Apulien. In der Hauptstadt von Sicilien, in Palermo, liegt unter prächtigem Porphyrdenkmal der geistesmächtige Hohenstaufe.

Nach seinem Willen folgte ihm der zweite Sohn, Conrad IV., der in Deutschland für seines Hauses Rechte in jener Zeit kämpfte, wo nach dem Tode Heinrich Raspe's Wilhelm von Holland als König an die Spitze der den Hohenstaufen feindlichen Partei getreten war. Diese Abwesenheit des jungen Königs benutzte der Papst und erregte in Neapel und Sicilien heftige Unruhen. Aber er fand da einen ebenbürtigen Gegner in dem achtzehnjährigen Bastardssohne Friedrich's, in Manfred. Weil Conrad IV. in Deutschland keine Mittel mehr hatte, um Wilhelm von Holland mit Energie zu bekämpfen, so zog er in sein Erbland Apulien. Und wirklich gelang es ihm, sich festzusetzen, es gelang ihm, Geld zu erwerben und ein Heer zu sammeln, denn er wußte wohl die Italiener zu behandeln. Wie er aber sie zu regieren gedachte, das zeigte er, als er dem Rosse, welches den Marktplatz zu Neapel schmückte, einen Zügel anlegen ließ (Bild XII).

Sein deutsches Vaterland sah er jedoch nie wieder; er starb in Italien im Jahre 1254. Von allen ebenbürtigen Hohenstaufen lebte nur noch ein kleines Knäblein, Conradin, der Sohn Conrad's IV. Daß er wegen seiner Jugend über Deutschland nicht herrschen könne, das war klar; daß aber auch die Partei der Hohenstaufen sich nicht Wilhelm von Holland fügte, sondern einen andern Kaiser wählte, darf wohl nicht befremden. Damit beginnt nun die Zeit des sogenannten Zwischenreiches, des Interregnums, in der drei Kaiser gewählt waren, doch keiner von ihnen allgemein anerkannt wurde.

In Süditalien kämpfte Manfred zuerst für Conradin, und zwar mit Glück, wobei ihn die Muhamedaner getreulich unterstützten. Er nahm während des Streites im Jahre 1260 die Krone an. Da die Päpste ihn mit den Mitteln, über welche sie bis dahin geboten, nicht hatten unterwerfen können, so kam Urban IV. auf den Gedanken, einem fremden Prinzen aus päpstlicher Machtvollkommenheit die Krone anzubieten. Deshalb wandte er sich zuerst an England, dann an Ludwig IX. von Frankreich, doch ohne Erfolg. Endlich fand der Papst Gehör bei Karl von Anjou, der weit weniger gewissenhaft sich zeigte, als sein königlicher Bruder Ludwig IX. Ehe aber die Unterhandlungen zu einem Abschluß gediehen, starb Urban IV., und an seine Stelle kam Clemens IV., der sie beendete. Da kam denn Karl von Anjou mit seinen Provençalen, die sich in Italien bereichern wollten, schlug den Manfred im Jahre 1260 bei Benevent, und bald war das Land sein.

Um die Ritter zu belohnen, welche mit ihm gezogen waren, bildete er neue Baronieen und vergabte sie, dann aber legte er drückende Steuern auf und ließ das Volk von einer gewaltigen Beamtenhierarchie aussaugen, so daß es bald einsah, wie deutsche Grobheit und Gutmüthigkeit besser sei, als französische Habsucht und herzlose Eitelkeit. Da rief man denn von allen Seiten den Conradin, man schickte ihm aus Italien Geld und lockte ihn nach Süden, wo die Meisten seines Geschlechtes erlegen waren. Will man ihn verdammen, daß er dem Rufe folgte? In Deutschland erblühte ihm wenig Wonne; seine Erbgüter waren fast alle dahin, so daß er am Hofe seines finstern Oheim's, Ludwig's des Strengen von Baiern, freudenlose Tage verleben mußte. Darum verpfändete er Alles, was er besaß, warb damit ein Heer und zog so über die Alpen. Zwar that ihn Papst Clemens IV. alsbald in den Bann, doch der junge, schöne Mann gewann Alles durch seine Liebenswürdigkeit und kam glücklich bis nach Süditalien. Dort aber unterlag er im Jahre 1268 in der Schlacht bei Tagliacozzo und entfloh nur unter vielen Gefahren verkleidet mit seinem Freunde, Friedrich von Baden, den drängenden Feinden. Auf der Flucht selbst wurde er von einem Frangipani verrathen und an Karl von Anjou ausgeliefert. Ueberall erregte des Jüngling's Schicksal das lebhafteste Interesse, so

daß alle die Richter, vor welche Karl seinen Gefangenen stellte, mit Ausnahme Eines Mannes, für ihn sich erklärten. Nur die eine Stimme verurtheilte beide Fürsten zum Tode und ihr gehorchte Karl von Anjou. Auf dem Markte zu Neapel sank unter dem Schluchzen der zuschauenden Menge zuerst das Haupt Friedrich's von Baden und dann folgte Conradin, der mit den Worten starb: „O Mutter, welche Schreckenskunde wirst Du von mir hören!" (Bild XIII).

Die Zeit, in der die Hohenstaufen über Deutschland herrschten, wird mit Recht als eine Glanzperiode unseres Vaterlandes gefeiert. Damals war in Wahrheit der Höhepunkt des Mittelalters, damals die erste Blütheperiode deutscher Literatur und Kunst. Aber vergessen wollen wir dabei doch nicht, daß diese Blüthe durch Einen Stand hervorgerufen wurde und sich vorzugsweise auch nur an diesen knüpfte. Wir wollen stets im Auge behalten, daß die Hohenstaufen die Repräsentanten dieses Standes sind, um dann die spätere Entwickelung deutscher Verhältnisse nicht als Verderben, sondern als Fortschritt und Vertiefung ansehen zu können. Und dieser Stand ist der Ritterstand.

Er beruhte auf dem Dienste zu Roß und umschloß in den abendländischen Reichen alle die, welche durch eigenes, größeres Besitzthum oder durch größere Lehen im Stande waren, den Reichsdienst beritten zu leisten.

Früher, zu Karl's des Großen Zeit, finden wir die ärmeren Freien als Fußknechte im Heerbann, doch ersehen wir aus dem, was ich über Arnulf mitgetheilt habe, daß hundert Jahre später der Dienst zu Roß bei den Franken der gewöhnliche war. Wir erfahren dann, daß Heinrich I. und Otto I. in den Kriegen mit den Magyaren vorzugsweise Reiterei gebraucht haben, und wir wissen ferner, daß in den Kreuzzügen nur das berittene Gefolge der Fürsten entscheidend wirkte. Dadurch trat die Wichtigkeit des ärmeren Freien immer mehr zurück; er wurde nach und nach zum Lehnsmanne herabgedrückt und selbst, wo er sich in seinen Rechten erhielt, sah ihn der zu Roß Dienende bald nicht mehr als ganz ebenbürtig an. Zwar konnte jeder Freie ein Lehen erhalten, welches zum Reiterdienst verpflichtete, indessen wurde es Sitte, solch ein Lehen nur den Nachkommen der Männer zu geben, die schon den Reichsdienst zu Roß geleistet hatten. Diese Abschließung des Ritterstandes gegen den freien Bürger hatte im elften Jahrhundert bereits eine gewisse Festigkeit erlangt. Der Ritterstand übte sich fleißig in Turnieren. Man glaubt und hat oft behauptet, daß Heinrich I. sie eingerichtet habe; doch ist das ein Irrthum, denn wir finden schon im Jahre 842 ein vollständiges Turnier erwähnt. Da reiten am Carolingerhofe Deutsche, Aquitanier, Bretonen und Lothringer gegen ein=

ander in Quadrillen. Diese Turniere benutzte man später zur Adelsprobe, denn man ließ bald nur diejenigen zu, welche ihre Ritterbürtigkeit nicht blos dem Rechte nach beweisen, sondern auch darlegen konnten, daß ihr Geschlecht in der äußeren Haltung sie bewahrt habe.

Fester geschlossen wurde dieser Stand der Ritterbürtigen durch die Kreuzzüge. Es hatte sich nämlich das Ritterwesen von Frankreich aus durch die Eroberungen der Normannen auf England, Süditalien, Sicilien und Portugal übertragen, und gleichartig hatte sich im Kampfe gegen die Mauren durch ganz Spanien hin der Ritterstand entwickelt. Als nun die Kreuzzüge alle Nationen Europa's zusammenführten, da lernte sich der Ritterstand im Morgen- und Abendlande als ein überall vertheiltes und trotzdem doch zusammenhängendes und gleichgestelltes Adelsvolk im Gegensatze der übrigen Stände kennen. Was verlangte man nun vom ausgebildeten Ritter? Zweierlei vorzüglich: 1) die kunstmäßige Führung der Waffen und 2) die christliche Haltung des Lebens.

Wenn der wehrhafte Edelknecht, der damoiseau, die Waffen gut zu führen verstand und wenn er bis in sein mannbares Alter keinen Makel unchristlichen Lebens auf sich geladen hatte, dann wurde er seit dem ersten Kreuzzuge nach einem feierlichen, öffentlichen Gelübde unter bestimmten Cäremonieen in den Ritterstand aufgenommen.

Um uns klar zu machen, wie das geschah, wollen wir dem Chronisten nacherzählen, was er von dem Ritterschlage König Wilhelm's von Holland berichtet.

„Aber da", sagte er, „der Jüngling zur Zeit seiner Erwählung noch ein Knappe war, so wurde, ehe man ihn zu Aachen krönte, in Eile Alles bereitet, was zum Ritterschlage nothwendig war. Als das in einer Cölner Kirche zubereitet war, hörte man zuerst eine feierliche Messe, dann führte den jungen Knappen der König von Böhmen vor den Cardinal und bat ihn, er möge gnädig das Gelübde des Jüngling's annehmen, damit er nach Ablegung desselben in den Ritterorden aufgenommen werden könne. Der Cardinal aber, welcher im feierlichsten Schmucke sich da befand, erklärte zuerst dem Knappen die Pflichten eines Ritters: ein solcher müsse sein großherzig, edelgeboren und freigebig, herrlich und tüchtig, er müsse tagtäglich zur Erinnerung an das Leiden Christi die Messe hören, müsse für die Religion kühnlich sein Leben einsetzen, die heilige Kirche mit allen ihren Dienern von allen Widersachern befreien, er müsse Wittwen und Waisen in ihrer Noth beschützen, ungerechte Kriege vermeiden, für die Befreiung jedes Unschuldigen kämpfen, Turniere nur der ritterlichen Uebung wegen besuchen, er müsse dem römischen Kaiser in weltlichen Angelegenheiten treu sein, Lehnsgüter dem Reiche nicht entfremden, mit Einem Worte: unsträflich vor Gott und den Men-

schen auf dieser Erde wandeln. „„Wenn Du das““, fuhr der Cardinal fort, „„demüthig im Herzen getragen und nach Deiner Kraft sorglich erfüllt hast, dann wirst Du weltliche Ehre auf Erden und nach diesem Leben ewige Ruhe im Himmel Dir verdienen.““ Darauf legte der Cardinal die gefalteten Hände des Jüngling's auf das Meßbuch und sprach dazu: „„Willst Du nun im Namen des Herrn demüthiglich in den Orden eintreten und die Dir erklärte Regel desselben erfüllen, so viel in Deinen Kräften steht?““ Und es antwortete der Knappe: „„ich will es.““ Da überreichte der Cardinal folgendes Gelöbniß dem Knappen, welches dieser laut vor der Versammlung also las: „„Ich, Wilhelm, Graf von Holland, freier Vasall des heiligen römischen Reiches, ich schwöre Gehorsam der Regel des Ordens in Gegenwart meines Herrn, des Cardinaldiaconen Petrus ad Velum Aureum, der da Legat des apostolischen Sitzes ist, auf dieses heilige Evangelium, welches ich mit der Hand berühre.““ Es antwortete der Cardinal: „„Wenn Du das immer demüthig anerkennest und befolgest, werden Dir in Wahrheit Deine Sünden vergeben sein.““ Nachdem dies Alles vorangegangen, führte der König von Böhmen einen Schlag auf den Nacken des Jüngling's und sprach dazu also: „„Zur Ehre des allmächtigen Gottes mache ich Dich zum Ritter und nehme Dich gern in unsere Genossenschaft auf; aber denke daran, daß der Heiland der Welt vor dem Hohenpriester Deinetwegen verhöhnt und verspottet, daß er vor dem Statthalter Pilatus mit Geißeln gezüchtigt und mit einem Dornenkranze gekrönt, daß er vor allem Volke nackt und blutend an's Kreuz gehängt ist; an alle diese Schmach magst Du immer denken, magst sein Kreuz auch auf Dich nehmen und seinen Tod rächen.““ Nach dieser Feierlichkeit rannte der neue Ritter unter Trompetenton und Cymbelnklang dreimal im Tyost mit des König's von Böhmen Sohn und kämpfte auch gegen ihn mit blankem Schwerte; dann hielt er einen herrlichen Hof drei Tage lang und beschenkte Alles reichlich mit einer Fülle von Gaben.“

Eine Cäremonie, wie die eben geschilderte, stellt uns der Künstler im siebenten Bilde dar, wo König Balduin II. von Jerusalem in Gegenwart des Patriarchen Guarmund und anderer hoher Edelleute einem Knappen den Ritterschlag ertheilt.

Um nun die jungen Edelleute zu diesem letzten hohen Ziele gelangen zu lassen, dazu gehörte eine ganz eigenthümliche Art und Weise der Erziehung. Der Knabe nämlich blieb ganz der Zucht der Frauen überlassen, bis er ein „junkherrelin“ oder ein „garzun“ geworden, also etwa bis zum neunten oder zehnten Jahre; dann kamen die Söhne des ärmeren Adels an die Höfe der Fürsten und wurden mit den Fürstensöhnen zusammen durch besondere Zuchtmeister unterrichtet, denn der Vater selbst, glaubte man, könne den Sohn nicht gut erziehen. War der „garzun“ vierzehn oder

achtzehn Jahre geworden, dann machte man ihn wehrhaft und dadurch zu einem Edelknecht, Knappen oder Junker. In diesem Stande blieb mancher Edelmann sein Leben lang und wurde niemals Ritter. Ebenso wurden die Frauen des Ritterstandes in ihrer Jugend meist auch einem Kloster oder einem Fürstenhofe zur Erziehung übergeben.

Diese wenigen Bemerkungen werden uns wohl klar machen, wie sehr wichtig für die Ausbildung der Ritter eines bestimmten Landes der Fürstenhof sein mußte, und wie sehr viel dafür die Hohenstaufen gewirkt haben. Denken wir nur an die glänzenden Ritterfeste, welche sie veranstalteten. Zwei Feste sind es besonders, von denen Mit- und Nachwelt viel gesprochen und gesungen hat; das eine veranstaltete Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1184 zu Mainz und das zweite sein Enkel, Friedrich II., als er sich mit Isabella von England zu Worms vermählte (Bild V). Von dem ersten spricht der Dichter der Aeneide, Herr Heinrich v. Veldecke, also:

ichne vernam von hôchzîte
in aller wîle mêre
die alsô grôz wêre,
alse dô hete Ênêas;
wan die dâ ze Mênze was,
die wir selbe sâgen
dô der keiser Frîderîch
gab zwein sînen sunen swert.
manc tûsent marke wert
verzeret wart und gegeben.
ich wêne alle die nû leben
nicheine grôzer habn gesehn:
ichne weiz waz noch sole geschehn:
des kan ich ûch niet bereiten.
ich vernam von swertleiten
nie wêrlîche mêre
dâ sô manc vurste wêre
und manger slachte lûte.
ir lebet genuoc noch hûte,
die ez wizen wêrlîche.
dem keiser Frîderîche
geschach sô manc êre
danz man jemer mêre
wunder dâvon sagen mac
bîz an den jungesten tac
âne lugene vur wâr.
iz wirt noch uber hundert jâr
von îme gesaget und geschriben
hie sîn die rede nû beliben.

Dahin waren so viel Ritter geströmt, daß die Stadt ihre Menge nicht faßte und Friedrich für seine Gäste ein lustiges Zeltlager auf den grünen Wiesen bei Mainz aufschlagen ließ. Ebenso prächtig war das zweite Fest. Kaiser Friedrich II. hatte seine zweite Gemahlin, Jolante, schon vor dem Antritte seines Kreuzzuges verloren und gedachte sich wieder zu verheirathen. Auf den Vorschlag Papst Gregor's IX. warb er um Isabella, die Schwester König Heinrich's III. von England, und erhielt das Jawort der schönen Fürstentochter. Sie landete im Jahre 1235 in der Rheinmündung und zog diesen Fluß aufwärts dem Kaiser entgegen. Ueberall empfing man sie mit der höchsten Auszeichnung, vorzüglich aber in Cöln, der reichen Handelsstadt am Rhein. Wenn sie sich einer Stadt näherte, zog ihr Alt und Jung entgegen und geleitete sie, während die Ritter ihr zu Ehren auf dem Zuge gleichsam ein ununterbrochenes Ritterspiel aufführten. Unendlich oft wird Aehnliches im Nibelungenliede geschildert. Das Wunderbarste und Schönste von Allem war aber doch das, daß man prächtige Schiffe auf trockenem Boden dahersegeln sah. Die Thiere, welche sie zogen, waren nämlich unter großen, überhangenden Decken verborgen und in den Schiffen saßen Geistliche, welche zum Orgelton sanfte Gesänge erklingen ließen. Schon zur Heidenzeit findet sich etwas Aehnliches in diesen Gegenden; da zimmert man auch ein Schiff in Ripuarien und führt es über Mastricht, Lüttich, Tongern u. s. w. Und auf diese Cölner Fahrzeuge berufen sich die Dichter und lassen ihre Helden in ähnlicher Weise den Frauen dienen. So liegt uns ein Gedicht mit der Ueberschrift „Mauritius und Beamunt" vor, in dem äußerst lebhaft und anziehend der Bau eines solchen Schiffes geschildert ist. Ich hebe nur die eine Stelle heraus:

Er brâhte drin mit liste, daz ez lûtzel liute wiste,
ros, diuz ziehen solten, wan sie varn wolten.
zwischen tuochen und den diln dâ rihte man dô siln
und spiste diu ros dar in daz was ein kundiger sin,
daz dar ûs nieman gesach, daz dâ inwendic geschach,
sie machtenz alsô tougen, der ez sach mit ougen,
der swüere wol, es waere ein troum u. s. w.

Dann empfing der Kaiser seine schöne Braut in Worms (Bild V) und feierte mit beispielloser Pracht seine Vermählung. Außer den Fürsten und Rittern fanden sich da Sänger und Dichter, überhaupt fahrende Leute in großer Menge ein. Darum hat der Künstler in den Vordergrund unter die, welche zum Empfange dastehen, auch den Wolfram von Eschenbach und den Walther v. d. Vogelweide hingestellt.

Da in dieser Periode überhaupt nur der eine Stand, der der Ritter, und zwar vorzugsweise in Süddeutschland, heraustritt, wo hingegen die andern Stände weniger bedeutend sind und eine Zeit lang fast vergessen scheinen, bis sie später um

so bedeutender aus dem Dunkel wieder auftauchen, so wird es uns nicht wundern dürfen, daß auch die Poesie damals ihre Stütze an diesem Stande und ihre Heimath im Süden unseres Vaterlandes fand. Somit heißt die Poesie dieser Periode mit Recht die „höfische“. Das höfische Epos dieser Zeit entlehnt seinen Stoff nicht aus den Sagenkreisen des Vaterlandes, sondern aus solchen, welche dem romanischen Westen Europa's angehören. Dieses fremde Material aber wird vom deutschen Geiste aufgenommen, mit seiner Tiefe erfüllt und so zu etwas Neuem und Deutschem umgeschaffen. Und der tiefste von all' diesen Epikern ist unstreitig Herr Wolfram von Eschenbach, welcher in seinem Parcival die Zweifel des christlichen Gemüthes und ihre Lösung im Glauben mit großer Fülle und Schärfe der Gedanken dargestellt hat. Neben dem Epos blüht ebenso schön die lyrische Poesie, der Minnegesang, welcher vornämlich „den Frühling, die Liebe und den Wein“ in lieblichen Weisen und Tönen feierte. In diesen Dichtungen spricht sich nun hauptsächlich die Verehrung aus, welche der Ritter den Frauen widmete und die ihren Höhepunkt erreichte in der begeisterten Anbetung unserer lieben Frau, der Jungfrau Maria. Keiner von allen Minnesängern aber hat zur Geige und zur Laute schöner und reiner die Frauen gepriesen, als der sinnige Walther von der Vogelweide. Man höre nur:

Tiutsche man sint wol gezogen:
rehte als engel sint diu wip getan;
swer si schiltet, der ist betrogen,
ich enkan sin anders nicht verstan:
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant, da ist wunne vil:
lange mueze ich leben dar inne!

Haben wir eben den Glanz der weltlichen Herrlichkeit vor unseren Augen erstehen lassen, haben wir die Poesie in ihren erhabensten Vertretern kennen gelernt, so zeigt uns das VIII. Bild die Pracht der geistlichen Herrschaft und die Blüthe der kirchlichen Baukunst.

Im Jahre 1248 nämlich wurde vom Erzbischof Conrad von Cöln im Beisein des Gegenkönig's Wilhelm von Holland der Grundstein zum Cölner Dom gelegt, der als Muster des Spitzbogenstil's seinen Erbauer, den Meister Eberhard, für alle Zeit berühmt gemacht hat. In der christlichen Baukunst des Mittelalters unterscheidet man aber drei Stilarten: 1) den byzantinischen Stil, dessen vollendetes Muster die von Justinian in Constantinopel erbaute Sophienkirche ist, 2) den romanischen oder Rundbogen und 3) den gothischen oder germanischen, auch Spitzbogenstil.

Die wichtigsten Monumente der ersten Stilgattung befinden sich in Italien,

und in Deutschland gehört dazu das Octogon der Münsterkirche in Aachen; die zweite Stilart ist am frühesten und häufigsten im Sachsenland und später in den Rheingegenden zu finden; die dritte entstand im nördlichen Frankreich, wurde dann in die Niederlande und nach England übertragen und fand endlich ihre schönste Ausbildung in Deutschland. Der Grundriß dieser gothischen Dome zeigt die Kreuzesform, welche auch die romanischen Bauwerke haben; ebenso ist ihnen mit diesen die reich geschmückte, dreitheilige Hauptfaçade gemein; aber im Innern haben die gothischen Dome eigenthümliche Pfeiler, indem sich an den runden Stamm derselben Halbsäulen lehnen; sie haben eine reiche Gliederung großer und breiter Fenster; der nicht mehr erhöhte Chor ist mit Seitenschiffen und einem Kapellenkranze umgeben und reicher Farbenschmuck erglänzt von Capitälen, Wänden und besonders in den Glasgemälden der Fenster. Im Aeußern unterscheiden sie sich noch viel mehr von den romanischen Kirchen. Statt massenhafter Mauern erheben sich luftig und schlank die gegliederten Strebepfeiler mit den Strebebogen; da sehen wir an den Kreuzesseiten reich geschmückte Seitenportale; da sind die Façaden durch hoch hinaufreichende Spitzgiebel abgeschlossen und die Portale durch Statuen und Reliefs geschmückt; da ist die Hauptfaçade durch zwei hochragende, den Seitenschiffen entsprechende Thüren ausgezeichnet, welche aus mehreren viereckigen Stockwerken bestehen und auf diesen eine pyramidale achteckige Spitze, aus durchbrochenen Rippen gebildet, in schwindelnder Höhe tragen.

Zuerst war die Baukunst ganz in den Händen der Geistlichen, später aber bildeten sich auch weltliche Baumeister und Steinmetzen aus, die sich zur Bewahrung und Fortbildung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten, so wie zu dem nothwendigen Zusammenwirken bei großen Bauten in Corporationen einigten. Die einzelnen Verbindungen schlossen sich in England im Jahre 926 zu einer großen Maurerbrüderschaft mit eigener Oberbehörde und gemeinsamer Verfassung zusammen. Von England aus verbreitete sich zunächst diese Einrichtung auf die mit jenem Lande in lebhaftem Handelsverkehr stehenden niederrheinisch-friesischen Gegenden; der erste deutsche Baubruder, welcher im Jahre 1099 genannt wird, ist der Friese Pleber, und die älteste uns bekannte Bauhütte die Straßburger, welche unter Erwin von Steinbach für den Vorbau des dortigen Münster's thätig war. Seitdem sich diese Verbindungen, die Bauhütten, gestaltet, entstand Kunstneid und Eifersucht zwischen den Baubrüdern und der Geistlichkeit, weshalb jene die Priester wegen ihres oft ausgelassenen Lebens und Treibens verspotteten und unter sich eine ironische Ansicht von dem Zustande der Kirche ausbildeten. Da sie diese nicht gut offen und klar darlegen konnten, nahmen sie zur Symbolik ihre Zuflucht, und bald, da dies Element unter ihnen wucherte, wurden die Dome sym-

bolische Abbildungen der Welt. Da ist der Boden der Kirche mit seinen eingelegten Delphinen und anderen Meerthieren die Tiefe der Gewässer, über welche sich die Chöre und Kapellen wie das feste Land, die Pfeiler und Säulenfüße wie Inseln erheben. Von ihnen aus aber streben Palmen zum Himmel und erreichen ihn mit ihren Blattgräten. Vom Himmel glänzen zwischen dem Gewimmel der Palmblätter hindurch die Sterne, es schweben Engel und Lichter hernieder. Da sehen wir Weinreben und Löwen als die herrlichen Symbole des Glaubens, da Rosen, Pelikane und Tauben als Symbole der heiligen Liebe und Erbarmung; da finden wir Epheu und Hunde als Bilder der Treue, das Lamm Christi u. s. w. in reichster Mannigfaltigkeit und geschmackvoller Beziehung zu einander durch den ganzen Bau vertheilt. Auch die Edelsteine, welche die aufbewahrten Heiligthümer einfassen, sie haben auch ihre tiefe symbolische Bedeutung, und die heilige Geschichte, die da die ewige Geschichte der Menschheit ist, sie redet allenthalben, von Altären und Wänden, in Gemälden und Bildnereien. So enthält die Kirche alle drei Reiche der Natur: Himmel, Erde und Meer, und die ganze Geschichte, kurz Alles, was geistige Bedeutung gewonnen hat, und in dieser verjüngten Welt waltet der lebendige Geist Christi in der Gemeinde, im Gesang, im Gebet und in heiliger Handlung.

Und nun sieh' auf unserm Bilde die einfachen Leute, welche das Alles so schön und tief erdacht und geschaffen haben, wie sie da knieen in einfacher Tracht mit Axt und Kelle, und freue Dich Deines Vaterlandes und seiner damaligen Blüthe nach allen, allen Seiten hin.

In die damalige Zeit fällt die erste Blütheperiode deutscher Literatur, und ebenso bedeutend tritt die Philosophie des Mittelalters, welche wir die scholastische nennen, im dreizehnten Jahrhundert hervor. Es knüpfen sich in Deutschland die Anfänge wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen an die Thätigkeit der britischen und besonders der angelsächsischen Missionäre, deren Stiftungen, Fulda und St. Gallen, lange Zeit hindurch die Brennpunkte des wissenschaftlichen Lebens waren. Am Hofe Karl's des Großen haben wir als Pfleger der Wissenschaften den Briten Alcuin angetroffen und von seinen Verdiensten schon oben gesprochen. Nun trieb man aber damals doch Alles hauptsächlich mit Rücksicht auf die Kirche und alle Wissenschaften dienten doch im Grunde nur der Theologie. So wird es uns erklärlich sein, daß auch die Philosophie sich mit dogmatischen Fragen beschäftigte. Im neunten Jahrhundert bewegte die Prädestinationsfrage das ganze fränkische Reich und wurde auf verschiedene Weise von Alcuin's gelehrtem Schüler, dem Erzbischof Rabanus von Mainz, und von dem berühmten Johannes Erigena Scotus verstanden und besprochen.

Letzterer begründete in Frankreich eine Richtung des Denkens, die oft mit

den Anschauungen, welche die Kirche verlangte, im Widerspruche stand; seitdem spricht man von einer Philosophie des Mittelalters; er ist der Vater der Scholastik. Während die Kirchenväter mit der Entwickelung des Glaubens zur positiven Lehre beschäftigt waren, fanden die Scholastiker den als Dogma fixirten und nach seinen wesentlichen Punkten entwickelten Glaubensinhalt vor, und das Charakteristische ihrer Philosophie besteht eben darin, daß sie diesen Glaubensinhalt als objective Wahrheit voraussetzt und gelten läßt, hiermit aber zugleich die Tendenz verbindet, denselben denkend zu begreifen. Schon darum, weil die scholastische Philosophie den wesentlichen Inhalt der Erkenntniß voraussetzt, hat sie nothwendig ein sehr einfarbiges Ansehen. Das unfreie Denken vermag keinen dialektischen Gegensatz aus sich zu produciren, durch welchen die Entwickelung mit Entschiedenheit fortgetrieben würde; es kommt zu keinem wesentlichen Gegensatz im Denken selbst, sondern dieser bezieht sich nur auf einzelne Momente und Dogmen der Kirchenlehre, welche in verschiedener Weise näher bestimmt und erläutert werden. Somit ist das Denken vorzugsweise nur formelles Denken. Von bedeutendem Einfluß auf die Ausbildung desselben war aber die nähere Bekanntschaft mit der aristotelischen Philosophie, welche besonders im zwölften Jahrhundert durch die Vermittelung der Muhamedaner in die scholastische Philosophie Eingang fand.

Je selbstständiger sich das Denken entwickelte, destomehr trat ihm der Glaubensinhalt als Object gegenüber, als ein fremder Gegenstand, welchen das Denken nicht als die Darstellung seiner eigenen Innerlichkeit anzuerkennen vermochte. Diese erwachende Energie der Innerlichkeit aber dem äußerlich gewordenen Dogma gegenüber trat ebenso sehr auch in der Form des Glaubens auf, als die subjectiv-mystische Vertiefung in die unendliche Gewißheit der Versöhnung und der Einheit mit Gott.

Daher finden wir neben der philosophischen Richtung eine zweite, die streng-christliche, die freilich auch oft zu weit ging, indem sie viel zu viel Gewicht auf bloße Erbauung legte. Dieser Richtung angehörend, trat schon Angelomus dem Scotus gegenüber und später Bernhard von Clairvaux dem Abälard. Im elften Jahrhunderte bildete sich in der Philosophie ein wirklich spekulativer Gegensatz aus, der zwischen Realismus und Nominalismus, und zwar in dem Streite des Erzbischof's Anselm von Canterbury mit dem Roscellinus. Anselmus sah nämlich, ähnlich wie Plato, die Ideen und allgemeinen Begriffe für reale Wirklichkeit an, wohingegen Roscellinus behauptete, daß die allgemeinen Begriffe Namen seien und nur das Einzelne ein Wirkliches. Daher heißt diese Anschauung Nominalismus, jene aber des Anselmus wird Realismus genannt.

Schon oben ist bemerkt worden, daß der Einfluß der aristotelischen Philosophie

von großer Bedeutung gewesen und daß durch sie eigentlich die Scholastik verändert und in ihre zweite Periode übergeleitet worden ist. Die Bettelorden, die Franciscaner und Dominicaner, welche meist die Lehrstellen auf den Universitäten inne hatten, bauten auf aristotelischer Grundlage die kirchliche Theologie auf. Die hauptsächlichsten Philosophen des dreizehnten Jahrhundert's, welche den beiden Orden angehören, sind die Franciscaner Alexander von Hales und Johannes Duns Scotus und der Dominicaner Albertus Magnus nebst seinem Schüler Thomas von Aquino (Bild VIII). Jener Orden folgte bald vorzugsweise dem Systeme des Duns Scotus und dieser nahm des Thomas von Aquino Lehren als die allein mustergültigen an, weshalb sich denn zwei Parteien gestalteten, die der Scotisten und die der Thomisten, von denen jene mehr dem Plato, diese dem Aristoteles, beide aber dem Realismus anhingen. In der Schule der Thomisten tritt der Formalismus der Scholastik weniger unangenehm und störend hervor, als bei den Scotisten, weil sie das mystisch-speculative Element treuer bewahrt und dadurch ihre Philosophie lebendiger erhalten haben, als jene andere Partei. Diese feiner und immer feiner sich ausbildende Scholastik erfuhr fortwährend eine Gegenwirkung durch Männer, welche der mystischen Schule angehörten. Der berühmteste Mystiker dieser Periode ist der Franciscaner Johann von Fidanza, genannt Bonaventura. Er fordert praktische Frömmigkeit und behauptet, alles Wissen sei auf geistige Anschauung Gottes zurückzuführen, und die verleihe dem Menschen nicht die Philosophie, sondern die göttliche Offenbarung. Ihm gegenüber finden wir auf dem VIII. Bilde den Mystiker Johann Tauler, den der Künstler hier seiner ähnlichen Richtung wegen dem Bonaventura zugesellt hat, obgleich er erst in's vierzehnte Jahrhundert gehört.

Daß diese mystische Richtung, welche besonders praktische Frömmigkeit forderte, tiefe Wurzeln im Leben geschlagen und oft herrliche Früchte gereift hat, sahen wir schon bei der Darstellung der Kreuzzüge und erkennen es auch in dieser Zeit aus der Wirksamkeit einzelner hervorragender Personen. Es pflegte sich mit dieser mystischen Anschauungsweise auch die Askese zu verbinden, und zwar oft so, daß man, um sie zu üben, aus der Welt sich nicht zurückzog, sondern sie mit der weltlichen Thätigkeit verband. So lag die heilige Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen, einen Theil jeder Nacht vor ihrem Bette in heißem Gebete und das, sagt der Chronist, gestattete ihr der tugendsame Herr, ihr Gemahl; ebenso erlaubte er ihr, daß sie unter ihren schönen Kleidern stets ein härenes Gewand tragen durfte. Der Chronist faßt ihre herrliche Thätigkeit, ihre christliche Milde in folgende einfache Worte zusammen: „Sie übte sich stetig an Werken der Barmherzigkeit, sie reinigte der armen Leute Kleider, sie machte sie ihnen, sie heilete sie und half all' ihren Gebrechen, wo sie es vermochte" (Bild VII). „Zu einer Zeit", fährt er fort, „hatte ihr

Vater Botschaft an sie durch ehrbare Ritter geschickt. Da sprach zu ihr der Landgraf: „„ach, liebe Schwester, nun schäme ich mich also sehr, daß Du nun vor diesen Gästen also ärmlich gehen sollst mit Deinen Kleidern und Dich mit armen Leuten also sehr bekümmerst, daß Du Dein selber vergissest."" Da antwortete sie: „„lieber Herr und Bruder, ich habe mir vorgenommen, mit Kleidern nimmer Pracht zu treiben."" Und wie sie nun vor die Gäste kam, da schienen ihre Kleider also schön, daß sich alle Leute darüber verwunderten und Landgraf Ludwig in große Freude davon gesetzt ward und in Wunder."

Wie innig ihr Glaube und wie fest ihre Zuversicht auf den Herrn war, zeigte sie in dem Unglücke, welches nach dem Tode ihres Gemahles über sie hereinbrach.

Da wurde sie von dem Bruder ihres Gemahl's aus ihrem Leibgedinge vertrieben und hat in großer Noth und tiefem Elend eine Zeit lang in Eisenach leben und manche Kränkung von denen erdulden müssen, welche sie früher mit Wohlthaten überschüttet hatte. Aber schon war ihr guter Leumund so groß, daß der Bischof von Bamberg ihr eine Zufluchtsstätte mit Freuden anbot, und daß der Adel Thüringens sich ihrer dem Fürsten gegenüber kräftig annahm. Auf welche Weise das geschehen ist, erzählt uns der Biograph der heiligen Elisabeth, und zwar so naiv und so herzlich, daß ich die Stelle, zumal wir aus ihr ein hübsches Bild von der Stellung der Vasallen zum Fürsten erhalten, mit den Worten des Chronisten geben will.

„Unter den Grafen und Herren war da Niemand also wohl redend, als Herr Rudolf von Varila, der Schenke; den baten die Herren gemeinsam, daß er ihr aller Wort gegen Landgraf Heinrich führen wollte, und das that er, und sie kamen da zum Fürsten und beringeten ihn, und da hub der Schenke an: „„Herre! myne frunde unde wir manne, dy hy keginwerdig stehin, habin mich gebethin, mit uch zcu redin: Wir habin gehort unde vornommen in Franken unde ouch hy yn Doringin von uch so getane unmildikeyd, das unser gemuthe sere irschrockin ist, unde unser antlitze synt darvon mit schemedin befangin, darumme daz so getane unhobiskeid auch fundin ist. Eya ir jungir forste, waz had ir getan, wer had uch daz gerathin, daz ir uwirs brudirs wip, dy betrubiten wetwen, dez ediln konnigis tochtir, dy ir bilche solt getrost unde geerit habe, ane sache von uwirme slosse unde uz uwirn steten gewisit had, alzo eyn untetigis snodis wip u. s. w. . . diz hat uch uwir brudir seliger, der togintsammer forste nicht gelart, der daz syme mynstin

erbar manne in synen landen nicht getan hette, wir mogin wole truwe unde gnade zcu uch suchin, dy wile daz ir sogetane untruwe bewisit had.""

„Nun schwieg der Herr zu diesen Reden und wußte vor Scham nicht, was er hierauf antworten sollte, sondern schlug das Haupt nieder. Da hub der Schenke wieder an: „„Herre wez had ir an der kranckin vorlassener, betrubitin frouwin geforcht, dy enelende ane frunde unde mage in desseme lande hy gewest ist, unde waz mochte uch dy heilige unde togintsamme frowe getan habe, ab sy alle uwir sloz ynne gehat hette. Wy gar untogintlichin luthin daz, wan man dez yn andirn landin gedenckit; phi der schande, dy von frommedin unde von den bekantin nu unse orin dicke horin mussin, ir had gar ubil darmede getan, ir had Got irzornit ane zcwifel, unde had uch selbir geburit, daz ganzce lant zcu Doringin gelestirt, unde den forstlichin lumunt geswechit, unde werlichin ich forchte, daz dy rache Gotis darumme obir dy lant komme, ezen sy danne, daz ir Got bussit, unde uch mit der seligin frouwin gutlichin sunit, unde er daz wedir brengit, das er unde uwirs brudir kindin zcu kortz von uch geschen ist."" Sich verwunderten da alle Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die da gegenwärtig standen, daß der Schenke also kühnlich mit dem Fürsten redete. Da begann der junge Fürst gar sehr zu weinen, daß er bei langer Weile nicht antworten konnte, und sprach da: „„was ich gethan habe, das ist mir getreulich leid, und die mir so gethanenen Rath gegeben haben, denen soll ich nimmer hold werden. Alles, was meine Schwester Elisabeth von mir haben will, das will ich Alles gerne thun und ihr sollt darüber ganze Macht haben, so weit mein Leib und Gut nur reichen mag."" Da sprach der Schenke: „„das ist recht.""

So wie die heilige Elisabeth, der Natur und Stellung des Weibes gemäß, ihre glühende Frömmigkeit in solchen Werken kund that, durch welche die Noth des häuslichen Lebens gelindert wird, so bekundet sich jene Tiefe des Glaubens bei dem heiligen Christian dadurch, daß er unter unsäglichen Mühen und Beschwerden die Bekehrung der heidnischen Preußen unternahm (Bild XI). Auf jenem von uns eben beschriebenen Hügelzuge, welcher von den Quellen der Kama und Petschora bis zum Cap Skagen zieht, wohnte zwischen dem Memel und der Weichsel am Anfange des dreizehnten Jahrhundert's ein noch unbekehrtes und fast unbekanntes Volk. Da es auf den Bergen wohnte und zu seinen Füßen, in dem Blachfelde des Bug und der Weichsel, einen ihm wohl verwandten, doch aber von ihm unterschiedenen Theil der Slaven, die Poljanen, die Polen, d. h. die Flachlandsbewohner

immer mehr dadurch eigenthümlich sich entwickeln sah, daß die christliche Religion dort von Deutschland aus Eingang gefunden hatte, so suchte es diese ihr unverständliche und deshalb widerwärtige Entwickelung zu bekämpfen und von sich fern zu halten. Andererseits versuchte man durch Missionäre das Heidenthum zu bekämpfen. So zog gegen Ende des zehnten Jahrhundert's Adalbert, der Erzbischof von Prag, dahin und starb an der samländischen Küste den Märtyrertod. Seitdem war kein energischer Versuch zur Bekehrung des Volkes unternommen worden.

Und was war das nun für ein Volk, welches jene Gegenden bewohnte?

Man kann es nach den vorhandenen Ueberlieferungen weder als eine rein deutsche, noch als eine slavische, noch auch als eine zum finnisch-ukrischen Stamme gehörende Nation ansehen, sondern wohl nur als ein Mischvolk, dessen Sprache mit der der Lithauer große Verwandtschaft hat. Deshalb wird man wohl auch am besten und sichersten den Namen des Volkes: Pruzzi, Preußen, von dem lithauischen Worte prud-as, Teich, See, herleiten, da ja, wie bekannt, der ganze Hügelzug mit Teichen und Landseeen erfüllt ist.

Um's Jahr 1200 begann der Mönch Christian jene Bekehrungsversuche Adalbert's wieder aufzunehmen. Er hielt sich besonders am rechten Weichselufer auf, weil er da am leichtesten Hülfe von Massovien und von Pomerellen erhalten konnte, denn jenes Land stößt bei der Drewenz an Preußen und dieses zieht sich längs des linken Weichselufers hin. Beide Landschaften waren aber von christlichen Slaven bewohnt. So gründete er das in paradiesischer Gegend gelegene Kloster Oliva und fundirte in Culm das erste Bisthum. Da er aber, obgleich vom christlichen Herzog Conrad von Massovien unterstützt, dennoch den heidnischen Preußen so wenig widerstehen konnte, daß er mehrfach alle seine Stiftungen von ihnen verwüstet und fast vernichtet sah, so rief er in Verbindung mit dem Herzog den deutschen Orden zur Unterstützung nach Preußen und legte dadurch den Keim zu großartigen Veränderungen, von denen wir jedoch erst später sprechen wollen.

Wenden wir uns von diesen hervorstechenden Persönlichkeiten wiederum zu den Institutionen, welche, damals erwachsen, für spätere Zeiten den größten Einfluß erhalten haben.

Als die Hohenstaufen vorzugsweise ihre Blicke auf Italien richteten, als sie ihres Verhältnisses zum Papste wegen dort festen Fuß zu fassen sich bemühten, da haben sie zwar nie aufgehört, sich als Oberherren Deutschland's zu fühlen, sie haben aber um das Detail der Verwaltung sich nicht kümmern können. Da nun im

Mittelalter überall sich das Streben offenbart, die Individualität geltend zu machen, und da dieses Streben nirgend fester gewurzelt sich zeigt, als in Deutschland, so hätte dieses Land schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhundert's in seine Atome zerfallen müssen, wenn die Idee von der Einheit des Reiches nicht noch so stark gewesen wäre, daß sie die weniger mächtigen Kreise bewogen hätte, sich in Genossenschaften zusammenzuschließen, um sich vor dem Aufstreben der Fürstenmacht und vor der Rechtsverletzung der Großen zu wahren. Je mehr das Reich zerfiel, desto weniger galt das Gericht des Kaiser's, desto leichter konnte man sich den Aussprüchen dieser Gerichte entziehen. Durch die enge Verbindung, in welche die Hohenstaufen mit Italien getreten waren, hatten sie dem römischen Rechte Bahn gebrochen; je mehr dies in Deutschland um sich griff, desto verwirrter wurden die Rechtszustände und blieben es so lange, bis mit dem Siege der Territorialmacht wieder Gesetz und Recht eine feste Basis gewannen. Mit dem Falle der Hohenstaufen änderte sich auch das Verhältniß, in dem die Fürsten zum Kaiser standen, und so lange das nicht fest bestimmt war, so lange dieser Zwischenzustand dauerte, so lange schwankten alle Rechtsverhältnisse und so lange, also etwa vom Jahre 1300 bis 1500, finden wir das Femgericht als ein Obergericht, als Schutz und Schirm des Rechtes, in großer Thätigkeit und vollster Blüthe (Bild X). Die Wirksamkeit des Femgerichtes beginnt aber am Ende des dreizehnten Jahrhundert's dadurch eben so bedeutend zu werden, daß die Mitglieder desselben einen Bund, eine Innung bildeten und somit gerade die Form wählten, welche die Zeit forderte. Haben nicht um dieselbe Zeit die norddeutschen Städte den Hansabund, die süddeutschen den rheinischen Städtebund und die Schweizer die Eidgenossenschaft geschlossen?

Das Femgericht ist aber nicht in dieser Zeit entstanden, sondern tritt nur da erst bedeutend hervor; es ist überhaupt niemals gesetzlich eingeführt worden, sondern beruht auf Rechtsformen, die den Germanen ureigenthümlich sind. Das Mittelalter weiß es allerdings ganz genau, daß Karl der Große diese Gerichte angeordnet hat; wir zwar können dieser Ansicht dann nicht beistimmen, wenn sie die später ausgebildete Form des Gerichtes als eine von Karl dem Großen herrührende ansieht, müssen jedoch zugeben, daß auf Karl's Gesetze und Anordnungen, wie sie die bestehenden Gerichtsformen der unterworfenen Sachsen umgestalteten, viele Institute des Femgerichtes zurückgehen.

Was heißt das nun: Femgericht? Ganz einfach: Strafgericht. Femgericht, Freigericht, heimliches und Westphälisches Gericht sind nur Benennungen für ein und dasselbe Institut. Dieses Gericht ist das alte Gaugericht, in welchem die freien

Gaugenossen unter dem Vorsitze des Grafen das Recht fanden und das gefundene zur Geltung brachten. Als Karl d. Gr. das ganze Reich in Grafschaften theilte und die Grafen zu kaiserlichen Beamten machte, da mußte er fürchten, daß in Sachsen diese seine Beamten mit Mißtrauen empfangen werden würden. Um nun bei der Rechtspflege, die doch auch Vergehen gegen die neu eingeführte christliche Kirche zu beurtheilen hatte, seinem Grafen eine Stütze zu geben und solche Vergehen, welche das eben bekehrte Volk als gering ansah, zur Strafe ziehen zu können, nahm er die ehrenwerthesten Leute des Gaues, stellte sie dem Grafen als Schöffen zur Seite, vereidigte sie als kaiserliche Beamte und belehnte sie wohl mit Höfen und Gütern. So bildeten die Schöffen ein Collegium, so waren sie die Geschworenen, welche das Recht fanden und wiesen, während die übrigen Freien nur als Chor sie umstanden und ihren Beifall oder ihr Mißfallen kund gaben. Diese Schöffen waren verpflichtet, Anklage zu erheben, und zwar vornämlich gegen Ketzerei, Abfall vom Christenthum, gegen falschen Eid und Zauberei. So lange die Gaue ein Ganzes blieben, so lange überhaupt die Vorsteher der Grafschaften und Herzogthümer noch Beamte und ihre Würden nicht erblich waren, also bis in's zwölfte Jahrhundert hinein, so lange giebt es noch immer freie Landsassen, die sich in Gaugenossenschaften vereinigen.

Solche semperfreien Leute hat es bis 1806 in Deutschland gegeben. Da aber viele freie Leute lehnsabhängig, also auch hörig wurden, mußten sie aus dem Gaugerichte scheiden und von ihrem Lehnshofe das Recht nehmen. So verschwanden in manchen Gegenden Deutschland's, wo die Territorialhoheit einer Familie sich bedeutend rasch entwickelte, bald die Gaugerichte ganz und blieben nur da blühend, wo viele kleine freie Leute nebeneinander wohnten. Wie gern die Fürsten diese Leute unterwarfen und wie sie es wohl gar als einen sträflichen Uebermuth ansahen, daß sie diese Freiheit genossen, zeigen die im dreizehnten Jahrhunderte gegen die Friesen unternommenen Kämpfe der sächsischen Fürsten.

Da nun nach dem Sturze Heinrich's des Löwen das Herzogthum über Westphalen an den Erzbischof von Cöln gegeben wurde, so war es nach der Zersplitterung des großen Herzogthum's Sachsen den Freien in Westphalen möglich, sich in ihrer alten Freiheit zu erhalten. Dort gab es ja keine Familie, der es gelungen wäre, große Territorialmacht zu erwerben und so das Land zu vereinen. Wenn das nach der einen Seite hin den Vortheil hatte, daß der Stand der Freien hier noch einigermaßen zahlreich blieb, so erwuchs doch auch andererseits daraus der Nachtheil, daß unter den vielen kleinen Herren die Fehde nie ruhte. Dieses Fehdeleben, diese Losge-

bundenheit von aller Aufsicht erzeugte ein Gegengewicht; man mußte sich bemühen, ein Heilmittel aufzufinden. Darum vereinten sich die Stände Westphalen's sehr oft zu Landfrieden, und um diese wirksam zu machen, wurde das Femgericht benutzt. Somit ist das Femgericht vorwiegend ein westphälisches Gericht. Es wurde abgehalten an den alten, heiligen Malplätzen, unter schattigen Bäumen, auf grau bemoosten Steinen. Der Vorsitzende war der Freigraf oder Femgraf; er saß auf dem Freistuhl oder der Königsstätte, um ihn im Kreise die sieben Schöffen — denn so viele mußten wenigstens anwesend sein — umher standen die übrigen Genossen der Gemeinde, der Umstand. Das Gericht hatte also unter freiem Himmel, bei scheinender Sonne seinen Verlauf und war in der ersten Zeit ein ungebotenes, d. h. ein solches, welches an gewissen Tagen stattfand und ohne besondere Einladung von allen Freien des Gaues besucht wurde.

Später, da die Zahl der Freien kleiner und ihr Wirkungskreis beschränkter wurde, verwandelte sich das Gericht in ein gebotenes, zu dem man besonders eingeladen werden mußte. Ein solches nannte man im dreizehnten Jahrhundert auch ein verbotenes, denn Verbotung heißt Vorladung. Das ungebotene Gericht ist ein offenes, das gebotene ein geschlossenes oder auch heimliches; zu jenem kommen alle Freie, zu diesem nur bestimmte, daher es auch Stillgericht, im Gegensatze zu der lauten, öffentlichen Versammlung genannt wird. Zum gebotenen Gerichte kamen früher noch die Zeugen und wurden als Vertreter der Gemeinde angesehen, später allerdings nur die Schöffen, und jeder Ungenosse war bei Todesstrafe ausgeschlossen. Immer aber ist das Gericht ein kaiserliches geblieben, immer hat der Vorsitzende die Belehnung mit seinem Amte vom Kaiser oder an dessen Statt vom Erzbischofe von Cöln erhalten. Eigentlich umfaßt jede Freigrafschaft nur die in einem gewissen Jurisdictions-Bezirke wohnenden Freien, und wir finden deshalb in Westphalen eine große Anzahl solcher Freistühle. Weil aber die Schöffen sehr ehrbare Leute waren, weil das Gericht doch als ein kaiserliches angesehen und deshalb über die Gerichte der kleinen Fürsten gestellt wurde, so dehnte es in den Zeiten der Verwirrung seine Gerichtsbarkeit über das ganze Reich aus. Und gewiß war sein Einfluß sehr wohlthätig, weshalb es oft rühmend erwähnt und als die lauterste Quelle alles Rechtes, als der sicherste Rächer jeder Schandthat und als der beste Schutz der Unschuld gepriesen wird, weshalb denn auch Kaiser und Fürsten sich zu Wissenden des Gerichtes machen ließen. So groß war das Ansehen der Feme und ihre Macht im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, daß die Femgenossen den Kaiser nur auf rother Erde und bei den Freistühlen der alten Malplätze als

höchsten Richter anerkannten, ja daß sie sogar Kaiser Friedrich III. vor ihr Gericht citirten.

Dieses Ansehen und diese Macht konnte aber die Feme nur dadurch erlangen und behaupten, daß ihre Schöffen, um sich zu verstärken, einen Bund bildeten und in diesen andere ehrbare Leute aufnahmen. Das geschah am Ende des dreizehnten Jahrhundert's.

Als der Bund nun so ausgedehnt wurde und eine so große Wirksamkeit bewies, da bedurfte er, um seine Bestimmungen durchzusetzen, sehr oft des Geheimnisses. Darum mußte der neu Eintretende schwören, das Geheimniß zu hüten und zu hehlen:

Vor Mann, vor Weib,
Vor Dorf, vor Traid,
Vor Stock, vor Stein,
Vor Groß, vor Klein,
Auch vor Quick
Und vor allerhand Gottesgeschick,
Ohne vor dem Mann,
Der die heilige Feme hüten und hehlen kann,
Und daß er nicht lasse davon
Um Lieb' noch um Leid,
Um Pfand oder Kleid,
Noch um Silber, noch um Gold,
Noch um keinerlei Schuld.

Zweierlei Geheimnisse hatte der Schöffe zu bewahren, erstens das geheime Erkennungszeichen und zweitens das gefällte Urtheil, damit nicht äußere Gewalt die Vollstreckung des bekannt gewordenen verhindere. Ebenso mußten auch diejenigen, welche die Ladung überbrachten, vor Gefahren sich schützen, und hatten deshalb die Befugniß, das Dunkel der Nacht zu benutzen. Deshalb steckten sie den Brief mit einem Königspfennig in den Riegel, nahmen drei Kerbe (Späne) aus dem Rennbaum oder dem Riegel mit sich und riefen dann dem Wächter zu, daß sie seinem Herrn einen Brief gebracht und in den Grendel gesteckt hätten mit eines König's Urkunde, den er ihm geben solle.

War das Urtheil gefällt, so erhielt der Kläger oder der, welcher mit der Vollstreckung beauftragt wurde, eine geheime Ausfertigung, und der strengste Eid band ihn, den Verfemten zu verfolgen und zu vernichten. Jeder aber, der beim Bundeszeichen zu Hülfe gerufen wurde, und wäre es der nächste Verwandte gewesen, mußte Beistand leisten. Der Verfemte wurde mit der Wyd, einem aus Weidenruthen ge-

flochtenen Strick, an den Baum gehenkt, es wurde ihm all' sein Hab' und Gut gelassen und zum Zeichen, daß die Feme ihn gerichtet, ein Messer in den Baum gestoßen, an den er aufgeknüpft war.

Haben wir in dem Femgerichte (Bild X) ein kaiserliches Obergericht erkannt, welches sich autonom, ohne Mitwirkung des Kaiser's, entwickelt hat, so müssen wir andererseits hervorheben, daß auf dem Reichstage zu Mainz, der auf das oben von uns geschilderte Vermählungsfest Friedrich's II. folgte, also im Jahre 1235, ein neues kaiserliches Gericht installirt worden ist (Bild VI).

So wie die Fürsten des Reiches den Staatsrath des Kaiser's bildeten, so waren sie auch eigentlich die Schöffen, die im höchsten Reichsgerichte das Urtheil fällten. Je mehr und mehr sie aber Territorialherren wurden und je häufiger sie mit dem Kaiser selbst in Collision kamen, desto seltener erschienen sie bei Hofe und desto mehr verwaiste des Kaiser's Gericht. Deshalb sah er sich genöthigt, das Gericht mit geringeren Herren nach seinem Willen zu besetzen, und schadete dadurch dem Ansehen und dem Einflusse des Gerichtes. Das Fürstengericht hatte ja viel unabhängiger dagestanden, als dieses ganz vom Kaiser abhängige Collegium. Natürlich wandten sich von ihm viele Kläger direct an den Kaiser selbst, der ja doch als der oberste Richter angesehen wurde. Da Friedrich II. diese sich häufenden Eingaben nicht alle selbst prüfen konnte, zumal er so oft abwesend war, und da die Würde des Pfalzgrafen, welcher früher Stellvertreter des Kaisers im Gerichte gewesen war, zu dieser Zeit schon eine andere Bedeutung erhalten hatte, so bestellte Friedrich II. auf diesem Reichstage einen beständigen Hofrichter, einen judex curiae, welcher alle Tage zu Gericht sitzen und den klagenden Leuten richten sollte.

Ueberhaupt ist dieser Reichstag zu Mainz ein höchst wichtiger und erfolgreicher gewesen; denn auf ihm gewannen die gesammten staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschland's eine neue Gestalt und eine auf Jahrhunderte hinaus folgenreiche Richtung. Der Kaiser erhöhte auf ihm wesentlich die Macht der weltlichen und geistlichen Fürsten und suchte die Städte zu beschränken, wodurch allerdings der König der Deutschen sich allmählig in ein bloßes Oberhaupt von Fürsten und Lehnsträgern verwandelt hat.

In Süditalien hat Friedrich II. ganz anders geschaltet und gewaltet, als in Deutschland; dort trat er in der Weise eines absoluten König's auf, und alles Gute, was dort erblühte, ist von ihm angeregt und durchgeführt worden, in deutschen Landen aber war er das Musterbild eines mittelalterlichen Regenten. Er ließ den Wunderbau, den reichen und mannigfaltigen Organismus unseres Vaterlandes, sich

selbstständig entwickeln und trat nur dann in wahrhaft geistreicher Weise ordnend ein, wenn üppig wuchernde Zweige dem Stamme zu schaden drohten.

Schon oben haben wir erwähnt, wie gerade in dieser Epoche des Mittelalters ein kräftiges Leben überall auch darin sich zeigt, daß gleichartige Elemente sich zusammenschließen und so in freier Vereinigung Großes wirken und schaffen. Das finden wir im geistlichen und weltlichen Stande. So sahen wir die Bauhandwerker, in Bauhütten vereint, die großartigen Dome aufführen; so treten uns die norddeutschen Kaufleute im Hansabunde als eng geschlossene bedeutende Macht entgegen (Bild VIII). Die Hansa in ihrer spätern Ausbildung ist aus zwei verschiedenen Wurzeln erwachsen, erstens aus den Vereinen, welche deutsche Kaufleute geschlossen hatten, um im Auslande für den besseren Betrieb ihres Handels Privilegien und Rechte zu erwerben und die erworbenen zu schützen, und zweitens aus den Vereinen norddeutscher Städte, in welche diese zum Schutze des Landfriedens in ihrem Handelsbereiche zu der Zeit zusammentraten, als Friedrich II. mit seinen Gegenkaisern den Kampf begann.

So wie sich die Mittelstände in diesen Kreisen vereinten, so haben wir ja auch die ritterbürtigen Leute nicht blos mit ihren Landsleuten, sondern mit allen Standesgenossen anderer Nationen in innigster Verbindung angetroffen. Unter der Geistlichkeit blühte das corporative Leben am meisten in den Mönchsorden. Nach einer Zeit des Verfalles war das Mönchswesen im elften und zwölften Jahrhundert, in der Zeit, als der frisch erwachte religiöse Trieb die Kreuzzüge möglich machte, als der Sinn für Askese wieder lebendig wurde, von Neuem reformirt worden und nahm nun, im dreizehnten Jahrhundert, eine Richtung auf das praktische Leben und entwickelte innerhalb der eigenthümlichen Bedingungen, die es an sich hatte, den Gedanken der werkthätigen Liebe. Diese zeigte sich hauptsächlich in der Sorge für das Seelenheil der Mitmenschen, das am besten durch das Christenthum gewahrt wird. Darum bemühten sich die beiden Orden, welche am meisten werkthätiger Liebe sich zuwandten, vorzugsweise in der Missionsthätigkeit, sowohl bei Muhamedanern, als auch bei Ketzern. Die Orden, von denen hier die Rede ist, sind der Franciscaner- und der Dominicaner-Orden; jenen hat Franciscus von Assissi, diesen Dominicus Guzmann gestiftet.

Eine ähnliche Tendenz, wie diese beiden Mönchsorden, hatten die geistlichen Ritterorden; sie bildeten eine Vereinigung des Ritter- und Mönchsstandes und schlossen sich zum Theil an ältere klösterliche Institute an (Bild VII). Der älteste dieser Ritterorden war der des Hospital's von St. Johann. Schon vor der Erobe-

rung Jerusalem's nämlich gab es daselbst Hospitäler, die dazu bestimmt waren, kranke Pilger des Abendlandes aufzunehmen. Ein solches hatten die Bewohner von Amalfi, einer italienischen Handelsstadt, neben ihrer Kirche S^ta Maria de Latina erbaut und von diesem Hospitale aus auch noch ein anderes zu Ehren des heil. Johannes Eleemon gegründet. Diesem stand zur Zeit, als die Lateiner Jerusalem eroberten, ein Provençale vor, machte sich aber dann vom Mutterhause unabhängig und nannte sich und seine Mönche Hospitaliter zu St. Johann. Zu den Mönchsgelübden kam bei ihnen noch eins, das durch die Landesverhältnisse hervorgerufen war, das nämlich: arme und kranke Pilger nach Kräften zu pflegen. Gottfried von Bouillon begünstigte sie und schenkte ihnen gewöhnlich einen Theil der Beute, und da auch die Päpste das Kloster von jeder andern geistlichen Macht eximirten und unmittelbar sich unterwarfen, so entstanden in kurzer Zeit, vom Mutterkloster aus gegründet, in Frankreich, Spanien, Italien und Syrien abhängige Klöster. Im Jahre 1118 bekam der Orden durch den Hochmeister Raimon du Puy eine festere Regel.

Um dieselbe Zeit verbündeten sich etwa neun französische Ritter zu dem Zwecke, die Pilger sicher von der Küste in die heilige Stadt und durch das Land hin zu geleiten. Auch sie gaben ihrer Verbindung eine mönchische Form, indem sie die drei Mönchsgelübde, nämlich das der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsam's, ablegten. Ihnen räumte König Balduin II. eine Wohnung in dem Theile seines Palastes ein, der neben dem Tempel Salomonis gelegen und deswegen auch der Tempel genannt war. Davon nannten sich die Ritter dann Tempelritterbrüder.

Da diese Einrichtung des Ordens sich bald als ungemein zweckmäßig auswies, so wurde er von allen Seiten mit reichlichen Gaben bedacht, was dann auch die Johanniter bewog, mit ihrem Orden ein ähnliches Ritterinstitut zu verbinden.

Die Tempelritter trugen einen weißen Mantel mit einem einfachen rothen Kreuze darauf; des Mantels Farbe deutete ihre eigene Unschuld und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den blutigen Märtyrertod und die Feindschaft gegen die Ungläubigen an.

Das Siegel des Ordens, in welchem zwei Ritter auf einem Pferde, erinnerte wohl an ihre ursprüngliche Armuth und Einigkeit, und die Inschrift ihres schwarz und weiß getheilten Banners: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gebührt die Ehre", forderte zur Demuth auf. An der Spitze jedes Ordens stand ein Hoch- oder Großmeister, der in sich die weltliche und geistliche Oberhoheit vereinte; denn die Orden waren von jeder andern geistlichen Macht eximirt und nur dem Papste allein unterworfen. Diese Macht wurde aber durch die Würdenträger

des Ordens und durch das Capitel der Ritterbrüder in Schranken gehalten. Außer den Ritterbrüdern finden wir als eine besondere Abtheilung der Orden die Capeläne und als dritte die der dienenden Brüder genannt. Da nämlich kein Unadeliger Ritterbruder werden konnte und viele Verehrer des Ordens zum geistlichen Dienste keine Neigung verspürten, so gestattete man solchen Leuten den Zutritt in diese Abtheilung des Ordens und gebrauchte sie, wie das bei den Johannitern geschah, zur Krankenpflege, bei den Templern hingegen als Waffendiener und Handwerker.

Diese beiden Orden waren von Romanen gestiftet und nahmen sich auch besonders nur ihrer Landsleute an, weswegen ein zu Jerusalem wohnender Deutscher schon im Jahre 1128 ein deutsches Hospital gründete und es später unter die Aufsicht des Johanniter-Großmeisters stellte. Die deutschen Kreuzfahrer, welche nach dem Tode Friedrich's I., mit Engländern und Franzosen vereint, Accon belagerten, waren da ziemlich verlassen, weil die beiden Orden sich um die leidenden Deutschen wenig bekümmerten. Da verbanden sich die Brüder jenes deutschen Hospital's mit lübischen und bremischen Bürgern, errichteten aus Schiffssegeln Zelte und verpflegten darin ihre kranken Landsleute. So entstand im Jahre 1190 der deutsche Orden. Neben jenem Hospitale in Jerusalem hatte der Stifter eine Kapelle der heiligen Jungfrau erbaut; das gab nun Veranlassung, den Orden ihr zu weihen und nach ihr zu benennen. Für seine Einrichtungen nahm er sich die beiden schon bestehenden Vereine zum Vorbilde und erhielt bald nach seiner Stiftung vom Kaiser Heinrich VI. und Papst Clemens III. die Bestätigung seiner Selbstständigkeit und die Verwilligung der Privilegien, welche die anderen Orden besaßen. Der erste Hochmeister des Ordens war Waldpot von Bassenheim (Bild VII).

Mit dem Tode Conrad's IV. beginnt die Periode der deutschen Geschichte, welche wir das Interregnum, das Zwischenreich, nennen; sie heißt nun aber nicht deswegen so, weil es in dieser Zeit keinen deutschen König gegeben hätte, sondern weil diejenigen, welche den Königsnamen trugen, niemals in Deutschland allgemein anerkannt worden sind. So hat selbst nach Conrad's IV. Tode Wilhelm von Holland durchaus nicht in allen Theilen des Reiches königliches Ansehen gehabt, sondern nur am Niederrhein einigermaßen festen Fuß gefaßt. Und als er nun im Jahre 1256 im Kampfe gegen die Friesen erschlagen war, da wählten zwei feindliche Parteien im Reiche zwei ausländische Fürsten. Der eine von ihnen, Richard von Cornwallis (Bild VIII), der Bruder Heinrich's III., des König's von England, war durch seine Zinnbergwerke unendlich reich und deshalb ein sehr willkommener Herr. So oft er, mit Schätzen reich beladen, von England aus den Rhein

heraufzog, wurde er da überall anerkannt, so wie aber das Geld ausgegeben war, endete auch seine Herrschaft. Hatte somit dieser Fürst in Deutschland beinahe gar kein Ansehen, so hatte sein Gegenkaiser, Alfons X. von Castilien (Bild VIII, Grabsteine), wohl noch geringeren Einfluß, da er gar niemals nach Deutschland gekommen ist.

Das Interregnum wurde beendet durch die Wahl Rudolf's von Habsburg.

Herr, hilf uns, wir verderben.

Matth. VIII, 25.

Tafel X.

Periode vom Bau Thorns unter dem Landmeister Herrmann Salza und Bischof Christian bis zum Concilium zu Constanz. 1229 – 1415.

Die Blüthe des Mittelalters ist vorüber und es zeigt sich die Nothwendigkeit einer Reform.

Während mit dem Falle der Hohenstaufen der Glanz des deutschen Reiches erbleicht und seine Macht sinkt, erhebt sich im Nordosten der deutschen Gaue ein neuer, blühender Staat, wird fremder Nationalität Grund und Boden durch deutsche Colonisten abgewonnen.

Wie schon oben bemerkt, hatte am Anfange des dreizehnten Jahrhundert's der Mönch Christian von Oliva aus die Bekehrung der heidnischen Preußen versucht und war so glücklich gewesen, ein Bisthum in Culm zu gründen und vom Papste die bischöfliche Würde in demselben zu erhalten. Bei diesem Unternehmen half ihm Conrad von Massovien, halfen ihm pommersche Fürsten; aber ihre Hülfe war nicht bedeutend, denn Polen war unter mehrere Prinzen getheilt, die sich fortwährend bekämpften, und Pommern wurde von den Sachsen und Dänen bedrängt. Da versuchte Christian andere Hülfe zu schaffen.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhundert's nämlich war von Schweden, Dänemark und dann von Lübeck aus das Christenthum an die Küste von Livland und Esthland, zu diesen Völkern des finnisch-ukrischen Stammes gebracht worden und hatte dort allmählig von der neu gegründeten Stadt Riga aus um sich gegriffen und Wurzel gefaßt. Um diese junge Pflanzung zu schützen und ihr Gedeihen zu fördern, hatte Albert, der dritte Bischof von Riga, nach dem Muster des Templer-Ordens eine Ritterverbindung gestiftet, welche er „die Brüder der Ritter-

schaft Christi" nannte. Da dieser Orden vortreffliche Dienste leistete, so beschloß Christian, durch gleiche Mittel Aehnliches zu erreichen. Er vereinte deshalb eine Anzahl von Rittern zu dem Orden der Ritter Christi in Preußen und gab ihnen, nahe der polnischen Grenze, die Burg Dobrin an der Drewenz zum Hauptsitze. Zugleich schenkte ihnen Conrad von Massovien etwa 40 Quadratmeilen seines Landes zwischen Weichsel, Meien und Ossa unter der Bedingung, daß die Hälfte des eroberten Gebietes ihm zufallen solle. Doch auch dadurch konnte Christian seine Pflanzungen nicht sichern, und so richtete er in der größten Noth seine Augen auf den deutschen Orden und dessen damaligen ausgezeichneten Hochmeister, Hermann von Salza (Bild I). Er wußte wohl, daß dieser kühne Edelmann aus thüringischem Geschlechte in Ungarn gegen die Kumanen tapfere Thaten ausgeführt und statt des Dankes nur Undank geerntet hatte; er fühlte, daß Hermann deshalb schwer sich zu einem ähnlichen Unternehmen verstehen würde, aber er sah auch ein, daß kein anderer Mann dazu so geeignet sei, als dieser, den Kaiser Friedrich II. und Papst Honorius III. auf gleiche Weise liebten und ehrten. Nach längeren Unterhandlungen willfahrte der Hochmeister den Bitten Christian's und der Polen und schickte zuerst nur, da die Macht des Ordens zu einem Kreuzzuge in's Morgenland verwandt werden mußte, einige Ritter und Knechte, um die Gelegenheit des Landes zu erkunden, dann aber bald größere Haufen unter dem tüchtigen Landmeister Hermann Balk. Der Hochmeister mochte ahnen und einsehen, daß die Besitzungen im heiligen Lande doch nicht lange mehr vertheidigt werden könnten, weil ja auch nach und nach Lust und Begeisterung zu den Kreuzzügen verschwunden war, und mochte sich deshalb dieses Land als neuen Schauplatz für die Thätigkeit des Ordens ausersehen haben. Auf seinen Befehl ließ sich Balk ausdrücklich das zwischen der Weichsel, Ossa und Drewenz gelegene Culmerland von den Polen und vom Bischofe Christian abtreten, ebenso auch alle Eroberungen dem Orden als Eigenthum zusichern.

Bis dahin, wo die Weichsel die Drewenz aufnimmt, erstrecken sich nach Süden hin die Abhänge des oben geschilderten Hügelzuges. Ihn durchbricht die Weichsel in einem etwa dreißig Meilen langen Querthale und befruchtet da ein Flußthal von verschiedener Breite, welches jedoch meistens auf dem rechten Ufer die größere Ausdehnung hat. Diesen natürlichen Weg verfolgte Hermann Balk und baute zuerst am Südeingange die Stadt Thorn, das Thor, welches aus Preußen nach Polen führt. Dann ging man weiter nordwärts. Man legte die neuen Städte da an, wo sich der Hügelzug zum Weichselthale senkt, theils der bessern Vertheidigung wegen, theils um die Producte des Hügel- und Tieflandes mit Leichtigkeit gegen einander austauschen und durch einander ergänzen zu können. So entstand Culm,

hoch gelegen, wie schon der Name das anzeigt; so in alter Waldwildniß Graudenz, das von ihr seine Benennung trägt und Aehnliches bedeutet, wie Grodeck und Grodno; so Marienwerder, dessen schöne Kirche und alte Befestigungen noch heute dastehen und den Beschauer erfreuen, wie sie in kühnen Wölbungen vom Hügellande in das Werder, das Vorland am Wasser, hinabspringen und, die schönen, fruchtbaren Gehänge mit dem üppigen Marsch verbindend, sie beide unter den Schutz der lieben Frau Maria stellen. In all' diese Städte zogen deutsche Bebauer und lebten darin nach deutschem Rechte. So erhielt Culm im Jahre 1233 sein berühmtes Privilegium, welches für das ganze Leben maßgebend geworden ist, und zwar ist dieses Culmer Recht mit geringen Ausnahmen dem von Magdeburg ganz gleichlautend. Nachdem Marienwerder gegründet war, wandte sich der Orden ostwärts und ließ das Weichseldelta vorläufig unbeachtet. Da wurde dann am Ostende desselben Elbing angelegt und mit lübischem Rechte begabt. Diese Eroberungen wurden dem Orden nur möglich gemacht durch die Zuzüge, welche ihm aus Deutschland kamen. Einer der bedeutendsten und folgenreichsten Hülfszüge war der, welchen König Ottocar von Böhmen im Jahre 1255 hierher unternahm. Es begleitete ihn da Rudolf von Habsburg, und zwar deshalb, weil er, der stete und treue Anhänger der Hohenstaufen, nach dem Tode Conrad's IV. Frieden mit der Kirche geschlossen und zur Sühne für lange Feindschaft gegen dieselbe zu einem Kreuzzuge sich verpflichtet hatte. Der Orden befand sich gerade im Kampfe gegen die Halbinsel Samland und benutzte die ersehnte Hülfe dazu, diese romantische Gegend mit ihren Bernsteinschätzen sich zu unterwerfen. Um sie den neuen Herren zu sichern, erbaute Ottocar an der Stelle, wo schon ein preußischer Ort, Tuwangste, nicht fern von der Pregelmündung lag, Stadt und Schloß Königsberg (Bild II). Nach seinem Abzuge empörte sich fast ganz Preußen noch einmal gegen den Orden; noch einmal galt es einen Kampf um die Existenz; doch endlich nach zehnjährigen Kriegen (1260 bis 1270) unterlagen die Ureinwohner und blieben fortan des Ordens Unterthanen. Seitdem ist denn das Land von dem Orden zu einem deutschen umgeschaffen worden, und zwar nach und nach, allmählig, denn noch im sechzehnten Jahrhundert wurde in einigen Gegenden preußisch gesprochen und gepredigt. So sehr hat aber das deutsche Element die Oberhand gewonnen, daß man in keinem Theile des Landes jetzt noch Ueberreste der alten Bevölkerung findet, wie in der Mark die Wenden des Spreewaldes und in Pommern die Kassuben, sondern daß man nur von wenigen adligen Familien es nachweisen kann, daß sie von alten Preußen abstammen. Und wie das Land erst beruhigt war, da hat der Orden eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, da erstanden überall schöne Burgen und hübsche Städte, da erblühte Ackerbau und Handel. So ließ Meinhard von Querfurt, der Landmeister von

Preußen, in den Jahren von 1288 bis 1294 das Weichseldelta trocken legen, und wo sonst nur einige ärmliche Fischerdörfer gelegen, deren Bewohner sich mühselig ernährten, da erhoben sich jetzt reiche Gehöfte der eingewanderten Niederländer, da grasten auf den fetten Triften stattliche Heerden und Reichthum und Wohlleben war aller Orten. Und über dieses Flachland schaute von einer kleinen Bodenanschwellung aus die zu Ende des dreizehnten Jahrhundert's erbaute prachtvolle Marienburg, ein Meisterstück mittelalterlicher Baukunst. Als sie vollendet war, verloren die Christen die letzte Besitzung im heiligen Lande, weshalb fortan der Hochmeister des Ordens seine ganze Kraft dem Preußenlande widmete und seinen Sitz im Jahre 1309 in Marienburg nahm. Nun erblühte das Land immer schöner, und als der Höhepunkt dieser Blüthe kann die Mitte des vierzehnten Jahrhundert's angegeben werden. Der Orden aber war so lange mächtig und stark, als er seiner Bestimmung treu blieb, und das geschah so lange, wie der Kampf gegen die heidnischen Lithauer dauerte. Als jedoch der Großfürst Jagello die Erbin von Polen heirathete, trat er und mit ihm sein Volk zum Christenthum über und darauf hörte, wie sich von selbst versteht, der fortwährende Kampf des Ordens gegen Lithauen auf. Durch den Frieden verweichlichten die Ritter und verscherzten in ihrem üppigen Leben die Liebe der Untergebenen, so daß es dem Jagello endlich gelang, sie in einer entscheidenden Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 zu besiegen. Nachdem noch bis zum Jahre 1466 gekämpft worden war, schloß der Orden mit den Polen einen Frieden auf die Bedingung, daß von jenen Westpreußen ganz geräumt und Ostpreußen fortan von Polen zu Lehen getragen würde.

Während des Interregnums war in Deutschland überall ein schrecklicher Zustand; aller Orten erhoben sich befestigte Burgen, aller Orten herrschte die rohe Kraft; Niemand achtete mehr des Richters, und statt des Rechtes galt die Faust (Bild III). Mit wenigen Worten ist dieser Zustand charakterisirt, doch gewähren Abstractionen niemals ein lebendiges Bild und oft veranschaulicht ein kleiner Vorgang, ein Genrebildchen, besser das Getriebe einer Zeit, als lange Deductionen. Darum sei es erlaubt, eine solche Begebenheit aus der Zeit des Faustrechtes hier darzustellen. In Steiermark, auf der Frauenburg, hielt Herr Ulrich von Lichtenstein Haus und pflegte da in höherem Alter der Ruhe, nachdem er in seiner Jugend zu Ehren seiner hohen Frauen als Königin Venus oder als König Artus die schönen Alpenthäler auf- und abgezogen war, nachdem er so manches Minnelied gedichtet und manch' Abenteuer ritterlich bestanden hatte. Und wie er da so harmlos seines Glückes genoß, geschah an ihm schwere Untreue. Nicht weit entfernt von ihm wohnten zwei Edelleute, Pilgerin von Garsse und Weinolt, mit denen er in gutem Vernehmen stand, welche aber dennoch an ihm ihre Ehre verloren und böse Schmach

ihm zufügten. Am dritten Tage nach Bartholomäus, also in heißer Sommerszeit, lag Herr Ulrich nach einem Bade ruhend in seiner Kammer; da meldete ihm der Kämmerer, daß die beiden Herren da seien und ihn zu sprechen begehrten. Alsobald stand der Hauswirth auf, schmückte sich mit linnenem Festkleide und Mantel, bewillkommnete die Gäste und bewirthete sie mit Speise und Trank. Als die drei so fröhlich beim Mahle saßen, da schlug der Herr Pilgrin vor, man solle doch nach Tische ein wenig mit dem Federspiel beitzen. Zuerst stimmte Ulrich diesem Vorschlage nicht bei, denn er habe gebadet; endlich aber willfahrte er den erneuten Bitten seiner Gäste. Und wie er nun darauf seine Diener hier- und dahin entsendet, damit sie Alles zur Jagd zurüsteten, und er allein bei seinen Gästen saß, da winkten diese ihren Knappen, daß sie die Zugänge besetzten, sprangen auf den Lichtenstein ein, überwältigten und verwundeten ihn. Geschrei erscholl, Kampfestoben erfüllte das Schloß und rief die Gattin des Gefangenen herbei. Als sie den Vorgang erblickte, frug sie verwundert, was das sein solle? Da sprachen die Ungetreuen: „Frau, geht sogleich vor das Thor; da findet Ihr die Eurigen; gleich geht fort! Wir wollen ihn und Alles haben, was er nur gewinnen mag, oder es ist sein Ende." Da sah die Gute ihren Gemahl weinend an, er aber sprach: „Geht nur, so lieb Euch Eure Ehre ist; bleibt nicht länger hier bei mir." Und als sie nun mit ihren Kindern das Schloß verlassen wollte, nahm Pilgrin ihr den Sohn von der Hand und behielt ihn zurück. So wanderte die edle Frau, beraubt und bis in's Herz betrübt, mit ihrem Gesinde nach Lichtenstein und machte die Trauermäre bald weit und breit bekannt. Es sammelten sich die Freunde des Ritters und zogen in hellen Haufen gen Frauenburg. Sie wollten das Haus stürmen und Herrn Ulrich befreien. Aber er selbst mußte die Getreuen bitten, das zu unterlassen, denn man hatte ihm alles Ernstes mit dem Strange gedroht, so wie der Sturm beginne. Darauf frugen ihn die Verräther, ob er sich lösen wolle, und obgleich er ihnen um das Leben all' seine Habe versprach, so ließen sie ihn doch nicht frei, sondern in eine Kette verschmieden, von der er viel Noth und Pein gelitten hat. In steter Todesangst und Todesnoth lag er ein ganzes Jahr und drei Wochen gefangen und keine Hülfe zeigte sich. Nun ward Graf Meinhard von Görtz vom Kaiser als Herr in das Steierland gesendet, und als der edle Mann sein Gefängniß erfuhr, war es ihm von Herzen leid, er kam mit vielen Herren in die Frauenburg und machte ihn ledig; doch mußte Herr Ulrich zwei Söhne und eine Burg zum Pfande lassen. Das Alles löste er nachher aus, genas zwar von seinen Nöthen, hatte aber dabei doch starkes Gut verloren.

Was für eine schreiende Gewaltthat und wie mild tritt dabei der Richter auf! Und wie hier das an Einem Falle gezeigt worden, so sind tausend und aber

tausend andere vorgekommen und ebenso wie diesen hat man auch sie nicht bestrafen können.

Dieser schlimme Zustand des Reiches besserte sich, sobald Rudolf von Habsburg deutscher König geworden war; doch glaube man nur nicht, daß das plötzlich und in umfassender Weise geschah, sondern auch diese Entwickelung gestaltete sich allmählig, wie Alles das, was organisch gegliedert ist. König Rudolf's Regierung bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschland's, indem er zwar nicht das alte Kaiserregiment wieder herstellt, wohl aber die Resultate der vorhergegangenen Entwickelung festsetzt, sie abschließt und dadurch ihre Weiterbildung möglich macht. Er verleiht den Theilen des Reiches, welche bis dahin nur durch unrechtmäßige Gewalt eine bedeutende Stellung gewonnen haben, durch seine Autorität ein gesetzmäßiges Bestehen.

Daß seine Stellung eine andere sein mußte, als die der früheren Kaiser, das zeigt schon ihr verschiedener Ursprung. Zwar war er, wie seine Vorgänger, ein gewählter König, aber jene waren nur aus dem kleinen, beschränkten Kreise von zwei oder drei der mächtigsten Familien Deutschland's entnommen, und wurden dadurch, daß sie ihre Erbmacht mit den Reichsgütern vereinten, bald gewaltiger als andere Fürsten. Das hatte sich mit dem Falle der Hohenstaufen geändert. Da gab es keine so bedeutenden Geschlechter mehr, daß nur an sie allein die Krone fallen konnte; da waren viele Fürsten, einer dem andern gleich, und alle wollten sie nicht einem aus ihrer Mitte sich unterordnen. Deshalb wählten sie auswärtige Scheinkönige. Derjenige, welcher König wurde, sollte von ihrem guten Willen abhängen und unter keiner Bedingung die gebietende Stellung der früheren Kaiser einnehmen. Das wurde ihm auch wesentlich dadurch erschwert, daß viele Reichsgüter verschleudert, viele gewaltsam entfremdet und nur noch so wenige vorhanden waren, daß sie keine Macht gewähren konnten. Auch waren durch die Privilegien der letzten Hohenstaufen die meisten der noch heute blühenden Fürstenhäuser in ihrer Machtausbildung befördert worden. So bedeutend war die Landeshoheit der Fürsten, daß sie ohne große Anstrengungen, die von Achtung gebietender Macht unterstützt wurden, nicht mehr als Beamte des Kaisers behandelt werden konnten.

Hört man nur die gewöhnliche Erzählung, wie es zur Wahl Rudolf's gekommen, so scheint es, als habe er seine Erhebung einzig und allein seiner Tüchtigkeit zu verdanken. Aber wie groß und bedeutend dieselbe auch gewesen sein mag, sie reichte doch wohl keineswegs aus, um diesen süddeutschen Grafen so berühmt hinzustellen, daß alle Fürsten ihn kannten und ehrten. Gewiß ist viel verhandelt worden, ehe man zu diesem Resultate kam, und wenn wir auch keine Kunde von dem Gange der Unterhandlungen haben, das wenigstens wissen wir, daß an die sieben

Monate getagt war, ehe der Erzbischof Werner von Mainz den Grafen von Habsburg in Vorschlag brachte. Man hatte die Krone dem mächtigsten Fürsten, dem Könige Ottocar von Böhmen, angeboten, war aber sehr froh gewesen, daß er, dem die Wahlcapitulation nicht gefiel, die Krone in dem Bewußtsein ablehnte, sie würde auch ohne diese Beschränkung sein werden. Dann hatte man an diesen oder jenen Fürsten gedacht, doch bald eingesehen, daß die Wahl eines der mächtigeren Herren nicht durchzusetzen sei. Da entschlossen sich die Leiter der Wahl, eine Stufe herunterzusteigen und unter den Grafen die geeignete Persönlichkeit zu suchen. Es wurden aus ihrer Mitte zwei in Vorschlag gebracht: Rudolf von Habsburg und Siegfried von Anhalt. Daß dabei die Tüchtigkeit der Vorgeschlagenen sehr bedeutend berücksichtigt wurde, wird klar, sobald man sich bewußt wird, was die Wahlfürsten wünschten. Sie wollten nicht einen Kaiser, wie die früheren es gewesen, aber doch immer einen Kaiser und keinen ganz schwachen. Der sollte dann verlorenes Reichsgut wieder erwerben und, auf dasselbe gestützt, mit persönlicher Tapferkeit Recht und Ordnung im Reiche wieder begründen, damit die Wahlfürsten das, was sie usurpirt, in Frieden und Ruhe genießen und mit des Kaisers Hülfe die andern zur Landeshoheit emporstrebenden Herren zurückdrängen könnten. So wünschten sie wohl einen starken Kaiser, er sollte aber zugleich ihnen Antheil am Regimente lassen und bei wichtigen Entschließungen an ihre Einwilligung gebunden sein.

Und einen solchen Mann glaubten sie an Rudolf gefunden zu haben.

Er gehörte einem alten und edlen Geschlechte an und war einer der bedeutendsten süddeutschen Grafen, aber doch noch nicht seit langer Zeit. Seine Stammburg lag im östlichen, also im deutschen Theile der Schweiz, und rund umher hatten viel alte, große Familien ihre Sitze. Da wohnten die Kyburger, die mächtigen Landgrafen des Thurgau's, denen viel vom Zähringer Allode zugefallen war, da die Toggenburge, dann an beiden Ufern des See's bis Zürich hin die Rapperschwyl und der kühne verbrüderte Stamm der Montfort's und Werdenberg's. An diese schlossen sich im eigentlichen Schwaben die Fürstenberg, die Zollern und die Hohenberg. Gegen Westen, in der wälsch redenden Schweiz, hatte das Haus Savoyen, das von Neufchatel, die Freiherren von Granson und die Greyerz reiche Güter. Große Abteien, blühende Städte lagen neben diesen fürstlichen Besitzungen, und mitten unter all' diesen Stammherren, Hochstiften und Städten finden wir Habsburg's Allodien und Lehen.

Zwischen Aar und Reuß, da wo die Trümmer der alten Römerstadt Vindonissa liegen, da waren die Stammgüter des Hauses, da lag die Habichtsburg, und von ihr aus überschaute man die Besitzungen, welche man die Orte „im Eigen" nannte.

Die sichere Kunde von diesem Geschlechte reicht bis in's zehnte Jahrhundert und zeigt uns dasselbe außer in dieser Gegend auch noch im Breisgau und im Elsaß begütert.

Im Jahre 1218 wohnte Graf Albrecht von Habsburg auf seinem Breisgauer Schlosse Limburg am Rhein. Daselbst gebar ihm am 1. Mai seine Gemahlin Hedwig, die Tochter des Grafen Ulrich von Kyburg, einen Sohn, welchen Kaiser Friedrich II., da er, nach Basel ziehend, in der Zeit gerade auf das Schloß kam, zur Taufe hielt und mit dem Namen „Rudolf" beschenkte. Bei den gewöhnlichen ritterlichen Uebungen erstarkte der Knabe und wuchs zum Manne heran. Als er das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, starb ihm sein Vater in Ascalon auf einem Kreuzzuge und er übernahm darauf mit seinen Brüdern gemeinschaftlich die Verwaltung der Güter. Später verheirathete er sich mit der Gräfin Gertrud von Hohenberg, von welcher ihm in vierzigjähriger glücklicher Ehe vier Söhne und sechs Töchter geschenkt worden sind.

Da er, so wie auch sein Vater, ghibellinisch gesinnt war, so hatten sie beide mit ihren nächsten Verwandten, mit einem Nebenzweige ihres Hauses nämlich und mit den Kyburgern, welche dem Papste anhingen, manchen harten Strauß auszufechten. Später, wie wir das schon oben angeführt haben, nach dem Falle der Hohenstaufen, söhnte er sich mit seinen Verwandten und mit der Kirche aus, da ja doch nun der Kampf kein Resultat mehr haben konnte. Im Laufe der Zeit war sein Ruhm und sein Ansehen gewachsen, er war Voigt der Waldstädte geworden, und als im Jahre 1263 die Kyburger ausstarben, nahm er den größten Theil ihres reichen Erbes in Besitz. Seitdem war er ein nicht unbedeutender Graf. In den Wirren während der kaiserlosen Zeit hat er viel Gelegenheit gehabt, seine Tüchtigkeit und zugleich seine Milde und Freundlichkeit zu zeigen und zu bewähren, und mancher schöne Zug, den man ihm nachrühmt, zeigt deutlich, daß er gar tüchtigen Gemüthes und hellen Auges, daß er kein gewöhnlicher, sondern ein begabter und denkender Mann war. Die meisten Fehden hat er um des kyburger Erbes willen ausfechten müssen; denn Toggenburg, St. Gallen und der Bischof von Basel traten mit verschiedenen Ansprüchen gegen ihn auf. Am heftigsten und längsten hat er gegen Basel gekämpft. Daß aber diese Fehde so gewaltig wurde, dazu trug noch ein anderer Umstand bei. In der Stadt gab es nämlich zwei Adelsverbindungen, die der Sternträger und der Papageien, welche beide mit den umwohnenden Edlen in vielfacher Bundesgenossenschaft standen. Zu den Sternträgern gehörte auch Rudolf, und da sie vom Bischofe mit Hülfe der andern Partei bedrückt und sogar vertrieben worden waren, so half er seinen Genossen und rächte dabei zugleich manche ihm geschehene Unbill. Das war der Grund, warum er i. J. 1273 die Stadt belagerte.

Höchst wahrscheinlich ist es, daß der Graf sich um die Krone beworben, wenigstens doch, nachdem er vorgeschlagen worden, um dieselbe unterhandelt habe; denn wir hören, daß zwei seiner Freunde, der Probst Otto von Speyer und Burggraf Friedrich von Nürnberg, kurz vor der Wahl vielfach mit den Fürsten verkehrt haben.

So gut hatten aber Rudolf's Unterhändler die Fürsten für ihn zu stimmen gewußt, daß Alle, mit Ausnahme Ottocar's, den Grafen wählten. Kaum war das geschehen, so eilte sein Verwandter und Freund, der oben genannte Burggraf Friedrich von Nürnberg, von dem Untermarschall des Reiches, dem Grafen Pappenheim, begleitet, gen Basel in das Lager Rudolf's, um der Erste zu sein, welcher ihm die frohe Botschaft überbrächte (Bild IV).

Daß die bedeutendsten Fürsten schon vor der Wahl ihr Interesse mit dem Rudolf's zu verbinden und so dasselbe zu schützen gewußt hatten zeigen die Vorgänge unmittelbar nach der Krönung. Da heirathet Ludwig von Baiern, der des Kaisers Gnade und Nachsicht mannigfacher Verwickelungen wegen am meisten bedurfte, Rudolf's Tochter Mathilde; zu gleicher Zeit findet die Vermählung Albrecht's von Sachsen mit der Agnes, einer andern Tochter Rudolf's, statt, und etwas später wird an Markgraf Otto von Brandenburg ein drittes Fräulein aus dem Kaiserhause vergeben. Aus ähnlichen Gründen, wie die Fürsten, hat der Papst die Wahl des Grafen begünstigt. Einmal empfahlen ihn dem heiligen Vater die vornehmen Geistlichen, welche Rudolf schon zur Wahl vorgeschlagen hatten; besonders that das Erzbischof Werner von Mainz, den der Graf einst über die Alpen geleitet, als er sein Pallium aus Rom sich holen wollte. Da hoffte Gregor X., Rudolf würde das, was durch den Sturz der Hohenstaufen angebahnt war, nämlich die Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, jetzt gesetzlich feststellen. Somit forderte er, es solle der König nicht nur alle Verleihungen der früheren deutschen Kaiser bestätigen, sondern auch versprechen, Alles das zu thun, was der Papst für ersprießlich halte, sofern es nur ohne Zerstückelung des Reiches geschehen könne. Diese Forderungen wurden zuerst von den Gesandten Rudolf's bewilligt und dann von ihm selbst später bei einer Zusammenkunft mit dem Papste bestätigt. Dafür hat dann aber auch Gregor X. sich stets des König's auf's beste angenommen; er hat Alfons X. von Castilien beschwichtigt, Ottocar von Böhmen zur Ruhe und Unterwerfung ermahnt und ohne Weiterungen die Kaiserkrönung zugesagt.

Daraus geht klar hervor, daß Rudolf durchaus nicht das frühere Kaiserthum wieder hergestellt und daß er auch gar nicht einmal den Versuch zu einer solchen Restauration gemacht hat. Ebenso wenig hat er die Kaiserrechte gegenüber den Großen,

welche Wahlfürsten geworden, in ihrem Umfange zur Geltung bringen können. Diese Fürsten hatten sich einen Antheil am Reichsregimente sichern wollen, und wenn wir nur genau zusehen, so werden wir leicht finden, daß das ihnen vollständig gelungen ist. Fortan nämlich vergabt Rudolf kein Reichsgut, fortan nimmt er keine Standeserhöhung, keine irgendwie wichtige Regimentssache vor, ohne daß diese Wahlfürsten ihre Zustimmung in eigenen Willebriefen geben. Dadurch wird die Oligarchie des Kurfürstencollegiums begründet und dadurch die Ausbildung der Landeshoheit in den Territorien dieser Fürsten begünstigt.

Es schien aber, als würde der Besitzstand gerade dieser Großen dadurch sehr gefährdet werden, daß Rudolf gleich beim Antritte seiner Regierung verkünden ließ, wie er alles Gut, das seit Friedrich's II. Tode dem Reiche entfremdet war, mit Ernst zurückfordern wolle. Doch auch dagegen waren die Wahlfürsten gesichert; denn niemals hat ihnen Rudolf dergleichen Usurpationen streitig gemacht, er hat sogar nachträglich solche Erwerbungen bestätigt. Wozu nun diese Verkündigung?

Einmal sollte sie gegen Ottocar von Böhmen, dann aber gegen die Edlen zweiten Ranges, gegen die Grafen, die da eine ähnliche Machtvollkommenheit, wie sie die Wahlfürsten schon besaßen, mit aller Kraft anstrebten, gegen diese beiden Mächte sollte sie gebraucht werden.

Ebenso große Gefahr, wie dem Könige, drohte den Fürsten von der Macht Ottocar's. Er zürnte beiden Theilen und war viel zu stolz, den neu gewählten König anzuerkennen. Wie ein drohender Coloß ragte sein Reich in Deutschland hinein und bedräute die Fürsten im Norden und Süden. Gegen ihn wandte sich also Rudolf und forderte Oesterreich zurück, das nach dem Aussterben der Babenberger von Ottocar in Besitz genommen und mit Kraft und Geschicklichkeit verwaltet worden war. Natürlich gab Ottocar nicht freiwillig das Erworbene hin, sondern verlor es zugleich mit seinem Leben in der Schlacht auf dem Marchfelde. Durch diesen Sieg gelangte Rudolf zum Besitze von Oesterreich und vernichtete die slavische Uebermacht an den Grenzen Deutschland's. Dann hat Rudolf die Selbstständigkeit burgundischer Großen gebrochen und in Schwaben die nach dem Falle der Hohenstaufen mächtig gewordenen Grafen, namentlich den von Würtemberg, zu unterdrücken versucht. Was er in diesen Fehden errang, das verlieh er nicht an die Fürsten, sondern an seine Söhne, so vor Allem die österreichischen Lande. Dazu bewog ihn die Ueberzeugung, daß er als Kaiser nur dann etwas wirken könne, wenn er statt der verlorenen Reichsdomänen eine Hausmacht sich erwürbe, und daß er seinen Nachkommen, falls die Kaiserwürde ihnen nicht verbliebe, eine Stellung unter den Reichsfürsten verschaffen müsse. Um aber in diesem Streben von den Fürsten nicht gehindert zu werden, ließ er sie auch frei gewähren. Aus diesem seinem

Verhältnisse zu den Fürsten erklärt sich leicht seine Stellung zu den Städten. Hätte er die alte Kaisermacht wieder herstellen wollen, so hätte er die Städtebündnisse gegen die Fürsten gebrauchen müssen. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Städte ihm gern Beistand geleistet hätten, weil für sie ein starkes Reichsregiment stets wünschenswerth war. Daran aber dachte der König nicht, sondern verwilligte den einzelnen Städten nur die Rechte, welche sie besaßen und welche ihnen wohl nicht mehr zu rauben waren. Aber niemals begünstigte er sie zum Nachtheile der Fürsten, niemals zog er sie zu den Berathungen, welche das Reich betrafen, und benutzte sie nur, um von ihnen Geldunterstützungen zu erhalten.

Wahrhaft verdient hat sich der König um die Ruhe des Reiches durch seine Sorge für den Landfrieden gemacht; doch gerade die Anstrengung, welche es ihm kostete, hierbei wenigstens etwas durchzusetzen, gerade die zeigt, wie schwach seine Macht, wie gering sein Ansehen im Reiche gewesen ist. Nur da werden seine Landfriedensgesetze mit Energie gehandhabt, wo ein mächtiger Reichsfürst ihre Vollstreckung sich angelegen sein läßt, da aber, wo der König selbst, wie in Schwaben, als oberster Herr gebietet, da hören wir fortwährend von Streit und Fehde. In Süddeutschland, wo seine Hausmacht lag, wo die meisten seiner Anhänger und Freunde angesessen waren, da finden wir vielfache Spuren seiner Thätigkeit; in Norddeutschland jedoch, wo schon die letzten Hohenstaufen selten sich gezeigt hatten, da erscheint er eigentlich nur einmal, im Jahre 1287.

Um das Erbe des verstorbenen Markgrafen von Meißen war dort eine wüthende Fehde ausgebrochen und Rudolf berief, damit sie vertragen würde, einen Fürstentag nach Erfurt. In dieser Versammlung werden dann auch Landfriedensgesetze für Sachsen und Thüringen gegeben, welche der König alsbald durch seine Ritter executiren läßt. So sollen 66 Burgen der Raubritter gebrochen sein und über 29 solcher unruhigen Edelleute saß der König selbst zu Gericht, verurtheilte sie zum Tode und ließ sie vor den Thoren Erfurt's enthaupten (Bild V). Man kann nicht leugnen, daß Rudolf sich die Sache sehr angelegen sein ließ, aber ebenso wenig, daß es ihm doch nicht gelungen ist, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen und Sicherheit der Person und des Eigenthum's zu gewähren.

Fassen wir nun zusammen, was Rudolf geleistet und geschaffen hat, so wird uns klar, daß er die Krisis, welche bevorstand, mit halben Mitteln vermieden und das Reich so zu dauerndem Siechthum und zum allmähligen Tode geführt hat. Es beginnt jene Halbheit im Reiche und jene Schwerfälligkeit, bei der weder frisches Leben gedeihen, noch ein rascher Umschwung, nur allenfalls ein ehrenwerther Untergang eintreten konnte. Seitdem interessirt das Reich als ein Ganzes wenig mehr, weil es als ein solches ferner keine große Bedeutung hat; von da an hingegen

nehmen die einzelnen Reichstheile unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; von da an treten die Territorialherrschaften in den Vordergrund. Es bildet sich nun eine Reichsverfassung, deren Mittelpunkt gelähmt ist, weil die kaiserliche Gewalt den Ansprüchen der Landeshoheit geopfert wird.

Was Rudolf nicht gelungen war, das gelang auch seinen Nachfolgern nicht. Hätten die Fürsten nicht planmäßig und absichtlich die Wiederherstellung der Reichseinheit zu hindern versucht, hätten sie wirklich ein starkes Regiment gewünscht, so wäre es eine Nothwendigkeit für sie gewesen, den kräftigen und begüterten Sohn Rudolf's und nicht wieder einen armen Grafen zu wählen.

Aber Albrecht, Rudolf's ältester und einzig ihn überlebender Sohn, war sehr unbeliebt und zugleich doch wieder gefürchtet, denn man wußte das wohl im Reiche, wie kräftig er in seinen Erblanden durchgegriffen hatte. Darum vermochte es Rudolf nicht, die Fürsten für ihn zu stimmen; darum gelang es namentlich den rheinischen Kurfürsten, die Wahl Adolf's von Nassau zu bewirken. Der kleine, wenig begüterte Graf hat seine Wähler mit Reichsgut und besonders mit den Rheinzöllen belohnen müssen, also zur Wiederherstellung der Reichseinheit gar nichts beigetragen, sondern nur noch das schon Gewonnene zerstreut und zersplittert. Da Adolf aber kein unedler Mann war, da er wahren Stolz besaß und die Wichtigkeit und die Aufgabe des Kaiserthum's erkannte, so wollte er nicht immer von den Fürsten bevormundet, nicht, wie er selbst sagte, nur ein gemalter König sein. Deshalb versuchte er es auf mancherlei Art, eine Hausmacht zu erwerben und eine Partei im Reiche für sich zu gewinnen. Thüringens Verhältnisse schienen damals von der Art, daß sie dem Könige eine Erwerbung des Landes erleichterten; er versuchte es auch, scheiterte aber in seiner Unternehmung und gab seinen Feinden dabei willkommenen Vorwand, gegen ihn schwere Beschuldigungen zu häufen. Da er somit die Fürsten von sich entfernt hatte, so mußte er sich auf andere Stände des Reiches stützen. Das that er auch, indem Städte und Ritterschaft von ihm mit solcher Huld behandelt wurden, daß sie treulich in seinem Unglücke zu ihm hielten. Die beleidigten Fürsten, namentlich die geistlichen am Rheine, vereinigten sich darauf und versöhnten sich mit dem Manne, welcher dem Könige am meisten zürnen mußte, da er ihn um eine Krone gebracht hatte, mit Albrecht von Oesterreich. Diese Verbindung war eine betrügerische, war offene Empörung, und das Gericht, welches die Verbündeten über den Kaiser hielten, eine Verhöhnung alles Rechtes. Beide Theile haben diese That schwer gebüßt, denn Albrecht hat später den Kurfürsten den Lohn ihrer Verrätherei geraubt und er selbst fiel durch den Mordstahl seines eigenen Neffen, der nur die Rache für die gedemüthigten Fürsten ausführte.

In Mainz hatten die verbündeten Fürsten den König Adolf des Thrones ent-

setzt; daher eilte dieser aus dem Süden des Elsasses, wo er gerade weilte, nach Norden, um in die Länder der Verschworenen zu kommen. Er traf das Heer seiner Feinde in der Nähe von Worms, auf der Ebene, welche sich beim Dorfe Göllheim in das Gebirge hineinzieht. Da kam es im Juli des Jahres 1291 zu der entscheidenden Schlacht. Mehrere unglückliche Zufälle waren es, die den Sieg dem ritterlichen Könige Adolf raubten. Einmal war seine schwergepanzerte Reiterei bald den leichten österreichischen Reitern gegenüber in großem Nachtheile, da diese die Pferde ihrer Feinde niedergestochen und so die unbehülflichen Ritter zum Fußkampfe genöthigt hatten. Dann stürzte der König selbst mit dem Pferde gerade in dem Augenblicke, wo es galt, seine gewohnte Stärke und Besonnenheit zu zeigen. Fast ohne Besinnung, allein und nicht im Stande, den Helm zu tragen, mußte er sich gegen die ihn umringende Menge der Feinde vertheidigen. Er that es mit großer Tapferkeit, unterlag aber dem stürmenden Andrange und fiel von unbekannter Hand. Daß Albrecht in diesem Gedränge seinem Könige gegenübergestanden hat, ist erwiesen, daß er ihn selbst getödtet, das ist vielfach behauptet, von ihm aber immer zurückgewiesen worden (Bild VI).

Wenn Albrecht in diesem seinem Auftreten gegen König Adolf sich wenig bedenklich in der Wahl der Mittel zeigt und dadurch einen unedlen Charakter verräth, so wird das zwar durch seine ganze Regierungszeit bestätigt, es geht aber ferner doch aus ihr mit Klarheit hervor, daß er ein starker, in sich klarer Mann gewesen sei, der mit großer Kraft und Energie die Einheit des Reiches zu erhalten sich bestrebt hat. Deshalb demüthigte er die Kurfürsten und trat überall der Gesetzlosigkeit entgegen; deshalb stützte er sich, wie sein Vorgänger, auf die Ritter und auf die Städte, und das veranlaßte, wie schon oben bemerkt worden, seinen Tod. Bei der vorangeschrittenen Entwickelung der Landeshoheit wollte er sich auf gleichen Boden mit den Fürsten stellen, er wollte seine Landesherrschaft möglichst erweitern, die kaiserliche Würde erblich machen und dann als der mächtigste Fürst die übrigen in Abhängigkeit und zur Unterwerfung bringen. Daher seine Bemühungen, in den oberen Landen das Reichsgut in ein erbliches Hausgut umzuwandeln. Dieses Bemühen erstreckte sich auch auf die Schweiz.

Gerade im Todesjahre Albrecht's I. scheinen in der Schweiz Bewegungen stattgefunden zu haben, welche der König beruhigen wollte, als ihn der Tod ereilte. Was man aber dabei von den Bedrückungen der Landvoigte und von der Tyrannei der Habsburger erzählt, ist mit großer Vorsicht anzunehmen und sehr zu beschränken. Erst viel später, als der Haß der Schweizer gegen Oesterreich heftiger geworden, als mannigfache Fehden zwischen beiden Mächten geführt waren, erst da tauchten in den Chroniken alle jene Erzählungen auf, welche noch jetzt im Umlauf und

bei uns gerade durch Schiller's Dichtung so fest gewurzelt sind. So viel steht doch wohl jetzt fest, daß ein Geßler nie Landvoigt gewesen ist; wir kennen nämlich die Reihe dieser Beamten und können sie urkundlich belegen, aber unter ihnen findet sich keiner dieses Namens; so viel ist von Schweizern selbst erwiesen, daß ein Tell zwar in Uri gelebt, niemals aber den Apfel vom Haupte seines Sohnes geschossen hat. Daß Bedrückungen der Voigte vorgekommen sein mögen, kann zugegeben werden; denn wo hat im Mittelalter dergleichen ganz vermieden werden können? daß sie aber nicht übermäßig gewesen, beweist der Umstand, daß kein gleichzeitiger Schriftsteller diesen Vorwurf gegen Albrecht ausspricht. Dieser Umstand hat auch den Aufruhr nicht hervorgerufen, sondern das kühne, freiheitstrotzige, aber im Ganzen ungerechte Streben der Waldstädte.

In Uri, Schwyz und Unterwalden lebten nämlich großentheils unfreie Leute, welche theils den Klöstern, theils Edelleuten gehörten. Diejenigen Hörigen, die z. B. in Uri an das Frauenkloster St. Regula zu Zürich steuerten, bildeten zwar eine Gemeinde und hatten viele Rechte der Freien, waren aber doch nicht ganz freie Leute und haben auch nach der Befreiung der Cantons trotz aller Versuche, sich auf andere Art dieses Verhältnisses zu entledigen, endlich durch Loskauf vom Kloster ihre Freiheit erlangt. Diese drei Thäler bildeten einen Theil der Landgrafschaft Aargau, und da die habsburger Landgrafen in diesem Gaue waren, so übten sie als solche die höhere Gerichtsbarkeit und den Blutbann auch in diesen Thälern. Wo sie nun daselbst Güter besaßen oder von den Klöstern mit der Voigtei über ihre Höfe belehnt waren, da standen sie außer dem Landgerichte noch den niederen, den Hofgerichten, vor.

Als sich im Jahre 1232 das habsburgische Haus in zwei Linien theilte, da erhielt die ältere die Landgrafschaft im Aargau, die jüngere aber die meisten Voigteien am Vierwaldstädter-See. Jene, die ältere, welcher König Rudolf angehörte, stand in dem Kampfe zwischen Friedrich II. und dem Papste auf des Kaisers Seite, die jüngere dagegen hielt treu zur Kirche. Deswegen suchte Friedrich II. die Gebirgsvoigteien selbstständiger zu stellen und sie an Lucern und Zürich, die ihm getreuen Städte, zu knüpfen. Dagegen wehrten sich die jüngeren Habsburger aus allen Kräften, und es gelang ihnen wohl, die Verbrüderung aufzuheben und ihre alten Rechte festzuhalten, nicht aber, die Erinnerung an jene Lockung zu verdrängen. Als später die Voigtei über diese Thäler an Rudolf kam, blieb bis an seinen Tod Alles ruhig. Die Verwirrung nach demselben suchten die Thäler zu benutzen, traten im Jahre 1291 in eine Eidgenossenschaft zusammen (Bild VI oben) und verlangten die Rechte freier Männer, vornämlich das Recht, über sich selbst zu richten und nicht ferner nach Hofrecht zu leben. Das haben sie nun zwar späterhin wieder

eine Zeit lang aufgegeben, im Jahre 1308 durch eine erneute Eidgenossenschaft auf dem Rütli aber von Neuem in's Werk zu setzen versucht. Als König Heinrich VII. im Gegensatze zu dem österreichischen Hause erwählt worden war, gewährte er, um die Herzöge zu schwächen, den drei Thälern das erstrebte Recht und eximirte sie von der Landgrafschaft im Aargau. Und wie nach seinem Tode durch zwiespältige Wahl Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig von Baiern einander gegenübertraten, da hielten die Cantons zu letzterem und besiegten im Jahre 1315 den gegen sie anrückenden Habsburger, den Herzog Leopold, in der Schlacht bei Moorgarten. In Folge dieses Sieges wurde die Exemption und die Eidgenossenschaft vom Kaiser bestätigt und seitdem breitete sich dieselbe immer weiter aus.

Zur Zeit, da der träge und untüchtige König Wenzel in Deutschland herrschte, gab es einen Herzog von Oesterreich, der nach seinem bei Moorgarten geschlagenen Ahn Leopold benannt war. Seine Besitzungen lagen meistens in den sogenannten Vorlanden, d. h. in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz. Nun einten sich damals, weil der Kaiser sich um das Reich nicht kümmerte, die einzelnen Stände und wehrten sich gegen ihre Feinde auf eigene Hand, als ob kein Schiedsrichter im Lande sei. Es war ein ähnlicher und doch ein anderer Zustand, wie zur Zeit des Interregnums. Da kämpfte und fehdete fast jeder Ritter und jede Stadt gesondert und Ständebündnisse beginnen erst, sich zu bilden. Die Ritter fühlen dies Bedürfniß noch nicht, wohl aber schließen sich die Städte zusammen. Am Ende des vierzehnten Jahrhundert's jedoch finden wir auch die Ritter, namentlich in Schwaben und Franken, vereint und wir hören viel weniger von den Fehden Einzelner, als von Kämpfen der Adelsgesellschaften gegen Städtevereine und gegen die Eidgenossenschaften der Bauern.

Groß war der Haß des Adels gegen die reich und mächtig werdenden Städte, noch viel größer, noch viel glühender der Zorn über die frei gewordenen Bauern; denn die Städte waren doch meist nur von egoistischem Streben beseelt und begnügten sich mit der Wahrung ihrer materiellen Interessen, die Bauern aber breiteten ihren Anhang immer weiter aus und machten Propaganda für ihre Principien. Vor ihnen zitterten die kleinen Freiherren und Edlen, welche im Aargau und Thurgau, am Bodensee, im Elsaß und im Breisgau saßen. Mit welchem Jubel also mußten sie erfüllt werden, als Herzog Leopold, der mächtige Dynast, sich zum Kampfe gegen „das grobe Bawrenvolk, die Schweizer genannt," anschickte. Er war ja der ächte Repräsentant und Vertreter des Adels, die Blume der Ritterschaft; im besten Mannesalter, im fünfunddreißigsten Jahre, stand er, der glorreiche Fürst. Wie schön war er und wie hochgemuth, wie glänzten seine blauen Augen

wie edel geformt war sein blasses Antlitz, umwallt von der Fülle hochblonder Locken, wie trutziglich die ganze Haltung des Körpers!

Wohl hatte er alte Schmach an den Schweizern zu rächen, wohl hatten sie auch ihm Schaden gethan, und dann, was mehr war, als das Alles, sollte denn der Adel das Joch der groben Kuhbauern auf sich laden?

Da sammelte denn der Herzog ein schönes und stattliches Heer von 4000 Rittern und eine Menge Fußvolkes, und es kamen die Absagebriefe der Edlen zu den Eidgenossen wie die Schneeflocken im Winter.

Der Zug des Heeres ging gen Lucern, welches am meisten des Herzog's Zorn erregt hatte. Am 9. Juli des Jahres 1386 gelangten die Schaaren sengend und brennend von Sursee her vor der Stadt Sempach an und waren somit nur noch drei Stunden von Lucern entfernt. Das Heer lagerte unter den Mauern und mähte das reifende Korn ab. Und wie das die Bürger von Mauern und Thürmen so mit ansahen, da ritt höhnend Rutschmann von Rinach an den Graben und rief voll Uebermuth: „Schickend den Mädern das Morgenbrot harus!" Aus des Schultheißen Munde scholl die Antwort zurück: „Kein Eidgenoss' gibt den Lohn, er sigi dann vorher verdient. Ich hoffe, mine Herren von Lucern werdent bald kommen und uch das Morgenbrot anrichten, daß manchem der Löffel entfallen wirt." Lachend zeigten ihnen die Ritter die Stricke, welche sie auf einem Wagen mit sich führten, damit vor Nacht noch die Eidgenossen daran gehängt würden.

Währenddeß kamen auch die Eidgenossen an den See, nur 1400 Mann, 400 aus Lucern, 300 aus Uri, ebensoviel aus Schwyz und Unterwalden und 100 aus dem Entlibuch und dem Rotenburgischen. Nicht alle waren sie vollständig gerüstet, so Mancher trug, um den Arm gebunden, ein hölzernes Brett, daß es ihn gegen die Schwerthiebe schütze. So wie sie den Ritterhaufen sahen, da fielen sie nach alter frommer Sitte auf die Kniee und beteten mit ausgebreiteten Armen. Dabei spotteten ihrer einige der Herren und meinten: „die zagen Lüt' fallend nieder uff ihr Kniee und wollent uns um Gnad' bitten." Nach dem Gebete traten die Schweizer aus dem Gehölze, in dem sie so lange gewesen, und beide Theile ordneten ihre Reihen. Aus dem Ritterhaufen sprengte der Freiherr Ulrich von Hasenburg an die Schlachtreihe der Eidgenossen, und als er sie sich beschaut hatte, da rieth er dem Herzoge, er möge seine Person in Sicherheit bringen, denn gar unverzagt scheine ihm das Völklein. Aber Hans von Ochsenstein fiel ihm im ritterlichen Uebermuthe höhnend in die Rede, und seinen Namen mißbrauchend, rief er: „o Hasenburg! Hasenherz!" und dann wandte er sich prahlend zum Herzog: „die wellent wir vor Nacht, wie Ihr sie wellent, gesotten oder gebraten, liefern." Man befand sich auf unebenem Terrain, nicht weit vom See, und da man Rosse nicht gut benutzen

konnte, so saßen die Herren ab und schickten die Hengste mit den Knechten hinter sich. Dann bildeten die Ritter stolze Reihen. Damit sie fest dem Drange widerstehen könnten, hieben sie sich mit ihren Schwertern die langen Schuhschnäbel ab, welche sie an jeder Bewegung hinderten. Dabei war ein Rinach so eifrig, daß er mit der Schuhspitze auch einen Zeh abschlug und blutend weggeführt werden mußte, und das war ein Glück für das Geschlecht, denn alle Glieder des Hauses außer ihm fielen im Kampfe. So bildeten sie eine eherne Mauer; da starrten die langen Spieße, da glänzten die Schilde und ob den Schilden wogten die nickenden Helmbüsche wie ein ganzes Meer und über ihnen flatterten bauschend die Fahnen und Banner. Mit lautem Jauchzen drangen die Eidgenossen in schmaler, keilförmiger Schlachtordnung über das Gefilde gegen den Feind an, und als sie herangekommen, bewegte sich klirrend die eherne Mauer, um sie einzuschließen. Bald lagen viele Eidgenossen blutend und todt auf dem Boden, und noch war keine Lücke im Feindeshaufen; immer heißer wogte der Kampf, immer herber wurde die Noth der Schweizer. Da entschied den Tag ein braver Rittersmann aus Unterwalden, der ehrenfeste Schruthan von Winkelried. „Wend ihr's min Geschlechte genießen lan", rief er, „so will ich eine Gasse machen." Mit diesen Worten sprang er aus der Ordnung, umfaßte eine Menge von Spießen, drückte sie nieder und in die Lücke strömten seine Landsleute (Bild XIV, Denkmal Winkelried's). Nun begann ein entsetzliches Morden, denn die Ritter, eingekeilt in fürchterliche Enge, konnten sich kaum mit ihren langen Wehren bewegen; viel grimmer wüthete die kurze Partisane und der Morgenstern der Schweizer. Was war das für ein heißer Erntetag, wie mancher edle Ritter erstickte da im schweren Harnisch, wie mancher Kronenhelm kam da zum Falle! Um die achte Stunde rief Ritter Ulrich von Aarburg, der Bannerträger Oesterreich's, als ihn grause Noth bedrängte, mit heller Stimme seinem edlen Herrn zu: „retta Oesterreich! retta!" Und zu Hülfe sprang herzu „der beherzt mannliche Fürst" und fiel in gewaltigem Kampfe. Wie das die Seinen sahen, da wandten sie sich zur Flucht; aber, o weh' des Uebels, entflohen waren die Knechte mit den Hengsten und nun sank die Blüthe des Adels. Da weinte nach der Schlacht manche Edelfrau und wartete vergebens der Rückkehr ihres Herrn.

Da Albrecht I. ein gewaltiger Herr und Kaiser gewesen war und sich der Fürstenmacht nicht eben hold erwiesen hatte, so wünschten die großen Herren keinen seiner Söhne gewählt zu sehen, damit jeder Schein der Erblichkeit vermieden und durch den neuen König die Uebermacht der Fürsten gesichert werde. Wieder aber nahm die Sache denselben Verlauf, wie damals vor der Wahl Rudolf's I. Kein Fürst gönnte dem andern die Krone, und so blieb der Thron sieben Monate lang erledigt. Endlich wurde die Wahl durch die Intriguen des französischen Kö-

nig's befördert. Es saß damals auf dem Throne von Frankreich Philipp IV., der Schöne, ein gewaltiger Fürst, unersättlich in seinem Ehrgeize, erfüllt von großartigen Plänen. Er hatte sich den Papst unterworfen und ihn gezwungen, in Avignon zu residiren. Dieses Verhältniß benutzte er dazu, um des Papstes Ansehen und Macht für seine dynastischen Zwecke zu gebrauchen. Schon herrschten französische Prinzen in Neapel und Ungarn und er warb noch für seinen Bruder, Karl von Valois, um Böhmen und Polen, und nun sollte Papst Clemens V. seinen Einfluß verwenden, auch die Krone von Deutschland diesem Manne zu verschaffen. Widersprechen konnte und durfte der Papst nicht, aber es erschreckte ihn der Gedanke und die Aussicht, daß eine französische Weltmonarchie entstehen und dann das päpstliche Ansehen für immer vernichtet sein werde. Darum empfahl er zwar öffentlich Karl von Valois den geistlichen Wahlfürsten in Deutschland, insgeheim aber rieth er ihnen, der dringenden Gefahr durch schleunige Wahl auszuweichen. Da einten sich die Erzbischöfe von Trier und Mainz, denen ein so mächtiger Herr nur unangenehm sein konnte, und wählten einen Grafen, Heinrich von Luxemburg, den Bruder des Erzbischof's Balduin von Trier. Dasselbe Princip, das sie leitete, hatte auch die Wähler Rudolf's zu ihrer Wahl bewogen. Auch Heinrich war, wie Rudolf, ein Fürst zweiten Ranges, auch er war ein tüchtiger Ritter und ein ehrenhafter Mann. Er war nicht so mächtig, um die Fürsten unterdrücken zu können, und doch so tapfer und durchgreifend, um den Landfrieden zu befestigen und dadurch der Fürsten Herrschaft zu sichern.

So wie seine Vorgänger, sucht auch er eine Hausmacht zu erwerben, und es gelingt ihm, seinem Sohne durch eine Heirath Böhmen zu verschaffen. Auf geschickte Weise versteht er es, die übermächtigen Herzöge von Oesterreich so zu schrekken, daß sie sich ihm fügen und ihre Ansprüche an Böhmen aufgeben; dann aber stützt er sie auch wieder mit seiner kaiserlichen Macht und hält sie durch Furcht und Liebe in Ruhe und Unterwürfigkeit.

Rudolf von Habsburg hatte, wie gezeigt worden ist, des Reiches Ansprüche gegen keinen der größeren Fürsten, als gegen Ottocar, geltend gemacht, und zwar hatte er das mit Zustimmung der anderen gethan; ebenso that das Heinrich gegen Oesterreich. Rudolf hatte den Landfrieden den kleinen Mächten gegenüber gewahrt und deswegen z. B. so oft in Schwaben gegen die Grafen von Würtemberg gefochten; ebenso handelte Heinrich VII. und hat daher auch denselben Kampf gekämpft.

Die Verhältnisse, welche Rudolf nach so langem Zerfalle ordnen mußte, hinderten ihn, nach Rom zu ziehen und die Kaiserkrone zu erwerben. Für Heinrich VII. zeigten sich alle Umstände günstiger.

In Italien war so viel Verwirrung, so viel Unruhe und Spaltung, daß Papst Clemens V. selbst den Kaiser zu einem Römerzuge aufforderte, daß alle Parteien sich an Heinrich wandten, von ihm einen Schiedsrichterspruch und eine Beendigung der fortdauernden Fehden verlangten.

Seit sechzig Jahren war kein deutscher König in Italien gewesen; wie hatte sich in dieser Zeit Alles verändert! Der Papst residirte nicht mehr in Rom, Sicilien, von Neapel getrennt, stand demselben in bitterster Feindschaft gegenüber, die freiheitstrotzigen Städte der Lombardei, welche den benachbarten Adel gezwungen hatten, aus seinen Burgen in ihre Mauern zu ziehen, sie waren fast alle durch Parteiungen zerrissen, in welchen eine jener Adelsfamilien zur Tyrannis gelangte. Ueberall, in der kleinsten Stadt, finden sich zwei heftig verfeindete Parteien, die Guelfen und Ghibellinen sich nennen, in Wahrheit aber nicht um diese großen Fragen sich befehden, sondern ihre egoistischen Zwecke unter diesen Namen verbergen. Darum führen diese Fehden auch zu keiner fröhlichen Neugestaltung, sondern entkräften Italien so, daß es bis auf den heutigen Tag schwach und zerrissen ist. Und kann denn das anders sein, muß nicht der Mißbrauch so hoher Ideen solche Strafe nach sich ziehen?

Die Meisten derjenigen, welche sich an den Kaiser wandten, haben egoistische Zwecke gehabt, doch gab es sicher auch unter ihnen Männer, denen diese kleinlichen Fehden als der Verderb der Nation erschienen, denen es klar wurde, daß ganz Italien durch den Kaiser vereint und für großartige Pläne gewonnen werden müsse. Als den Repräsentanten dieser Männer nennen wir Dante.

Dante, eigentlich Durante Allighieri, dieser große Dichter, war im Jahre 1265 zu Florenz geboren, stand also in dieser Zeit im besten Mannesalter. Nachdem er als Jüngling gute Studien gemacht, hatte er seinem Vaterlande als Soldat und Diplomat gedient. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhundert's herrschten in Florenz fast durchweg guelfische Ansichten, ohne daß nun deswegen Ruhe und Frieden in der Stadt geblieben wäre. Aus der Partei selbst entsprangen neue Mißhelligkeiten, und zwar gingen sie aus sehr unreinen Leidenschaften hervor; es beneideten nämlich die altadligen Donati die nicht so edlen, aber reicheren Cecchi. Um diese beiden Familien gruppirten sich alle einander gegenüberstehenden Elemente und bald war die ganze Stadt in „Weiße und Schwarze" — so nannten sich die Parteien — unversöhnlich gespalten. Die Schwarzen wußten Papst Bonifacius VIII. für sich zu gewinnen; er sandte ihnen den damals in Italien weilenden Karl von Valois zu Hülfe, und so gelang es dieser Partei im Jahre 1302, die Weißen zu vertreiben. Da wanderten an 600 Personen in die Verbannung, und unter ihnen auch

Dante, welcher bis an seinen im Jahre 1321 erfolgten Tode sein Vaterland nicht wieder sah.

Als Heinrich VII. nach Italien kam, wachten die Hoffnungen der Ghibellinen und auch die Dante's wieder auf; sie eilten, den König zu begrüßen, und so traf denn Dante ihn entweder schon in Lausanne oder doch in Mailand (Bild VIII). Damals schrieb er einen Brief an die Könige und Fürsten Italien's und an die Senatoren Rom's, worin er sie zur Eintracht und zur Anerkennung Heinrich's VII. ermahnte. Damals schrieb er seine drei Bücher über die Monarchie. In diesem Werke geht er von dem Grundgedanken aus, daß Freiheit und Frieden die ersten Bedürfnisse des Menschengeschlechtes seien, falls dasselbe seine Bestimmung erreichen solle. Diese Güter aber sind, so schließt er weiter, nur dann zu erlangen, wenn ein Einziger, der Kaiser, die Oberherrschaft führt. Durch dessen Regiment sind jedoch gar nicht andere unter ihm stehende Herrschaften vernichtet. Die Macht des Kaiser's leitet er von der des römischen Volkes her, dem Gott die Herrschaft über alle Völker verliehen, dem auch Christus selbst sich unterworfen; nur von Gott allein, nicht etwa vom Papste, sei die rechtmäßige Gewalt des Kaiser's abzuleiten. Weil aber der Mensch nicht blos der irdischen Glückseligkeit, sondern auch des ewigen Heiles bedürfe, so sei für diesen letzteren Zweck der Papst eingesetzt, und demgemäß zieme es sich, daß der Kaiser dem Papste, wie der Erstgeborene dem Vater, Ehrfurcht beweise.

Alle diese Hoffnungen, alle diese Wünsche scheiterten mit dem Tode Heinrich's VII., der ihn im Jahre 1313 in Oberitalien ereilte.

Als Heinrich VII. gestorben war, da erneuten die österreichischen Herzöge ihre Versuche, die Krone wieder an ihr Haus zu bringen, fanden aber dabei die heftigste Opposition an der luxemburgischen Partei. Dieser Streit verzögerte die Wahl eines Oberhauptes ein Jahr lang. Da die Anhänger des luxemburgischen Hauses als ihr Haupt den siebenzehnjährigen König Johann von Böhmen ansahen, ihn jedoch seiner großen Jugend wegen nicht zum Könige vorschlagen mochten, so wandten sie sich endlich an Herzog Ludwig von Baiern und gewannen ihn für ihre Partei. Den österreichischen Fürsten zeigte sich ein Theil der Wähler geneigt, und so kam endlich eine zwiespältige Wahl zu Stande, indem ein Theil Ludwig von Baiern, der andere Friedrich von Oesterreich erwählte. Das veranlaßte nun einen Kampf in Süddeutschland, der sich unentschieden bis zum Jahre 1321 hinzog. Für Friedrich den Schönen führte sein Bruder, Herzog Leopold, mit Auszeichnung die Heere und hielt die Sache seines Hauses mit Kraft aufrecht. Nachdem er besonders in den Vorlanden gekämpft hatte, beschloß er in jenem Jahre von Westen her in Baiern einzufallen, während zu gleicher Zeit sein Bruder von Osten her kommen sollte. Ihre

Vereinigung wurde verzögert durch das Anschwellen der Flüsse, welche die bairische Hochebene durchströmen, und in dieser Vereinzelung König Friedrich bei Mühldorf besiegt und gefangen genommen.

Damals sank das Papstthum in den Lüsten des Avignoner Hoflebens und benutzte seine Macht dazu, um jeden Preis äußere Vortheile sich zu sichern. So konnte denn dem Papste Johann XXII. nichts erwünschter sein, als diese Doppelwahl, welche ihm gestattete, über deutsche Pfründen in einer Weise zu verfügen, wie nie vor ihm ein Papst. Er erkannte die Rechte der deutschen Wahlfürsten nur in sehr beschränktem Maße an, indem er behauptete, er habe das Recht, den gewählten Kaiser zu prüfen und auch zurückzuweisen, ihm komme es zu, bei streitiger Wahl als Reichsverweser zu fungiren. Besonders machte er dies letzte Recht für Italien geltend und begann da in die Verhältnisse ordnend einzugreifen. Die Ghibellinen wandten sich, Hülfe suchend, an Ludwig von Baiern, der nach dem Siege bei Mühldorf stark und mächtig dastand. Und da nun dieser dem Beginnen des Papstes entgegentrat, so wurde er excommunicirt und eine tödtliche Feindschaft entspann sich zwischen beiden Mächten. Sie wurde ganz unversöhnlich, als ein Theil der Franziscaner zum Schutze des Kaisers gegen den Papst auftrat und die Ansprüche des Letzteren auf die Suprematie mit Entschiedenheit und Glück bekämpfte. Da gedachte Johann XXII. einen französischen Prinzen an die Stelle des Kaisers zu setzen und suchte für diesen Plan den Herzog Leopold zu interessiren. Um den Erfolg dieser Versuche zu vereiteln, begab sich Ludwig in die Burg Trausnitz, wo Friedrich der Schöne seit drei Jahren gefangen saß, und entließ ihn seiner Haft (Bild IX), damit er sein Haus mit den Wittelsbachern aussöhne. Als Friedrich das nicht bewirken konnte, stellte er sich wieder als Gefangener seinem Gegner, der es jedoch für gerathener hielt, ihm einen Theil der Ehren und Würden abzutreten und sich die Summe der Macht zu sichern.

Der Tod erlöste bald Ludwig IV. von seinen hauptsächlichsten Feinden; denn im Jahre 1326 starb Herzog Leopold und 1330 Friedrich der Schöne, so daß nun der Kaiser in Deutschland wirklich Herr war. Ein Umstand nur beängstigte sein Herz, daß er excommunicirt sei, und deshalb that er Alles, um sich mit dem Papste auszusöhnen. Als aber alle seine Versuche scheiterten, als sich immer deutlicher zeigte, daß der Papst aus egoistischen Rücksichten und vom französischen Könige gezwungen und umgarnt, jede Aussöhnung unmöglich mache, daß er Forderungen stelle, welche die Macht der Fürsten angriffen, da löste sich die alte Allianz, die bis dahin meistens die Fürsten und den Papst zur Bekämpfung der kaiserlichen Uebermacht verbunden hatte, die Fürsten traten entschieden auf die Seite des Kaisers,

und die vornehmsten von ihnen, mit Ausnahme Johann's von Böhmen, erklärten im Jahre 1338 zu Rense in dem berühmten Kurverein (Bild X), daß der, welchen die Mehrheit der Kurfürsten dazu wähle, auch wirklich Kaiser sei und nicht mehr der Bestätigung des Papstes bedürfe.

Wenn nun auch Ludwig der Baier in dem Streite müde und schwach wurde, so stärkten und hielten ihn die Fürsten und machten ihm bittere Vorwürfe, daß er sich zu erniedrigenden Bedingungen hätte bequemen wollen. Und noch viel mehr als sie hingen dem Kaiser die Städte an. Im vierzehnten Jahrhunderte tritt in Frankreich, in England und auch in Deutschland das plebejische Element neben das aristokratische, denn in allen drei Staaten werden die Vertreter der Städte zu den Reichsversammlungen gezogen, und überall kommen neben den adligen Geschlechtern die Zünfte in den Rath. Diese Plebejer haben mit Feuer und Hingebung auf Seiten des Kaisers gegen den Papst gekämpft; wie oft haben sie des Bannes gespottet, wie oft die eifernden Priester vertrieben! So geschah es denn, daß der Papst mit seinem Gegenkaiser, Karl IV. von Luxemburg, bei Lebzeiten Ludwig's nicht durchdringen konnte.

Obgleich die luxemburgische Partei den König Ludwig erhoben und also auch die Verpflichtung hatte, ihn zu schützen, so war doch während der ganzen Regierungszeit Ludwig's das Haupt jener Partei, der König Johann von Böhmen, ein unzuverlässiger, nur auf seinen Vortheil bedachter Freund. Die Luxemburger standen von jeher zu Frankreich in naher Beziehung, denn es lebten ja in ihrem Stammlande Franzosen, und der Theil des Reiches, dem sie angehörten, war durch seine Lage in nahe Berührung mit Frankreich gebracht. Als nun König Ludwig mit dem von Frankreich abhängigen Papste in Streit gerieth, da benutzte Johann das Verhältniß, in dem er zu beiden Mächten stand, um die Besitzungen seines Hauses zu erweitern. Da aber Ludwig den unzuverlässigen Unterthan auf mancherlei Art und Weise für seinen Wankelmuth bestrafte, so trieb er ihn immer mehr dem Papste und dem französischen König in die Arme. Daher erklärt sich die Wahl Karl's, des ältesten Sohnes von Johann von Böhmen.

Als Karl IV. zu Rense auf den Königsstuhl erhoben wurde, ereignete sich der Unfall, daß sich das Reichsbanner vom Fahnenstocke losriß, in die Wogen des vorüberfließenden Rheines fiel und auch trotz aller Anstrengung nicht wieder herausgeholt werden konnte (Bild XI). Das war ein böses Omen, aber es bezeichnet sehr gut die Regierung Karl's IV. Seit dem Interregnum zwar hatten schon alle Könige bis auf ihn herab das Streben gehegt, eine starke Hausmacht sich zu erwerben, doch hatten sie alle immer dabei das Beste des Reiches im Auge gehabt

und stets sich bemüht, das kaiserliche Ansehen geltend zu machen. Ihm ist die kaiserliche Würde als solche wenig werth, er benutzt sie nur, um durch sie seine Erblande zu fördern. Daher residirt er nicht im Reiche, sondern meist in seinen Territorien.

Es schien, als kündete auch äußeres Unglück den Verfall des Reiches an. Gleich nach der Wahl Karl's IV. nämlich brachen fürchterliche Uebel über ganz Europa und namentlich über Deutschland herein. Erdbeben erschütterten die Länder, eine gräßliche Hungersnoth ließ viel Volk's dahinsiechen und noch mehr starb, als in Folge all' dieser Noth eine verheerende Pest die Welt heimsuchte. Da sank ein Fünftel der Einwohner Europa's in's Grab; „sie sturben", wie der Chronist erzählt, „an den Drüsen, und wen das anging, der starb an dem dritten Tage." Ein Vierteljahr lang erlagen täglich in den großen Städten hundert, in den kleinen bis an die dreißig Leute (Bild XII).

Da glaubte der gemeine Mann, die Juden trügen die Schuld dieses Unheiles, sie hätten die Brunnen vergiftet, um sich an den Christen zu rächen, und nun begann in Deutschland überall, am ärgsten aber am Rheine, eine schreckliche Verfolgung dieser Paria's der damaligen Gesellschaft. Und um so heftiger war sie, weil viele Leute diese Gelegenheit benutzten, ihre bei den Juden gemachten Schulden auf diese Weise zurückzuzahlen (Bild XII).

Doch wie alle solche Unglücksfälle den Menschen zur Einkehr in sein Inneres bewegen, so geschah das auch hier. Allgemein bereute man seine Sünden und suchte sie zu büßen; „aber", sagt der Chronist, „das thäten die Leut' mit eigenem Willen und nahmen den Pabst und die heilige Kirche nicht zu Hülff und zu Rath, das große Thorheit war und große Unvorsichtigkeit und Versäumniß und Verstopfung ihrer Seelen." Es verbanden sich nämlich die Büßer zu Schaaren von mehreren Hunderten und zogen, mit Geißeln bewaffnet, in Procession, mit Kerzen und Fahnen von einer Stadt zur andern. Kamen sie an eine Stadt, so gingen sie zu zwei und zwei in die Kirchen unter folgendem Gesange:

Ist diese Bedefarth so here.
Christ fuhr selbst zu Jerusaleme;
Und führt' ein Creutz in seiner Hand,
Nun helff uns der Heiland.

Waren sie in der Kirche angekommen, so machten sie die äußere Thüre zu, entkleideten sich ihrer Oberröcke und schritten in Procession um den Kirchhof, wobei sie unter dem Absingen eines Bußliedes sich bis auf's Blut geißelten. Dar-

nach zogen sie in derselben Weise, wie sie gekommen, aus der Stadt heraus (Bild XIII).

Weil aber bei diesen Geißelfahrten des Unfuges viel geschah, so traten weltliche und geistliche Autoritäten gegen sie auf und unterdrückten sie. So groß das Unglück auch war, welches Pest und Hungersnoth über Deutschland brachten, viel leichter ließ es sich doch überwinden, als das, wodurch das Ansehen des Reiches bis in seine Grundvesten erschüttert ward.

Ueberall, rings um Deutschland bildeten sich compacte Staaten, schaarten sich die Nationen um ihre Könige, erwachte die Nationalität; so in Dänemark, in Polen und Ungarn und vor Allem in Frankreich und England.

Selbst das so zerrissene Italien gewann durch die im vierzehnten Jahrhundert erblühende nationale Bildung doch wieder eine Einheit. Nur Deutschland zersplitterte immer mehr, da weder ein kräftiger Monarch, noch eine neu erwachende Bildung die Theile des Reiches vereinte. Und wie der König egoistisch nur für sich sorgte, wie er Reichsrechte in Italien, im arelatischen und deutschen Reiche mit vollen Händen vergabte oder verkaufte, um mit dem Erlös seine Erblande zu bereichern, so verloren die Stände jedes Bewußtsein der Reichseinheit und begannen eifrig, ihren materiellen Interessen nachzuhängen. Da wurden die Deutschen neben den Italienern das reichste und betriebsamste Volk der Welt, da wurden besonders die Städte wohlhabend und ihre Bürger gebildet, da machte man große Erfindungen, wie die des Lumpenpapier's und Schießpulvers, aber die alten, großartigen Ideen von dem Glanze des Reiches verschwanden und die Hauptträger derselben, die Edelleute, verwilderten in Rohheit und Armuth. Daß Karl IV. eine Wiederherstellung des Reiches in der alten Weise gar nicht beabsichtigte, zeigt einmal die im Jahre 1356 erlassene goldene Bulle, durch welche er die Vorrechte der Fürsten gesetzlich feststellte und durch die ertheilten Privilegien das Reich in Territorien zersplitterte. Dann aber ersehen wir das auch aus seinem Verhalten gegen die Ritter und die Städte. Diese beiden Stände waren von jeher des Kaiser's treueste Anhänger gegen die Fürsten gewesen, deren Uebermacht beiden Theilen gefährlich war. Da jetzt die Gewalt der Fürsten sich immer mehr vergrößerte, so traten Städtebündnisse und Rittergesellschaften (Bild XVI, siehe oben die Schilde) gegen sie zusammen und hätten dem Kaiser, wenn er sie benutzen wollte, als starkes Gegengewicht gegen die Fürsten dienen können. Aber Karl's Reichspolitik war ohne alle Großartigkeit und diente nur dem augenblicklichen Interesse seiner Erblande; darum hat er diese Elemente ungenutzt verkümmern lassen.

Ebenso wenig wie er sorgte sein Sohn Wenzel (1378—1400) für das Reich;

sehr selten kam er dahin, und stand schon Karl IV. in keiner großen Achtung, so kümmerte man sich vollends um den zwar sehr gelehrten, aber nicht energischen Wenzel gar nicht. Ja man wußte es in Deutschland nicht einmal, als ihn die Böhmen eine Zeit lang gefangen hielten.

Wenzel scheint kaum eine richtige Auffassung deutscher Verhältnisse gehabt zu haben; denn wir erfahren, daß er rathlos zwischen den Parteien schwankt, bald die Städte begünstigt und bald wieder auf Anrathen der Fürsten gegen sie auftritt.

Das allein aber stürzte ihn nicht und hätte ihn schwerlich jemals gestürzt, wenn nicht andere, auch sehr wichtige Interessen von ihm verletzt worden wären.

Seit dem Jahre 1305 residirten, wie schon erwähnt, die Päpste in Avignon, womit die Römer wenig zufrieden waren. Als nun im Jahre 1378 Gregor XI. in Rom, wohin er sich zur Regulirung der verwirrten Verhältnisse des Kirchenstaates begeben hatte, eines plötzlichen Todes verstorben war, so fand eine zwiespältige Papstwahl statt, indem der eine Theil der Cardinäle in Rom, der andere in Avignon wählte. Wenzel, als Voigt der Kirche, hätte für die Beilegung des Schisma's sorgen müssen, aber einmal lag dem übersättigten Manne überhaupt wenig an der Kirche, und dann war ihm diese Trennung deswegen noch ganz besonders angenehm, weil er in seinem Erblande Böhmen mit der Geistlichkeit verfeindet war und fürchten mußte, von einem allgemein anerkannten Papste dort in seinem Verfahren beschränkt zu werden. Da er nun das Wohl der Kirche so vernachlässigte, nahmen die vornehmsten Glieder derselben, die Aristokratie der Hierarchie, die Anordnung der geistlichen Verhältnisse in die Hand, und auf Antrieb derselben verlangte König Karl VI. von Frankreich, daß Wenzel, mit ihm vereint, die Verwirrung beende. Wirklich schien es, als wolle Wenzel darauf eingehen, denn er kam im Jahre 1398 mit Karl VI. in Rheims zusammen. Das entschied seinen Sturz. Papst Bonifacius IX. nämlich, zu dessen Obedienz Deutschland gehörte, fürchtete sehr, daß er bei einer Ausgleichung des Streites die Tiare würde niederlegen müssen, und sah sehr wohl ein, daß ohne die Betheiligung Deutschland's nichts Dauerndes festgestellt werden könne. Um nun das Interesse der Deutschen von der Kirche abzuwenden, wußte er die ihm ergebenen geistlichen Fürsten dahin zu bewegen, daß sie im Jahre 1400 die Absetzung Wenzel's veranlaßten (Bild XV zeigt den abgesetzten Kaiser).

Man wählte für ihn Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) (Bild XV; durch

Inschrift ist seiner gedacht); aber so gering war das Interesse an diesen Vorgängen, daß nicht einmal ein Kampf der Parteien entstand. Dagegen überwog so sehr die Neigung zu Bündnissen, daß Ruprecht endlich erlauben mußte, solche auch ohne Bestätigung des Kaisers abzuschließen. Unter solchen Verhältnissen konnte auch der sonst kräftige König nichts ausrichten, und nur sein Tod hat ihn wohl vor noch bitteren Erfahrungen bewahrt. Nach seinem Ableben gab es nun eine Zeit lang gar drei Kaiser, und alle gehörten sie dem luxemburgischen Hause an. Man erkannte hie und da noch Wenzel, dann neben ihm seinen Bruder Sigismund und auch ihren Vetter, Jodocus von Mähren, als Herrscher des Reiches an. Aber Jodocus starb bald nach seiner Wahl (Bild XV; durch die Inschrift ist seiner gedacht), und da Wenzel, mit dem Titel eines Kaisers zufrieden, seinen Bruder als König neben sich dulden wollte, so war Sigismund (1410—1437) der alleinige Herr in Deutschland.

Was sein Vater, Karl IV., angestrebt hatte, eine Reformation der Kirche und Geistlichkeit, woran sein Bruder Wenzel gedacht, das nahm Sigismund mit allem Ernste auf; er, als Voigt der Kirche, wollte einmal das Schisma in derselben beenden und darnach eine Reformation an Haupt und Gliedern einleiten.

Hatte früherhin der Papst, mit den Fürsten verbündet, gegen den Kaiser gestritten, und war durch diese Allianz die Macht der Fürsten so hoch erhoben worden, daß in dieser Zeit Deutschland, ähnlich wie Venedig, von einer Aristokratie beherrscht war, so verbanden sich jetzt die Fürsten der Kirche und die Gelehrten, um die Macht des Papstes zu beschränken und die monarchisch geleitete Kirche in eine aristokratisch regierte umzugestalten. Das bezweckte besonders die vielfach aufgestellte Behauptung, ein Concil, eine Versammlung also, aus der Aristokratie der Kirche berufen, stehe höher als der Papst und könne ihn sogar absetzen. Man war aber zu dieser Behauptung gedrängt worden durch das Schisma in der Kirche; denn wenn es keine rechtlich anerkannte Gewalt gab, die über dem Papste stand, wer sollte dann den Zwiespalt in der Kirche heilen? Und daß nun diese Behauptung, gegen welche sich die Päpste mit aller Macht erklärten, so viel Anklang bei Hohen und Niederen fand, das verschuldete die Verderbniß des päpstlichen Hofes und die damit zusammenhängende Sittenlosigkeit der Geistlichen überhaupt.

So lange die Päpste in der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon sich befanden, so lange dienten sie dem Interesse eines Staates und verloren die großartige Stellung, welche sie in dem Kampfe gegen die weltliche Macht eingenommen hatten. Und da sie dort nur kleinliche Zwecke verfolgten, da kein großartiges Ziel

ihr Streben heiligte und erhob, so verfielen sie bald dem Irdischen und das genußsüchtige Leben Süd-Frankreich's umgarnte ihre Sinne. Hatte doch schon Clemens V., der erste dort residirende Papst, die Edelsteine seiner Tiare hergegeben, damit sie das Armband der Melissende de Talleyrand Perigord, seiner Herzensdame, schmücken möchten. Und wie das Haupt, so die Glieder! Wie der Hof in Avignon, so die Hofhaltungen der höheren Geistlichkeit. Ueberall nahm der Adel die Besetzung der höheren Stellen als ein ihm gebührendes Recht in Anspruch, er sah sie als eine Versorgung für seine jüngeren Söhne an, und diese gaben dann als Geistliche ihr ritterliches Leben durchaus nicht auf. Darum sagt der Chronist: „Also stund es in der Christenheit mit der Pfaffheit: wo man poses horte oder Krig war und man fragte, wer tut das? so hieß es: der Bischof, der Propst, der herrliche Dechan, der Pfaff, und waren die Laien von den Geistlichen so sere überladen, das es nit Wunder were gewesen, hett es Gott nit selber versehen, das die Hussen und die Ketzer etwas vil großer und vast starker gewesen, wenn sulches unpilliches zu vaste vil auf ertreich umb und umb was."

Ebenso verwildert waren die Mönche und die Ritterorden. Daß es bei solchem Zustande der Kirche mit Lehre und Predigt sehr schlecht bestellt war, liegt in der Sache selbst; ebenso ist begreiflich, daß auch das sittliche Leben der Laien, dem ohnedies bei der materiellen Richtung des Jahrhundert's ein Ideal fehlte, in dem Genusse der irdischen Wonne immer mehr und mehr verschlechtert wurde.

Aber gerade, wenn sich die irdische Lust und Wonne am materiellen Genuß recht ausbreitet und im Siegesdünkel sich spreizet, dann erweckt sie Ekel in den tiefen Gemüthern, und in der Wüste beginnt dann ein Born zu sprudeln da, wo man verschmachten wollte.

So bemühten sich die Städte ernstlich, Zucht und Sitte durch gute Verordnungen zu heben, und zeigten der lasterhaften Geistlichkeit stets ihre volle Verachtung. Daher bildeten sich, weil Viele in der Kirche keine Befriedigung fanden, überall Kreise und Vereine zu gemeinsamer Erbauung, die dann auch wohl in Opposition gegen die Kirche traten. Früher ging die wissenschaftliche Bildung in Deutschland wesentlich von den Klosterschulen aus, jetzt, bei dem Verfalle derselben, von den im vierzehnten Jahrhundert gestifteten Universitäten. Und diese fehdeten den unwissenden und unsittlichen Clerus an. Schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhundert's trat so in Oxford Wiclieff auf; dann erfüllte dieser Geist die Pariser Universität, und zu Anfang des funfzehnten Jahrhundert's wirkte Huß, durch Wiclieff's Schriften belehrt und begeistert, ebenso in Prag. Auf Antrieb der Pariser Universität war von Frankreich aus ein Concil nach Pisa (1409) berufen, auf

dem man dadurch das Schisma zu beenden gehofft hatte, daß man beide Päpste absetzte und einen neuen wählte. Da aber die beiden Abgesetzten nicht abdankten, so hatte man das Uebel nur vergrößert und war überdies von dem neu gewählten Kirchenhaupte, Alexander V., darin noch übervortheilt worden, daß er gegen sein Versprechen das Concil auflöste, ehe die Reformation der Kirche unternommen war.

Das Verlangen nach derselben erwachte da mit erneuter Stärke, als Johann XXIII., einer der lasterhaftesten Menschen, ein früherer Seeräuber, den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Diesem Wunsche wollte nun Sigismund durch Berufung eines Concil's nachkommen, und um so mehr trieb ihn dazu der Umstand, daß des Huß Opposition gegen die Kirche zugleich eine Erhebung gegen das deutsche Element in Böhmen war und somit Sigismund fürchten mußte, Böhmen zu verlieren, falls die Hussiten durchdrangen. Deshalb verständigte sich Sigismund mit dem Papste Johann XXIII., und beide beriefen die Geistlichkeit zu einem Concile nach Costnitz, welches dann auch im October des Jahres 1414 eröffnet wurde. Eine unzählige Menge war dahin geströmt; man rechnete, daß bis 150000 Menschen und 30000 Pferde einmal dort weilten. Es hatten ja auch fünf Nationen ihre Vertreter dahin gesandt: die Italiener, die Deutschen, die Franzosen, die Engländer und die Spanier. Da traten denn schon in den Vorfragen die beiden Hauptparteien einander sehr schroff gegenüber; die Italiener wollten nämlich keine Beschränkung der päpstlichen Gewalt durch die Barbaren, weil aus ihrer Mitte meistens doch die Päpste und die vornehmsten Begleiter des heiligen Vaters gewählt wurden, sie also den größten Vortheil von dem Papstthume genossen. Dagegen eiferten die Franzosen und, mit ihnen verbündet, die Deutschen. Um nun der großen Menge der vornehmen italienischen Geistlichkeit energischer entgegentreten zu können, ließ man außer den Bischöfen auch Aebte und Doctoren mitstimmen und beschloß, die Endresultate durch eine Abstimmung nach Nationen, nicht nach Köpfen, zu gewinnen, da sonst die Italiener durch ihre große Zahl in allen Fragen die Entscheidung gehabt hätten.

Und als das festgestellt war, da ging man an die Hauptaufgaben des Concils, und die waren: 1) die Beilegung des Schisma's, 2) die Ausrottung der Ketzerei und 3) die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

Um die erste Aufgabe zu lösen, wandte man sich zunächst an den in Constanz weilenden Papst Johann XXIII. und vermochte ihn, die Tiare niederzulegen, da man sonst gewillt sei, seines früheren Sündenlebens wegen ihn anzuklagen. Das hatte er nicht erwartet, vielmehr gehofft, man würde ihn, der so bereit gewesen, das Concil zu berufen, mit Rücksicht darauf nicht absetzen. Nachdem er abgedankt hatte,

ließ man ihn nicht frei wegziehen, sondern behielt ihn in Constanz; er aber gewann sich Herzog Friedrich von Oesterreich und Tyrol und entfloh während eines Turnieres in die Stadt Schaffhausen, die dem Fürsten gehörte (Bild XVIII). Aber das Concil ging ruhig auf dem betretenen Wege fort, und der Kaiser that den Herzog Friedrich in die Acht. Bald fielen in die habsburgischen Stammlande die Schweizer ein und zwangen den Herzog zur Demüthigung, worauf denn auch Johann XXIII. von Neuem resignirte, als Gefangener bis zum Ende des Concil's in Costnitz blieb und dann vom Papste Martin V. zum Cardinal ernannt wurde. Als er der Tiare entsagt hatte, that ein Gleiches Gregor XII. (Bild XVIII), und man hoffte, daß Benedict XIII., der in Spanien residirende Papst, durch seine Resignation der Kirche den vollen Frieden wiedergeben werde. Doch dieser erklärte, er sei nun der einzig rechtmäßige Papst, wie das die beiden anderen durch ihr Zurücktreten ja anerkannt hätten, man solle ihm nur gehorchen und der Frieden in der Kirche würde hergestellt sein.

Da begab sich Sigismund selbst nach Spanien und flehte fußfällig den Papst um Nachgiebigkeit an (Bild XVIII); umsonst, Benedict XIII. blieb fest, und als, durch Sigismund überredet, auch Spanien ihm nicht weiter gehorchte, wohnte er einsam auf seinem Felsenschlosse Peniscola in Valencia und verfluchte von da aus die ganze Welt.

Während Sigismund noch nicht in Costnitz anwesend war, erfolgte die Verhaftung des Johannes Huß. Hatte der Kaiser diese nicht verhindern können, so gelang es ihm ebenso wenig, seine Verurtheilung zu hintertreiben. Vielerlei wirkte zusammen, um sie herbeizuführen: erstens die Schwäche des Kaiser's, der sich überreden ließ, sein dem Huß gegebenes Wort zu brechen, denn Huß sei ein Ketzer, und einem Ketzer das Wort zu halten, sei selbst Ketzerei. Dann war doch Huß auch wirklich nicht von aller Schuld frei. Um das aber beurtheilen zu können, müssen wir hier etwas näher auf sein Leben und Wirken eingehen.

Man nennt ihn und Savanarola sehr oft und gewiß mit Recht Vorläufer der Reformation, man bedauert unendlich oft ihr Schicksal und bemüht sich sehr selten, den Grund aufzusuchen, die Umstände kennen zu lernen, welche diese großen Unternehmungen scheitern ließen. Man klagt diesen oder jenen an und will nicht einsehen, daß auch jene großen Männer bedeutend geirrt und dadurch ihrem Werke geschadet haben.

Suchen wir zunächst zu begreifen, warum Böhmen gerade einen Boden für solche Bewegungen darbot! Dies Land war zum Theil von der griechischen Kirche aus bekehrt worden; hier hatte von jeher römischer und griechischer Katholicismus

neben einander bestanden oder sich bekämpft, je nachdem die Verhältnisse es forderten. Lange Zeit hatte Böhmen in seiner Kirchenverfassung mancherlei Freiheiten sich bewahrt und in vielen Dingen sich sehr widerstrebend dem Papste gefügt. Erst im vierzehnten Jahrhunderte faßte die Hierarchie durch die Bettelorden so recht festen Fuß in Böhmen und machte zu ihrer hauptsächlichsten Stütze die von Karl IV. gegründete Universität Prag. Damit siegte zugleich das deutsche Element, denn der römische Katholicismus war hier von jeher durch die deutschen Eroberer verkündet und beschützt worden. Erst unter und durch Karl IV. kam Böhmen auf längere Zeit in die Hände deutscher Fürsten, und da gerade Karl IV. ein wahrer Vater des Landes war, so gewann während seiner vorzüglichen Regierung das deutsche und römische Element hier festen Halt. Doch war keinesweges dadurch die czechische Nationalität gebrochen und keinesweges das Bewußtsein verwischt, daß außer der römischen es auch andere, vielleicht ebenso vortreffliche Kirchenformen gebe.

Man bemerke aber wohl, daß hier die Männer, welche, von diesem Bewußtsein geleitet, gegen Uebelstände in der katholischen Kirche auftraten, stets Czechen und niemals Deutsche waren. Besonders drei Männer sind es, die, alle drei im vierzehnten Jahrhundert lebend, so gewirkt haben, daß wir sie mit Fug und Recht als Vorläufer des Huß ansehen können. Der erste von ihnen ist Conrad Stiekna, Pfarrer in Prag, der mit aller Kraft gegen das verderbte Leben der Priester eiferte und deswegen zwar viel angefeindet, aber nie einer Ketzerei überführt wurde. Neben ihm entfaltete eine noch reichere und großartigere Thätigkeit Johann Milicz. So gewaltig und eindringlich predigte dieser Geistliche, daß man von der Macht seiner begeisterten Rede fast wunderbare Dinge erzählt. Er verlangte ein werkthätiges Christenthum, er forderte Reue und Buße und stellte die reine Lehre dem herrschenden Verderben entgegen. Natürlich entging auch er nicht den Verfolgungen des unsittlichen Clerus; da er aber nie gegen die katholischen Lehrsätze gesprochen, so ist ihm außer kurzer Haft kein Leid's zugefügt worden. Weiter als diese beiden Männer ging schon Matthias von Janow. Nicht allein drang er auch auf ein lebendiges Christenthum, sondern forderte außerdem eine Reformation der Kirche. Dieser Forderung wegen exilirte ihn der Papst und er ist unbegnadigt gestorben.

Das Streben dieser Männer aber war nicht ohne Erfolg geblieben. Huß hatte davon Kunde und fühlte sich dadurch wohl zuerst angeregt, in ähnlicher Weise zu wirken.

Huß, ein geborener Böhme, studirte in Prag und blieb dort nach Vollendung seiner Studien als Lehrer an der Universität. In den ersten Jahren seines Man-

nesalters ging in ihm eine Umwandelung seines religiösen Sinnes vor, durch die er zu seiner nachfolgenden Thätigkeit berufen und befähigt wurde. „Auch ich" — so schrieb er darüber — „war einst in den süßen Schlummer weltlicher Sicherheit versunken, bis es dem Herrn Jesus gefiel, mich elenden Knecht meiner Begierden, wie einst den Lot, mitten aus dem Feuer Sodom's gegen meinen Willen zu erretten und mich einzuführen in die Wohnung der Leiden, der Schmach und der Verachtung. Da erst wurde ich arm und zerknirscht, und mit Furcht und Zittern das Wort Gottes beachtend, fing ich an, die darin liegenden Schätze der Weisheit zu bewundern. Da erst erkannte ich, wie sehr Satan auch den hohen Weisen dieser Welt die Augen verschlossen habe. Nun wurde mein Herz durchdrungen von einem neuen, gewaltigen, beseligenden Feuer, das bis jetzt in mir fortwirkt und desto mehr entzündet wird, je mehr ich im Gebet zu Gott und zu dem gekreuzigten Herrn Jesu mich erhebe."

Getragen von diesem lebendigen Gefühle und unterstützt von einigen gleichgesinnten, vornehmen Freunden, wandte er sich an die arme, unwissende Menge. Man richtete ihm eine Kapelle, die Bethlehems-Kapelle, ein, in der er dem Volke in der Landessprache seine begeisterten Predigten hielt. Er war aber nicht allein Lehrer, sondern ebenso sehr Seelsorger, und die Wirkung seines Auftretens schildert einer seiner Widersacher in folgenden, für ihn sehr ehrenvollen Worten: „Seine strengen Sitten, sein ernstes Leben, fern von allem Genusse, gegen welches Niemand eine Klage vorbringen konnte, sein trauriges, abgezehrtes Gesicht, sein gegen Jeden, auch den Niedrigsten zuvorkommendes Wohlwollen predigten dabei gewaltiger, als alle Beredtsamkeit der Zunge."

Bei diesem Ernste seines Strebens fühlte sich Huß durch das sündhafte Leben der Geistlichkeit und durch den Unfug, den man mit den Reliquien trieb, auf's tiefste verletzt. Seine Gefühle, seine Ansichten gewannen an Klarheit und Tiefe, als damals der Ritter Hieronymus Faulfisch von seinen Reisen nach Prag zurückkehrte, mit Huß bekannt wurde und ihn in das Verständniß der Schriften Wiclieff's einführte. Durch den Inhalt derselben erhoben und gekräftigt, trat er entschieden in seinen Predigten gegen die Ueppigkeit der Geistlichen auf. Nun haben wir aber schon gesehen, daß die Hierarchie in Böhmen sich vorzugsweise auf das deutsche Element stützte und daß Hussen's Opposition ebenso sehr eine nationale, als kirchliche war. Der Mittelpunkt der deutschen Hierarchie war die Prager Universität, weshalb wir uns nicht wundern können, wenn diese im Jahre 1408, um jene Regung zu unterdrücken, 45 Sätze Wiclieff's verdammte. Huß aber ergriff dagegen die Initiative und verschaffte durch eine Umwandlung der Universität den Czechen

das Uebergewicht an derselben. Dieser Umstand nun, daß Huß nicht allein und einzig sich auf die religiösen Fragen beschränkte, sondern auf die Nationalität und den Haß zwischen den beiden Stämmen baute, hat zu seiner Verurtheilung sehr viel beigetragen. Dieser seiner politischen Thätigkeit wegen gerieth er mit dem Erzbischof von Prag in Streit, in welchem man nun auch seine Lehre angriff. Man beschuldigte ihn nämlich, daß er die Brodverwandlungslehre leugne und überhaupt Wiclieffitische Ansichten verkündige. Er erklärte sich gerne zum Widerruf bereit, falls man ihm nachweise, daß er Falsches gelehrt; „aber", meinte er dann auch, „um eines Stückchen Brodes willen oder aus Menschenfurcht könne er die Wahrheit, die ihm Gott zu erkennen verliehen, nicht verlassen, sondern werde dieselbe in Hoffnung auf die Hülfe des heil. Geistes bis zum Tode vertheidigen."

Gerade als diese Streitigkeiten so recht aufzulodern begannen, sandte der Papst Johann XXIII. Ablaßprediger nach Böhmen, die dort so unverschämt auftraten, daß nicht nur Huß, sondern viele seiner Collegen über dieses Treiben heftig zürnten. Da fühlte sich denn Huß gedrungen, im Jahre 1412 eine öffentliche Disputation gegen den Ablaß zu veranstalten. Dieser Schritt blieb nicht ohne die bedeutendsten Folgen, und zwar zunächst für Huß. Der Papst nämlich that ihn seines Treibens wegen in den Bann (1413), und wenn auch Huß von dem schlecht unterrichteten an den einzig unbestechlichen Richter, Jesum Christum, appellirte, so half ihm das doch nicht, die Straffentenz blieb unverändert und Huß mied, um nicht Unruhen zu erregen, fortan die Stadt Prag. Um jene Zeit erschien von ihm unter dem Titel: de ecclesia (über die Kirche), ein wichtiges Buch, worin er schon die Behauptung aufstellte, daß die Kirche keines anderen Oberhauptes, als Christi bedürfe, und daß alle nicht Prädestinirten, d. h. alle die, welche im Leben und im Glauben Christum nicht wahrhaftig bekennen, von ihr ausgeschlossen seien.

Währenddeß war das Costnitzer Concil eröffnet worden, auf dem, wie wir gesehen haben, ja auch Huß mit freiem Geleite erschien, obwohl er doch schon eine Ahnung von dem hatte, was ihm bevorstand. Nachdem er in Costnitz verhaftet worden, lag er über ein halbes Jahr im Kerker und wurde trotz aller seiner Bitten nicht vor dem Concile, sondern im Gefängniß selbst verhört und erhielt zu seiner Vertheidigung, wie sehr er darum auch flehte, keinen Anwalt, denn der gebühre ihm, als einem Ketzer, in keiner Weise.

Endlich, im Juni 1415, erschien er vor dem Concil und gewann durch seine Würde und seinen Ernst viele Herzen, doch half ihm das Alles nichts, denn seine Sache war längst entschieden und konnte durch seine Vertheidigung nicht mehr ge-

rettet werden. Man forderte einfach von ihm unbedingten Widerruf und den konnte Huß nicht leisten. Nicht seine Ansichten über das Dogma, nicht seine philosophische Ketzerei — denn er war Realist, seine Gegner aber meistens Nominalisten —, nicht seine Angriffe auf die Verderbniß der Geistlichkeit schadeten ihm so sehr, als die Festigkeit, mit der er erklärte, er könne seine Ueberzeugung auch nicht der Kirche, wie sie im Concil repräsentirt sei, so ohne Weiteres, so ohne Widerlegung unterwerfen. Trotz aller Vorstellungen, Bitten und Drohungen blieb er fest bei seinem Entschluß, und so wurde denn im Juli sein Urtheil gefällt. Zuerst wurde er am 6. Juli 1415, an seinem Geburtstage, in die Domkirche zu Costnitz geführt und dort unter vielfachen Verwünschungen seines priesterlichen Ornates entkleidet. Als er dadurch aus dem geistlichen Stande verstoßen war, nahm ihn die weltliche Obrigkeit in Empfang, und zwar, als des Kaisers Stellvertreter, der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, und führte ihn zum Richtplatz hinaus. Nach lautem, freudigen Gebete, nachdem Huß erklärt hatte, daß er seine Lehre mit seinem Blute besiegeln wolle, wurde der Holzstoß angezündet, und wie schon die Lohe ihn umtoste, hörte man ihn noch mit freudiger Stimme Christum preisen (Bild XVI).

Der Künstler stellt auf dem XVII. Bilde gerade den Moment dar, in dem ein altes Bäuerlein, von Glaubenseifer getrieben, zum Scheiterhaufen Holzstücke herzuträgt und Huß, dies Beginnen anschauend, den Seelenzustand des also Handelnden mit den Worten: „o heilige Einfalt!" bezeichnet.

Als zwei der Päpste entsagt hatten und der dritte von all' seinen Anhängern verlassen war, da mußte und wollte man ein neues Oberhaupt der Kirche wählen. Nun fragte es sich dabei nur, ob die Wahl vor oder nach der Reformation der Kirche stattfinden solle. Die Deutschen und Engländer, gewarnt durch die Vorgänge in Pisa, wollten erst reformiren und dann wählen. Dagegen traten die anderen Nationen auf. Endlich nach langen Verhandlungen und nach einer Protestation gaben die Deutschen nach. So wurde im Jahre 1417 einer der anwesenden Cardinäle, Colonna, als Martin V. zum Papste erwählt. Kaum war er inthronizirt, so gedachte er nicht mehr der Reformation, sondern schloß mit jeder Nation allein Concordate, in welchen er doch nur Unbedeutendes verwilligte. Und als nun im Frühlinge des folgenden Jahres von einer Seuche Gefahr zu drohen schien, so nahm der Papst das zum Vorwande und zog im Mai 1418 eilig aus Costnitz weg (Bild XVI).

So überlisteten die Italiener wieder die anderen Nationen, so wurde das Ansehen des Papstthum's von Neuem gesichert; aber die Fäulniß, deren Ausbruch verhindert war, fraß um so tiefer, die Opposition, die man zurückdrängte, wurde intensiver, sprengte, als sie mächtig geworden, alle Dämme und trennte die christliche Welt abermals in zwei große Parteien.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Matth. XXIV, 35.

Tafel XI.

Letztes Auftauchen des Mittelalters; Beginn einer neuen Zeit durch die Reformation. Von 1417 bis 1576.

Papst Martin V. hatte bei seinem Weggange von Constanz der Versammlung versprochen, das, was noch unerledigt geblieben und durch die Concordate mit den einzelnen Fürsten doch nur provisorisch festgestellt war, auf einem neuen Concile definitiv zu ordnen. So berief er denn die Väter nach Basel, starb aber, bevor er das Concil eröffnen konnte. Kaum hatten die daselbst Versammelten ihre Sitzungen begonnen, so zeigte sich bald, daß die deutsche Nation dort am zahlreichsten und besten vertreten sei. Und da in Deutschland die Sehnsucht nach einer Reformation der Kirche allgemein und innig war, da gerade hier die Verderbniß der Geistlichkeit das religiöse Gefühl der Menge am tiefsten verletzte, so waren es auch besonders die Deutschen, welche dem Concil ihre Erbitterung gegen die Kirchenverwaltung mittheilten. Damit war denn dem Baseler Concil dieselbe Aufgabe gestellt, welche das zu Costnitz schon behandelt und nicht gelöst hatte. Um nun aber nicht noch einmal einen vergeblichen Kampf zu kämpfen, mußte das Concil seine Stellung dem Papste gegenüber zu sichern suchen. Und das geschah dadurch, daß des Papstes Legaten durch einen Eid anerkennen mußten, wie dem Concil die höchste Kirchengewalt, auch über den Papst selbst, gebühre. Das Papstthum ist seinem Wesen nach monarchisch und sollte nun hier durch eine Aristokratie beschränkt werden; da ist es denn wohl erklärlich, daß sehr bald bedeutende Differenzen sich zeigten. Sie

führten zu einer vollkommenen Spaltung, denn Papst Eugen IV. berief ein neues Concil nach Ferrara und die in Basel vereinten Väter wählten einen neuen Papst. Wenn auch dieses Oberhaupt nie eines großen Ansehens genoß, so ließ sich doch das Baseler Concil in seinen reformatorischen Bestrebungen nicht irre machen. Es stellte drei Hauptgrundsätze auf, die eine Reformation der Kirchenverwaltung recht wohl einleiten und begründen konnten.

Da fragte es sich denn vor Allem, wie die Hauptstaaten Europa's diese Reformationsdecrete aufnehmen würden. Und siehe, sie fanden doch vielfältig Anklang. In Frankreich nahm man sie an und ebenso in Deutschland. Sehr merkwürdig ist während dieser ganzen Zeit die Haltung der Kurfürsten. Sie erklären nämlich, daß sie in dem Streite zwischen Papst und Concil neutral bleiben wollen; so nehmen sie zwar die Reformationsdecrete des Concil's an, stimmen jedoch der Absetzung Eugen's IV. nicht bei. Als aber dieser die Erzbischöfe von Cöln und Trier deswegen ihrer Stellen berauben wollte, weil sie der Annahme jener Decrete zugestimmt hatten, da erklären die Kurfürsten dem Papste, daß sie dann auch seine Absetzung anerkennen würden, wenn er nicht die Erzbischöfe unangefochten ließe und jene Decrete bestätige.

Damit schien denn der Grund zu dem Aufbau einer deutschen National-Kirche gelegt zu sein, und wäre dieser Bau gelungen, es stände wohl auch unsere protestantische Kirche nach außen hin so hoch und herrlich wie die englische da.

Das wurde aber durch mancherlei Umstände verhindert. Einmal nämlich hatte der Papst an dem Herzoge von Burgund einen Bundesgenossen, dessen Einfluß in Deutschland doch gar nicht ohne Bedeutung war, und dann standen ihm geschickte Unterhändler zu Gebote, während diejenigen, welche das deutsche Nationalinteresse vertraten, zwar von viel tieferem Ernste und von viel gewaltigeren Ideen bewegt, aber auch viel, viel weniger klug in irdischen Dingen waren, als die schlauen Italiener, deren Sinn nur auf das Endliche sich gerichtet zeigte.

Wie überlegen ist doch der feine und kluge Piccolomini dem Vertreter der deutschen Fürsten, dem Gregor von Heimburg!

Dieser erschien schon in seinem Aeußeren so vernachlässigt und wundersam, daß das allein sein Wirken benachtheiligen mußte. Konnte das wohl die Curie milder stimmen, wenn er in Rom am Fuße des Vatican, in phantastischem Aufzuge einhertretend, bittere Schmähungen gegen den Papst und das Kirchenregiment ausstieß?

Und nun dagegen Piccolomini! Er hat zuerst dem Concil, dann dem Gegenpapste und zuletzt dem Kaiser gedient; er hat natürlich anfangs für das Concil

und dann später gegen dasselbe geschrieben, aber immer mit Geist und Feinheit. Alle diese Stellungen, in denen er sich befand, hat er höchst geschickt dazu benutzt, immer höher zu steigen, und es ist ihm auch endlich gelungen, die dreifache Krone auf sein Haupt zu setzen.

Als sich Aeneas Sylvius Piccolomini überzeugt hatte, daß er im Dienste Papst Eugen's IV. seine Interessen am besten fördern könne, und deswegen dann die Aussöhnung beider Männer leicht erfolgte, da nahm er sich vor, den Kaiser für die Sache des Papstthum's zu gewinnen, mit dessen Hülfe dasselbe von Neuem fest zu gründen und dann für sich das neu Befestigte zu erwerben. Und so geschah es. Der kluge Italiener wußte dem Kaiser bemerklich zu machen, wie eng das Interesse der Kirche mit dem der kaiserlichen Macht verknüpft sei. Waren es denn nicht die Kurfürsten, die dem Kaiser sowohl, wie dem Papste entgegentraten, die beiden opponirten? So wie das dem Kaiser klar geworden, so war er gewonnen. Darauf unterhandelte Piccolomini mit den einzelnen Fürsten und schloß mit ihnen Concordate, die wiederum nichts erledigten: der Papst nämlich bestätigte die Baseler Decrete, doch mit dem Vorbehalte, daß er eine Entschädigung für seinen Verlust bekäme. Später führte der Kaiser allein die Unterhandlung über diesen Ersatz und verwilligte im Laufe derselben dem Papste die alten Gerechtsame.

So blieb denn Alles bei'm Alten. Dadurch war aber die Opposition nicht gedämpft, sie war nur von der Oberfläche zurückgewichen und breitete sich in die Tiefe hin aus; denn allgemein fühlte man in Deutschland, daß man übervortheilt sei und Unrecht leide.

Wir hatten hervorgehoben, daß das Costnitzer Concil nach drei Richtungen hin seine Hauptthätigkeit entfaltete, und hatten durchgeführt, wie es in dem Bestreben, das Schisma der Kirche zu heilen, glücklichen Erfolg gehabt, wie aber das Bemühen, eine Reformation an Haupt und Gliedern vorzunehmen, im Wesentlichen doch gescheitert war. Ebenso wenig war es gelungen, die Ketzerei des Huß zu unterdrücken. Wenn schon in Deutschland allgemeine Mißstimmung darüber sich zeigte, daß Huß mit Untreue behandelt sei und man das freie Geleit ihm gebrochen habe, obgleich es doch durch des Kaisers Wort verbürgt war, so wogte in Böhmen die Gährung um so tobender, je mehr man in Huß nicht allein den Reformator der Kirche, sondern auch den Vertreter der czechischen Nationalität sah. Dazu kam, daß König Wenzel, der abgesetzte Kaiser, dem Concil zürnte, weil es ihm den Titel eines römischen Kaisers verweigerte, und daher anfangs dieser Opposition sich freute. Als aber die Czechen immer offener ihre Abneigung gegen die Deutschen darlegten, als unter ihnen Männer aufstanden, deren Absicht es war, auf diese Bewegung sich stützend, die Krone für sich zu erwerben, da wandte sich Wenzel gegen

die Empörer. Er selbst konnte jedoch nichts mehr ausrichten, denn gleich beim Beginn des offenen Aufstandes rührte ihn der Schlag, und zwar so heftig, daß er alsbald erblich (1419). Schon waren nun unter den Aufständischen selbst Gegensätze hervorgetreten, die zu der Erwartung berechtigten, daß die Erhebung sich in inneren Kämpfen verzehren und nicht weiter um sich greifen würde. Da gab es einmal eine gemäßigte Partei, zu der alle Besitzenden auf dem platten Lande und in den Städten gehörten. Sie verlangte hauptsächlich nur: freie Verkündigung des Wortes in der Volkssprache, Verabreichung des Kelches auch an die Laien, Zurückführung der Geistlichen von weltlicher Macht zur apostolischen Einfachheit und Schärfung der Kirchenzucht. Diese Partei wird die der Calixtiner genannt. Ihr gegenüber stand die wilde Masse, die sich aus den ärmeren Bürgern und den beutelustigen Bauern recrutirte.

Das waren die Adamiten, Orebiten oder Taboriten, welche da fleißig das alte Testament studirten und nach der Vorschrift des heiligen Buches den Staat einrichten wollten. Wie vielfach tauchen doch solche Gedanken im Mittelalter auf! Vor allen Dingen verlangten diese Fanatiker Einigkeit und Brüderlichkeit und duldeten, um dies Ziel zu erreichen, die härteste Tyrannei, welche ihr ausgezeichneter Führer, Johann Ziska von Trocznow, gegen sie ausübte.

So scharf diese Parteien sich auch sonderten, sie einigten sich doch wieder, da ihnen ein äußerer Feind drohte, den sie alle gleichmäßig haßten. Und dieser Feind war Sigismund, Wenzel's Bruder und Erbe, der wortbrüchige Kaiser. Ihn sahen sie an als den rothen Drachen, von dem die Apokalypse spricht, und fühlten sich in dieser Ansicht um so mehr bestärkt, als Sigismund einen Drachenorden gestiftet und mit den Insignien desselben seine besten Freunde geschmückt hatte. Als Sigismund von den Böhmen nicht freiwillig als König anerkannt wurde, da versuchte er mit Gewalt die Erbschaft sich zu erwerben. Schmählich aber scheiterten die Züge, die er nach Böhmen hinein mit deutschen Truppen unternahm. Das lag nun an mancherlei Verhältnissen. Einmal war man in Deutschland mit dem Verfahren gegen Huß sehr unzufrieden, und bei dem Hasse und der Verachtung, mit welcher man die Geistlichkeit verfolgte, hatten hussitische Lehren vielfältig und namentlich bei'm gemeinen Mann Eingang gefunden, so daß er ungern und mit Widerwillen gegen die Böhmen zog. Dann aber begann schon der Lehnsdienst der Reichsvasallen zu schwinden und ungenügend zu werden; immer weniger entsprach er der neuen Kriegsweise, immer mehr bedurfte man der Söldner, die aus dem Kriege ein Handwerk machen. Was konnten diese jedoch ausrichten gegen eine fanatisch begeisterte Menge, die mit Freude und Frohlocken zu Kampf und Sieg zog; wie konnten sie siegreich kämpfen gegen die neuen Waffen, mit denen die Hussiten ausgerüstet waren! Hatten

denn die Söldner und die deutschen Lehnsritter gegen Dreschflegel und Feuerhaken sich vertheidigen gelernt, war denn das ein regulärer, ein gebräuchlicher Kampf? Und nun stand an der Spitze der Hussiten ein genieller Mann, welcher mit dem vorhandenen Kriegsmaterial zu operiren verstand, der nicht eigensinnig eine widerwillige Masse in eine ihm bekannte Kriegsweise zwängen wollte, sondern mit glücklichem Wurfe eine neue Art der Kriegsführung für seine Schaaren erfand.

Dreimal hatte der Kaiser größere Züge in's Böhmerland unternommen und alle drei hatten traurige Resultate geliefert; da endlich entschloß er sich, die Spaltung der hussitischen Parteien zu benutzen und durch Unterhandlungen sein Ziel zu erreichen.

So lange Ziska an der Spitze der fanatischen Partei stand, so lange war sie einig und hielt in ihrer Einigkeit Böhmen sich unterworfen. Als er aber im Jahre 1424 gestorben war, zersplitterte die Macht, die in seiner Hand gelegen, und wilder und wilder wurde das Treiben der rohen Menge, zumal sie in dem dauernden Kampfe friedlicher Beschäftigungen sich immer mehr entwöhnte.

Daß ein solcher Zustand, der Böhmen zu einer Burg roher Räuberhorden machte, der diese Horden zwang, alljährlich, um nur leben zu können, die angrenzenden Länder zu plündern, daß der nicht dauern könne, ohne des Landes gänzlichen Ruin herbeizuführen, das fühlten die gemäßigten Hussiten und sehnten sich nach einer friedlichen Lösung dieser Verhältnisse.

Eine solche herbeizuführen und die Hussiten wieder mit der Kirche zu vereinen, war auch das Bestreben des Conciles, welches im Jahre 1431 in Basel eröffnet war. Nach mannigfachen Unterhandlungen mit den Calixtinern kam eine Aussöhnung zu Stande, durch welche den Hussiten der Laienkelch gesichert und doch das Recht der katholischen Kirche gewahrt wurde. Gegen diese Unterhandlungen und noch mehr gegen das Resultat derselben traten die Taboriten auf, und da sie durchaus nicht nachgeben wollten, so kam es zwischen den beiden Parteien bei Böhmisch-Brod im Jahre 1434 zu einer Entscheidungsschlacht (Bild II), in der die Calixtiner und zwar dadurch so entscheidend siegten, daß die beiden Hauptanführer der Fanatiker, die Procope, im Kampfe ihr Leben verloren.

Darnach wurde Sigismund König in Böhmen.

Obgleich die Calixtiner später in dem Georg Podiebrad, welcher zuerst (seit 1450) Statthalter und dann (seit 1458) König von Böhmen war, einen Vertreter ihrer Glaubensansicht und ihrer Nationalität erhielten, so dauerte dennoch ihr Sieg nicht lange und schon im sechzehnten Jahrhunderte verschwinden sie nach und nach ganz aus der Geschichte. Durch die Schlacht bei Böhmisch-Brod war die Macht der Taboriten gebrochen worden und sie hören seitdem und vollends ganz seit dem

Jahre 1453, da Podiebrad den Berg Tabor einnahm, als politische Partei in Böhmen auf. Das Schwinden ihrer politischen Bedeutung aber hat nur eine Menge wilder Elemente aus ihnen entfernt, und schon im Jahre 1451 findet Aeneas Sylvius Piccolomini, damals Bischof von Siena, auf dem Berge Tabor, den er in höherem Auftrage besuchte, zwar ein rohes und unwissendes, aber gutwilliges Volk, welchem Predigthören über Alles gehe; auch rühmt er von ihren Priestern, daß sie ein einfaches und der Wissenschaft geweihtes Leben führten. Diese wahrhaft hussitischen Elemente schlossen sich, da der größte Theil ihrer Brüder zerstreut wurde, und die Calixtiner in Dogmenstreitigkeiten die Wärme des Glaubens verloren, immer enger und inniger zur Bewahrung der evangelischen Lehre zusammen. Sie wollten nicht ferner fleischliche Waffen führen, sondern in stillem Dulden eine neue und bessere Zeit erharren. So entstand um die Mitte des funfzehnten Jahrhundert's eine kleine Gemeinde, die als „die Brüder des Gesetzes Christi" oder als „böhmische und mährische Brüder" jenen Vorsatz getreulich festhielten. Georg Podiebrad räumte ihnen auf seiner Erbherrschaft Liticz, die, an der schlesisch-mährischen Grenze gelegen, in den Kriegen jener Zeit sehr verwüstet war, in dem später so genannten Kuhländchen ein Stück Landes zum Wohnsitz ein. Das that der König auf die Bitte des calixtinischen Erzbischof's Rokyczana von Prag, der so weit diese Gemeinde wohl beschützte, sonst aber in seiner Furchtsamkeit jede nähere Berührung mit den Ueberresten der so verrufenen Hussiten ängstlich vermied.

Hier bauten sich die Brüder an und bald wuchs ihre Gemeinschaft sehr bedeutend. An jede ächt evangelische Gemeinde, erklärten sie stets, wollten sie sich anschließen, und sie hätten sich nur darum von der katholischen Kirche getrennt, weil diese einen Jeden zwingen wolle, das Falsche ihres Gottesdienstes und ihrer Lehre anzunehmen. Im Jahre 1457 constituirten sie sich so als eigene Gemeinde und zeichneten sich fort und fort durch einfach christlichen Cultus, durch wohlgeordnete Verfassung, durch strenge Kirchenzucht, durch das beseligende Princip inniger, auf dem Glauben ruhender Bruderliebe und durch ernst christlichen Wandel aus. Ihre Lehre ist ganz schriftgemäß, aber in der Entwickelung begriffen und deshalb nicht ganz dogmatisch klar und durchgearbeitet; namentlich zeigt sich das in der Abendmahlslehre. Sie sprechen sich nämlich oft gegen die Transsubstantiation aus und doch erklären sie die Gegenwart Christi bei'm Abendmahl an anderen Orten wiederum so, daß die katholische Anschauung festgehalten wird. Diese dogmatische Unbestimmtheit hatte denn auch die Folge, daß später ein Theil von ihnen zum lutherischen, ein anderer zum reformirten Bekenntniß sich wandte.

Da sie befürchteten, daß sie nach dem Absterben ihrer calixtinischen Priester keine ordentlichen Lehrer mehr haben würden, denn vergebens hatten sie sich nach

außen hin um Prediger bemüht, so wählten sie aus ihrer Mitte endlich drei der tüchtigsten Brüder aus und ließen sie von dem Waldenser-Bischof Stephanus zu bischöflichen Verrichtungen ordiniren. Darauf wurden die Verfolgungen, welche schon unter Podiebrad und Rokyczana begonnen hatten, immer heftiger und hörten seitdem nie auf. Die Brüder aber blieben geduldig und still, wichen in Einöden und Höhlen und hielten da ihren Gottesdienst, und diese Milde und Freudigkeit mehrte ihre Zahl fortwährend.

Der Künstler stellt im VI. Bilde eine ihrer Versammlungen dar, in welcher der Bruder Thomas Germanus berichtet, wie er auf seiner Rundreise den Zustand der Kirche gefunden, wie sie nämlich überall in heillosem Verfall sich befinde und wie man vor Kurzem den herrlichen Savanarola verbrannt habe.

Während des Conciles zu Costnitz hat Sigismund daselbst eine Belehnung vorgenommen, die von den weitgreifendsten, wichtigsten Folgen war, ich meine die des Burggrafen Friedrich's VI. von Nürnberg mit der Mark Brandenburg (Bild I).

Friedrich entstammte dem hohenzollernschen Hause, welches in Schwaben sowohl, als auch in Franken begütert war. Es gehört dies Haus zu den edelsten und ältesten Adelsfamilien Deutschland's, denn schon im Jahre 1061, in den Parteikämpfen während der Minderjährigkeit Heinrich's IV., werden uns zwei Mitglieder desselben, Burchard und Wenzel, mit ihrem Familiennamen: von Zollern, genannt. Der Zollern aber ist einer jener Kegelberge, welche auf dem Nordabhange der rauhen Alp so häufig sich finden und von so vielen edlen Familien Schwaben's zu Hauptpunkten ihrer Besitzungen gemacht worden sind.

Alle anderen älteren Datirungen des Ursprunges dieser Familie sind unrichtig und nicht haltbar. So bemühte sich der Papst Martin V., der auf dem Costnitzer Concil mit dem Burggrafen in gutem Vernehmen stand, seine Familie — er war ein Colonna — mit der Zollernschen als ursprünglich einen und desselben Stammes darzustellen. Es soll nämlich schon in alter Zeit ein Colonna aus Italien nach Deutschland gezogen sein und nach seinem italischen Stammsitze Zagarolla nun auch den deutschen, den Zollern, benannt haben. Diese Erzählung, so oft und vielfach sie auch verbreitet worden, ist dennoch ebenso falsch und unrichtig, wie die, daß das Haus Zollern von Thassilo von Zollern, einem Bruder Welf's I. und Zeitgenossen Karl's des Großen, abstamme.

Einer dieser schwäbischen Zollern, Friedrich genannt, heirathete die Gräfin Sophie von Rätz, eine Erbtochter, und so ging im Jahre 1192 durch diese Heirath von dem aussterbenden Hause die Burggrafschaft Nürnberg auf die Zollern über. In Franken lagen um die Stadt Nürnberg viele Reichs- und Erbgüter der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser, über welche zu walten der Burggraf beauftragt

war. Er, der angesehenste Beamte, hatte den Befehl über die Burg und die Burgmannschaft, die Gerichtsbarkeit über die dazu gehörigen Güter und die Aufsicht über die Amtleute und Pfleger derselben. Neben ihm, aber nicht von ihm abhängig, verwaltete ein kaiserlicher Schenk das Finanzwesen und ein Oberforstmeister die großen Reichswaldungen jener Gegend. Die Burggrafen residirten in der Burg zu Nürnberg, doch hatte sich wohl schon frühe die Stadt selbst von allen Verpflichtungen gegen sie frei gemacht. Im Laufe der Zeit erwarben diese Herren vielerlei Güter, Einkünfte und Gerechtsame und waren im vierzehnten Jahrhunderte schon so mächtig, daß Kaiser Karl IV. dem Burggrafen Johann seine Tochter Margaretha zur Frau gab und ihn im Jahre 1356 zu einem Reichsfürsten erhob, wobei er zugleich für die Besitzung dem Hause mancherlei Privilegien verwilligte. In dieser Zeit und unter den auf Karl IV. folgenden Kaisern, welche das Reich so vernachlässigten, verschwanden die Amtsverhältnisse der Burggrafen ganz, und schon am Ende des vierzehnten Jahrhundert's finden wir ihre Besitzungen in zwei großen Theilen als zwei besondere Fürstenthümer. Das eine ist das Land auf dem Gebirge, das Oberland, Burggrafthum Nürnberg oberhalb des Gebirg's oder Fürstenthum Baireuth, und das andere das Niederland, Burggrafthum Nürnberg unterhalb des Gebirg's oder Fürstenthum Ansbach. Dieses Fürstenthum verwaltete Friedrich VI., während sein Bruder Johann das Oberland besaß.

Friedrich VI. hat besonders viel dazu beigetragen, daß Sigismund die deutsche Krone erhielt, und ist zum Dank dafür mit der Mark Brandenburg belehnt worden. Wir wollen sehen, wie das sich begeben hat. Zuvörderst müssen wir den Irrthum beseitigen, als hätte der Burggraf dem Kaiser so viel Geldzahlungen gemacht, daß ihm dafür gewissermaßen das Land verkauft worden sei. Wenn wir Friedrich's Verhältnisse etwas schärfer in's Auge fassen, so erkennen wir wohl, wie der Besitzer eines kleinen Ländchens nicht im Stande sein konnte, 400000 Ducaten, also etwa 1,200000 Thaler, zu erübrigen. So viel aber soll der Burggraf dem Kaiser vorgestreckt haben. Das wird um so unwahrscheinlicher, wenn wir hören, wie Friedrich als Markgraf noch in schlimmer Geldklemme gewesen ist und selten ein paar hundert Schock böhmischer Groschen zur Disposition gehabt hat. Nein! so ist diese Sache nicht verlaufen, sondern Sigismund hat aus reiner Gnade dem Burggrafen die Mark übergeben und sich ihm als Schuldner für die 400000 Gulden verschrieben, damit Friedrich für seine Mühe und für aufgewandte Kosten eine Entschädigung in dem Falle erhalte, wenn jemals die Mark wieder zurückfallen sollte.

Im Jahre 1411 wurde Friedrich zuerst Verweser des Landes, dann erhielt er 1415 den Lehnsbrief und die Investitur erfolgte am 18. April 1417.

Diese feierliche Handlung wurde auf dem oberen Markte zu Constanz vollzogen.

Da war zu diesem Zwecke vor dem Hause, „zu dem hohen Hafen" genannt, eine geräumige, mit goldbordirtem Tuche belegte Tribüne errichtet, auf welche ein Ausgang aus dem oberen Stocke des Hauses und eine Treppe vom Markte hinaufführte. Darauf stand der reich verzierte Thron des König's, und zu beiden Seiten des Thrones, etwas niedriger, waren für je vier Personen Sitze bereitet.

Sigismund trat unmittelbar aus dem Hause auf die Tribüne und nahm mit seiner Umgebung Platz, dann stieg der Pfälzer Kurfürst hinauf mit dem Scepter und Herzog Rudolf von Sachsen mit dem Schwerte. Ihnen folgte Friedrich VI. inmitten zweier Bannerträger, von denen der eine die märkische, der andere die hohenzollernsche Fahne trug.

Alle drei knieten vor dem Kaiser nieder und nun begann der eigentliche Lehnsact.

Damals, im funfzehnten Jahrhundert, begann so recht das Uebergewicht und die Bedeutung der Fürstenmacht hervorzutreten, und die Geschlechter, welche noch heute in Deutschland die bedeutendsten sind, sie kräftigten sich in jener Zeit, ja kamen wohl erst in den Besitz fürstlicher Lande. So das Haus Hohenzollern. Schon Friedrich I. hatte in Brandenburg Gelegenheit genug, für das Ansehen seiner fürstlichen Macht zu wirken. Als er die Mark bekam, da hatte sie bedeutende Verluste erlitten. Der Hügelzug, welcher Pommern und Mecklenburg erfüllt, sendet Ausläufer, vornämlich an zwei Stellen, tief in die Mark hinein, einmal längs der Oder und dann längs Dosse und Rhin bis in die Nähe der Havel. Westlich von den Oderhöhen, zwischen ihnen und denen, welche die Dosse und den Rhin umgeben, finden wir ein fruchtbares Tiefland um den Uckerfluß. Dieses Tiefland war stets streitig zwischen Pommern und der Mark und auch damals fast ganz im Besitze der Nachbaren. Jene anderen Höhen aber lehnen sich so enge an die mecklenburger Seeplatte, daß man die Priegnitz, das von ihnen erfüllte Land, wohl fast als einen Theil derselben betrachten kann. Daher kam es, daß auch hierüber steter Kampf und Streit war. Und betrachten wir nun die Lage der Altmark, so ist leicht ersichtlich, daß sie, ganz und gar der festen Naturgrenzen entbehrend, dadurch Anlaß zum Kampfe mit Braunschweig und dem Erzbisthum Magdeburg in reicher Fülle giebt. Außerdem war die ganze Neumark dem Orden verpfändet und die Lausitz an Schlesien gekommen.

Aufforderung und Gelegenheit zur Machterweiterung war dem neuen Herrscher demnach in Fülle gegeben.

Aber zuerst mußte sich der neue Kurfürst in den Landen festsetzen, welche ihm unbestritten gehörten. Da fand er denn doch bedeutende Opposition und es stützte

sich dieselbe auch auf Gründe. Karl IV. habe, so hieß es, die Mark mit Beistimmung der Stände auf immer mit Böhmen vereinigt, sie dürfe also so ohne Weiteres nicht verliehen und von jenem Reiche getrennt werden.

Die mächtigsten Adelsgeschlechter traten so gegen ihn auf, und es hat einen harten Kampf gekostet, ehe die Uebermüthigen, welche unter den früheren schwachen Regierungen erstarkt waren, der neuen Ordnung sich fügten.

Es kostete ihm dieser Kampf aber sehr viel, denn er raubte ihm die Liebe und Zuneigung Sigismund's. Als dieser nämlich im Jahre 1420 gegen die Hussiten zog, um sein Erbland Böhmen zu erobern, da begleitete ihn nicht auf diesem Zuge der Kurfürst Friedrich I., wenn schon das sehr oft behauptet und sogar hinzugefügt wird, daß er als Oberfeldherr das Heer geführt habe. Er zog deshalb nicht mit dem Kaiser, weil er in seinen Landen, wie eben dargestellt worden, nach allen Seiten hin beschäftigt war. Bekanntlich erlitt Sigismund auf diesem Zuge eine vollständige Niederlage und schrieb dies Unglück großentheils dem Ausbleiben des Kurfürsten zu. Seitdem zürnte ihm der schwache Mann, den nie ein klares Urtheil, sondern die stets wechselnden Verhältnisse bestimmten. Und vollends, da sich nun Friedrich I. an die Jagellonen schloß, um mit ihrer Hülfe dem Orden und den Herzögen von Pommern zu begegnen, da entbrannte der Kaiser in immer heftigerem Zorne, denn die Jagellonen begünstigten ja die Hussiten. So schwach auch der Kaiser war, er konnte doch immer noch schaden. Und wohl hat Kurfürst Friedrich I. den Zorn seines Herrn schwer genug empfinden müssen. Als nämlich das Haus der ascanischen Kurfürsten in Sachsen ausstarb, machte Friedrich I. Ansprüche auf das Nachbarland geltend, der Kaiser aber erkannte sie nicht an, sondern belehnte das Haus Wettin, dem schon Thüringen und Meißen gehörte, mit dieser Kur. Den Haß des Kaisers schürten süddeutsche Fürsten, Herzog Ludwig von Baiern und Albrecht von Oesterreich, die mit Neid das Emporblühen dieser neuen Dynastie verfolgten. Zu ihnen wandte sich der Kaiser und namentlich fesselte er Albrecht an sein Haus, indem er ihm seine Erbtochter zur Gemahlin gab.

Diese Stimmung des Kaisers und die daraus hervorgehenden Allianzen waren mächtig genug, dem Kurfürsten Friedrich die deutsche Königskrone zu rauben, die ihm sonst wohl nicht entgangen wäre. Sie wurde nach dem Tode Sigismund's (1437) seinem Schwiegersohne, Albrecht von Oesterreich, zu Theil. Man hegte im Reiche große Hoffnungen von diesem tüchtigen Manne, aber ehe er sie erfüllen konnte, tödtete ihn nach kurzer Regierung ein Ruhranfall (1439), der ihn auf einem beschwerlichen Feldzuge in Ungarn heimsuchte (Bild III).

Wie bedeutend schien sich unter ihm die habsburgische Macht zu erheben! Ungarn, Böhmen und Mähren waren ihm durch Heirath zugefallen; zwar waren

alle diese Reiche in sich zerrissen und voller Gährung, aber ein kräftiger Herrscher hätte sie beruhigt und zur Blüthe erhoben. Es kam Alles darauf an, wer ihm folgen und die Vormundschaft über das Kind, welches Albrecht's Gemahlin noch unter ihrem Herzen trug, wohl übernehmen würde. Ihm folgte sein Vetter, Friedrich III. (1439—1493).

Das war ein langsamer, bedächtiger Mann, dem große Thatkraft nicht eben innewohnte. Was hat durch ihn und unter seinem Regimente sein Haus verloren! Böhmen und Ungarn machten sich unter Nationalkönigen selbstständig und beunruhigten des Kaisers Erblande so sehr, daß er sie eine Zeit lang in Wahrheit nur dem Namen nach besaß. Und das Reich! Im Osten kam Westpreußen, ein der deutschen Cultur gewonnenes Land, durch den Frieden zu Thorn (1466) in polnischen Besitz, und Ostpreußen wurde den Polen lehnspflichtig. Im Westen gründeten die Burgunder-Herzöge auf Reichsterritorien einen Staat, der vom Kaiser eigentlich ganz unabhängig dastand. Ueberall im Reiche erhob sich die Fürstenmacht und trat gewaltig dem Kaiser gegenüber. Wohl fühlte Friedrich III., wie schwach er sei, und suchte nach Rettungsmitteln. Diese schien ihm eine Allianz mit dem Papste zu bieten, und wie wir gesehen haben, ist sie auch zu Stande gekommen. Beide Mächte hatten mit den Fürsten zu kämpfen und haben sich ihrer doch noch einmal zu erwehren gewußt.

Die Fürsten nämlich dachten wirklich einmal daran, den Kaiser zu beschränken und neben ihn als deutschen König den Georg Podiebrad an die Spitze des Reiches zu stellen. Darin lag doch wohl offen ausgesprochen, daß man statt der beiden alten Autoritäten, statt des Kaisers und des Papstes, andere zur Herrschaft bringen wollte, von denen man eine Neugestaltung des Reiches und der Kirche erwartete. Der Stand aber, der vorzugsweise in dieser Opposition sich befand, das war der Fürstenstand. Und zwar führte ihn, so weit er eben dieser Richtung angehörte, der Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz. Wie mächtig nun auch in dieser Zeit die Fürstenmacht emporblühte, wie stark sie auch wurde durch geschickte Politik, glückliche Kriege und die Macht gewaltiger Persönlichkeiten, noch besaß das weltliche Fürstenthum keineswegs die volle Herrschaft, noch war es in unaufhörlichem Ringen mit den anderen Reichsgewalten begriffen. Da waren die geistlichen Fürstenthümer, da blühte ein zahlreicher Herrenstand, da erhoben sich überall die reichen und mächtigen Städte, und alle diese Elemente des Reiches, sie stimmten durchaus nicht immer mit den Fürsten überein, ja traten ihnen sogar oft feindlich gegenüber. Das brach wohl etwas die Kraft der fürstlichen Opposition, doch wäre sie immer noch sehr gefährlich gewesen, wenn nicht eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus dem damaligen Fürstenstande den Kaiser unterstützt

und so die alten Autoritäten gerettet hätte. Das war der zweite Sohn des Kurfürsten Friedrich's I. von Brandenburg, Albrecht Achilles, der nach dem Tode seines älteren Bruders, Friedrich's II., zu den fränkischen Besitzungen seines Hauses auch noch die Kurlande gewann.

Man glaube nun aber nur nicht, daß Albrecht Achill etwa ein beschränkt frommer Mann gewesen sei, daß er ebenso demüthig vor der Geistlichkeit sich gebeugt habe, wie der Kaiser. Er wollte wohl die alten Ordnungen des Reiches im Ganzen und Großen erhalten wissen, verachtete aber im Gefühle seiner Tüchtigkeit die Träger derselben.

Das hat er oft in seinem Auftreten gegen die Geistlichkeit und gegen den Kaiser selbst gezeigt.

Wunderbarer Contrast! Zwei Fürsten, Albrecht Achill und Friedrich der Siegreiche, stehen sich gegenüber, die beide dasselbe erstreben und beide doch so verschiedene Wege gehen. Wie sehr sie nämlich beide auch in Bezug auf ihre Stellung zu Kaiser und Reich von einander abweichen, darin stimmen sie beide doch überein, ihre fürstliche Macht auf alle Art zu erweitern.

Wie scharf tritt Albrecht Achill in den Marken auf, wie hoch und stolz behandelt er den eingebornen ärmlichen und rohen Adelstand, wie sehr vermißt er dort, wie sehr seine Umgebung die feinere Bildung des Südens, und wie gewaltig und oft verletzend macht sich dies Uebergewicht der Franken geltend!

Und in seinen fränkischen Gebieten, wie kämpft er da gegen Nürnberg!

Aber überall, wo er auftritt, zeigt sich das hohe Bewußtsein, daß er ein Fürst sei und die Menge weit überrage.

Wenn er kämpft, so ist er der Vorstreiter, er ist der freudigste Kampfesheld seiner Zeit. Wer hat so oft wie er in Turnieren glücklich geritten? Nur einmal ist er aus dem Sattel gehoben worden, und da hat auch sein Gegner ihn räumen müssen. In der Schlacht treibt ihn sein Muth oft zu verwegenen Thaten, er stürzt wohl allein, allen seinen Begleitern voran, in die Gewalthaufen, um die Fahne zu erbeuten, er erreicht sein Ziel, wenn auch die Feinde ihn schwer umdräuen. Zu allen diesen Ritterthaten befähigte ihn sein herrlicher Körper, der wohlgebildet und gewandt, doch von gewaltiger Größe und Stärke war.

Seine Hofhaltung war eine der prächtigsten. Mit welchem Glanze erscheint er und seine Gemahlin bei Festlichkeiten! Und darum, weil er einen solchen Werth auf seine Stellung als Reichsfürst legte, nahm er die Interessen seines Hauses nach allen Seiten hin wahr. So wandte er seine Fürsorge auch dem Theile seines Hauses zu, der die Ahnenschlösser inne hatte. Die beiden Zweige des einen Stammes waren bis dahin einander sehr fremd geworden. Während die fränkischen Zollern

Macht und Reichthum erwarben, verloren die schwäbischen so manches Besitzthum, und gerade damals schien es, als würden die Erblande ganz verloren gehen. Es führten nämlich in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhundert's zwei Brüder des schwäbischen Zollernhauses, Eitelfritz und der Oettinger, eine blutige Bruderfehde, in der sogar die mit dem Eitelfritz verbündeten schwäbischen Städte im Jahre 1423 die Stammburg Zollern eroberten und von Grund aus zerstörten. Nach langem Kampfe siegte endlich Eitelfritz und begann sein zerrüttetes Erbe zu ordnen. Was er versucht, gelang seinem Sohne, Jost Nicolaus I., mit Hülfe Albrecht Achill's, und diese erneute Verbindung der beiden Zweige wurde dann durch eine im Jahre 1488 geschlossene Erbvereinigung dauernd befestigt. – Wenn auch Papst und Kaiser gesiegt hatten und wenn sie auch beide versuchten, dem Reiche eine neue Ordnung zu geben und namentlich strenge Landfriedensgesetze aufzustellen, sie drangen doch nicht durch, denn die Opposition war zwar besiegt, aber nicht vernichtet.

Da somit keine neue Ordnung im Reiche zu Stande kam, durch welche die einzelnen Theile wieder fest an den Mittelpunkt geknüpft wurden, so geschah es, daß Jeder sein Augenmerk nur auf sich und seine Interessen richtete und des Allgemeinen nicht wahrnahm. Daher gingen dem Reiche, wie das oben angegeben ist, viel schöne Territorien verloren. Wichtig für Habsburg und somit für die Geschicke unseres Vaterlandes wurden besonders die staatlichen Gestaltungen des Westens, die sich dort ohne Zuthun, ja sogar im Gegensatz zur kaiserlichen Macht herausbildeten. Johann der Gute, der zweite König aus dem Hause Valois, hatte seinem jüngeren Sohne, Philipp dem Kühnen, das erledigte Herzogthum Bourgogne verliehen und somit Veranlassung zum Emporblühen einer Seitenlinie des königlichen Hauses gegeben. Die ersten Herzöge dieser Linie haben nun in den englisch-französischen Kriegen eine höchst bedeutende Rolle gespielt und manchen Vortheil in ihnen gewonnen. Als diese Kämpfe ihr Ende erreicht hatten und in ihnen kein Vortheil mehr zu erringen war, da verwandten die Fürsten dieser Familie all' ihre Geisteskräfte auf die Erwerbung niederdeutscher Territorien. Es hatte nämlich Philipp der Kühne die Erbtochter des Grafen Ludwig von Flandern und Artois geheirathet und dadurch Fuß gefaßt in diesen niederrheinischen Gegenden. Später erwarb man Brabant und Holland; denn Luxemburg und Geldern, auch die Bischofsstühle in Lüttich und Utrecht wurden durch Mitglieder dieses Hauses besetzt.

Immer schon, wie wir das ja vielfältig im Laufe dieser Auseinandersetzung angedeutet haben, standen diese Territorien in einem lockeren Verbande mit dem deutschen Reiche. Da war es doch wohl natürlich, daß Karl der Kühne, der vierte und letzte Herzog, die Macht, welche seine Vorgänger gegründet hatten, nun auch als eine besondere anerkannt wissen wollte. Seine Lande gehörten theils zu Frank-

reich, theils zu Deutschland, sie lagen großentheils in den Gegenden, die nach dem Vertrage zu Verdün dem Kaiser Lothar zugefallen waren, die ein Mittelgebiet zwischen Deutschland und Frankreich bildeten. Und die burgundischen Königreiche an der Rhone, sie waren doch auch solche Grenzstaaten gewesen und dadurch lange Zeit unabhängig geblieben. Darum gedachte Karl der Kühne, das burgundische Königthum in seiner Person zu erneuern. Bis dahin hatte weder er, noch auch früher sein Haus sich der Autorität des deutschen Kaisers gefügt, ja es war eigentlich gar keine Verbindung unterhalten worden. Nun aber näherte sich Karl dem Kaiser, damit er von diesem zum Könige erhoben würde, und Friedrich III., dem stolzen Herzoge, weil er von ihm Unterstützung in seinen Kämpfen erwartete. Es war eine bedeutende Forderung zwar, die Karl der Kühne an den Kaiser stellte, er bot aber auch einen hohen Preis dafür. Ihm fehlten nämlich Söhne, und so versprach er Friedrich III., er wolle seine Erbtochter, die schöne Maria von Burgund, des Kaiser's blühendem Sohne, dem ritterlichen Maximilian, zur Ehe geben, damit dieser dereinst all' die weiten Lande erbe. Was eröffnete sich dadurch dem hart bedrängten Kaiser für eine Aussicht!

Man kam nun im Jahre 1473 in Trier zusammen, um persönlich über diese Angelegenheiten zu verhandeln (Bild IV). Dadurch aber gerade wurde der Abschluß verhindert. Karl der Kühne erschien in allem Glanze seiner Macht und entfaltete die Pracht seines ritterlichen Hofes, wogegen der Kaiser mit ärmlicher Begleitung weit dem Herzoge nachstand. Das verletzte den Kaiser, obschon er sonst sehr apathisch war, und dieses Gefühl gekränkten Stolzes benutzte der kluge König von Frankreich, Ludwig XI., der um jeden Preis die Erhebung seines Vetters von Burgund verhindern wollte. Er wußte des Kaiser's Mißtrauen rege zu machen. Karl der Kühne sei seiner Sache so gewiß, daß er schon Scepter und Krone mit sich gebracht habe, er würde, wenn er nur erst König geworden, schwerlich die Verlobung vollziehen. Und Aehnliches ließ er dem Herzoge zuflüstern. Nun traute Keiner dem Anderen, Einer verlangte den ersten Beweis des Zutrauens vom Anderen. Diesem peinlichen Zustande entzog sich Friedrich III. durch eilige Abreise und Karl d. K. nahm sein Versprechen, wie lieb er auch Maximilian gewonnen, jetzt dennoch zurück. Um sich zu rächen, fiel er das Erzstift Cöln an, wurde aber zurückgeschlagen.

Als er jedoch später Lothringen und die Schweiz bedrängte, kümmerte sich das Reich um diese Lande nicht, sondern überließ es ihnen, sich selbst zu vertheidigen. Bekanntlich fiel Karl der Kühne in diesem Kampfe (1477) und seine Erbtochter Maria heirathete wirklich den ihr vom Vater früher bestimmten Bräutigam. Diese Heirath war das erste Zeichen rückkehrenden Glückes; seitdem begann das Haus Habsburg neue Grundlagen für seine Macht zu erwerben.

Alle jene Verluste, welche das Reich unter Friedrich III. erlitt, sie gingen doch nicht vorüber, ohne auf die Deutschen tiefen Eindruck zu machen. So erstorben, so gesunken war das Leben der Nation noch nicht, daß sie nicht hätte die Nothwendigkeit einer Aenderung ihrer kirchlichen und politischen Verhältnisse erkennen sollen. Dann, nachdem die eingetreten, würde wohl ein starkes Regiment nach innen und eine tüchtige Vertretung nach außen hin hergestellt werden. Hatte man sich nun fast das ganze Jahrhundert hindurch mit der Reformation der Kirche beschäftigt, so wandte man sich jetzt, ermüdet von den vergeblichen Bestrebungen, wiederum den weltlichen Verhältnissen zu. Ueberall, ringsumher wurden die Reiche stark; in Frankreich schuf Ludwig XI. eine neue königliche Gewalt, ebenso Heinrich VII. in England; dasselbe geschah in Spanien, in Polen, in Ungarn, ja selbst in Italien traten fünf Staaten aus dem Gewirre der Zersplitterung als compacte Massen heraus. Fast überall wurde die Macht in diesen Reichen durch einen König gegründet, der die Aristokratie entweder selbst brach, oder ihre durch Parteikämpfe herbeigeführte Schwäche zu benutzen wußte.

Das war nun in Deutschland nicht möglich. Die Aristokratie der Fürsten hatte gesiegt und des Kaiser's Macht zersplittert; jetzt sollte sie zeigen, ob sie das Reich einen und schützen könne. Sie fühlte, daß das ihre Pflicht sei, und hat es auf alle Weise versucht. Zuerst unterstützte sie das Kaiserthum, welches nie so gedemüthigt war, als in Friedrich III. Gerade als der Kaiser in größter Noth und Hülflosigkeit, fast aller Subsistenzmittel beraubt, im Reiche umherirrte, gerade da erwählte man im Jahre 1486 seinen Sohn Max zum deutschen Könige und unterstützte ihn bei der Beruhigung der Niederlande und bei der Eroberung des von den Ungarn besetzten Oesterreiches.

Hatten so die Stände sich um das Haus Habsburg verdient gemacht, so war es andererseits Pflicht der Dankbarkeit, auch sie zu hören. Da kamen denn Kaiser und Stände über Landfriedensgesetze überein, und immer mehr gestalteten sich diese in der Art, daß sie die Selbsthülfe sehr beschränkten und die Fehde fast ganz verboten. Um diese Ordnungen mit Nachdruck durchzuführen, bildete sich gerade in Schwaben, in dem Theile Deutschland's, der am häufigsten durch Fehden heimgesucht war, ein großer Bund aus Rittern, Städten und Fürsten (1488).

Dann einigte man sich über die Form des Reichstages. Man zog seit dieser Zeit die Abgeordneten der Städte zu den Berathungen, und es entstanden so drei Collegien, in welche die Reichstagsversammlung bei Abstimmungen sich theilte: das kurfürstliche, fürstliche und städtische Collegium. Alle diese vortrefflichen Einrichtungen aber verloren einen großen Theil ihres Werthes, so wie das kaiserliche Obergericht nicht reformirt wurde. Denn wenn das Gericht, welches über Landfrie-

densbruch richten und auf die Acht erkennen sollte, wenn das vom Kaiser ganz abhängig war und oft seinen Befehlen und Eingriffen sich fügen mußte, dann war doch immer noch der Willkür Thor und Thür geöffnet. Darum drangen die Stände auf ein Obergericht mit ständischen Beisitzern. Schon auf dem Concile zu Basel hatte der geistreiche Nicolaus von Kuß ähnliche Gedanken ausgesprochen. Er, ein Geistlicher, erkannte, daß die Kirche nicht reformirt werden könne, ohne daß man das Reich ordne. Und da schlug er denn vor, man solle solche Obergerichte einsetzen, man solle jährliche Reichstage abhalten und den Beschlüssen beider Corporationen Nachdruck verschaffen durch eine stehende Truppe, welche man aus den Einkünften von Reichszöllen besolde. Diese Gedanken wurden jetzt durch die Stände vertreten. Aber Friedrich III. war nicht gemeint, solche Eingriffe in seine kaiserliche Gewalt zu dulden, und so konnten die Stände nur von Max ein Eingehen auf ihre Pläne hoffen. Als Max im Jahre 1493 zur Herrschaft kam, da bedurfte er dringend der Reichshülfe. Die Fürsten wollten ihm dieselbe gern gewähren, falls er ihnen nur die verlangten Zugeständnisse mache. Man bedurfte also einander und hat vielfach mit einander verhandelt; Vieles ist angefangen und Weniges vollendet worden.

Fragen wir nun, woran das lag, so erkennen wir bald, daß doch trotz aller Nothwendigkeit einer gebotenen Einigung der Standpunkt, von dem aus die beiden Mächte Deutschland ansahen, ein zu verschiedener war, als daß daraus nicht hätte ein Conflict entstehen müssen.

Der Kaiser mußte Rücksicht auf seine Erblande, auf sein Haus nehmen und wurde dadurch verpflichtet, die Politik von ganz Europa in's Auge zu fassen und darnach seine Handlungen zu bestimmen. Die Fürsten aber beschränkten sich auf Deutschland und verlangten von Max, er solle dessen Interessen in den Vordergrund und seine eigenen dagegen zurücktreten lassen.

So oft Max der Hülfe der Fürsten bedurfte, verwilligte er ihre Forderungen; wenn dann aber der Beistand des Reiches nicht genügend erfolgte, wenn unglückliche Kriege den Kaiser verstimmten, dann trat er selbst oft hindernd der Ausführung der gefaßten Beschlüsse entgegen. So richtete er zwar im Jahre 1496 das Kammergericht in Frankfurt ein, wie es die Fürsten gewünscht hatten (Bild V), ließ aber doch nicht seine Thätigkeit gewähren, sondern griff oft genug hindernd in den Gang der Processe. Es wäre wohl Alles zu Grunde gegangen, wenn nicht der erste der deutschen Fürsten, der Erzbischof Berthold von Mainz, alle seine Kraft für die Aufrechterhaltung der Reichseinheit verwandt hätte. Ihm gelang es denn auch, einen stehenden Ausschuß des Reichstages, den Reichsrath, in's Leben zu rufen, dem die wichtigsten und wesentlichsten Geschäfte der Regierung übertragen wurden.

Während der Regierungszeit des Kaiser's Max war es mehrmals unentschieden, wer das Feld behaupten würde, ob der Kaiser oder die Stände. Die ganze Zeit war, wie eine jede Uebergangsperiode, voll widerstreitender Parteien; nach allen Richtungen hin strebten die Kräfte ohne rechten Einigungspunkt auseinander. Und Max selbst! War er nicht so recht und in Wahrheit ein Kind dieser Zeit? Man hat ihn den letzten Ritter genannt, und wohl war Keiner geschickter als er in diesen Waffenübungen und zugleich verstand er sich vortrefflich auf die Artillerie, erfand neue Büchsen und paßte das Geschützwesen der bestehenden Heeresverfassung an.

So rüttelte man an allem Bestehenden und brachte doch keine lebendige Einheit des Reiches zu Stande, wodurch denn eine allgemeine Gährung entstand. Da waren erst recht zweifelhaft geworden die Rechte und Pflichten des Oberhauptes und somit die Stellung der Fürsten ihm gegenüber. Das erweckte überall ein Streben nach Selbstständigkeit. In den Fürstenthümern machte sich die Landeshoheit weitere Bahn und beengte die Ritterschaft, welche sich deshalb immer enger zusammenschloß. Doch verhielt sie sich nicht leidend und blieb ruhig, sondern oft griff sie zum Schwerte und erfüllte Alles mit Tumult und Unruhe.

Und wie bedrängt waren die Städte! Gegen sie schlossen sich Ritter und Fürsten zusammen, auch die Reichsgewalt war ihnen selten freundlich zugethan. Dazu kam, daß meist in allen große Gährung sich zeigte, denn Rath und Gemeine, Geschlechter und Zünfte machten einander die Herrschaft streitig. Ebenso gährte es in den Bauernschaften; der Bauer mußte mehr zahlen, damit sein Grundherr dem wohlhabenden Städter nicht nachstehe; aber dafür war er vieler Orten bewaffnet und es war aus ihm das neue Fußvolk, die Landsknechte, gebildet worden. Man bedenke ferner, daß das Ende des funfzehnten Jahrhundert's ausgezeichnet ist durch die großen Entdeckungen, welche bisher unbekannte Gegenden dem Handel und Verkehr eröffneten. Wie bedeutend ist doch durch die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien der Weg des Handels umgestaltet worden! Und dazu die wichtigen Erfindungen im Gebiete der Kunst! Vor Allem gewinnt die Buchdruckerkunst Bedeutung (Bild V, die Inschriften in den Schilden).

So kam Alles zusammen, um die Bewegung am Anfange des sechzehnten Jahrhundert's zu einer allgemeinen und tiefgreifenden zu machen.

Die Bestrebungen, welche der Nation eine geordnete, in sich geschlossene Verfassung geben wollten, mußten dem Papstthum vielfältig in den Weg treten, da ihm bisher ein so großer Einfluß auf die Reichsregierung zugestanden war. Auch wußte man recht wohl, wie viel Nutzen Rom aus Deutschland zöge, und klagte vielfältig über die Menge Geldes, die zum Schaden des Vaterlandes über die Alpen gehe. Dazu kamen die Competenz-Conflicte der geistlichen und weltlichen

Gerichte und vielfache Beschwerden über die Exemtionen der Geistlichkeit. Namentlich fühlten sich die Städte dadurch belästigt, weil sie ihre Verwaltung am besten geordnet hatten und solche Ausnahmestellungen einzelner Menschen am tiefsten haßten.

Diese Opposition gegen das Papstthum fand in der populären Literatur eine Hauptstütze. Da traten Rosenblüt, Sebastian Brand mit Hohn und Spott auf, und wie bedeutend stark zeigt sich doch diese Richtung im Eulenspiegel und im Reinicke Fuchs! Aller Orten werden die Mängel des geistlichen Standes erwähnt und die Laster und Fehler desselben bitter verspottet. Ueberall, in allen diesen Schriften, tritt aber der nüchterne Verstand, die gemeine Moral und die nackte Regel des gewöhnlichen Lebens sehr in den Vordergrund. Nicht nur die populäre Richtung der Literatur stand dem Papstthume feindlich gegenüber, auch die höhere Bildung war ihm verfeindet worden.

Zu der Zeit, als in Deutschland nach dem Falle der Hohenstaufen die Dichtkunst sank und die Blüthe der Literatur verschwand, da begann sie in Italien zu blühen, da begann dort die Wiederherstellung der Wissenschaften. Zuerst widmete man vorzugsweise dem Lateinischen alle Kräfte, man las und edirte die Schriftsteller und bemühte sich dann, ihre Sprache bestmöglichst nachzuahmen. Später ging man dann auch an die griechischen Autoren; da studirte man in Florenz unter dem Schutze der Medicis den Plato, stiftete eine platonische Akademie und gedachte die Philosophie dieses großen Atheners den Gebildeten als einen Ersatz für den verderbten Katholicismus unterzubreiten.

Noch größeren Aufschwung gewann dieses Studium durch den Fall Constantinopel's, der eine bedeutende Menge von gebildeten Griechen in Italien eine Zufluchtsstätte zu suchen zwang.

Dieses Streben blieb nun durchaus nicht ohne Einfluß auf Deutschland. Auch hier begann man sich dem Studium der alten Classiker hinzugeben und der Erfolg zeigte sich zuerst in dem verbesserten Stil lateinischer Schriften. Bald kam diese neue humanistische Bildung mit der Scholastik in Streit. Die Dominicaner in Cöln nämlich, aufgeregt durch einen zum Christenthum übergetretenen Juden, verlangten, daß die Juden den Talmud ausliefern und wie Ketzer behandelt werden sollten, denn der Talmud lehre Götzendienst. Da wandten sich die kaiserlichen Räthe, denen die Entscheidung in dieser Angelegenheit übertragen war, an den einzigen Mann in Deutschland, der ein competentes Urtheil über diese Dinge hatte, an Johann Reuchlin (Bild X oben rechts). Keiner hatte vor ihm in Deutschland die hebräische Sprache verstanden, Keiner ihr so viel Fleiß und Aufmerksamkeit gewidmet, wie er.

Da zog kein Rabbiner bei seinem Hause vorbei oder lebte in seiner Nähe, von dem er nicht gelernt hätte, und so war er nicht blos mit der Grammatik und dem Lexikon der Sprache bekannt geworden, die Juden hatten ihn auch in die Lehren des Talmud eingeweiht.

Auf die an ihn gerichtete Anfrage reichte er ein Gutachten ein, wonach jene Anklagen des Talmud als ganz leer und nichtig sich herausstellten. Darauf wurden denn die Dominicaner abgewiesen und eine Judenverfolgung unmöglich gemacht. Natürlich verfolgten sie mit ihrem Hasse den Reuchlin und wußten ihn in eine Anklage wegen Ketzerei zu verwickeln; doch in Deutschland wurde er freigesprochen, und als sich die Dominicaner klagend nach Rom wandten, da war der Papst in arger Verlegenheit. Er mochte und konnte weder den mächtigen Dominicaner-Orden, noch auch die Humanisten beleidigen und zurückstoßen und ließ deshalb die Sache unentschieden. Damit hatten denn doch eigentlich die Humanisten gesiegt. An allen Universitäten entbrannte ein Kampf zwischen den Scholastikern und diesen ihren neuen Gegnern, und aller Orten hörte die Mehrzahl der Studirenden eifriger diese, als die Dominicaner. Alle Bitterkeit der Humanisten war zusammengefaßt in der derben Satyre, welche den Titel: **epistolae obscurorum virorum** führt und in scharfen, aber bezeichnenden Zügen die Unwissenheit und das scheinheilige Treiben der Dunkelmänner darstellt. Außer diesen Oppositionselementen gab es aber noch andere. Man glaube ja nicht, daß die hussitischen Meinungen ganz vertilgt waren, daß sie gar keine Anhänger und Vertreter mehr gehabt hätten! Auch jener alte philosophische Gegensatz zwischen Realisten und Nominalisten war noch immer lebendig; ebenso bekämpften einzelne Lehrer fort und fort die semipelagianische Ketzerei der katholischen Kirchenlehre, wobei sie sich besonders auf die Bücher des heiligen Augustinus stützten. Am meisten beschäftigte man sich gerade mit diesen Fragen im Augustiner-Orden und besonders in der deutschen Congregation der Augustiner-Eremiten, welche sich während des Conciles zu Basel selbstständig constituirt hatte. An ihrer Spitze stand eine Zeit lang der ausgezeichnete Andreas Proles, dem dann im Vorsteheramte Johannes Staupitz folgte. Dieser gehörte außerdem der mystischen Richtung an und war darin ein Gesinnungsgenosse Tauler's. Alle diese Oppositionselemente fanden eine Repräsentation an der Universität, welche Friedrich der Weise, der Kurfürst von Sachsen, im Jahre 1502 zu Wittenberg stiftete. Ihr führte Staupitz im Jahre 1508 den jungen Augustiner-Mönch Martin Luther als Lehrer zu. Der war nun aus wahrem, innerem Herzensdrange Mönch geworden und hatte gehofft, durch strenge Werkheiligkeit Ruhe und Frieden für sein Inneres zu gewinnen und das quälende Sündenbewußtsein zu beschwichtigen. Was hat er für Geisteskämpfe bestanden, wie sehr hat er sich

bemüht, durch Büßungen den Himmel zu versöhnen, bis endlich durch das Studium der Bibel und der Werke des Augustinus in ihm die Gewißheit aufwachte, daß der Glaube das Beseligende, die Hauptsache sei! Mit diesem durch viele innere Kämpfe erworbenen Schatze trat er als Lehrer in die Universität, und wie viele seiner Collegen ihm auch anfangs widerstrebten, nach und nach gewann er fast alle und wußte sie für eine tiefere Auffassung des Christenthum's zu begeistern. Immer mehr breitete sich dort durch ihn die Ueberzeugung aus, daß es keine an und für sich Gott wohlgefälligen Werke gebe, wie Beten, Fasten, Nachtwachen; denn da es dabei doch darauf ankomme, ob sie in der Furcht Gottes geschehen, so sei jede andere Beschäftigung im Grunde ebenso gut. Er sieht die Vermittelung zwischen göttlicher Vollkommenheit und menschlicher Sündhaftigkeit nur in dem Geheimniß der Erlösung, in dem geoffenbarten Worte, also in dem Erbarmen Gottes und in dem Glauben des Menschen. Von diesem Punkte aus werden ihm schon manche Hauptlehren der Kirche zweifelhaft. So leugnet er zwar noch nicht den Ablaß, doch ist es ihm schon bedenklich, daß der Mensch dadurch die Gnade empfangen solle; dazu gehöre vor Allem Erleuchtung des Geistes, Befeuerung des Willens und unmittelbare Einwirkung des Ewigen.

So stand es in Wittenberg, als im Jahre 1517 der Dominicaner Tetzel nach Jüterbock kam, um dort Ablaß zu verkaufen. Die Lehre von dem Ablaß beruht auf der von dem überflüssigen Schatze der guten Werke, den die Kirche besitze und der Papst austheilen könne. Thomas von Aquino, der große Scholastiker, hatte mit seinem Anhange diese Lehre so ausgebildet, daß sie Mißbräuche hervorrufen mußte. Er behauptete nämlich, daß die Austheilung des Ablasses nicht mit den priesterlichen Functionen nothwendig verbunden sein müsse, sondern daß sie von einem Jeden auf Befehl des Papstes vorgenommen werden könne, und verlangte nicht, daß der Empfangende Buße und Reue zeige, sondern nur, daß er etwas thue, was der Kirche nützlich sei. Somit war also der Ablaßhandel als ein rein weltliches, äußerliches Geschäft sanctionirt worden. Daran zweifelte nun aber damals Niemand, der die Verhältnisse in Rom kannte, daß das Geld nicht, wie man vorgab, für den Türkenkrieg, sondern nur für die Bedürfnisse des päpstlichen Stuhles verwandt würde. Darum hatten auch katholische Mächte den Ablaßhandel in ihren Territorien verboten. Wer konnte wohl katholischer sein, als der Cardinal Ximenes, der Spanien lenkte? und doch duldete er diesen Handel nicht. Um auf ähnliche Hindernisse in Deutschland nicht zu stoßen, hatte Papst Leo X. den Primas der deutschen Kirche, den Kurfürsten von Mainz und Erzbischof von Magdeburg, Albrecht von Hohenzollern, für diesen Handel dadurch zu interessiren gewußt, daß er ihm einen Theil des einkommenden Geldes verwilligte. Es hatte nämlich

Kurfürst Albrecht Forderungen an den Papst, und zwar für Zahlungen, die er früher schon nach Rom geleistet. Andererseits war er aber wiederum dem Hause der Fugger dafür verschuldet, und so war bei diesem Handel der vornehmste Fürst und die größte Geldmacht in Deutschland interessirt.

Und diese finanzielle Seite des Ablasses, sie trug man doch ganz offen zur Schau. Mit den Händlern nämlich zogen Commis der Fugger und theilten sogleich das einkommende Geld. Nun war aber einer der unverschämtesten Ablaßverkäufer eben jener Dominicaner Tetzel (Bild VII). Bekannt ist ja das Sprüchlein, mit dem er die Leute zum Kaufe anlockte:

So wie das Geld in dem Kasten klingt,
So auch die Seel' in den Himmel springt.

Gegen diesen Handel hatte sich schon vor Luther's Auftreten eine Opposition gezeigt, die aber aus politischen Rücksichten entsprang.

Kaiser Maximilian nämlich hatte im Anfange seiner Regierung das in Sachsen herrschende Haus Wettin besonders begünstigt und überall, wohin sein Einfluß reichte, Mitgliedern dieser Familie zu Land und Leuten verholfen. Dies Verhältniß aber blieb nicht unverändert, sondern der Kaiser entzog später diesem Hause seine Gunst und erhob als Gegengewicht gegen die Wettiner den benachbarten Stamm der Hohenzollern. Da nun Kurfürst Albrecht dieser Familie angehörte, so verbot Kurfürst Friedrich der Weise den Handel in seinen Territorien. Um nun dennoch aus den reichen Auen jenes Landes Gewinn zu haben, begab sich Tetzel nach Jüterbock, dicht an die sächsische Grenze. Und er hatte wirklich nicht falsch gerechnet.

Mehrere Beichtkinder Luther's hatten sich von Wittenberg aus auch dahin begeben und zeigten nun ihrem eifrigen Seelsorger triumphirend ihre Ablaßzettel, um ihm zu beweisen, daß man auch ohne die von ihm geforderte Reue und Buße Vergebung der Sünden erlangen könne. Das griff Luther an die Seele und da beschloß er, den Kampf zu wagen.

Am Vorabende des Allerheiligentages, am 31. October 1517, ließ er an die Thüre der Wittenberger Schloßkirche 95 Streitsätze anschlagen, eine Disputation zur Erklärung der Kraft des Ablasses (Bild VIII). Er steht in diesem Anschlage noch ganz auf scholastisch-kirchlichem Boden, nur daß er, von ihm ausgehend, gerade zu dem entgegengesetzten Resultate kommt, als Thomas von Aquino. Er behauptete darin, daß bei der Vergebung der Sünden Alles darauf ankomme, ob der Mensch auch Reue empfinde. Das könne er selbst nicht einmal entscheiden, viel weniger noch ein Anderer. Wenn er aber sie wirklich fühle, dann könne er der Vergebung gewiß sein, im entgegengesetzten Falle nütze auch des Papstes Ablaßbrief

nichts. Denn nicht an und für sich habe der Ablaß des Papstes Werth, sondern nur insofern, als er die göttliche Gnade bezeichne.

Dieses Unternehmen Luther's erweckte Alle: die Frommen, die Humanisten, die neuen Theologen, die weltliche Gewalt und die Nation.

Natürlich fehlte es nicht an Angriffen. Zunächst gingen sie von Frankfurt an der Oder aus. Dort war einige Jahre später, als Wittenberg gestiftet worden, von der entgegengesetzten Partei eine Universität gegründet, und die Lehrer derselben waren nun die Ersten, welche sich Tetzel's annahmen und Luther befehdeten. Dann trat in Rom ein Dominicaner auf, griff den deutschen Mönch an und hielt ihn für widerlegt, als er ihm die Aussprüche seines Meisters, des heil. Thomas, entgegenhielt. Dagegen schickte Luther am 30. Mai 1518 eine Erklärung seiner Sätze an den Papst ein, worin er sich den Aussprüchen der Kirchenväter und der kirchlichen Decrete, nur nicht denen des Thomas von Aquino unterwarf. Auf diese Erklärung hin verklagte in Rom der päpstliche Fiscal den Augustiner-Mönch.

Noch war an keinen Abfall vom Papste gedacht, aber überall erhob sich Widerstand gegen ihn.

Der Kaiser selbst war an und für sich wohl nicht abgeneigt, diese Opposition gegen das Papstthum zu unterstützen, aber er war alt und bedurfte in jenem Momente gerade mehr wie jemals der Hülfe des Papstes. Er wollte nämlich auf dem Reichstage, den er für das Jahr 1518 nach Augsburg berufen hatte, einmal eine bedeutende Geldhülfe zum Türkenkriege beantragen und dann die Nachfolge seines Enkels sichern. Darin sollte ihn der Legat des Papstes unterstützen. Als solcher wurde der Dominicaner-Mönch und Cardinal Thomas da Vio da Gaëta, auch wohl einfach nach seiner Vaterstadt Cajetanus genannt, von Rom aus dorthin gesandt. An ihn wandte sich in Augsburg Friedrich der Weise und ersuchte ihn um seine Vermittelung in Luther's Sache. Diese versprach der Cardinal; er wolle die Angelegenheit in Deutschland beenden und dem Mönch die Reise nach Rom ersparen; darum solle Luther nur nach Augsburg kommen, er wolle ihn, wenn er erscheine, mit väterlichem Wohlwollen hören und wieder von sich lassen.

So kam Luther nach Augsburg. Als er nun vor dem stolzen und eifrigen Dominicaner stand und seine Ansicht mit Gründen belegen wollte, da wich dieser jeder tief eingehenden Disputation aus und forderte einfach den Widerruf. Natürlich weigerte sich Luther, diese Forderung zu erfüllen, und die Unterredung endete nicht ohne scharfen Wortwechsel. Daher glaubte Luther für Leben und Freiheit fürchten zu müssen und entfloh aus Augsburg. So wie Luther durch diese Heftigkeit nur zu festem Widerstande ermuthigt worden war, so war auch Friedrich der Weise dadurch zurückgeschreckt und schützte seinen Professor nach wie vor. Da

aber der Papst des Kurfürsten mächtigen Einfluß bedurfte und auch wohl bei seiner Feinheit und Bildung das Auftreten seines Legaten nicht billigte, so sandte er den sächsischen Edelmann Karl von Miltiz an den Kurfürsten und ließ ihm durch diesen eine geweihte goldene Rose, eine sehr begehrte und hoch geachtete Auszeichnung, überreichen. Zugleich sollte dieser Legat den obschwebenden Zwiespalt beenden. Deshalb kam er mit Luther in Altenburg zusammen. Er fing die Sache sehr geschickt an, ließ sich auf keine Disputation über Glaubenssätze ein, sondern stellte dem Mönche nur einfach vor, welch' großen, vielleicht unersetzlichen Schaden er durch seine Heftigkeit hervorgebracht habe, und wie doch vielleicht das, was er dadurch bessere, nicht so viel werth sein möge, als das, was er zerstöre. Diese Milde und Feinheit ergriff Luther und er versprach, den Schaden, den er veranlaßt habe, durch eine öffentliche Erklärung wieder gut zu machen, doch solle diese durchaus kein Widerruf sein. Dann aber sollten ferner auch beide Theile über die ganze Sache schweigen.

Nun ließ Luther eine Erklärung ausgehen, worin er zeigte, daß er sich in den Grenzen der römischen Kirche befinde.

Während dieser Vorgänge hatte die Wittenberger Universität einen neuen Professor und Luther in ihm eine Stütze und einen Freund gewonnen. Das war Philipp Melanchthon. Ihn hatte sein Verwandter und väterlicher Freund, Reuchlin, erzogen und gebildet und den hoch befähigten Jüngling in die classischen Studien eingeweiht. Doch genügten ihm nicht allein die grammatisch-philologischen Studien, da er sich einer philosophischen Tendenz bewußt war. So kam er, von diesem Streben erfüllt, nach Wittenberg, wo ein tüchtiger Vertreter der classischen Philologie fehlte. Dort wurde er bald mit Luther so eng verbunden, daß die Wirksamkeit Beider zu Einer zusammenschmolz. Luther nämlich drang unter Melanchthon's Leitung nun zuerst recht tief in die Classiker ein und Melanchthon fand durch Luther's Unterstützung einen Inhalt für seine mehr formale Bildung (Bild XII).

Beide beschränkten sich nun auf ihren nächsten Kreis und wußten in Wittenberg ein reges Leben und Treiben anzufachen, so daß Luther mit Bezug auf diesen Eifer sagen konnte, man sei in Wittenberg so fleißig wie die Ameisen. Dabei unterließen beide Männer jedoch keineswegs das Weiterforschen in der Schrift, und fort und fort gährte es in Luther gewaltig. Dieser innere Proceß erhielt nun Gelegenheit, sich weiter zu entwickeln, durch einen Angriff von katholischer Seite. Einer der gewandtesten Disputatoren und Gelehrten damaliger Zeit war Dr. Eck; er hatte von vorneherein, gleich beim Beginn des Streites, gegen Luther und seine Anhänger entschieden Partei genommen. Auf dem Reichstage zu Augsburg hatte Eck mit Luther das Abkommen getroffen, eine literarische Fehde über den freien Willen und die

Gnade, in die er mit Carlstadt gerathen, durch eine öffentliche Disputation auszufechten. Dazu hatte denn Luther seine Vermittelung angeboten.

Nun ließ Eck zur Ankündigung dieser Disputation ein Programm ausgehen und gab darin als Substrat für die Erörterung einige Sätze an, die Luther viel mehr als Carlstadt vertheidigte. Das erregte Luther auf's höchste und er glaubte, daß dadurch jenes Abkommen mit dem Cardinal null und nichtig geworden sei.

So kamen denn beide Parteien nach Leipzig. Dort auf dem Schloß, in Gegenwart des Herzog's Georg von Sachsen, ging die Disputation vor sich. Zuerst kämpfte Eck mit Carlstadt, und da er wirklich kein unbedeutender Gelehrter und in solchen Fehden viel geübter als sein Gegner war, so hatte er sehr bald den Sieg erkämpft.

Eck hatte in sein Programm einige Sätze über die Prärogativen des Papstthum's aufgenommen, und darüber begann er nach Carlstadt's Niederlage mit Luther zu disputiren. Vorzüglich wurde über den Primat des Papstes gesprochen, und dabei zeigte es sich einmal, daß Eck die scholastische Bildung der katholischen Kirche, wie sie sich seit Gregor VII. gestaltet hatte, vollkommen und besser als Luther beherrschte, dann aber wurde auch klar, daß er darüber nicht hinausgekommen sei und namentlich die Kirchenväter und den von ihnen dargestellten Zustand der früheren christlichen Gemeinden nicht genügend kannte. Im Verlaufe der Disputation brachte nun Eck Luther dazu, daß er einige Sätze des Huß vertheidigte und als wohl zu rechtfertigende aufstellte, dann, daß er die Unfehlbarkeit der Concilien nicht bestehen lassen wollte. So wie man dazu gekommen war, da hörte die Disputation auf, denn das waren Axiome, über die Eck nicht streiten konnte und wollte. Darum beendete er seine Replik mit den Worten: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr das annehmt, seid Ihr mir ärger, als ein Heide und Ketzer."

Diese Disputation aber war von großer Wichtigkeit, denn sie veranlaßte sowohl Luther als auch Melanchthon, über Materien nachzudenken und sie schärfer zu fassen, die sie bisher weniger beachtet und durchforscht hatten. So verschwand denn Beiden immer mehr der Glaube an die Nothwendigkeit, daß die Kirche eines sichtbaren Hauptes bedürfe; so widerlegte Melanchthon die Meinung, daß die Concilien unfehlbar seien; so erklärte er, man müsse die Kirchenväter nur nach dem Sinne der Schrift verstehen.

An sie schloß sich nun auch Ulrich von Hutten (Bild X oben links). Dieser Reichsritter war durch die Schicksalsschläge, die ihn von Jugend auf getroffen hatten, so unzufrieden mit dem bestehenden Zustande der Dinge, er war so tief von ihrer Unhaltbarkeit überzeugt, daß er mit Freuden diese Opposition Luther's begrüßte. Schon für Reuchlin hatte er gestritten und der Sieg der humanistischen

Partei hatte ihm eine Zufluchtsstätte in Mainz bei'm Kurfürsten Albrecht verschafft, der ihr ja selbst, wie doch auch Leo X., angehörte. Aber er riß sich von Allem los und trat für Luther in die Schranken. Und so wie er schrieben viele Humanisten auch im Sinne dieser neuen Richtung.

In den ersten Monaten des Jahres 1520 hatte sich Luther nicht weiter durch Schriften an dem Streite betheiligt. Da aber vernahm er, daß seine Feinde eine Bannbulle des Papstes gegen ihn ausgewirkt hätten und nun im Begriffe seien, dieselbe zur Verkündigung nach Deutschland zu bringen. So wie das Gerücht davon nach Wittenberg gekommen, erhob sich Luther; nun sei es Zeit, die Mysterien des Antichrist's zu enthüllen. Im Laufe des Juni wurde die Bannbulle ausgefertigt und zu derselben Zeit ließ Luther sein Buch „an den christlichen Adel deutscher Nation" ergehen. In diesen paar Bogen erschütterte er das ganze Gebäude der Hierarchie dadurch, daß er erklärte, es seien in Hinsicht der geistlichen Befähigung alle Christen einander gleich. Er leugnete ferner, daß die Priesterweihe ein Sacrament sei, und erschütterte dadurch die Grundlage der Absonderungen und Vorrechte des Clerus. Daraus folgt nun zweierlei: einmal, daß die Priesterherrschaft nichts als eine Amtsführung sei, „von den anderen Christen", heißt es, „nicht weiter noch würdiger geschieden, denn daß die Geistlichen das Wort Gottes und das Sacrament sollen handeln, das ist ihr Werk und Amt"; sodann aber, daß sie auch der Obrigkeit unterthan sein müsse, „welche das Schwert und die Ruthen in der Hand hat, die Bösen damit zu strafen, die Frommen zu schützen."

Auf diesen ersten Angriff folgte nun noch ein zweiter, weit mächtigerer. Es erschien im October desselben Jahres das Buch „über die babylonische Gefangenschaft der Kirche". In ihm verwirft Luther die Lehre von der Kelchentziehung und bestreitet die Idee, daß die Anbetung der Hostie ein Opfer sei, überhaupt tritt er gegen die sieben Sacramente der katholischen Kirche auf und läßt nur drei, das der Taufe, der Buße und des Abendmahl's, bestehen.

Während dessen war nun die Bannbulle in Deutschland bekannt gemacht worden. An vielen Orten konnte sie bei der Aufregung des Volkes gar nicht angeheftet werden, an anderen, wo man sie angeschlagen, wurde sie beschimpft und auch wohl herabgerissen. Da aber doch hie und da in Folge der Bulle Luther's Bücher öffentlich verbrannt wurden, beschloß dieser, dasselbe der Schrift des Papstes, den er nun schon als den Antichrist ansah, in einem feierlichen öffentlichen Acte anzuthun. Dazu lud er die ganze Universität durch Anschlag am schwarzen Brette ein. Am 10. December 1520 zog die studirende Jugend mit Luther und ihren übrigen Lehrern vor das Elsterthor der Stadt Wittenberg; dort häufte man einen Holzstoß auf, und nachdem ihn ein Magister der Universität angezündet, trat Luther

in seiner Kutte an's Feuer, warf die Bulle und die Decretalen der Päpste hinein und sprach dazu die denkwürdigen Worte: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer" (Bild IX).

Dadurch war der Bruch mit dem Papstthum unwiderruflich geworden. Es kam nur Alles darauf an, wie sich der neue Herr der Welt zu dieser Bewegung verhalten würde.

Im Januar des Jahres 1519 nämlich, gerade in der Zeit, da Luther in Altenburg mit Miltiz verhandelte, war der Kaiser Maximilian gestorben, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Krone seinem Enkel zu hinterlassen. Da traten nun drei Bewerber in die Schranken: Karl I. von Spanien, Maximilian's Enkel, Franz I., der französische Monarch, und Heinrich VIII., der König von England. Alle drei waren sie ausländische Fürsten, den Deutschen fremd, alle drei ohne Kenntniß und ohne Verständniß des deutschen Lebens und des deutschen Charakters. Selbst Karl I. war in Spanien erzogen und der deutschen Sprache nicht mächtig. Man fühlte doch in Deutschland, daß das ein Uebelstand sei, und sah recht wohl ein, daß, welchen der Fürsten man auch wähle, ein jeder von ihnen nie die deutschen Interessen allein, sondern immer nur in Verbindung mit denen seiner Hausmacht wahrnehmen würde. Deshalb gedachte eine bedeutende Partei im Reiche, einen deutschen Fürsten zu wählen, und bot die Krone Friedrich dem Weisen von Sachsen an. Der aber ging darauf nicht ein, sondern gab seine Stimme dem habsburgischen Bewerber. Und da nun dieser die bedeutendste Geldmacht in Deutschland, die Fugger, und außerdem das Haupt der deutschen Reichsritterschaft, den Franziscus von Sickingen (Bild X oben links) gewonnen hatte, so gelang es ihm zuletzt doch, in der Wahl am 28. Juli 1519 die Stimmenmehrheit und damit die Krone davonzutragen.

Erst im October des Jahres 1520 aber kam der neu erwählte Kaiser nach Deutschland und erst im folgenden Jahre wurde ein Reichstag und zwar in Worms eröffnet. Da wurden die wichtigsten Beschlüsse gefaßt und Einrichtungen getroffen, die auf lange Zeit hin ihre Wirksamkeit geltend gemacht haben.

Mit großem Geschick nämlich und feinem Tacte wußte Karl unter den Fürsten ein solches Uebergewicht sich zu erwerben, daß die alte Opposition gegen sein Haus ruhig blieb und sich nicht zu regen wagte. Als Wächter und Schirmer der Familieninteressen ließ er fortan seinen Bruder Ferdinand in Deutschland zurück, dem er eine bedeutende Stellung unter den Fürsten dadurch verschaffte, daß er ihn mit den österreichischen Herzogthümern belehnte und ihm Aussicht auf die Erwerbung Ungarn's und Böhmen's eröffnete.

Aber wenn auch Karl V., wie er jetzt als deutscher Kaiser hieß, mächtig und hochgeehrt dastand, so nahmen dort in Worms die Kurfürsten dennoch des Reiches Rechte mit Entschiedenheit wahr. Da der Kaiser voraussichtlich nicht immer in

Deutschland weilen, ja vielleicht Jahre lang entfernt sein würde, so wurde nach langen Verhandlungen die Errichtung eines Reichsregiment's, wie das schon Berthold von Mainz vorgeschlagen, für die Dauer seiner Abwesenheit beschlossen. Der Kaiser gab dazu den Präsidenten, die Kurfürsten und die sechs Reichskreise stellten die Beisitzer. Ebenso wurde das Kammergericht und zwar als ständisches Institut von Neuem eingerichtet. So hatte die fürstliche Macht ihre Stellung dem Kaiser gegenüber gewahrt, aber die Wünsche der anderen Stände waren nicht berücksichtigt, ihre politische Stellung war nicht gebessert worden. Der Adel blieb nach wie vor von den Reichsgeschäften ausgeschlossen, ebenso die Städte. Kein Wunder, daß die Bürger murrten und der gemeine Mann auch unzufrieden war, weil man seine Interessen gar nicht beachtet hatte.

Da fragte es sich nun, wie man die religiösen Angelegenheiten behandeln würde, denn davon hing es doch wesentlich ab, ob diese Unzufriedenheit der mittleren und unteren Stände verschwinden oder wachsen würde.

Karl V. war in Spanien erzogen, wo damals der Katholicismus noch in voller Blüthe stand. Noch durchglühte jene Begeisterung der Kreuzzüge die Nation, denn sie hatte ja vor Kurzem erst das letzte Reich der Ungläubigen, Granada, erobert. Dazu kam, daß die Westgothen schon vor ihren Kämpfen mit den Arabern von jenem Fanatismus und von jener Devotion gegen die Hierarchie erfüllt waren, die ihnen bis auf die neueste Zeit eigen geblieben. Das also ist leicht zu verstehen, daß Karl V. kein Wohlgefallen an der Bekämpfung der kirchlichen Dogmen, ja kaum ein Verständniß der Streitpunkte haben konnte, denn dazu fehlte ihm vor Allem die Kenntniß deutscher Zustände und deutscher Lebensansichten.

Aber trotz aller Frömmigkeit und Devotion war Karl V., als er Kaiser wurde, doch aus politischen Rücksichten gegen den Papst eingenommen, und politische Berechnungen waren es auch wiederum, die ihn jetzt dem Papste ganz zuführten.

Karl V. hatte als burgundischer Prinz den Streit und die Feindschaft dieses Hauses gegen Frankreich geerbt, er hatte es noch nicht vergessen, daß von Ludwig XI. nach dem Tode Karl's des Kühnen das Herzogthum Bourgogne als eröffnetes Lehen eingezogen, daß andere vielfältige Unbill von Frankreich aus seinem Vater und Großvater angethan war. Dazu kam, daß Franz I. Mailand besaß, ohne die Oberhoheit des deutschen Reiches dafür anerkennen zu wollen, daß er Ansprüche auf Neapel machte, obgleich dieses Königreich aus der arragonesischen Erbschaft an Karl gefallen war. Wir sehen es leicht ein, wie sehr wünschenswerth all' diese Umstände es Franz I. erscheinen lassen mußten, die Kaiserkrone für sich zu erwerben, und wie sie nun andererseits, da er seine Hoffnung so vernichtet sah, einen Krieg fast unumgänglich nothwendig machten. Daß dem so sei, wußte Karl V. recht wohl, und

da der Hauptschauplatz des Krieges Italien werden mußte, so lag ihm unendlich viel daran, den Papst für sich zu gewinnen.

Darum wollte er auf jenem Reichstage die Sache Luther's verhandeln. Man stellte wohl an ihn das Ansinnen, den Mönch ohne Verhör zu verdammen, doch darauf mochte er mit Rücksicht auf den Anklang, welchen Luther's Auftreten im Volke gefunden, nicht eingehen. So lud man ihn denn unter Zusicherung des freien Geleites vor die Reichsversammlung nach Worms. Obgleich man Luther von vielen Seiten her an das Schicksal des Huß erinnerte und vor der Reise warnte, so zog er dennoch hin; er meinte dann: „Huß ist verbrannt worden, aber nicht die Wahrheit mit ihm; ich will hinein, und wenn so viel Teufel auf mich zielten, als Ziegel auf den Dächern sind." Am 16. April 1521 kam er in Worms an. Noch desselben Tages wurde er vor die Reichsversammlung geführt.

Sei es nun, daß die Reise ihn ermüdet oder der Glanz der Versammlung ihn einen Augenblick geblendet hatte, kurz — er bat, als die Verhandlung beginnen sollte, um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Er erhielt sie, doch meinte man, er hätte ja gewußt, warum er hergerufen sei, und hätte Zeit genug zur Vorbereitung gehabt.

Am folgenden Tage erschien er von Neuem. Abend war es geworden, ehe man ihn vorließ, die Fackeln brannten schon und erhöhten den Eindruck, den die Versammlung an und für sich machte. So viel der Saal nur fassen mochte, hatten sich eingefunden; kaum konnten die Fürsten zu ihren Sitzen, kaum Luther durch die wogende Menge hindurch.

Da legte man ihm denn die Frage vor, ob er widerrufen wolle. Jede Spur von Befangenheit war von ihm gewichen, er selbst fühlte, wie er das versichert hat, in dem Augenblicke so viel Muth, daß, wenn er tausend Köpfe gehabt, er sie sich eher hätte alle abschlagen lassen, als nur Ein Wort der Wahrheit unterdrücken wollen. Darum lehnte er jeden Widerruf ab und erklärte, nur dann wolle er zugestehen, daß er geirrt habe, wenn man ihm seinen Irrthum aus der Bibel nachweise. Er schloß seine Rede mit den denkwürdigen Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!" (Bild X.)

Sehr verschieden war doch der Eindruck, den Luther auf die Anwesenden gemacht hatte. Der Kaiser und die Südländer, die ihn begleiteten, fanden an Luther nichts, was ihnen imponirte. Karl rief wohl aus: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen!" und der venetianische Gesandte meldete in seine Heimath, daß Luther den Erwartungen, die man von ihm gehegt, durchaus nicht entsprochen hätte. Aber die Deutschen waren mit seinem Auftreten sehr zufrieden; es wurde Luther's Herberge von Besuchern nicht leer, und wie ihn manches Zeichen der Zustimmung bei seinem

Gange in die Versammlung gestärkt und erhoben hatte, so fühlte er sich nach jenem Tage durch die allgemeine Verehrung gesichert und gekräftigt.

Daher war auch nicht daran zu denken, daß man gegen das gegebene Wort ihn hätte zurückhalten dürfen, ja, oft fühlte die katholische Partei sich vereinsamt, preisgegeben in der ringsum sie wogenden, für Luther begeisterten Masse; daher ließ man erst Luther und viele der ihm befreundeten Fürsten abreisen, ehe man gegen das Ende des Reichstages in formloser Eile die Achtserklärung gegen den Reformator abfaßte und verkündete.

Kurfürst Friedrich der Weise sah nun ein, daß er Luther nicht weiter offen beschützen und das Gebot des Reichstages verachten könne, und doch mochte er ihn nicht den Feinden überlassen. So wurde denn auf sein Geheiß Luther auf der Heimreise von verkappten Reitern überfallen und in die Wartburg gebracht, wo er fast ein Jahr lang als Junker Georg einsam seinen Studien lebte (Bild XVII oben). Dort begann er die Bibel zu übersetzen, dort befestigte sich in ihm die Anschauung, er sei berufen zu diesem Werke, und erfüllte ihn mit jenem Muthe und jenem Vertrauen zu seiner Mission, welches große Männer stets in sich tragen und welches sie so begeistert und erhebt, daß sie es klar in sich fühlen, nicht eher würden sie dem Geschicke unterliegen, als bis ihre Mission vollendet sei.

Davon legte er ein herrliches Zeugniß damals ab, als er die Wartburg verließ. Während er nämlich von Wittenberg entfernt lebte, drohte der Reformation gerade von dort her schweres Unheil.

Jedesmal, wenn die Menschheit in großer Bewegung, wenn sie in einer Uebergangszeit, in einer Neugestaltung ihrer Fundamentalverhältnisse sich befindet, dann treten drei zwar stets vorhandene, aber nicht immer gleich starke Richtungen mit großer Gewalt einander gegenüber. Die Einen wollen dann den alten Zustand, eben weil er alt und dadurch ihrer Ansicht nach geheiligt ist, in seiner Unverletztheit erhalten, die Anderen alles Bestehende wegwischen und von Grund aus neue Verhältnisse aufbauen, die Dritten aber, welche wohl erkennen, daß nichts auf der Welt ganz neu geschaffen werden könne, sondern daß alles Neue organisch aus dem Alten sich weiter entwickelt, die wollen allmählig das Alte ummodeln und, daran anknüpfend, ihre Verbesserungen durchführen.

Siegt in solchen Zeiten eine der beiden extremen Parteien, dann tritt stets die heftigste Reaction ein.

Als Luther, auf der Wartburg verborgen, seinen Studien lebte, ging ein Theil seiner Anhänger zu rasch und stürmisch in seinen Verbesserungen vorwärts. Da wurde die Messe abgeschafft, da die Mönchsorden aufgehoben, da stürmte man wohl hie und da die Kirchen, um Bilder und Bildsäulen aus ihnen zu entfernen (Bild XVI).

Da nahm man vielerlei Neuerungen vor, die doch noch nicht allgemein gebilligt wurden. Außerdem tauchten im sächsischen Erzgebirge, unter den Tuchmachern in Zwickau, viel mystische Lehren auf. Diese Leute beriefen sich auch, wie Luther, auf ihre innere Stimme, auf die Mission, die ihnen der Herr ertheilt habe. Es war die größte Gefahr da, daß das Werk, welches auf Luther's Subjectivität sich stützte und durch sie gefördert wurde, eben weil sie der beste Ausdruck der herrschenden Wünsche und Meinungen war, daß es Schaden erleiden würde durch Leute, welche, in vielen Dingen mit Luther übereinstimmend, um so leichter die Reformation vom festen Boden hinweg in die Traumwelt ihrer Anschauungen verlocken möchten. Melanchthon und der Kurfürst, beide vermochten den Neuerern nicht zu widerstehen; da verließ Luther seinen Zufluchtsort und erschien im Jahre 1522 in Wittenberg, um gegen sie zu predigen. Der Brief, den er bei seiner Abreise an den Kurfürsten schreibt, zeigt so recht die Freudigkeit seines Glaubens: „es möge sich", schreibt er, „der Kurfürst nicht um ihn ängstigen, er habe seine Mission von Gott und würde viel eher den Fürsten schützen, als der Fürst ihn." Und ebenso trat er den Neuerern entgegen.

Er fühlte es, daß ihre Anschauungen eine gänzliche Umkehr aller Verhältnisse hervorrufen müßten, und die herbeizuwünschen, kam ihm nicht in den Sinn. Darum bekämpfte er sie so entschieden; er widerlegte sie nicht — denn wie wäre ihm das möglich gewesen? — sie beriefen sich auf ihr Gefühl und er auch, ja er schnitt sogar die Disputation mit einem derben Worte ab. Aber er siegte dennoch und trieb die Gegner aus Wittenberg, weil seine Persönlichkeit die gediegenere und kräftigere war und weil er die Partei des gemäßigten Fortschrittes um sich vereinte.

Es fragte sich nun, nachdem er diese Partei besiegt hatte, wie denn die katholische Majorität sein Wiedererscheinen ansehen und wie sie sich in Bezug auf das Achtsdecret des Wormser Reichstages verhalten würde. Der Papst ergriff dabei die Initiative. Damals saß Adrian VI., ein wohlgesinnter Mann, auf dem päpstlichen Stuhle und verlangte von dem Reichstage einen Entscheid in der lutherischen Sache. Da wurde nach langen Kämpfen in Nürnberg im Jahre 1523 endlich Folgendes bestimmt: „Es solle zur Beilegung der Streitigkeiten ein Concil berufen werden; bis dahin aber sollte man nur die Evangelien und bewährte Schrift nach rechtem christlichen Verständniß lehren." Damit war die Entwickelung der Reformation gesichert und damit waren die Wormser Beschlüsse gegen Luther so gut wie vernichtet. Und nun begann sich die Reformation überallhin fröhlich zu verbreiten. Hatte schon vor Luther's Auftreten die Literatur, gelehrte sowohl wie populäre, der Reform sich hingegeben und ihr gedient, so geschah das nun noch weit mehr. Namentlich kam die populäre Literatur zu allgemeiner Aufnahme und Wirksamkeit;

damals zuerst gelangte der nationale Geist, ohne Rücksicht auf fremde Muster zu einem allgemeinen Ausdruck. Mit dem Jahre 1523 entstand das evangelische Kirchenlied und die volksthümliche Poesie widmete sich den aufkommenden Ideen. So hauptsächlich Hans Sachs (Bild X oben) in seiner Wittenbergischen Nachtigall und Burkhard Waldis in seinen Thierfabeln. Auch die Kunst verband sich mit der Reformation, denn Lucas Cranach wohnte zu Wittenberg, war Luther's Freund und treuer Genosse und hat um des Evangeliums willen manche Noth mit seinem frommen Kurfürsten erlitten. So hatten ferner die neuen Ideen einen andern berühmten Maler jener Zeit, den Albrecht Dürer (Bild X oben) in Nürnberg, ergriffen und er wirkte dort mit Hans Sachs, dem Dichter, zur Verbreitung der Wahrheit und des Lichtes. Nürnberg war damals überhaupt eine bedeutende Stadt, ein Sitz und Mittelpunkt der Kunst.

Wenn in Wittenberg die Reformation mehr auf die Wissenschaft und die Poesie einwirkte und die Kunst dort weniger hervortrat, so zeigte sich in Nürnberg der umgekehrte Fall. Eine Menge von Künstlern aller Art lebten hier und bekundeten durch ihre Schöpfungen die neue Erhebung des deutschen Geistes. So Peter Vischer, der Meister in Verfertigung von Gußwaaren, dessen Name durch seine schönen Arbeiten am Grabe des heiligen Sebald der Vergessenheit entrissen ist; so Adam Kraft, der treffliche Bildhauer; so Veit Hirschvogel, der Glasmaler, und die Künstler Lindenast und Veit Stoß (Bild X oben ist der beiden bedeutendsten Maler, des Van Eyck und Albrecht Dürer, und der beiden Erzgießer, Peter Vischer und Ernst Löffler, gedacht).

Luther war sich bewußt, daß durch die Unwissenheit des Volkes der Aberglaube und die Irrlehre begünstigt werde; er erkannte, daß sein Auftreten bei fortschreitender Bildung erst recht günstig wirken könne; darum bemühte er sich auf alle Weise, die Erziehung der Jugend zu fördern und sicher zu stellen. Darum erließ er ein Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathsherren und ermahnte sie, daß sie deutsche Schulen aufrichten sollten. Darum verfaßte er selbst den Katechismus und bekümmerte sich bei Visitationen ernstlich um den Zustand der Schulen (Bild XIV). Und darin stand ihm Melanchthon getreulich zur Seite.

Das ganze Streben Luther's aber war nur der Erneuerung des geistigen und geistlichen Lebens, der Reinigung des Glaubens zugewandt; mit der Umgestaltung der politischen Verhältnisse, obschon er sie auch für nöthig erachtete, wollte er sich nicht befassen, denn das sei nicht seines Amtes.

Und daß er das von vorneherein so bestimmt erklärt, daß er die Fürsten so oft ermahnt hat, dafür das zu thun, wozu sie verpflichtet seien, das hat die gute Sache errettet und vor Schaden bewahrt, als da Stürme sich erhoben, welche sich

auf die neuen Ideen stützten und zum Theil aus dem falschen Verständniß derselben hervorgingen. Die Nation wünschte ebenso eine neue Ordnung ihrer politischen wie religiösen Zustände; für die letzteren erstand ihr ein Reformator, für die ersteren nicht. Mehrmals jedoch versuchte man eine Umgestaltung des deutschen Reiches.

Vor Allen waren die Ritter mit den bestehenden Einrichtungen unzufrieden, sie hofften mit Hülfe der Bewegung, welche die Reformation unter Bürgern und Bauern hervorgebracht, die immer mehr erstarkende Fürstenmacht zu brechen und ihr altes Ansehen wieder zu erwerben. Sie schaarten sich um Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten und griffen die Fürsten an, aber weder Bürger noch Bauern, noch auch Luther waren gewillt, ihnen zu helfen. So endete im Jahre 1523 die Erhebung Sickingen's unglücklich, er selbst fiel in dem Kampfe und Ulrich von Hutten floh einsam und verlassen in die Schweiz, um dort sehr bald in Krankheit und Elend zu verschmachten (Bild X oben links Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten auf der Ebernburg).

Wir sagten eben, es hätten weder Bürger noch Bauern dem Ritterstande sich zugesellt, und das könnte bei der allgemeinen Erregtheit wunderbar erscheinen. Aber man bedenke nur, wie tief die Feindschaft zwischen dem Ritter- und Bürgerstande gewurzelt war; man erinnere sich, was wir von den Kämpfen beider Klassen des Volkes erzählt, und man wird leicht jenen Vorgang begreifen. Daß nun auch die Bauern jener Erhebung nicht beitraten, lag in ähnlichen Verhältnissen begründet. Im vierzehnten Jahrhunderte hatten in der Schweiz die Bauern den Ritterstand besiegt und Staaten gegründet, in welchen ihr Stand herrschte. Dieses Beispiel mußte bei den stammverwandten und benachbarten alemannischen Bewohnern des Elsasses und Südschwabens Nachahmung finden.

Man hat gar nicht nöthig, anzunehmen, daß die Bauern sehr hart belastet und bedrückt waren, um daraus ihre Aufregung zu erklären. In denselben Gegenden haben sich in der neuesten Zeit ähnliche Erscheinungen gezeigt, und auch sie wurzelten in anderen Verhältnissen, als gerade in der Verzweiflung über unerträglichen Druck. Im Gegentheil beweist Alles, was wir von der Lage der Bauern wissen, daß in ganz Süddeutschland ein wohlhabender, in vielen Gegenden sogar ein üppiger und übermüthiger Bauernstand gewohnt habe. War es denn anders in der Schweiz? Wären wirklich die Leute von Mangel erdrückt und von Noth gepeinigt gewesen, wie hätte wohl aus ihrer Mitte ein so tüchtiges Fußvolk, wie das der Landsknechte, gerade zu dieser Zeit hervorgehen können?

Das ganze Reich war durchdrungen von einer Sehnsucht nach politischer Umgestaltung; alle Stände fühlten, daß eine solche nöthig und unabweislich sei. Alle Stände haben auch versucht, dieselbe aus ihrer Mitte hervorgehen zu lassen. Zuerst

die Kurfürsten, dann die Ritter, darauf die Bauern und zuletzt die Städte; allen Ständen, außer dem der Fürsten, ist der Versuch mißlungen. Diese so allgemein empfundene Sehnsucht erklärt die Erregtheit, welche bei den in der Nähe der Schweiz wohnenden Bauern schon vor der Reformation, am Ende des funfzehnten Jahrhundert's, sich zeigte. Sie rief mancherlei Aufstände hervor, die jedoch alle von der gerade dort sehr zahlreichen und kriegerischen Ritterschaft zum Theil mit Härte und Grausamkeit unterdrückt wurden. War es nach solchen Vorgängen ein Wunder, daß die Bauern sich bei der Erhebung Sickingen's nicht betheiligten?

Diese Gährung im Bauernstande war durch die Kraft der Ritter wohl äußerlich unterdrückt, aber nicht wirklich von Grund aus geheilt worden. In ihm lebten nun einmal Ansichten, die das Bestehende mißbilligten, und die mußten erst ihre Wirkungen äußern, ehe wieder Ruhe eintreten konnte.

In diese gährende Menge fielen nun die Lehren der Reformation wie zündende Blitzfunken. Alle Menschen seien ja durch das Blut des Herrn erlöst, warum sollten sie denn leibeigen sein? Sie wurden in ihren Ansichten bestärkt und gefestigt durch die von Luther aus Wittenberg vertriebenen Wiedertäufer. Ja, sie meinten, daß Luther selbst ihren Bestrebungen nicht abgeneigt sein könne; denn hatte er nicht oft die Fürsten ihres Benehmens wegen bitter gescholten, hatte er nicht oft erklärt, daß eine politische Reformation nothwendig sei? So erhob sich denn im Jahre 1524 der Aufstand. Man kann in der aufständischen Masse wohl zwei verschiedene Theile erkennen. Die süddeutschen Bauern zeigten sich weit gebildeter, weit praktischer, als die norddeutschen; sie stellten Forderungen auf, die weit weniger phantastisch waren, als die jener. Sie verlangten Aufhebung der Leibeigenschaft, freie Wahl der Prediger, Beschränkung des Wildstandes und mancherlei Anderes, was eine spätere Zeit als gerecht anerkannt und ihnen gewährt hat. Die sächsischen Bauern dagegen ersehnten ein Reich, das nach dem jüdischen gebildet sei; sie kannten ja keine anderen socialen Zustände, als die ihrigen und die, von welchen das alte Testament erzählt.

Da war es wichtig, wie Luther sich zu dieser Bewegung stellen würde. Sie war ihm ganz und gar widerlich, denn er hat stets Empörung gegen die Obrigkeit als etwas durchaus zu Verwerfendes hingestellt; er hat zwar immer die Fürsten ermahnt, sich zu bessern und für Recht und Gerechtigkeit zu sorgen, er hat aber auch immer Aufruhr und Empörung als Handlungen, die gegen Gottes Gesetz stritten, offen bekämpft. Wenn die Fürsten für alle Ermahnungen taub blieben, meinte er, wenn sie kein Unrecht, das sie thäten, willig einsehen und eifrig abstellen wollten, dann müsse der Christ still und schweigend es dulden und annehmen, als geschähe das Alles zur Strafe für seine Sünden. Und von diesem Gesichtspunkte

aus trat er nun gegen die Bauern in seinen Predigten auf (Bild XVIII). Anfangs waren sie doch sehr glücklich gewesen!

Mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit hatten die süddeutschen Bauern Schwaben und Franken erobert, wo ihnen gerade damals kein mächtiger Fürst entgegenstand; aber je weiter sie zogen, je länger sie beisammen waren, je mehr Burgen sie brachen, kurz je größere Erfolge sie hatten, desto fühlbarer wurde der Mangel einer tüchtigen Leitung und desto schlimmer traten die Folgen ihrer Gesetzlosigkeit und Unbändigkeit heraus. Da erhoben sich denn im Rücken der nach Norden ziehenden Bauern die im ersten Ansturme gebeugten Herren und Ritter, wie das Getreide nach prasselndem Sturmregen sich wieder aufrichtet; sie schaarten sich um Georg, Truchseß von Waldburg, des schwäbischen Bundes tapferen Führer, und schlugen in vielen kleinen Gefechten die einzelnen Haufen der bis gegen den Main heraufgedrungenen Empörer. So war der süddeutsche Aufstand unterdrückt. Da in Sachsen, nördlich vom Thüringerwalde, die Zahl und das Ansehen der reichsfreien Ritter unbedeutender und geringer war, als im Süden Deutschland's, da dort ringsumher mächtige Fürsten ihre Besitzungen hatten, so ergriff auch nicht der Adel die Initiative, sondern die Fürsten. Sachsen und Hessen rüsteten ihre Heere; gerade in dieser Zeit starb der alte Kurfürst Friedrich und hinterließ seinem Neffen Johann all' die weiten, schönen Lande. Was ist das für ein Mann gewesen, wie fest und treu, wie fromm und gottergeben! Noch in seinen letzten Tagen, als schon sein Neffe Johann gegen die Empörer ziehen wollte, schrieb er an ihn und bat um Nachsicht und Erbarmen für die armen Leute, denn, so meinte er, man möge doch wohl bedenken, ob die Fürsten nicht wirklich viel gegen ihre Unterthanen gesündigt hätten, namentlich mit Verweigerung des Wortes Gottes. Er pflegte auch, da er vollständig überzeugt war, daß man die Wirkungen einer großen Idee nicht hemmen könne, in Bezug auf diese Regungen oft zu äußern: „Nun, wenn Gott will, daß die armen Leute über uns herrschen, so wird es auch geschehen."

Er erlebte nicht mehr den Sieg der Fürstenmacht, sondern starb, ehe noch sein Neffe und der Landgraf Philipp von Hessen die Rebellen geschlagen und die Haufen zerstreut hatten.

Seit dieser Zeit beginnt eine Umwälzung der bäuerlichen Verhältnisse in Deutschland: die Leibeigenschaft wird drückender, der Bauernstand demüthiger, und jeder höhere Aufschwung, jede großartigere Idee scheint in ihm erstorben.

Trotz aller dieser Wirren breitete sich die Reformation doch immer weiter aus und es schien fast, als würde sie ganz Deutschland durchdringen und es von Italien befreien. Aber die altkatholischen Elemente thaten sich zusammen und der Papst gab seinen deutschen Anhängern einen Mittelpunkt an dem bairischen Herzogshause,

dessen Macht er durch große Verwilligungen auf Kosten der geistlichen Güter erhob und stärkte.

Auch im Innern der protestantischen Partei zeigten sich Spaltungen und schwächten den Einfluß der Reformation. Einer der bedeutendsten Humanisten nämlich, der berühmte Erasmus von Rotterdam (Bild X oben rechts), trat in dieser Zeit gegen Luther auf. Beim Beginn der Reformation hatte er sich, seinen bisherigen Bestrebungen gemäß, eher zu der Partei Luther's, als zu der seiner Gegner gehalten; ja, er hatte sogar, auf Anfragen hochstehender Männer, sich günstig für Luther entschieden. Er war aber ein vorsichtiger und ängstlicher Mann, der es nicht gern mit einer Partei verderben mochte. Als daher nun der Kampf so gewaltig entbrannte, da schwankte er anfangs zwischen beiden Parteien haltungslos umher und zeigte sich fast doppelzüngig. Eine solche Stellung war für eine so hervorragende Persönlichkeit, zu welcher man wie zu einer Autorität aufblickte, auf die Dauer nicht haltbar. Als demnach eine jede Partei größere Forderungen an ihn stellte, so entschied er sich für die katholische und trat in einem Werke gerade in jenen Jahren (1524—1526) gegen Luther's Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens auf. In diesem Streite entwickelte Luther eine Lehre und Ansicht von der Gnadenwahl, welche von der Calvin's wohl nur wenig abweicht. Seine Behauptungen jedoch über das Verhältniß, in welchem der freie Wille des Menschen der Allmacht Gottes gegenüber sich befindet, sind nicht einmal von seiner nächsten Umgebung in all' ihrer Strenge festgehalten worden. So hat schon Melanchthon die Härte der Doctrin gemildert, und seiner Art und Weise der Auffassung hat sich auch später die größte Anzahl der lutherischen Prediger angeschlossen.

So bedeutend aber auch Erasmus als Gelehrter hervortrat, sein Rücktritt schadete der lutherischen Sache nicht viel, denn er war kein Mann, welcher an der Spitze einer Partei stand oder stehen konnte. Dazu fehlte ihm jene metallene Energie des Charakter's, jene glühende Begeisterung, die unwillkürlich mit fortreißt; er war eine umsichtige, bedächtige Natur, die ihre Freude am Ueberlegen, an der Abwägung von Gründen hat und dabei selten zu thatkräftigem Handeln gelangt.

Viel wichtiger als diese Streitigkeit, viel tiefer greifend war die, welche Luther mit Zwingli über das Abendmahl führte.

Zwingli war einer der ersten Schweizer gewesen, welcher den Ansichten Luther's beitrat und sie mit Glück verbreitete. Auch er hat mit den katholischen Mächten seines Landes, ähnlich wie Luther, zu kämpfen gehabt; auch gegen sein Werk erhob sich eine exaltirte Partei und rief ähnliche Erscheinungen in der Schweiz hervor, wie jene Wiedertäufer in Wittenberg. Wie Luther sie besiegte, so gelang es ihm auch, und doch war die Wirksamkeit beider Männer eine sehr verschiedene.

Zwingli hatte seine Jugendzeit auf dem hohen Gebirge in einer Gemeinde verlebt, welche unter seines Vaters Leitung sich damals von so manchen Feudallasten befreite; von Jugend auf war er an eine republicanische Regierungsweise gewöhnt, und sehr fern lag ihm jene Ansicht Luther's, die dieser über den unbedingten Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit hegte. Beide Männer waren Bauernsöhne, aber die Verhältnisse ihres Standes, wie unterschieden waren sie doch! Die Schweizer-Bauern hatten Theil an der politischen Gestaltung ihres Landes, die deutschen Landleute standen solcher Thätigkeit ganz fern.

Darum hatte auch Luther keine Neigung, sich mit politischen Reformen zu befassen, und beschränkte seine Thätigkeit auf die Reformation der Kirche. Für Zwingli war politische und kirchliche Gemeinde so sehr dasselbe, so eng mit einander verbunden und verwebt, daß, wollte er eine kirchliche Reform einleiten, er auch zugleich die politische damit verknüpfen mußte. Solche Anschauungen waren es denn auch, die ihn Theil nehmen ließen an dem Kampfe, der endlich zwischen der altgläubigen und der reformirenden Partei in der Schweiz ausbrach. Er fand, wie bekannt, in diesem Streite seinen Tod. Wenn auch diese Richtung Zwingli's Luther fremd war, so gab sie doch mit den Anlaß zum Streite zwischen diesen beiden Koryphäen des Protestantismus. Er entbrannte vorzüglich über die Abendmahlslehre. Zwingli nämlich trat in seiner Auffassung der Einsetzungsworte viel schärfer der katholischen Kirche gegenüber, als Luther das gethan. Luther erklärte, das Brod sei selbst die Gegenwart Christi, und zwar sein gegenwärtiger Leib, das Sichtbare enthalte das Unsichtbare, wie die Scheide das Schwert, wogegen es für Zwingli nur ein Zeichen der Gegenwart ist. Auf Betrieb des Landgrafen Philipp von Hessen, der aus diesem Streite eine ärgerliche Spaltung in der protestantischen Welt entstehen sah, kamen im Jahre 1529 die beiden Männer zu einer Unterredung nach Marburg (Bild XIII). Ueber alle anderen Differenzpunkte einigte man sich dort, nur nicht über jenen einen. Da schrieb Luther vor sich auf den Tisch hin die Worte: „Das ist mein Leib", und beharrte fest dabei, jene Erklärung, welche Zwingli gebe, daß das Wörtlein „ist" an dieser Stelle, wie so oft in der Bibel, mit dem Ausdrucke „bedeutet" ein und dasselbe sei, öffne dem Satan Thor und Thür. Obgleich jene Unterredung bei beiden Parteien eine größere Milde und Versöhnlichkeit hervorgerufen hatte, so hatte sie doch auch andererseits klar gezeigt, daß zwei Parteien daseien, die sich nicht würden vereinigen lassen.

Und das war gerade in jener Zeit doch von Bedeutung.

Die Entwickelung der Reformation nämlich war seit dem Reichstage zu Worms durch die politischen Verhältnisse sehr begünstigt worden. Der Kaiser hatte durch seine Kriege mit Franz I. und dann auch mit dem Papste Clemens VII. so viel

außerhalb des Reiches zu sorgen und zu schaffen gehabt, daß er in die inneren Verhältnisse desselben nicht ordnend eingreifen konnte. Auch sein Bruder Ferdinand, der Erzherzog von Oesterreich, war in vielleicht noch gefährlichere Kriege verwickelt, als der Kaiser selbst. Im Jahre 1526 nämlich war der König Ludwig von Ungarn und Böhmen bei Mohacz im Kampfe gegen die Türken gefallen, und da er kinderlos war, sollte ihm nach alten, oft erneuten Verträgen das Haus Habsburg in beiden Reichen folgen. Die Ansprüche, welche Habsburg auf diese Besitzungen hatte, waren dem Erzherzog Ferdinand als Erbtheil zugefallen. Nun waren aber beide Reiche Wahlreiche und es war die Frage, ob die Magnaten diese Ansprüche Ferdinand's anerkennen würden. In Böhmen geschah das ohne große Schwierigkeiten, wohingegen in Ungarn nur ein Theil des Adels Ferdinand, ein anderer einen einheimischen Edelmann, den Johann Zapolya, wählte. Dieser stützte sich auf die Türken, und da schon früher das Ungarland, wenn es auch einig gewesen, dieselben nicht hatte abhalten können, so gelang das jetzt noch viel weniger, und über die Grenzen des deutschen Reiches bis nach Wien hin stürmten die wilden Feinde.

Das Jahr 1530 aber bildet einen Abschnitt für alle diese Kämpfe. Im Jahre vorher hatte der Kaiser zu Bologna mit Franz I. und dem Papste Frieden geschlossen und auch von den Türken war kein neuer Anfall zu fürchten. Diese Pause der Erholung benutzte nun Karl V., um in Gemeinschaft mit dem Papste die ihm so widerliche lutherische Streitigkeit zu beenden.

Darum berief er einen Reichstag nach Augsburg. Lange war der Kaiser nicht in Deutschland gewesen, weshalb die Fürsten von allen Seiten auf seinen Ruf freudig herzuströmten. Schon in Tyrol, als er eben die Alpen überschritten, begrüßten ihn viele Mitglieder des Reiches; so zog er denn, von ihnen geleitet, von Innsbruck zu dem alten Augsburg an dem Lech. Da erwarteten ihn die übrigen Fürsten, unter ihnen alle protestantischen, welche doch in die Erblande des Hauses Habsburg nicht hatten heraufziehen mögen. In glänzendem Festzuge betrat Karl V. die blühende Reichsstadt (Bild XI) und ging dann unverweilt an die Vermittelung der religiösen Streitigkeiten. Er trat zuerst mit Milde und Freundlichkeit auf und hoffte dadurch eine Einigung des Reiches zu bewirken; wenn das aber nicht auf diese Weise gelingen sollte, waren er und sein Bruder fest entschlossen, selbst zu Gewaltmitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Schon vor dem Beginne des Reichstages war die Augsburger Confession von Melanchthon ausgearbeitet worden, und zwar hatte man ihr die Artikel zu Grunde gelegt, über welche die Abgesandten der Anhänger Luther's nach dem Marburger Religionsgespräch zu Schwabach sich geeinigt hatten. Man hob in der Confession Alles hervor, worin man sich den Katholiken näherte und worin man sich von Zwingli trennte, kurz, man rechtfertigte in ihr den

kirchlichen Zustand, in den man gekommen war. Nun erwarteten die evangelischen Fürsten eine Erklärung ihrer Gegner und hofften, daß dann der Kaiser vermitteln werde. Aber davon wollte die katholische Majorität nichts wissen; sie sagte, sie habe nichts Neues vorzutragen, und halte sich nur an das Edict des Kaisers, welches er auf dem Reichstage zu Worms erlassen habe. So mußte der Kaiser, der vermitteln wollte, diesen Gedanken aufgeben. Dafür rieth ihm die Majorität, er solle die Confession widerlegen lassen, man wolle indessen den Versuch machen, die Irrungen zwischen geistlichen und weltlichen Ständen unter einander zu schlichten.

Das geschah. Nach einiger Zeit war die katholische Confutation zu Stande gekommen und wurde vorgelegt. In ihr gab man Einiges nach, an Anderem, worüber man gestritten, hielt man unerbittlich fest und stützte sich dabei wieder auf die falschen Decretalen. Nun forderte die Majorität, es sollten die Protestanten die widerlegten Artikel ihrer Confession aufgeben und mit der rechtgläubigen Kirche einförmig glauben. Natürlich gingen diese darauf nicht ein, und wie ungnädig auch der Kaiser sich gegen den Kurfürsten Johann erzeigte, den er nicht mit der Kurwürde belehnen wollte, er und seine Genossen, sie blieben alle standhaft und fest. Noch einmal versuchten die Stände eine Vermittelung; es begann auf ihr Anrathen eine Conferenz. An dieser nahmen von jeder Seite zwei Fürsten und fünf Gelehrte, nämlich zwei Doctoren des kanonischen Rechtes und drei Theologen, Theil. Aber auch sie trennte sich, wie die meisten dieser Versammlungen. Hat man wirklich guten Willen zur Einigung, so giebt man von beiden Seiten gewisse Punkte auf, die das Wesen der Sache nicht berühren; sobald man jedoch an die Cardinalpunkte gelangt, so zeigt sich sehr bald die Kluft und die Unmöglichkeit ihrer Ueberbrückung.

Danach kündete nun im September des Jahres 1530 der Kaiser den Protestanten an, er werde, um ihre Sache zu ordnen, ein Concil berufen, sie aber sollten sich bis zu der Zeit dem Kaiser, den Ständen und der gemeinen christlichen Kirche gleichförmig halten. Das konnten und durften die Protestanten nicht annehmen, und daß dem so sei, daß sie dem kaiserlichen Gebote nicht folgen würden, weil sie dazu nicht rechtlich verpflichtet wären, das erklärten sie dem Kaiser frei und offen. Da wollte der Kaiser sogleich Gewalt brauchen, aber die Majorität des Reichstages hatte doch auch Beschwerden gegen den Monarchen vorzubringen, und ehe die nicht erledigt wären, wollte sie nicht helfen. Deshalb brachten die Stände einen Reichstagsabschied in Vorschlag, welcher den Krieg zwar in Aussicht stellte, ihn aber noch verschob. Dieser Entwurf war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß er das Selbstgefühl der Protestanten verletzen mußte; daher wiesen sie ihn zurück und überreichten dem Kaiser eine Apologie ihrer Confession.

So war eine vollkommene Trennung der Fürsten des Reiches da. Die Ma=

jorität kam mit Karl V. überein, ein neues Edict, wie das Wormser, in's Reich ergehen zu lassen, und verweigere dann Sachsen mit seinen Anhängern den Gehorsam, dann möge Karl sie vorladen, die gebührliche Pön gegen sie erkennen und executiren. In der Art fiel auch der Reichstagsabschied aus.

Papst und Kaiser waren demnächst fest entschlossen, so bald wie möglich die Protestanten anzugreifen.

Dieser drohenden Gefahr gegenüber schlossen die protestantischen Fürsten im December desselben Jahres ein Defensivbündniß zu Schmalkalden (Bild XI, Denkstein). Dabei kam doch sehr ernstlich die Frage zur Berathung, ob es denn wohl den Fürsten zustehe, den Kaiser zu bekämpfen, und die Theologen verneinten anfangs entschieden diese Frage, weil sie den Kaiser als die Obrigkeit der Fürsten auffaßten. Doch die Juristen zeigten bald, daß diese Vorstellung nicht die richtige sei und daß es sich hier um einen Conflict zwischen zwei Regierungen, einer höher stehenden und einer niedriger gestellten, handele.

Es schien, als sollte die bestehende Spannung sogleich zum Ausbruche kommen. Daß das nun nicht geschah, verhinderten die politischen Zustände Europa's. Einmal bedrängten die Türken von Neuem so gewaltig die habsburgischen Erblande, daß Karl V. die Hülfe der Protestanten in Anspruch nehmen mußte, dann aber waren es katholische Mächte, ja der Papst selbst, die da die Entscheidung verzögerten. Zu groß, zu gewaltig schien die Macht Habsburg's werden zu müssen, wenn vor ihr auch noch die Protestanten sich beugten und Deutschland einig seine Kräfte den Interessen des Kaisers weihte. Diese Betrachtung bedingte für die Folgezeit die französische Politik. Daher die scheinbar so widersprechende und doch so leicht erklärliche Stellung, die die französischen Machthaber dem Protestantismus gegenüber einnahmen. Aus dynastischen Rücksichten unterstützten sie ihn in Deutschland, um dadurch die Einheit und Macht dieses Reiches zu gefährden, und weil sie daraus erkannten, wie gefährlich eine solche Spaltung für ein Reich sei, deshalb unterdrückten sie ihn mit aller Gewalt in Frankreich selbst.

Franz I. wollte an allen Punkten die Macht Karl's V. bedrohen. Deshalb schloß er, „der allerchristlichste König" — so lautete der Titel des französischen Monarchen— eine Allianz mit den Osmanen, welche Ungarn und die deutschen Erblande verwüsteten. Mit dem Sultan Soliman war der Herrscher von Algier, der Renegat Chaireddin Barbarossa, verbunden und plünderte von Afrika aus die Küsten von Südspanien und das Königreich Neapel. Gegen ihn unternahm Karl V. im Jahre 1534 den berühmten Zug nach Algier (Bild X, die Inschrift).

Hatte schon Franz I. durch seine Verbindung mit dem Erbfeinde der Christenheit den Ideen des christlichen Mittelalters Hohn gesprochen, so geschah das doch noch in verstärktem Maße dadurch, daß der Papst selbst dieser Allianz sich anschloß. Dem Papste nämlich war es beschwerlich, daß Karl V. so bestimmt ein Concil for-

derte. Was hatten schon rein katholische Concilien der päpstlichen Macht für Unannehmlichkeiten bereitet und was mußte man nun gar von einem gemischten fürchten!

Fürwahr, die französische Politik war doch satanisch fein!

Jede Besitzung der Habsburger war von zwei Seiten bedroht, die süddeutschen Territorien von den Protestanten und den Türken, Spanien und Italien von Frankreich und Algier; kein Wunder also, daß durch mannigfaltige Kämpfe Karl V. fast zehn Jahre lang von der protestantischen Sache abgezogen wurde.

Und dieser Umstand stärkte die Protestanten so weit, daß sie den darauf folgenden Sturm überdauern konnten.

Nachdem nämlich Karl V. im Jahre 1545 mit fast all' seinen Feinden Frieden geschlossen hatte, gedachte er in Deutschland sein Ansehen wiederherzustellen. Wenn ihm das gelungen, dann war er in Wahrheit der erste, vornehmste Herrscher der lateinischen Christenheit. Um aber Deutschland unter sein Scepter zu beugen, mußte er zweierlei Autoritäten sich unterwerfen; einmal mußte er den Gehorsam der Protestanten erzwingen und dann des Papstes Ansehen und Einfluß dem kaiserlichen unterordnen. Darum verlangte er ein freies Concil und vermochte endlich Papst Paul III., nach Trident, auf deutschen Boden also, die Väter zu berufen (Bild X, die Inschrift). Und wie er nun all' seine Feinde beruhigt, ja sogar mit dem Papste eine Allianz geschlossen hatte, da waren es die protestantischen Fürsten noch allein, die sich nicht einmal kaiserlicher Vermittelung in Religionssachen bedienen, geschweige denn kaiserlichen Verordnungen fügen wollten. Darum und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Protestanten Verächter der Majestät seien, griff sie der Kaiser an. Er wagte jedoch erst dann den Angriff, als er sich inmitten der protestantischen Fürsten selbst einen Bundesgenossen gewonnen hatte. Und dieser neue Verbündete war Herzog Moritz von Sachsen. Der jüngeren Linie des Hauses Wettin entstammend, war er der Erbe des streng katholischen Herzog's Georg. Er gehörte aber ebenso, wie sein Vater Heinrich, der protestantischen Richtung an und konnte und wollte auch wohl diese nicht verlassen. Aber ebenso mächtig, wie die religiösen Interessen auf ihn einwirkten, ebenso sehr bestimmten ihn auch dynastische Rücksichten. Die beiden Linien des Hauses lebten meist in Uneinigkeit, und um das für alle Zeit zu ändern, wollte er den Zweig, dem er angehörte, zu so überwiegender Macht erheben, daß ihm fortan der unbestrittene Vorrang gebühre. Daher scheute er sich nicht, die Sache des Protestantismus dem Verderben nahe zu bringen, weil er in sich die Kraft fühlte, sie auch wieder zu neuer Macht zu erheben.

Und auch, als der Kaiser diesen Freund sich erworben hatte, war die Zahl seiner Truppen kaum ebenso groß, wie die der Protestanten, die Begeisterung seiner Söldner aber viel geringer, als die Freudigkeit im feindlichen Glaubensheere. Den Sieg in diesem sogenannten Schmalkaldischen Kriege (Bild XI, Denkstein) gewann

Karl V. aber hauptsächlich dadurch, daß sein Heer von Einem gut geleitet und geführt, das der Gegner jedoch ohne tüchtige, durchgreifende Lenkung — denn der Oberbefehl war zwischen Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen getheilt — Zeit und Kraft in unnützen Bewegungen verschwendete.

Nach errungenem Siege gedachte Karl V. die religiöse Vermittelung nun selbst durchführen zu können und erließ das sogenannte Interim. Er wollte eine Kirche für Deutschland gründen, die in den Hauptlehren mit der katholischen übereinstimme, Manches den Protestanten nachgäbe, aber unabhängiger vom Papste dastehe, als es bis dahin der Fall gewesen. Denn so gut katholisch der Kaiser auch war, das erkannte er und hatte es oft in seinem Leben erfahren, daß der Papst nur gar zu häufig, von politischen oder dynastischen Interessen geleitet, die Kirche in den Staub des Irdischen herabziehe. Mit diesen Vermittelungsversuchen aber entfremdete er sich beide Parteien, denn er wollte damit über die Gewissen herrschen, und wie gefährlich das ist, hat die Vertreibung der Stuarts gezeigt. Der Bischof von London, der in ächt lutherischem Sinne stets behauptet und gelehrt hatte, daß man der Obrigkeit gehorchen müsse, und wäre sie grausamer, als Nero oder Domitian, der unterschrieb doch auch die Adresse an Wilhelm von Oranien, welche ihn nach England einlud, und zwar that er das deshalb, weil er die protestantische Kirche durch die Stuarts gefährdet sah.

Darum gelang es auch dem Kurfürsten Moritz, den Kaiser so vollständig zu täuschen und zu überraschen.

Wer will es wohl unternehmen, das Innere dieses Mannes zu zergliedern und bis in's Detail nachzuweisen, was ihn zu dieser Umkehr bewogen hat? Einmal war es vielleicht das Interesse, das er für den Protestantismus hegte, dann auch die Ueberzeugung, daß ihm, dem Protestanten, die Katholiken doch nicht recht trauen und daß ihm, der seinem Vetter so treulos Macht und Freiheit geraubt, seine neuen Unterthanen so lange zürnen würden, bis er durch einen großen Dienst seine Ehre gesühnt und die Kirche gerettet hätte.

Und wie er durch List und Verstellung das erstemal zum Ziele gekommen war, so halfen ihm ähnliche Künste auch bei diesem Unternehmen.

Es war nämlich Magdeburg ein Centralpunkt für alle die geworden, welche das Lutherthum, die reine Lehre, aufrecht erhalten wollten. Von da aus hatte man eine Fluth von Pasquillen und Streitschriften gegen den Kaiser und den Kurfürsten Moritz geschleudert und beide dadurch auf das gewaltigste erbittert. Und wie nun die ungehorsame Stadt in die Acht gekommen war, da übertrug der Kaiser die Ausführung derselben dem so schwer erzürnten Moritz. Aber diesmal wurde Karl V. überlistet. Moritz übernahm die Execution, benutzte sie jedoch, sobald sein Plan gereift war, nur dazu, um Truppenmassen von dem Gelde des Reiches und des Kaisers bereit zu halten. Als Alles insgeheim bereitet war, brach Moritz im Jahre

1552 von Magdeburg, das sich ihm bei dieser Wendung der Dinge alsbald ergeben hatte, zunächst gegen Augsburg auf. Mit Leichtigkeit nahm er die Stadt ein und stand bald drohend am Fuße der Alpen, in welchen Karl V. zu Innsbruck, auf der Grenzscheide von Deutschland und Italien, mit den Angelegenheiten des Concil's und seinen Successionsentwürfen beschäftigt, verweilte. Erst da merkte der Kaiser, daß er betrogen sei, denn bis dahin hatte er allen Gerüchten Glauben versagt; erst da bat er die katholischen Fürsten um Hülfe. Aber theils konnten, theils wollten sie nicht helfen, denn auch sie waren keineswegs mit des Kaisers Schalten und Walten zufrieden. Da sah sich Karl V. zu eiliger Flucht von Innsbruck genöthigt und wäre auf derselben gefangen genommen worden, wenn nicht Moritzen's Söldner wegen rückständiger Zahlung Meuterei begonnen hätten (Bild XIX).

So hatte Moritz die Uebermacht gewonnen. Sehen wir zu, wie nach dieser Katastrophe eine neue Ordnung im Reiche sich bildete!

Karl's V. Pläne waren gescheitert, seine Entwürfe, das Kaiserthum zu erheben, hatten sich als unausführbar erwiesen, denn sowohl waren die anderen europäischen Reiche viel zu entwickelt, um sich ein Uebergewicht des Kaiser's gefallen lassen zu können, als auch hatte sich die Opposition gegen das Papstthum so gewaltig erhoben, daß man sie nicht mehr unterdrücken konnte.

Jetzt schien nun die Gefahr da zu sein, daß sich das Reich in eine französisch-protestantische — denn mit den Franzosen war sowohl Philipp von Hessen, als auch Kurfürst Moritz verbündet — und in eine österreichisch-katholische Partei trennen würde. Das Erste aber, was zur Rettung aus dieser Gefahr verhalf, war der Umstand, daß König Ferdinand seines Bruders Interessen keineswegs in ihrem ganzen Umfange theilte. Darum unterhandelte er denn mit Moritz zuerst in Linz, dann in Passau, und zwar waren hier noch andere katholische und protestantische Fürsten beisammen. Da wurde den Protestanten Frieden zugestanden und somit das ausgesprochen, daß in der abendländischen Christenheit fortan ein ruhiges und sicheres Dasein möglich sei, ohne daß man die Autorität des Kaisers und des Papstes anerkenne. Dieses Abkommen wurde drei Jahre später zu Augsburg von Neuem bestätigt (Bild XX). Da stand aber schon Moritz nicht mehr an der Spitze der Protestanten — er war inzwischen im Kampfe gefallen —, sondern an seiner Statt führte die Protestanten sein edler Bruder August.

Karl V. war ermüdet und ermattet, er hatte ja alle seine Pläne scheitern sehen; darum überließ er Deutschland's Regiment seinem Bruder Ferdinand I.

Unter ihm und seinem Sohne Max II. (1564—1576) (Bild XXI, sein Monument) hatten die Protestanten vor der katholischen Partei Ruhe, sie selbst aber waren unter sich in bitterster Fehde und eröffneten dadurch einsichtigen Katholiken ein großes Feld der Wirksamkeit.

So du durch's Wasser gehest, will Ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du in's Feuer gehest, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden, denn Ich bin der Herr.

Jesaias XLIII, 2, 3.

Tafel XII.

Dreißigjähriger Krieg. — Von 1609 bis 1657.

Was durch den Religionsfrieden zu Augsburg festgesetzt worden war, hatte für die Protestanten, überhaupt für die ganze damalige Welt eine große Bedeutung. Man erkannte da nicht nur einzelne Meinungen an, sondern gestand zu, daß ein ganzes System, eine eigene Lehre, die von der bis dahin allein geltenden religiösen Anschauung abwich, eine selbstständige Entwickelung nehmen dürfte.

Was hatte denn Luther gleich bei seinem ersten Auftreten Anderes verlangt, als Unabhängigkeit von den Beschlüssen des Papstes und der Concilien? Und die war doch nun für seine Anhänger gewonnen und durchgesetzt. Der Protestantismus ist seinem Wesen nach tolerant; eben weil er weiß, daß kein Mensch in das Innere seines Nebenmenschen zu schauen und dessen Verhältniß zu Gott richtig zu beurtheilen vermag, weil er weiß, daß alles äußere Bezeigen nur dann einen Werth hat, wenn es aus dem rechten Glauben hervorgeht und von ihm getragen wird, deshalb eben liegt es ihm weit weniger daran, Andere zu bekehren — denn wie oft wird da mit rohen, täppischen Händen, mit äußeren Gewaltmitteln das innerste Heiligthum angegriffen und verletzt! — sondern er begehrt nur die Erlaubniß, sich unbehindert von fremden Einflüssen zu entwickeln. Das hatte man bis dahin stets den Protestanten verweigert und viele blutige Kämpfe waren eben darum gefochten worden. Zu Augsburg wurden ihre Wünsche erfüllt, denn es ward ihnen da ein

unbedingter Frieden gewährt. Was nun auch ferner die Reichstage, was die Päpste, was die Concilien noch beschließen würden, es konnte die Protestanten in ihrem Besitzstande nicht ferner stören, es konnte kein Grund sein, auf welchen gestützt, man sie angreifen durfte.

Da man den Bekennern der evangelischen Lehre somit einen Platz im Reichsverbande zugestand, so mußte man ihnen auch in den Institutionen, durch welche das Reich repräsentirt wurde, eine Vertretung bewilligen.

Vor Allem also die Kammergerichte, von denen man sie bis dahin ausgeschlossen hatte, weil sie bei Ablegung des Amtseides die Berufung auf die Heiligen verweigern mußten. Dieser Grund fiel nun fort, und so wurde im Jahre 1553 eine neue Kammergerichtsordnung gegeben, welche späterhin immer als ein Reichsgrundgesetz angesehen worden ist.

Obgleich man geneigt war, sich zu versöhnen und Frieden zu halten, so gab es doch auch bei dieser Aussöhnung Punkte, über die man nun einmal nicht hinauskommen konnte. Und gerade sie lassen den Frieden mehr als eine Auskunft für den Augenblick, wie als eine dauernde Bürgschaft für die Zukunft erscheinen. Dieser Punkte waren vornämlich zwei: die Bestimmung über den geistlichen Vorbehalt und über die religiöse Autonomie bischöflicher Unterthanen.

Der Religionsfrieden gab zu, daß die Anhänger der Augsburgischen Confession nicht angegriffen werden sollten. Wie aber, wenn nun diejenigen zu dieser Partei traten, welche die Hochstifter des Reiches inne hatten? Hätte man jenen Satz so ohne alle Clausel aufgenommen und zugestanden, dann wäre vielleicht in kurzer Zeit auf friedlichem Wege ganz Deutschland protestantisch geworden. Daher darf man sich nicht wundern, daß sich die Geistlichen lebhaft zur Wehre setzten. Sie wollten nun einmal, daß nur die weltlichen Stände in jenen Frieden eingeschlossen und daß die Geistlichen davon ausgenommen sein sollten. Wenn ein Geistlicher, der einem Hochstifte vorstehe, zum Uebertritt sich entschlossen, so müsse er Amtsentsetzung erwarten. Wie oft auch die Protestanten dagegen anführten, daß es für die Confession schimpflich sei, wenn sie nur von Weltlichen, nicht auch von Geistlichen bekannt werden dürfe, daß es doch eine Art Strafe zu nennen, Jemanden des Bekenntnisses halber von den geistlichen Würden auszuschließen, so gaben doch die Katholiken darin nicht nach, und wie einig man sonst auch gewesen, hierüber blieb man lange zwiespältiger Meinung.

Endlich gaben hierin die Protestanten nach, und zwar bewog sie dazu der Kurfürst August von Sachsen, da ja der Uebertritt ganzer Domcapitel durch die Fassung jenes Vorbehaltes nicht verboten und ferner auch nicht den Capiteln befohlen und aufgetragen sei, einen Bischof, der protestantisch geworden, seines Amtes

zu entsetzen. Ferner verlangte August dafür auch ein Zugeständniß. In vielen bischöflichen Territorien waren der Adel und die Städte protestantisch; wie leicht konnte bei veränderten Umständen harter Druck sie treffen! Dagegen sie zu sichern, schien doch eine dringende Pflicht. Darum wurde von Sachsen die Forderung gestellt, man solle einen eigenen Artikel in das Friedensinstrument aufnehmen, durch den jene die Zusicherung erhielten, daß sie ihrer Religion wegen nicht gekränkt werden sollten. Mit aller Kraft setzten sich die Bischöfe dagegen, denn eine jede Obrigkeit habe das Recht, über die Religion in ihrem Lande zu verfügen, folglich sie auch; sie wollten sich darin keineswegs beschränken lassen. Nur Ferdinand's I. dringendes Ersuchen vermochte sie insoweit nachzugeben, daß jene Forderung zwar nicht in den Reichstagsabschied aufgenommen, doch aber ihm als eine Declaration des Kaisers hinzugefügt wurde.

Man ersieht daraus die Machtstellung beider Parteien. Die katholische war zwar im Augenblicke überwunden, gedemüthigt und deshalb so versöhnlich, sie ruhte aber auf Fundamenten, die, Jahrhunderte hindurch aufgebaut und befestigt, dem Sturme nicht alsogleich nachgaben. Deshalb hatte sie den Protestanten wohl Frieden, aber, wie wir gesehen, durchaus noch nicht Gleichstellung verwilligt.

So lange die nicht den Confessions-Verwandten eingeräumt war, so lange also doch eigentlich das Reich vorwiegend katholisch blieb, so lange war an dauernden Frieden und an stete Ruhe wohl noch nicht zu denken.

Auf den Kampf folgt nach Naturgesetzen eine Zeit der Ruhe und des Friedens. In Augsburg endete der Streit der beiden Parteien; sie traten von einander und schienen eine Zeit lang, eine sich um die andere nicht kümmernd, ihre inneren Verhältnisse ordnen zu wollen.

Das religiöse Bewußtsein war bei beiden Parteien erregt, beide fühlten das und gaben sich dieser Erregung hin; doch beide Theile zeigten auch dabei ihre große Verschiedenheit. Unter den Protestanten entfaltete sich der Gegensatz, den wir zwischen Luther und Zwingli gefunden, immer weiter und mächtiger. Aber außerdem, daß dieser Zwiespalt die Evangelischen in zwei Theile trennte, entbrannte Haß und Feindschaft unter Luther's Anhängern selbst. Diese Erscheinung hing mit der Spaltung zusammen, die zwischen den beiden sächsischen Linien von jeher gewesen und durch die That des Kurfürsten Moritz noch vergrößert worden war. Dogmatische Streitigkeiten, welche zwischen lutherischen Predigern ausgebrochen waren, ließen in Mitgliedern des älteren, jetzt so gedemüthigten Zweiges die Hoffnung erwachsen, daß sie, gestützt auf eine Partei, eine bedeutendere Stellung sich wieder erringen würden. So schaarte sich die eine der beiden lutherischen Parteien in Wittenberg, welches der kurfürstlichen Linie, die andere in Jena, welches der herzoglichen angehörte.

Was aber auch der ältere Zweig versuchte, um seine Einbuße wieder zu ersetzen, es scheiterte Alles und bewies nur, daß ein Theil der protestantischen Fürsten nicht mehr solchen Sinn wie Johann Friedrich hegte, sondern die Religion wohl oft zum Deckmantel politischer Interessen gebrauchte, oder wenigstens beide Interessen auf unheilvolle Art mit einander verband.

Daß diese Spaltung der protestantischen Partei für die Katholiken ein Gegenstand der Freude und Hoffnung war, wer kann das leugnen? Die katholische Welt hatte durch die Beschlüsse des Tridentiner Concil's sich von Neuem geeinigt, sie hatte darin ihr ganzes System, wie es seit Gregor VII. sich gestaltet, noch einmal zusammengefaßt und durch Sophismen zu stützen versucht. Und dann hatte sie für dieses Gewebe Kämpfer gewonnen, welche ebenso wenig wie jene Beschlüsse auf den Evangelien fußten, sondern mit Menschenworten und Sophismen jenes Prachtgebäude des menschlichen Verstandes vertheidigten. Ich meine „die Jesuiten".

Diese Zeit der Ruhe aber war zugleich eine Zeit der Apathie und Erschöpfung. Die Protestanten waren durch ihre dogmatischen Streitigkeiten so gefesselt und die Katholiken mit der Befestigung des ihnen Verbliebenen so beschäftigt, daß beide Parteien kein Auge für den Verlust des Reiches, kein Ohr für den Hülferuf bedrängter deutscher Provinzen hatten. So ging Liefland und Curland an Polen, so Esthland an Schweden, so Metz, Toul und Verdün an Frankreich verloren. Gern hätte der Kaiser geholfen, aber das Kaiserthum war ja unter Karl V. erlegen, als es zum letztenmale versuchte, den Schwerpunkt des Reiches in seine Macht zu legen.

Ehe die Katholiken sich von dem Verluste erholten, den ihnen Kurfürst Moritz zugefügt, verbreitete sich der Protestantismus immer weiter und weiter, da weder Ferdinand I., noch Max ihm ernstlich widerstrebten, ja Letzterer sich ihm sogar so geneigt zeigte, daß die protestantischen Stände ihn auffordern konnten, offen ihr Bekenntniß anzunehmen. Aber unter der Regierung dieses Kaisers begann auch die Reaction. Es hatte sich nämlich sogar in Baiern, welches Land, wie früher schon angedeutet, die Hauptstütze des Katholicismus geworden war, ein bedeutender Theil der Einwohner der protestantischen Lehre zugeneigt; hier zuerst gelang es den Jesuiten, festen Fuß zu fassen und jene Regungen zu unterdrücken. Auch in den habsburgischen Erblanden war ein großer Theil des Adels nicht mehr katholisch und hatte sich das Vorrecht erworben, auf seinen Gütern evangelische Prediger zu hegen. Diese Edelleute benutzten nun ihr Recht, die Steuern zu bewilligen, dazu, daß sie ihren Herren für Geldzuschüsse religiöse Zugeständnisse abpreßten. Natürlich sah das regierende Haus in ihnen seine Feinde und wandte sich gegen sie. Dabei halfen die Jesuiten. So wenig auch Kaiser Rudolf (1576—1612) sich um das

Reich und seine Erblande kümmerte, so nützte das doch nur den Protestanten im Reiche, denn in den Erzherzogthümern überließ der Kaiser seinem Bruder Ernst die Herrschaft, und der bekämpfte eifrig die Confessions=Verwandten. Immer größer, immer ernster wurde die Spannung unter den beiden Parteien. Jede konnte sich frei entwickeln, denn der Kaiser residirte, seinen astronomischen und alchymistischen Studien hingegeben, in Prag und kümmerte sich wenig um die Vorgänge im Reiche. Da lebte in seiner Nähe jener vornehme nordische Edelmann, Tycho de Brahe (Bild I), den elender Neid gezwungen hatte, sein Vaterland und seinen herrlichen Studiensitz auf der Sundinsel Hveen zu verlassen, den dann Rudolf in seine Dienste genommen und durch reiche Belohnung für immer an sich gefesselt hatte.

Da befand sich so manches Jahr hindurch neben diesem reichen Ausländer ein armer deutscher Gelehrter, Johann Keppler aus Schwaben (Bild I). Während Tycho de Brahe, im Wohlstande lebend, durch keine Sorgen bedrückt, seine Studien betrieb, litt Keppler oft Mangel an dem Allernothwendigsten. Bewundern muß man ihn, daß er in seiner Lage so Ungeheures leisten konnte, und bewundern muß man die Deutschen, daß sie für eine so bedeutende Erscheinung kein Mitgefühl hegten. Sehr oft hat man versucht, diese und ähnliche Erscheinungen zu ergründen, und immer wieder muß man dabei anerkennen, wie doch alle diese Ereignisse in dem Mangel eines allseitigen Gefühl's für Nationalehre wurzeln. Nicht daß es ganz den Deutschen fehle — wer wollte das behaupten? — aber es scheint nur gewissen Ständen so recht lebendig inne zu wohnen und zu verschiedenen Zeiten dann sich mit aller Kraft nach bestimmten Richtungen hin zu entfalten. Darum, dünkt es mich, seien die Deutschen im Allgemeinen zu keiner republicanischen Regierungsform befähigt, sondern bedürften der aristokratischen und monarchischen Gewalt. Wo sie nämlich, wie in Nordamerika, ohne die Mächte leben, da bleiben sie zwar treue und fleißige Arbeiter, verlieren aber auch bald alle weiteren Gesichtspunkte und werden einzig und allein Diener und Knechte der Materie.

Wer schuf unsere Blütheperiode im Mittelalter? War es nicht der Adel? Und da nun damals, zu Keppler's Zeit, Alles an der theologischen Fehde Theil nahm, war Keiner vorhanden, der sich des Armen erbarmte. So starb er im Jahre 1630 in bitterer Noth, denn er hinterließ kaum 40 Gulden. Als hundert Jahre später Isaac Newton verschied, der auf Keppler's Schultern stand und seinen Forschungen unendlich viel verdankte, da trugen sein Leichentuch England's stolzeste Barone, England's höchste Beamte, da errichtete ihm sein dankbares Vaterland ein herrliches Denkmal, und mit Stolz konnte England darauf hinweisen, wie es schon bei Newton's Lebzeiten ihn geehrt hatte. Nicht allein hatte er selbst nie Noth gelitten, sondern er hinterließ noch seiner Familie ein prachtvolles Landhaus und

32000 Pfund Sterling. Was für ein Contrast, wenn man Luther's Testament liest, wenn man hört, wie seine Frau und Kinder elend mit Hunger und Noth haben kämpfen und endlich in Dänemark eine Zuflucht haben suchen müssen! Was für ein Gegensatz, wenn man liest, wie Keppler's alte Mutter beinahe als Hexe verbrannt worden wäre, und wie nur ihr schon berühmter Sohn mit größter Mühe dieses Unheil abgewendet hat!

Diese Muße, welche Rudolf genoß, gestattete jeder tüchtigen Persönlichkeit unter den Fürsten des Reiches, sich geltend zu machen und seiner Religionspartei zu nützen. Am ehesten wurde das von katholischen Fürsten benutzt. So restituirte Herzog Wilhelm von Baiern in seinen Landen den Katholicismus vollkommen und überließ dann die Regierung seinem ebenso gesinnten und noch energischeren Sohne Max. Mit diesem, seinem Vetter, war Erzherzog Ferdinand von Steiermark erzogen worden und ebenso, wie seine bairischen Verwandten, reformirte er mit Gewalt sein Fürstenthum, in welchem bei seinem Regierungsantritt fast alle Einwohner der neuen Lehre zugethan waren.

Mußten diese Vorgänge doch endlich auch verblendete Protestanten zur Vorsicht ermahnen, so forderte dazu wohl noch mehr die politisch-religiöse Lage Europa's auf. Wie mächtig erhob sich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhundert's aller Orten der Katholicismus! In Frankreich trat Heinrich IV. zur alten Lehre zurück, in Belgien setzten sich die Spanier von Neuem fest und trennten so Frankreich von Holland, Deutschland von England. In Schweden neigte sich Johann der katholischen Religion zu und wußte seinem Sohne Sigismund die polnische Krone zu verschaffen. Von allen Seiten sah sich der Protestantismus umdräut und einzelne Uebergriffe zeigten, wie man gegen ihn verfahren wolle. Das bewog denn endlich eine Anzahl protestantischer Fürsten, im Jahre 1608 die sogenannte Union zu schließen (Bild II). Wohl zu bemerken ist, daß an der Spitze dieser Verbindung nicht der lutherische Kurfürst von Sachsen, sondern der calvinische Kurfürst von der Pfalz stand. Einmal steht der Calvinismus viel schroffer als die lutherische Lehre der alten Kirche gegenüber, und dann hatte ja schon im funfzehnten Jahrhunderte Friedrich der Siegreiche von der Pfalz die Opposition gegen das Haus Habsburg geführt. Diese beiden Gründe erklären jene Erscheinung. Gerade in dieser Zeit aber befand sich das Haus Habsburg in übler Lage. Rudolf hatte über seinen Lieblingsbeschäftigungen seine Erbländer sehr vernachlässigt, und so war die größte Gefahr vorhanden, daß namentlich Ungarn theils durch die Türken, theils durch innere Parteiungen dem Hause Habsburg würde verloren gehen. Deshalb thaten sich die Mitglieder des Erzhauses zusammen und erkannten auf einem Familienconvente Rudolf's Bruder, den Erzherzog Mathias, als Haupt des Hauses

an. Dem wollte Rudolf jedoch nicht zustimmen und bat um die Hülfe der deutschen Fürsten, welche aber bei der vorhandenen Spannung der beiden Parteien nicht verwilligt wurde. Da somit die Katholiken auf den Kaiser gar nicht zählen konnten, so mußten sie eine ähnliche Vereinigung herzustellen suchen, wie die Protestanten.

Und das geschah im Jahre 1609 durch den Herzog Maximilian von Baiern, welcher eine Anzahl katholischer Fürsten in seiner Hauptstadt München zur sogenannten Liga vereinte (Bild III). Als nun nach dem Aussterben der Herzöge von Jülich, Cleve und Berg über diese Erbschaft ein Streit entstand, so schloß sich die eine der erbberechtigten Familien an die Union und die andere forderte Hülfe von der Liga. Da die katholischen Interessen einen Rückhalt in den spanischen Niederlanden fanden, so schloß die Union einen Vertrag mit Heinrich IV. von Frankreich. So schien es, als solle denn der Kampf beginnen. Aber noch einmal wurde er für eine kurze Zeit hinausgeschoben, und zwar deshalb, weil Heinrich IV. und Friedrich IV. von der Pfalz im Jahre 1610 starben. Dadurch verlor die Union ihr Haupt und schloß mit der Liga Frieden. Und die Liga, was bewog denn sie, den Kampf noch zu verzögern? Doch wohl außer weniger bedeutenden Rücksichten die, daß das habsburgische Haus in seinem Innern durch Bruderfehde zerrüttet war. Um in diesem Zwiste wenigstens Böhmen sich treu zu erhalten, verwilligte Rudolf den Protestanten am 9. Juli 1609 den sogenannten Majestätsbrief (Bild I). Als im Jahre 1612 Rudolf vor Kummer, Gram und Aufregung gestorben war, folgte ihm sein Bruder Mathias nicht allein in seinen Erblanden, sondern auch als Kaiser im Reiche (1612—1618). Er versuchte sich über den Parteien zu halten und dadurch sich Einfluß in Deutschland zu verschaffen. Bald jedoch sah er ein, daß ihm das bei der Schwäche der kaiserlichen Macht nicht gelingen würde, und so überließ er die deutschen Angelegenheiten ihrer eigenen Entwickelung.

Mathias hatte keine Kinder, und über die Frage, wer ihm folgen solle, entzündete sich der Brennstoff, der schon lange aufgehäuft dalag.

Daß der dreißigjährige Krieg (1618—1648) unser Vaterland vollständig verändert, daß er es tief herabgedrückt und zum Spielball fremder Nationen für lange Zeit gemacht hat, das ist eine anerkannte und nicht bestrittene Thatsache. Er ist der Schlußstein des Mittelalters, indem durch ihn die Territorialmacht der Fürsten festgestellt und des Kaisers Macht ganz zersplittert wird. Die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse Deutschland's, welche durch die goldene Bulle in ihren Grundzügen anerkannt worden ist, die wird im Wesentlichen durch den Frieden zu Münster und Osnabrück und im Jahre 1806 nach allen Seiten hin vollendet.

Zur Zeit, als Karl IV. die goldene Bulle gab und dadurch die sieben Kur-

fürsten als die Träger deutscher Nationalität, als die Säulen des Reiches hinstellte, da hatte die Fürstenmacht dadurch an Ansehen gewonnen, daß die Kaiser, durch die Interessen ihrer Dynastie gefesselt, nicht mehr, wie früher, über den Fürsten, sondern mit ihnen in gleichem Streben begriffen dastanden. Durch die Reformation mußte die Stellung des Kaisers eine immer beschränktere werden, denn entweder stand er an der Spitze der einen oder der anderen Partei und war somit eigentlich nie Kaiser des ganzen Reiches. Wenn nun schon früher die Fürsten als diejenigen heraustraten, welche die deutschen Interessen gegenüber dem Kaiser wahrnahmen, der, durch seine Erblande gezwungen, dem Reiche nur getheilte Kraft widmen konnte, ja oft sich deswegen einer ganz andern Politik als die Fürsten hingeben mußte, so wuchs ihre Bedeutung durch die Reformation, weil namentlich die Protestanten vor dem katholischen Reichsoberhaupte nur Schutz und Schirm in der Territorialmacht fanden.

Es ist sehr leicht, aufzutreten und nachzuweisen, welch' Unheil Deutschland durch diesen Krieg erlitten und wie die ganze Entwickelung des Volkes verändert worden ist. Wohl ist es bekannt, daß all' die alten deutschen Sagenstoffe, an denen sich unsere Nation bis dahin erfreut und die sie in jeder Epoche anders gebildet und umgedichtet hat, daß sie von der Zeit an aufhören, geistiges Eigenthum des Volkes zu bleiben. Man kann zugeben, daß Deutschland, dies Herzland Europa's, seitdem nicht mehr das bedeutendste Reich geblieben, daß von ihm aus nun nicht mehr der Impuls für Europa gekommen, sondern daß es der leidende Theil geworden ist, und wird doch bekennen müssen, daß auch in diesem Elend, in diesem Unglück ein großer Fortschritt sich zeigt.

Als in allen Staaten Europa's die Vermischung des romanischen und deutschen Elementes vollendet war, da vereinte Karl der Große all' diese Reiche, um durch seine Institutionen das Gemeinsame festzusetzen, was in all' diesen verschiedenen Mischungen vorhanden war. Nachdem das geschehen und dem Occident ein gemeinsames Gepräge aufgedrückt war, löste sich das Reich und jeder Theil desselben entwickelte sich fortan in der ihm eigenthümlichen Weise.

Da die Deutschen in alle einzelnen Theile Europa's sich verbreitet hatten und für alle das erfrischende Element geworden waren, blieben sie auch fernerhin diejenigen, welche die Einheit des Abendlandes nach außen hin in ihrem Kaiserthume repräsentirten. Sobald aber die Eigenthümlichkeit des Occidentes in jeder einzelnen Nation zwar verschieden, aber doch dem Osten gegenüber in nicht zu verkennender Gemeinsamkeit sich ausgebildet hatte, da war die Zeit des Kaiserthum's erfüllt und an eine Oberhoheit der Kaiser über Europa nicht mehr zu denken.

Unter den Hohenstaufen war der Adel durch die großen Ideen, welche die

Kaiser vertraten, geistig gehoben und erfrischt, und von ihm aus ging manche Anregung auch auf die anderen Stände über. Diese aber, welche nicht so sorgenfrei dastanden, wie jener bevorzugte Stand, wandten ihre erweckten Kräfte zunächst auf die Verbesserung ihrer materiellen Lage. Da schien es einen Augenblick, als würde die deutsche Nation aufgehen in der Lust und Wonne des Daseins und über dem Erwerbe alle höheren Güter vergessen. Doch dem wehrte Luther.

Was nützt aber alle Herrlichkeit der Welt, wenn die Seele Schaden leidet! Luther gab dem armen, gedrückten, im Schweiße des Angesicht's arbeitenden Bürger und Bauern den Born des lebendigen Wassers wieder, den ihm die Hierarchie geschmälert und verkümmert hatte. Die ganze Nation, deren größter Theil, wie wir bei der Darstellung der verunglückten Reformversuche in den einzelnen Ständen gesehen haben, für politische Ideen noch nicht reif war, doch aber Ekel an den blos materiellen Genüssen empfand, sie erhielt nun eine Speise für den Geist, und zwar die beste, die es giebt. Und wie ernstlich hat sie sich bemüht, dieses Stoffes Herr zu werden, ernstlicher doch, wie jedes andere Volk! Ist das nicht eine hohe Mission, diese Hauptfrage nach dem Verhältniß des Menschen zu Gott vorzüglich zu bedenken und in sich lebendig zu erhalten? Was sind dagegen alle Leiden dieser Welt! Die ersten Christen zogen sich auch vom politischen Treiben zurück, um in der Stille ihrem Glauben zu leben; die Deutschen haben das seit dem dreißigjährigen Kriege auch gethan und sind dabei ein Spott der Welt geworden; hoffen wir aber, daß das, was sie in der Zeit der Ruhe gewonnen, der Sauerteig für das übrige Europa werden wird!

Somit ist dieser Krieg eine Nothwendigkeit gewesen, denn er hat gezeigt, daß die alte Form der Kirche und des Staates nun einmal nicht mehr zu halten und ein Hemmniß der Weiterbildung geworden sei.

An diese Vordersätze wird sich leicht folgende Betrachtung anschließen.

Glaubt man, daß ein Volk keine höhere Aufgabe habe, als groß, mächtig und geachtet dazustehen, so kann man als Deutscher allerdings die Zeit des dreißigjährigen Krieges nur mit Widerwillen betrachten und muß die Protestanten hassen als die, welche das Reich zerspalten haben. Gesteht man aber zu, daß Ehre, Macht und Glanz nicht das sei, was man um jeden Preis erstreben müsse, dann wird das Urtheil sich anders gestalten. Zunächst mußte es den Protestanten darauf ankommen, Ruhe für ihre Entwickelung sich zu verschaffen, ehe sie daran denken konnten, nach außen hin sich geltend zu machen. Das geben wir gern zu und davon sind wir überzeugt, daß, sobald nur sich eine solche innerliche Entwickelung vollendet und gefestigt hat, sie auch nach außen hin sich geltend machen und eine kräftige Repräsentation erstreben wird. Vielleicht sind wir Protestanten in diesem Augenblicke dahin

gelangt! Vielleicht noch eine große Anstrengung und unsere Kirche ist die siegende!

Hält man diese Anschauungen fest, dann kann man getrost einzelne Handlungen und Thaten der Protestanten tadeln und als ungerechtfertigt darstellen; dann mögen die Katholiken über solche Aeußerungen sich freuen und auf sie hinweisen; das ist die Nebensache, denn wir Alle wissen es und sind davon überzeugt, daß die Wahrheit nie rein auf Erden erscheint und daß die menschlichen Träger derselben oft irren können. Es ist gewiß aber für den Protestantismus von großer Wichtigkeit gewesen, daß er seinen Gegensatz nicht vollständig besiegt und erdrückt hat, und es hat durch diesen Kampf der beiden Confessionen die Entwickelung des deutschen Geistes an Tiefe sicher nur gewonnen.

Ueberblicken wir den ganzen Krieg, so zeigt sich uns mehrmals das wundersame Schauspiel, wie die eine Partei fast allmächtig zu werden scheint und die andere dennoch immer vom Untergange errettet wird.

Wir betrachten zunächst die Zeit von 1618 bis 1620, bis zur Schlacht am weißen Berge, in welcher der Krieg partiell, noch nicht ein Reichskrieg ist.

Für Schlesien und Böhmen war durch den Majestätsbrief die Religionsfreiheit der Protestanten gesichert. Obwohl Mathias dieses von seinem Bruder ertheilte Privilegium bestätigt hatte, so reizte er doch durch mancherlei halbe Maßregeln die Protestanten. Man kann nicht gerade sagen, daß er ihnen offen Unrecht that, aber er versuchte ihre Rechte zu schmälern und ging dabei oft in kleinlicher Weise zu Wege. Nun war es in jenem Briefe nicht klar und unumstößlich ausgesprochen, welche Stellung die Protestanten einnehmen sollten, deren Wohnsitz in den Territorien katholischer Herren sich befand. Schon hatte sich der Spruch Geltung verschafft: cuius est regio, eius et religio, und auch protestantische Fürsten hatten ihn mannigfach befolgt und ihre andersgläubigen Unterthanen zur Auswanderung gezwungen. Da erbauten nun protestantische Unterthanen des Erzbischof's von Prag und des Abtes zu Braunau Kirchen auf dem Grund und Boden dieser Herren. Als diese dem Beginnen steuerten, nahmen sich die Häupter der protestantischen Partei dieser Sache an und traten gegen die vom Kaiser unterstützten Prälaten in die Schranken. Es stand aber an der Spitze der Confessions-Verwandten der talentvolle und energische Graf Mathias von Thurn, der, persönlich vom Kaiser gereizt, begierig diese Gelegenheit ergriff, dem Monarchen zu opponiren. Dieser eine Vorgang zeigt gleich von vorneherein, wie verschieden dieser Krieg von dem Schmalkaldischen ist, wie eng hier schon dynastische und persönliche Interessen mit der Sache der Religion sich verbunden haben.

Im Jahre 1617 fühlte Mathias, es sei seines Bleibens hier auf Erden nicht

mehr lange, er müsse an die Ordnung seiner Angelegenheiten denken. Ihm fehlte Nachkommenschaft, und wenn er den Kreis seiner Verwandten überschaute, so sah er nur Einen, der mit Kraft und Energie das Regiment führte. Das war Ferdinand von Steiermark. Alle Glieder des Hauses waren kinderlos und Alle wünschten, daß dieser Mann folge.

Zunächst, ehe Mathias noch daran denken konnte, seinem Neffen die Nachfolge im Reiche zu sichern, mußte er ihm die Erbschaft von Böhmen und Ungarn verschaffen. Beide Monarchieen waren Wahlreiche und besonders stand Ungarn dem Hause Habsburg in großer Selbstständigkeit gegenüber. Deshalb wandte sich der Kaiser zunächst an die böhmischen Stände. Da fand er freilich auch eine starke Opposition an den Protestanten, und zwar war sie so rege und bedeutend, weil gerade in das Jahr die 100jährige Jubelfeier der Reformation fiel und bei der Gelegenheit der Streit zwischen den Jesuiten und Protestanten auf den Kanzeln und in den Schriften lebhaft entbrannt war. Mathias von Thurn und die ganze Partei konnte und wollte um keinen Preis einen so entschiedenen Katholiken, wie Ferdinand es war, zum König haben und versuchte alles nur Mögliche, um seine Wahl zu hindern. Ein falscher Schritt des Thurn entschied für den Kaiser. Thurn hatte den Nationalstolz der böhmischen Stände beleidigt und das wandte sie von ihm ab.

So wie Ferdinand gewählt war, beschloß Thurn den Kampf, denn er fühlte, der Frieden sei auf die Dauer doch nicht zu erhalten. Darin hatte er Recht, großes Unrecht aber beging er durch die Art und Weise seines Auftretens. Als Mathias die Wahl seines Neffen in Böhmen durchgesetzt hatte, ging er mit ihm nach Ungarn und überließ die Statthalterschaft von Böhmen zehn Personen, unter denen besonders zwei Katholiken, die Herren von Martinitz und Slawata, von den Protestanten als die Urheber vieler ihnen widerwärtiger kaiserlicher Decrete mit wüthendem Hasse verfolgt wurden. Kaum hatte Mathias Böhmen verlassen, so erging in jener eben erwähnten Streitfrage ein kaiserliches Decret, welches die Protestanten in ihre Schranken zurückwies. Darüber erzürnt, drang am 23. Mai 1618 Thurn mit seinen Genossen auf's Prager Schloß. Man stellte jene beiden Herren zur Rede, es entstand ein Wortwechsel, der damit endete, daß die utraquistischen Stände den Martinitz und Slawata für ihre Feinde erklärten. Sobald das ausgesprochen war, ergriff Wilhelm von Lobkowitz den Martinitz und warf ihn mit dem Beistande anderer Genossen aus dem Fenster des Schlosses heraus, das wohl 60 Fuß über dem Schloßgraben sich befand. Gleiches erlitt Slawata durch den Grafen Thurn. Seinen beiden Herren folgte der Geheimschreiber Fabricius (Bild IV). Aber alle drei wurden errettet; Slawata hatte sich zwar einigermaßen durch den Fall beschädigt und konnte deshalb nicht, wie seine beiden Schicksalsgenossen, sofort aus Prag ent-

fliehen, man ließ ihn jedoch unbeachtet in dem Hause des katholischen Geistlichen, welcher ihn errettet hatte, denn auch der Verbrecher, dessen Strick reiße, werde für diesmal nicht gehängt.

Durch diese That war der Krieg erklärt, ein Einlenken nicht mehr gut möglich. Darum ergriffen die Utraquisten auch sofort mit Energie die Zügel der Regierung und zeigten in allen ihren Thaten, wie jenes Beginnen nicht ein Werk raschen Zornes, sondern eine That reiflicher Ueberlegung gewesen sei. Darauf erließen sie eine Apologie ihres Benehmen's, erklärten, sie hätten diese Gewaltthat an den Statthaltern ausüben müssen, um ihre Religion zu schützen, und maßen alle Schuld des Aufruhr's den Jesuiten bei. Es sei demnach ihr Verfahren nur eine rechtmäßige Widersetzung gegen Rechtsverletzungen, die von den Jesuiten veranlaßt worden wären. Daß sie diese sofort, wo sie sie nur antrafen, aus dem Reiche verjagten, folgte ganz natürlich aus diesen Vorgängen (Bild V).

Die Böhmen fanden bei ihrem Beginnen an vielen Orten in Deutschland lebhafte Theilnahme, namentlich bei der Partei, welche der Kurfürst von der Pfalz führte; sie begann sich sofort gegen die katholischen Mächte zu regen. Da war es denn doch sehr wichtig, daß trotz dieser Vorgänge in Böhmen Ferdinand von den Ungarn zu ihrem König erwählt war. So wie das geschehen, gedachte er mit Energie die Böhmen zu bändigen. Darin widerstrebte ihm seines Oheim's geliebter Minister, der Cardinal Klesel, rieth stets zum Frieden und bewog Mathias um so eher zu solcher Handlungsweise, je mehr dieser die Böhmen fürchtete (Bild VI). Durch List beseitigte Ferdinand diesen Mann, und nun beugte sich der schon todtkranke Kaiser dem Willen seines Neffen. Der Krieg begann, und gleich im Anfange desselben, im Frühjahre 1619, starb Mathias. An der Spitze der Heere Ferdinand's standen zwei Niederländer: Dampierre und Boucquoi, denn auf den Adel seiner Erblande durfte sich Ferdinand nicht verlassen; die entgegengesetzte Partei wurde von Thurn und dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld geführt. Sie suchte sich auf die pfälzische Partei und die Union zu stützen, während Ferdinand sich an die Liga und den katholischen König von Polen um Hülfe wandte. Um der Hülfe der Union gewiß zu sein, erwählten die Böhmen das Haupt derselben, Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem Könige.

Diese Wahl war für beide Theile, für die Wähler und für den Gewählten, eine unglückliche und unheilvolle. Zunächst vermehrte sie nur die Parteiung in Böhmen. Friedrich V. nämlich war Calvinist, der größte Theil der Böhmen aber der protestantischen Kirche zugethan; siehe da, welch' Anlaß zu Streitigkeiten! Friedrich V. war überdies jung, unerfahren und schwach, zu allerhand Jugendunternehmungen geneigt, vergnügungssüchtig, ohne den Ernst und die Kraft, welche seine schwere Stel-

lung erforderte. Ihn umgaben Freunde, deren Einfluß bedeutend war und eben deshalb die Führer der Böhmen, den Thurn und Mansfeld, zur Eifersucht und zum Neide entflammte. Und dagegen Ferdinand II., der neu erwählte Kaiser! Kein genieller Mann, aber wie fest, wie tüchtig! Umbräut in seiner Hofburg zu Wien von den Schaaren der Böhmen und Ungarn, bestürmt von dem trotzigen Adel Oesterreich's, aus dessen Mitte einer sogar ihn beim Rockknopfe faßte und drohend ihm zuzurief: „Ferdinandule, non subscribes?" (Nandel, willst Du nicht unterschreiben?), blieb er unbeugsam, selbst jener Rohheit gegenüber. Wer aber ausharrt, der wird gekrönt; denn in dem Momente klangen laute Trompeten in's Schloß herein, Dampierre's Cuirassiere zogen ihrem Herrn zu Hülfe und zerstoben war jene Schaar trotziger Edelleute. Und wie er hier gerettet worden, so auch weiter. Die Liga und ihr Haupt, Max von Baiern, unterstützten Ferdinand, und das Resultat des Kampfes war für ihn ein glückliches. Die Böhmen wurden in der Schlacht am weißen Berge (1620) besiegt und ihr König entfloh in kopfloser Eile. Der Kaiser konnte jenen Aufstand in Böhmen nicht wohl für etwas Anderes, als für eine offene Rebellion halten und demgemäß verfahren. Es war aber sehr gebräuchlich, besiegten Rebellen die ertheilten Privilegien zu nehmen, und so geschah es auch hier. Der Majestätsbrief wurde vernichtet (Bild VII), die Jesuiten kehrten nach Böhmen zurück und gegen die gefangenen Rebellen schritt man strafend ein. Aber auch diese zeigten sich ehrenwerth und tüchtig. Manchen von ihnen gewährte Tilly Gelegenheit zur Flucht, doch sie benutzten sie nicht und wollten für ihr gutes Recht lieber das Aergste erleiden. Das bewegte und rührte den Kaiser; nach langen Kämpfen erst unterschrieb er das Todesurtheil und viele Böhmen aus edlem Geschlechte verbluteten auf dem Schafott (Bild VII). Alle Grausamkeiten, die bei der Unterwerfung des Landes vorgingen, darf man nun doch nicht allein dem Kaiser anrechnen, sondern man muß bedenken, daß in der Zeit grausame Strafen nicht ungewöhnlich waren. Hatten die Utraquisten jene drei Männer zum Fenster herausgestürzt, so war es zwar eine harte, aber nicht unerhörte Strafe, wenn man z. B. dem Kanzler der Universität Prag, dem Jessenius, die Zunge herausriß (Bild VII). Um die Kosten des Krieges bestreiten zu können, hatte Ferdinand II. seine Herrschaften zum Theil verpfänden müssen; deshalb zog er viele Güter der Rebellen ein und verkaufte oder verschenkte sie an seine Getreuen. Dann katholisirte er Böhmen so, wie er das in seinen Erblanden gethan. Und das gelang ihm hier so gut, wie dort. Wunderbarer Contrast! Hier unterliegt der Protestantismus dem ersten Ansturme und in den Niederlanden hält er sich in ungeheurem Kampfe. Man hat in Böhmen die Protestanten mit Hunden in die Messe gehetzt, man hat sie in den Niederlanden in ähnlicher Weise behandelt, und wie verschieden ist der Erfolg in beiden Landen!

Durch die Annahme der böhmischen Königskrone hatte Friedrich V. sich schweren Landfriedensbruches schuldig gemacht und den Kaiser in seinen eigensten Interessen verletzt. Hätte er Kaiserrechte nicht anerkannt, ihm wäre viel leichter Verzeihung geworden; aber dieser Angriff auf Ferdinand's Hausmacht forderte strenge Rache. Seit langer Zeit standen die pfälzischen Wittelsbacher an der Spitze der Opposition und waren zugleich dem bairischen Zweige ihres Hauses verfeindet; sollte nun der Kaiser die Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen, diese Opposition zu brechen, das bairische Haus Wittelsbach zu belehnen und dem Katholicismus in dem Kurfürstencollegium das Uebergewicht zu verschaffen? Er that das nicht, sondern erklärte Friedrich V. in die Acht, nahm ihm und seinen Kindern das Kurland und die Kurwürde und verlieh Beides dem Herzoge Max. Das geschah nun nicht in gesetzmäßiger Form und rief deshalb vielfachen, aber unnützen Widerspruch hervor.

Diesem Spruche gemäß zogen die Truppen der Liga unter Tilly in die Oberpfalz, um sie zu erobern, wobei zu ihnen spanische Hülfsvölker aus den Niederlanden stießen. Alle diese Vorgänge erregten die Protestanten in Norddeutschland so, daß sie ernstlich daran dachten, ein Defensivbündniß gegen ähnliche Uebergriffe des Kaisers zu schließen. Während sie darüber noch mit dem Könige von Dänemark, der als Herzog von Holstein zum niedersächsischen Kreise gehörte, hin und her unterhandelten, begann der Prinz Christian von Braunschweig offen für den Kurfürsten von der Pfalz in die Schranken zu treten. Ihn bewog einmal dazu Abenteuerlust, Liebe zur Frau des vertriebenen Fürsten und dann die Furcht, welche ihn, sein ganzes Haus und die meisten protestantischen Fürsten quälte, der Kaiser werde die Bisthümer und Stifter, die von Protestanten verwaltet wurden, für die Katholiken zurückfordern. Er selbst, Christian, war Administrator von Halberstadt, und so waren viel' andere Bisthümer zur Apanage für jüngere Prinzen benutzt worden. An Christian schloß sich der Graf von Mansfeld. Beide waren nur Söldnerführer, und namentlich zeigte sich Christian während dieses Kampfes als ein wüster und wilder Mensch, dessen geistige Interessen gewiß nicht von großer Bedeutung waren. Der Kaiser that ihn in die Acht und schickte zu ihrer Ausführung den Tilly mit dem Heere der Liga nach Norddeutschland. Glücklich besiegte dieser die Räuber und benutzte sein Uebergewicht dazu, den Katholiken auf alle nur mögliche Art und Weise das Verlorene wieder zu schaffen. Immer wahrscheinlicher wurde es den Protestanten, daß man ihnen die Bisthümer abnehmen wolle, und immer enger schloß sich der Kreis an Christian IV. von Dänemark, der die Interessen seines Hauses durch Tilly's Auftreten auch gefährdet sah.

Angesicht's dieser drohenden Gefahr beschloß Ferdinand II., nicht weiter von

der Liga abhängig zu bleiben, da deren Interessen doch wohl bisweilen von denen, die er verfolgte, verschieden sein mochten. Mansfeld und Christian von Halberstadt hatten gezeigt, wie man ein Heer auch ohne Mittel aufbringen und erhalten könne. Es handelte sich nur darum, ob der Kaiser einen Mann finden würde, der, diesen beiden Condottieren ähnlich, sich derselben Mittel, wie jene, mit Geschick bedienen würde. Und er fand die geeignete Persönlichkeit in dem böhmischen Edelmanne Wenzel Eusebius Freiherrn von Waldtstein und Fürsten von Friedland.

Waldtstein entflammte einer nicht eben reichen Czechenfamilie in Böhmen und war in der protestantischen Religion erzogen, späterhin aber trat er zum Katholicismus über und gewann durch eine glückliche Heirath bedeutenden Reichthum. Als der Aufstand gegen Ferdinand losbrach, blieb er treu und wußte für seine Dienste sich so viel aus den eingezogenen Gütern der Rebellen theils durch billigen Kauf, theils als Geschenk zu verschaffen, daß er einer der reichsten böhmischen Magnaten wurde. In all' diesen Kämpfen hatte er sich unter den Söldnern sowohl durch glückliche Führung, als auch durch Freigebigkeit einen so geachteten Namen gemacht, daß ihm, so wie er nur die Werbetrommel rühren ließ, die Söldner von allen Seiten zuliefen (Bild VIII). Ihm galt es ganz gleich, ob ein Soldat Protestant oder Katholik, ob er ein sittlicher oder unsittlicher Mensch war, wenn er sich nur tapfer und streng gehorsam zeigte. Dem Tilly und Waldtstein gelang es, jener norddeutschen Opposition Herr zu werden. Christian von Halberstadt starb während des Kampfes, ebenso Mansfeld, als er sich vor dem verfolgenden Waldtstein flüchtete; der König von Dänemark aber wurde so geschlagen, daß er auf seinen Inseln Schutz suchen mußte. Auch dahin wollte ihn Waldtstein verfolgen und zu diesem Zwecke eine deutsche Seemacht schaffen. Jene Kriege in Norddeutschland schienen diesem Feldherrn sehr geeignet zu sein, sie selbst zu hohen Würden zu erheben. Er hatte sein Auge auf die mecklenburgischen Herzogthümer gerichtet, und wie konnte der Kaiser seinen Wünschen widerstreben? So wurden denn, um dem böhmischen Edelmanne eine Genüge zu thun, diese deutschen Reichsfürsten ohne Urtheil und Recht ihrer Besitzungen beraubt und mit dem Raube der Czeche für seine Dienste belohnt.

Da schien es, als würde der Katholicismus vollständig obsiegen.

Zwei reichsfürstliche Häuser waren ihrer Besitzungen beraubt; in einem Theile der Oberpfalz standen die Spanier, Waldtstein in Mecklenburg, Tilly und Graf Pappenheim gedachten, sich im Braunschweigischen Besitzungen zu erwerben und so in früher ganz protestantische Gegenden die alte Kirche zurückzuführen. Drei Bisthümer in Norddeutschland hatte man in die Hand eines habsburgischen Erzherzog's gelegt und denselben Mann ebenso reich im Süden Deutschland's bedacht.

In den Erblanden waren die Protestanten besiegt, Sachsen durch die Abtretung der Lausitz dem Kaiser gewonnen, Brandenburg durch den Zwiespalt zwischen dem calvinistischen Kurfürsten und den streng lutherischen Ständen ganz geschwächt, die Liga durchaus unbedeutend geworden; Alles schien günstig, um mit Einem Schlage den Protestantismus vollständig zu demüthigen. Und diese letzte Demüthigung sollte durch das Restitutionsedict (1629) herbeigeführt werden. Dadurch forderte der Kaiser alle Bisthümer und geistlichen Besitzungen zurück, welche seit dem Augsburger Religionsfrieden an die Protestanten gekommen waren. Das traf diese wie ein Erdbeben und rief die furchtbarste Aufregung hervor, denn demnach wurde der ganze Besitzstand verändert. Der Kaiser sah voraus, daß bei der Durchführung dieses Edictes noch ein harter Kampf gekämpft werden würde, und schloß deshalb im J. 1629 mit dem Könige von Dänemark zu Lübeck Frieden.

Gewiß war die Lage der Protestanten eine sehr gefährdete! Aber wenn die Noth am größten, dann ist auch die Hülfe am nächsten! Und zwar kam sie zunächst aus den Reihen der Gegner. Als Ferdinand II. den Kurfürsten von der Pfalz vertrieb, seiner Würde entsetzte und seine Länder einzog, da geschah das zum Besten eines andern deutschen Reichsfürsten, der überdies demselben Hause wie der Beraubte angehörte. Außerdem hatte ja Karl V. Aehnliches gethan und das Geschehene war später von den Betheiligten selbst anerkannt worden. Jetzt aber nahm man einem Fürstenhause seine Besitzungen, um damit einen Slaven, den der Deutsche nie als einen Ebenbürtigen ansah, überreich zu begaben und in die Reihe der geborenen Fürsten heraufzuheben. Und mit dieser Standeserhöhung schien es doch noch nicht abgethan; andere Feldherren hegten ähnliche Pläne; „man bedürfe“, meinte Waldtstein, „der Fürsten und Kurfürsten nicht mehr, man müsse ihnen das Gasthütel abziehen.“ Wäre das nur so ein leicht hingesprochenes Wort gewesen, es hätte wohl schon Beachtung verdient; aber der kaiserliche Feldherr schien es ganz ernstlich zu meinen und trat gegen die Reichsfürsten mit der größten Anmaßung und dem empörendsten Hochmuthe auf. Da erklärte sich denn Maximilian von Baiern für die mecklenburger und braunschweiger Herzöge, und durch seine Vermittelung wurde die Ausführung des Restitutionsedictes auf einen noch abzuhaltenden Fürstentag verschoben. Daß der Kaiser sich so weit fügte, lag in dem dringenden Wunsche, welchen er den Fürsten aussprach: sie möchten seinen Sohn zum Könige erwählen. Und dies Interesse bewog ihn denn auch endlich, nach langem Kampfe den Klagen der Fürsten über Waldtstein's Treiben nachzugeben und diesen Mann vom Commando zu entfernen.

Mit diesen beiden Zugeständnissen, welche der Kaiser gegeben, nämlich über das Restitutionsedict auf einem Fürstentage zu verhandeln und dem Waldtstein das

Commando zu nehmen, war allerdings für den Augenblick den Protestanten Sicherheit gewährt; Niemand aber konnte sagen, wie lange sie dauern und wie weit reichend sie sein würde. Gerade in dieser Zeit, am 24. Juni 1630, landete auf dem Ruden, einer Schifferstation bei der Peenemündung, der König von Schweden, Gustav Adolf (Bild IX).

Es ist doch eine seltsame Erscheinung, daß damals unter den deutschen Katholiken viel' tüchtige Männer sich fanden, daß aber der protestantischen Partei in Deutschland fast jede Capacität fehlte. Jetzt trat, wie zur Aushülfe, aus benachbartem Lande, aus stammverwandtem Volke ein Mann für den Protestantismus in die Schranken, dem Wenige in seiner Zeit, wie ein gleichzeitiger Katholik sagt, nur ähnlich waren, Keiner aber ebenbürtig sich zeigte. In ihm lebte der regste Eifer für die Kirche, und es ist lächerlich, Aussprüche, welche das auf's klarste bezeugen, ohne Grund als Ausdrücke der Heuchelei darzustellen. Ihn trug und erhob das Bewußtsein, daß durch ihn sein Volk zum erstenmal für die Weltgeschichte Bedeutung bekäme und ein so entscheidendes Wort in einem Kampfe um die höchsten Interessen zu sprechen habe. Da zeigte es sich klar, wie das meerumspülte, isolirte, rauhe Bergland des Nordens mit seinen weiten Fjelds und kalten Schneestürmen, mit den großen Seeen, den prächtigen Flüssen und vor Allem mit diesen herrlichen Menschen, wie dies Wunderland Europa's die Hochburg des Protestantismus sei und für alle Zeit bleiben werde.

Und was bewog diesen blonden Nordlandsmann, über's Meer mit seiner kleinen Schaar zu kommen und seine braven Bauernbursche so weit von ihren stolzen Bergen fortzuführen? Es war das die Gefahr, die ihm und seiner Religion auch in jenen Eisregionen vom Katholicismus drohte. Sein Vetter Sigismund, der katholisch gewordene Sproß des Wasahauses, der über Polen herrschte, feindete ihn an und mit dem Polenkönige verwandt und eng verbündet war Ferdinand II. und Philipp III. von Spanien. Welch' mächtige katholische Kette und wie einig damals! Sigismund half seinem Schwager Ferdinand in dessen Kämpfen gegen die aufrührerischen Vasallen, ebenso Philipp III., und dafür überließ der Kaiser dem polnischen Könige deutsche Truppen, damit sie gegen Gustav Adolf fechten sollten. Da gedachten die Spanier einen schwedischen Hafen einzunehmen, und wenn das geschehen, dann sollten die Polen mit frischer Kraft Schweden angreifen und die katholische Kirche zu Sieg und Ehre führen. Wahrlich, das war doch klar, für Gustav Adolf mußten die deutschen Protestanten eine Vormauer bilden, und deshalb konnte er sie schon seines Nutzens wegen nicht fallen lassen. Auch Frankreich's Vortheil war es nicht, wenn die Protestanten so vollständig dem Kaiser unterworfen würden; die Franzosen hatten deshalb den Kurfürsten Moritz unterstützt und halfen

jetzt auch dazu, dem Kaiser einen neuen Feind zu erwecken. Sie vermittelten nämlich den Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen, der es erst Gustav Adolf möglich machte, nach Deutschland zu ziehen.

Wie nahmen nun wohl die deutschen Protestanten den König auf? Man sollte meinen, mit offenen Armen! Und doch war dem nicht ganz so. Das Volk zwar jubelte ihm fast aller Orten entgegen, denn es haßte die wilden Söldner Tilly's und Waldtstein's und erkannte bald, wie anderer Sinn im schwedischen Heere sich zeige. Nicht erlaubte man da dem Soldaten jede Ausschweifung und jede Schandthat, sondern in diesem wahrhaft nationalen Heere, welches der König mit herüberbrachte, lebte jener strenge, ernste und fromme Sinn des Nordens, der Jeden anweht, welcher die Küsten der Ost- und Nordsee betritt und dort einkehrt, sei es nun in die Hütte des pommer'schen Bauern oder in das Herrenhaus des kurländischen Edelmannes oder in die behäbige Wohnung des norwegischen Odalsbauern. Unsere Väter haben uns ja auch oft erzählt, wie still und ernst und fromm jene Schweden waren, welche mit Bernadotte gegen Napoleon kriegten. Wie oft sah man diese schönen Leute die Psalmen oder das neue Testament aus dem Kollet nehmen und frühmorgens, ehe die Trompete sie zum Abmarsch zusammenrief, auf den Treppenstufen oder in den Vorhallen sitzend, sich zu ihrem schweren Tagewerk stärken!

Alles war anders in diesem Heere, wie bei den deutschen Truppen. Schweden ist volks- und geldarm, daher konnte es nicht solche Truppenmassen und in solcher Ausrüstung stellen, wie Deutschland. Die Regimenter waren kleiner und deshalb beweglicher, als die kaiserlichen, dazu der einzelne Mann viel leichter gepanzert; aber Alles war vortrefflich eingeübt und Schlachten gewann man weniger durch den Druck der Massen, als durch Begeisterung und gute Taktik.

Wenn also auch das Volk diese Hülfe als eine Rettung aus tiefer Noth ansah, so hegten die Fürsten, und namentlich die bedeutenderen, die Säulen des Reiches, doch andere Ansichten. Was hatte denn das Einschreiten des Dänenkönig's der protestantischen Sache genützt? Wie hart hatten seine Verbündeten büßen müssen! Und doch war jener König zugleich deutscher Reichsfürst und hatte nur das, was er besaß, im Kampfe vertheidigen wollen. Welche Strafe aber erwartete, falls der Kaiser siegte, wohl den, der sich mit diesem fremden Fürsten vereint hatte! Und dann, wenn nun die Schweden die Oberhand gewännen, wer sollte sie entschädigen? So mußte Gustav Adolf den Herzog Bogislav XIV. von Pommern und den Kurfürsten von Brandenburg, seinen Schwager, erst mit Gewalt zu einer Allianz nöthigen. Nur kleinere Fürsten, deren Existenz durch den Kaiser bedroht war und die deshalb das Aeußerste wagten, wie Braunschweig, Lüneburg,

Hessen-Kassel und der Administrator von Magdeburg, sie traten nach und nach zum Könige über.

Als Gustav Adolf in Pommern gelandet war, eilte Tilly nach Norden in's Mecklenburgische, um das weitere Vordringen des König's zu hemmen. Der aber wich ihm aus, zog nach Südosten und nahm den Kaiserlichen Frankfurt a. d. O. Somit war Tilly's Flanke und Rücken bedroht, zumal sich die starke Elbfestung Magdeburg für die Schweden erklärte.

Diesen starken Waffenplatz konnte Tilly den Schweden nicht gönnen und belagerte ihn demnach mit aller Macht. Gustav Adolf schickte der Stadt einen tüchtigen Commandanten, er selbst aber blieb in Landsberg an der Warthe und unterhandelte mit Kurbrandenburg und Kursachsen um eine Allianz. Ob er geglaubt, Magdeburg würde sich auch ohne schleunigen Entsatz halten können, ob er wirklich so gefährdet war, wenn er der Stadt zu Hülfe zog, ehe jene beiden Fürsten ihm beigetreten, das wollen wir nicht näher untersuchen; genug, er zögerte und die Entscheidung trat wider Erwarten schnell ein.

Als Tilly nämlich einsah, er würde die Stadt mit Gewalt nicht nehmen, versuchte er es mit List. Er that, als zöge er ab, und verlockte dadurch die Bürger zu größerer Ruhe und Nachlässigkeit. So wie das Graf Pappenheim, der sich im kaiserlichen Heere befand, durch die Croaten erfahren hatte, begann er den Sturm. Am 20. Mai des Jahres 1631 wurde das Schicksal der Stadt entschieden (Bild X). Fürchterlich wütheten die Söldnerbanden und ein paar Tage lang überließ man sie ganz ihrer viehischen Rohheit. Man hat wohl oft behauptet, Tilly habe seine Soldaten zu solchem Treiben ermuntert; indessen widerspricht das seinem Charakter und seiner Denkweise. Erst nachdem sich die erste Wuth gelegt hatte und einige Ordnung wieder hergestellt war, betrat Tilly in Pappenheim's Begleitung die Stadt. Von Magdeburg aus zog er nach Hessen und kehrte von da in den Kurkreis Sachsen zurück. So wie er nach der Eroberung Magdeburg's seine Truppen nicht hatte bändigen können, so gelang ihm das auch hier nicht. Furchtbar wurde Sachsen verwüstet, und das bewog den Kurfürsten Johann Georg, sich an Gustav Adolf um Hülfe zu wenden. Der König wandte sich darauf gegen Tilly und schlug ihn in der Nähe von Leipzig. Nach dem Siege fielen die sächsischen Truppen in Böhmen ein, die Schweden aber zogen den Main und Rhein entlang nach Süddeutschland.

Als der Kaiser sah, wie das „Schneeköniglein" so gewaltig siege und unaufhaltsam gerade in die katholischen Territorien am Main und Rhein herabziehe, da fürchtete er für sein Werk und glaubte nach Tilly's Besiegung, daß nur Einer und zwar der von ihm schwer gekränkte Waldtstein den Katholicismus schützen könne.

Ferdinand II. unterhandelte deshalb mit dem Fürsten und bewog ihn endlich zur Annahme des Oberbefehl's; aber welche Opfer kostete das dem Kaiser? Er mußte dem Fürsten über das Heer wahrhaft königliche Gewalt zusichern und nach Beendigung des Feldzuges große Belohnungen versprechen.

Während Waldtstein in Böhmen ein Heer sammelte, vollendete Gustav Adolf seinen Sieges- und Triumphzug. Am Anfange des Jahres 1632 befand sich der König in Mainz und hatte dort um sich eine Menge deutscher Fürsten vereint. Je größere Erfolge der König errang, desto umfassender gestalteten sich seine Pläne. So liegt ein Actenstück vor, welches mit den Worten beginnt: „Das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ein neu evangelisch Haupt, das vorletzte neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte." So hatte schon im October 1631 Kurfürst Johann Georg von Sachsen „sich präsentirt als derjenige, der treulich rathen und helfen wolle, daß Sr. Majestät die römische Krone auf das Haupt gesetzt werde." Was der König wünschte, hat er zusammengefaßt in dem Ausdrucke: „das Dominium über die Ostsee"; er gedachte wohl, seine Tochter Christine mit ihrem Vetter von Brandenburg zu vermählen und so jenem Staatensysteme Festigkeit zu verschaffen. Von Mainz rückten die Schweden rheinaufwärts bis gegen die Donauquellen, zogen diesen Fluß entlang nach Baiern hinein und besiegten am Lech den Tilly, der darauf an seinen Wunden in Ingolstadt starb. Das war Maximilian's letzter Schutz; als der gefallen, konnte er auch seine Hauptstadt München nicht länger halten und wich immer weiter nach Osten gegen Böhmen hin zurück. Er wollte sich mit Waldtstein vereinigen, der die Sachsen aus Böhmen nach Schlesien gedrängt hatte und nun nach Franken ziehen und dadurch die Schweden von den Sachsen trennen wollte. Die Vereinigung der Baiern und der Kaiserlichen geschah zu Eger und darnach rückten die Alliirten wirklich gegen Franken vor. Sie bezogen bei Nürnberg ein festes Lager und ließen an dessen starken Umwallungen den Muth der Schweden sich versuchen, ohne doch eine offene Feldschlacht zu wagen. Hier kämpfte Waldtstein nicht unglücklich, jedoch erfolgte keine eigentliche Entscheidung. Ehe es dazu kam, bedurfte es noch mancher Hin- und Herzüge, die sich aber alle sehr wohl aus der Lage der Dinge rechtfertigen lassen.

Man halte nur immer den Gesichtspunkt fest, daß Gustav Adolf vorzüglich dahin strebte, Baiern's Uebermacht zu brechen, wohingegen Waldtstein nur wünschen konnte, Sachsen und Brandenburg den Schweden zu entfremden. Endlich traf man sich zwischen Saale und Elbe, in der Ebene, in welche das sächsische Erzgebirge, der Thüringerwald und der Harz münden. Sie liegt wie ein Meerbusen, von Bergland umgeben, und wenn man von den Bergen herabsteigt, um den Osten Deutschland's zu unterwerfen, dann wird hier der Vertheidiger sich postiren

müssen. Zieht man sich dagegen aus dem Osten nach Westen zurück, dann concentrirt man hier seine Truppen, und mit dem Rücken an die nach Westen aufsteigenden Bergreihen sich lehnend, bietet man hier dem drängenden Feinde den Kampf an.

Am 6. November 1632 stießen die Schweden und Kaiserlichen bei Lützen aufeinander. Waldtstein hatte sein Heer ganz vortrefflich aufgestellt, weswegen der Kampf äußerst heftig hin- und herwogte. Besonders hartnäckig wurde eine kaiserliche Batterie im Centrum vertheidigt, so daß der König endlich selbst an der Spitze des småländischen Regiment's Stenbeck den Sturm versuchte. In diesem Kampfe wurde zuerst das Pferd Gustav Adolf's durch einen Pistolenschuß schwer verwundet und er selbst erhielt dann eine Kugel in den linken Arm. Bei ihm befand sich nur eine kleine Suite; es war der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, welcher als Freiwilliger dem Könige diente, dann des König's Page, ein Junker von Leubelfing aus Nürnberg, und zwei Reitknechte. Der Herzog wollte nun den König zum rechten Flügel der Schweden hin in Sicherheit bringen und machte, um nicht zu sehr in's Gedränge der Truppen zu kommen, einen kleinen Umweg. Dabei stießen ganz unerwartet kaiserliche Reiter auf die Fliehenden und ein Oberstlieutenant der Kaiserlichen, ein Herr von Falkenberg, durchschoß dem Könige im Getümmel das Rückgrat. Der König fiel vom Pferde, blieb aber mit Einem Fuße im Steigbügel hängen und wurde noch eine Strecke weit fortgeschleift. Währenddeß war seine Umgebung von ihm abgekommen, so daß nur der einzige Leubelfing bei ihm sich befand. Der sprang alsbald vom Pferde und bat seinen Herrn, sich auf seinem Rosse zu retten (Bild XI), doch dazu reichten des König's Kräfte schon nicht mehr aus. Gerade in dem Momente schwärmten friedländische Reiter vorbei, und die Gruppe gewahrend, fragten sie den Leubelfing, wer sein verwundeter Gefährte sei. Der antwortete vorsichtig: „ein Offizier", doch die Reiter schienen seiner Aussage nicht recht zu trauen, verwundeten den Pagen mehrfach und tödteten den König vollends; dann plünderten sie die Beiden aus und jagten davon. Den Pagen hat man später lebend nach Naumburg gebracht und etwa einen Monat durch sorgfältige Pflege noch erhalten. Aus seinem Munde stammen jene Details. Wenn durch den Tod des König's die protestantische Partei schwer betrübt wurde, so verlor auch die katholische einen ihrer Hauptvertreter, den Grafen Pappenheim (Bild XI).

Der Sieg verblieb den Schweden, welche Bernhard von Weimar als Oberbefehlshaber führte, und er hatte die Folge, daß Waldtstein sich nach Böhmen zurückzog.

Mit dem Tode Gustav Adolf's veränderte der Krieg vollständig seinen Charakter; es verschwindet immer mehr die confessionelle Färbung desselben und immer

schärfer treten die Interessen der Habsucht in den Vordergrund. Von jetzt ab kämpfte Schweden nur um Entschädigung, denn die idealen Gedanken des König's hatten keinen vollbürtigen Vertreter in dem Kanzler Oxenstjerna gefunden.

Von jetzt ab tritt Frankreich bestimmend und maßgebend hervor, und so wie Richelieu, ein Cardinal der römischen Kirche, mit Protestanten sich verband, da konnte wohl schwerlich mehr ein Kampf um confessionelle, sondern hauptsächlich nur um politische Interessen geführt werden. Gustav Adolf hatte nie daran gedacht, Stücke von Deutschland an Frankreich vergeben zu wollen; Oxenstjerna aber und die neben ihm stehenden Feldherren dachten nur an materiellen Gewinn, und da sie an der Ostsee Besitzungen wünschten, Frankreich jedoch am Rhein, und somit Keiner dem Andern hinderlich wurde, so verständigten sich beide Mächte bald.

Durch den Tod Gustav Adolf's sah sich Sachsen nicht ungern eines übermächtigen Bundesgenossen entledigt, und es war das der beste Augenblick, sich der Vorstandschaft des evangelischen Reichstheiles zu bemächtigen. Dazu trieb auch Richelieu, und Ferdinand II. zeigte sich zu Unterhandlungen bereit. Doch der Kurfürst Johann Georg ließ die Zeit ungenützt verstreichen, und so verblieb die Leitung der protestantischen Angelegenheiten einem schwedischen Edelmanne, dem Kanzler Oxenstjerna. Dieser vereinte nämlich die süddeutschen Protestanten im Jahre 1633 durch den Bund zu Heilbronn und knüpfte sie an die Schweden. Da nun Sachsen und Brandenburg immer noch, wenn auch mit Widerwillen, Schweden's Verbündete waren, da Frankreich den Kanzler unterstützte, da Bernhard von Weimar und der schwedische Feldmarschall Horn siegreich nach Süden hin vordrangen, da konnte man wohl wähnen, der Sieg sei für immer an die Fahnen der Protestanten gefesselt. Und welch' eine Umwälzung der Dinge schien sich vorzubereiten, als Waldtstein's Ruhe und Thatenlosigkeit, dann später seine Unterhandlungen mit Frankreich, mit Schweden und Sachsen die Aussicht eines Abfall's vom Kaiser eröffneten! Doch wie bald änderte sich die Lage der Dinge! Zuerst durch den Tod Waldtstein's (Februar 1634). Ob der Friedländer ein Verräther gewesen, oder ob er nur deswegen geopfert ist, weil er seinem Monarchen gegenüber eine Machtfülle besaß, die einem Unterthanen nicht geziemte, das zu erörtern, wäre hier nicht an der Stelle. Nach seinem Tode trat Kaiser Ferdinand's Sohn nominell an die Spitze des Heeres, der eigentliche Führer aber war Graf Gallas. Dem kam die Uneinigkeit, welche in der protestantischen Partei herrschte, sehr zu Statten. Da standen sich Oxenstjerna und Bernhard von Weimar in Eifersucht gegenüber, da versuchte Sachsen, die süddeutschen Glaubensbrüder von Schweden ab auf seine Seite zu ziehen, da feindete Brandenburg die Schweden an, weil diese nach Bogislav's XIV. Tode das Meerland Pommern, welches nach alten Erbverträgen

an die Mark fallen mußte, für sich als wohlgelegene Entschädigung in Anspruch nahmen.

Gallas benutzte diese Zustände, begann den Krieg mit größerer Energie zu führen und schlug die Schweden bei Nördlingen (1634) so vollkommen, daß Horn gefangen genommen und Bernhard von Weimar für den Augenblick kampfunfähig gemacht wurde. Die Folgen dieses Sieges waren bedeutend, denn die Kaiserlichen gewannen die Oberhand in Süddeutschland, und so verzweifelt erschien hier den Protestanten ihre Lage, daß sie sich an Frankreich um Hülfe wandten und dafür den Elsaß versprachen. War schon Oxenstjerna über diese feige Hingabe deutscher Territorien erbittert, um wie viel mehr Sachsen und Brandenburg. Und diese Scham, die sie wegen des Benehmens ihrer Bundesgenossen fühlten, bewog sie, im Jahre 1635 mit dem Kaiser einen Frieden zu Prag zu schließen.

Das grenzenlose Elend, das schon damals als eine Folge des Krieges in Deutschland sich zeigte, es ließ den Prager Frieden als eine wahre Wohlthat erscheinen und veranlaßte so manchen Fürsten, sich anzuschließen. Man hatte gehofft, auch Bernhard von Weimar würde die Verbindung mit den Fremden aufgeben und dem Kaiser sich zuwenden, doch vergeblich waren alle Aufforderungen dazu; er verbündete sich vielmehr eng mit Frankreich und hoffte, den Elsaß als Belohnung zu behalten. Dort im Westen des Reiches hat er denn auch bis an seinen Tod (1639) gegen den Kaiser gefochten.

Wegen des Prager Friedens haben beide Kurfürsten manche Unbill von den Schweden erleiden müssen, die sie um so schwerer drückte, je weniger sie sich bei ihrer Allianz mit dem Kaiser der Zustimmung ihrer Unterthanen zu erfreuen hatten. So blieb die Stellung der Parteien bis zum Ende des Krieges. Obgleich im Jahre 1637 Kaiser Ferdinand II. starb und ihm sein milder Sohn, Ferdinand III. (1637 bis 1657) folgte, so hatte das doch keinen Einfluß auf die Politik des habsburgischen Hauses.

Da der Krieg ohne bedeutende Resultate endlos sich zu verzögern schien, so berief Ferdinand III. auf Ansuchen der Kurfürsten zum Jahre 1640 einen Reichstag nach Regensburg. Auf diesem wurde bestimmt, daß die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück eingeleitet werden sollten, und so begannen die Gesandten der betheiligten Parteien im Jahre 1642 auch wirklich daselbst ihr Werk.

Weil aber so unendlich viel streitende Interessen zu versöhnen waren, erfolgte der Abschluß des Friedens erst nach sechsjährigen Unterhandlungen. Da erhielt denn

1) Schweden ganz Vorpommern, Rügen und einen Theil von Hinterpommern, ferner Wismar und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer. Für diese Besitzungen wurde der König von Schweden deut-

scher Reichsfürst. Außerdem mußten dem Heere noch 5,000000 Thaler gezahlt werden.

2) Frankreich erhielt ohne weitere Beziehung zum Reiche die Hoheit über Metz, Toul, Verdün und den Elsaß.

3) Hessen-Kassel erhielt einige Abteien und Lehen nebst 600000 Thaler.

4) Brandenburg erhielt die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, das Erzstift Magdeburg als Herzogthum und einen Theil von Hinterpommern.

Das waren die Hauptstipulationen über den Besitzzustand; außerdem verkündete man noch eine allgemeine Amnestie, schuf eine achte Kur für die vertriebene Linie Wittelsbach und gab ihr nur die Rheinpfalz wieder, während das Erztruchseßamt und die Oberpfalz bei Baiern verblieb. Natürlich bestätigte man den Passauer Religionsfrieden und beseitigte das Restitutions-Edict (Bild XIII).

Werfen wir noch, ehe wir von dieser Zeit scheiden, einen Blick auf den Zustand der Kirche, an den der Künstler uns im XII. Bilde durch die Portraits der berühmtesten protestantischen Theologen des siebenzehnten Jahrhundert's erinnert.

Die lutherische Lehre war durch die im Jahre 1580 edirte Concordienformel fixirt und scharf und genau nach allen Seiten hin abgegrenzt worden. Die systematische Vollendung dieser Formel, die fortgesetzte Polemik gegen die Katholiken und Calvinisten, verwandelte die lutherische Theologie in eine neue dialektische Scholastik. An die Stelle des rechten, lebendigen Glaubens, der innig und ächt praktisch christlichen Richtung trat eine todte Orthodoxie, eine starre Rechtgläubigkeit, ein Scheinglaube ohne die Früchte des Geistes. Diese fanatische und zelotische Theologie fand ihre Hauptvertretung im Kurfürstenthume Sachsen, von wo ja auch die Concordienformel ausgegangen war. Nicht genug, daß die protestantische Kirche nach außen hin so schwere Kämpfe auszufechten hatte, trat in ihr die Spaltung zwischen Lutheranern und Calvinisten scharf und scheidend hervor und erfüllte ganz Deutschland mit Streit und Unfrieden. Ja! hätten die lutherischen Theologen es vermocht, sie hätten in ihrem Eifer die Reformirten von dem Frieden zu Münster und Osnabrück ausgeschlossen. Da muß man denn doch zugestehen, daß sich der Calvinismus viel duldsamer und toleranter zeigte. Diese Lehre fand unter den Fürsten ihren Hauptvertreter in Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten von Brandenburg. Und wie dieser Herr eine andere Persönlichkeit ist, als die schwelgerischen, dem Trunke ergebenen, unbedeutenden Kurfürsten von Sachsen, so läßt er sich auch nicht von Hoftheologen leiten, und wir finden in Berlin so widerlich jesuitische Figuren nicht, wie die des gefügigen Hofpredigers Hoe von Hohenegg in Dresden. Lebhaft erinnert dieser Mann an den Erzbischof Cranmer von Canterbury, Heinrich's VIII., des unersättlichen Lüstling's, nachgiebigen Reformations-

Gehülfen. Da nun damals Brandenburg ein entschiedenes Uebergewicht im Reiche erhielt, da es überall als Schützer und Wahrer protestantischer Interessen dem Katholicismus gegenüber auftrat, und da Sachsen immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, so beharrte es um so fester auf seiner lutherischen Orthodoxie, um als Mittelpunkt dieser Ansicht eine bedeutende Stellung sich zu wahren. Dagegen legte dem Kurfürsten von Brandenburg der Zustand seiner Staaten den Gedanken der Toleranz sehr nahe. Er selbst war Calvinist, der größte Theil seiner Unterthanen waren strenge Lutheraner oder Katholiken; mußte es ihm da nicht wünschenswerth erscheinen, daß jeder Theil zwar seinem Glauben gemäß, aber ohne den andern anzufeinden, in Ruhe und Frieden lebte. Nun bestand aber ein Haupttheil der damaligen Pastoral-Thätigkeit darin, daß der Geistliche in Schriften oder von der Kanzel herab mit Schelt- und Schimpfworten gegen Andersgläubige polemisirte. War es da nicht natürlich, daß der große Kurfürst für seine Staaten dieses Treiben verbot?

Er that das unter dem 16. September 1664 in einem ausführlichen Edicte, in dem er beiden Parteien, den Lutheranern und Reformirten, es untersagte, den andern Theil durch Beilegung unchristlicher Lehren oder durch gehässige Folgerungen aus einzelnen Lehrsätzen seiner Kirche und durch ehrenrührige Benennungen auf den Kanzeln zu verunglimpfen. Dieses Edict erregte eine gewaltige Sensation, und da der Kurfürst damals seinen Unterthanen den Besuch der Universität Wittenberg, die sich durch Intoleranz auszeichnete, streng untersagt hatte, so sprachen sich die Wittenberger in einem Gutachten denn auch folgendermaßen aus: „Die Reformirten seien verpflichtet, die Lutheraner ohne Verdammung zu dulden, weil sie ihnen keine Grundirrthümer beweisen könnten, aber den Lutheranern dürfe ein Gleiches nicht zugemuthet werden." In einer andern Streitschrift verfochten sie die Rechtmäßigkeit ihres Benehmens gegen die Reformirten mit folgenden Worten: „Jene Ketzernamen kommen den Calvinisten zu, gegen uns sind es Beleidigungen, denn wir sind keine Ketzer. Wenn auch die Calvinisten der Beleidigung sich entschlagen, so dürfen doch wir den Elenchus nicht aufgeben. Denn derselbe ist ein Werk des heil. Geistes, die Beleidigung ist ein Werk des Fleisches. Wir müssen fortfahren, den Reformirten alles dasjenige beizumessen, was aus ihren Grundlehren zu folgern ist, wenn auch eine reformirte Obrigkeit bezeugt, daß sie diese Folgerungen nicht annimmt; denn das Zeugniß einer solchen Obrigkeit ist hierbei ohne Gewicht."

Diese Gutachten stimmten den Kurfürsten nicht um, er beharrte auf seinem Vorhaben und befahl seinen Geistlichen, sie sollten einen Revers unterschreiben, der sie verpflichtete, sich jenem Edicte zu fügen. Viele lutherische Prediger hielten mit Rücksicht auf jene Gutachten der Wittenberger Facultät diese Forderung für eine

solche, die ihre Religionsfreiheit beschränke, und verweigerten die Unterschrift. Sie wurden meistens ihrer Stellen entlassen. Dieses Loos traf im J. 1666 auch den Berliner Diaconus Paul Gerhard. Sein Schicksal erregte allgemeine Theilnahme, denn er war der ausgezeichnetste Dichter evangelischer Kirchenlieder in jener Zeit, er war ein wahrhaft tief frommer Mann, wie in der katholischen Kirche gerade auch damals der Jesuit Spee von Langenfeld. Von allen Seiten erhoben sich für ihn bittende Stimmen; der Berliner Magistrat, die Landstände traten für ihn auf und rühmten seine Mäßigung und sein exemplarisches Leben. Wirklich gab der Kurfürst diesen Gesuchen nach und „restituirte ihn plene", erlaubte ihm auch, „sein Predigtamt nach wie vor zu treiben." Paul Gerhard aber meinte, er sei nun durch diese Gnade zur Nachgiebigkeit verpflichtet, und schrieb an den Kurfürsten deshalb mit der Bitte, sein Predigtamt so lange nicht vollständig ausüben zu dürfen, bis er es nach Gottes Willen und des Kurfürsten Zulassung mit besserem Gewissen vertreten werde. Was blieb da dem Kurfürsten anders übrig, als zu befehlen, daß man andere Candidaten zu der Stelle in Vorschlag bringe? Wenn man auch wohl begreifen kann, weshalb Paul Gerhard trotz aller christlichen Milde und Mäßigung sich doch in seinem Gewissen beunruhigt fühlen konnte, so wird man andererseits wohl des Kurfürsten That verstehen, sobald man die Erklärung eines der abgesetzten Prediger liest, worin er zu Protocoll giebt: „er könne diejenigen nicht für Brüder in Christo erkennen, noch zum Abendmahle zulassen, die sich auf die kurfürstlichen Edicte verpflichtet, und zwar nicht, insofern es Edicte, sondern insofern diese Edicte der Religion zuwider seien."

Sehen wir hier in der Mark einen großen Regenten vorwiegend aus politischen Rücksichten diesem widerlichen Verketzern Andersgläubiger entgegentreten, so müssen wir doch auch eine fürstliche Persönlichkeit hervorheben, die in kleinem Kreise in wahrhaft beseligender Weise wirkte. Es ist dies der Herzog Ernst von Gotha, ein Bruder Bernhard's von Weimar, ein Nachkomme jenes gottseligen Kurfürsten Johann Friedrich. Nicht ist er einer jener Männer, die durch die Kraft ihres Geistes die Welt umgestaltet haben; er ist eine jener Personen, die in stillem Wirken des Herrn Wort lebendig machen. Nur Schade, daß ein solch' frommer Fürst allein einer Zeit nicht helfen konnte, die in dem buchstäblichen Bekenntniß des Glaubens ihr größtes Verdienst suchte. Daß dem aber so gewesen, mögen uns die Worte Spener's und seiner Anhänger beweisen.

„Die heutige Christenheit", klagte einer, „hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht: den Taufstuhl, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthum's, daß sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt; aber sie verleugnet die innere Kraft des Christen-

thum's." Und was sagt Spener selbst? „Diejenigen, welche Christen sein sollten, sind in der That unter dem Schein und äußern Bekenntniß des Christenthum's Heiden, verehren Christum kaum anders, als die Heiden ihre Götzen, und entbehren und verkennen jede im Glauben enthaltene Tugend. Statt des heilbringenden Glaubens herrscht der historische Glaube, zu welchem etwas von fleischlicher, gegen das göttliche Wort angenommener Sicherheit hinzutritt; statt der wahren Gottesverehrung die äußere Anbetung Gottes ohne innere Bewegung des Herzens; die an den Papisten einst verdammte Meinung vom opus operatum ist jetzt auf eine andere Weise wieder lebendig geworden; statt der Religion selbst gewisse äußerliche Gebräuche und Ceremonieen ohne irgend eine Aenderung des Herzens; statt der ächten Buße das Bekenntniß der Rechtgläubigkeit, von jeder edlen und besonders innerlichen Frucht des Glaubens leer und mit einem nur nach dem Fleisch eingerichteten Leben vortrefflich übereinstimmend — das sind die Ungeheuer, zu deren Vertilgung ein neuer Retter vom Himmel zu wünschen wäre. Keine Ovidische Verwandlung ist mehr zu bewundern oder vielmehr zu verwünschen, als die schreckliche Verwandlung der himmlischen Güter in diese höllischen Gespenster." —

Da der Zustand der protestantischen Kirche ein sehr trostloser war, so geschah es sehr häufig, daß Mitglieder derselben, und zwar oft recht fromme und ernste Männer, zum Katholicismus übertraten. Andere aber, abgeschreckt durch das Treiben der Orthodoxen, zogen sich von der Kirche in ihr Inneres zurück, gaben dann gar nichts mehr auf das Dogma, und so, allein auf ihr Gefühl sich stützend, wurden sie Schwärmer. Von diesen nenne ich nur den Görlitzer Schuhmacher Jacob Böhme, dessen sonstige Bedeutung nicht zu verkennen ist. Da war es denn ein Glück, daß auch wirkliche Theologen auftraten und für das allgemeine religiöse Bedürfniß auf eine praktisch belebende und innig evangelische Weise zu sorgen wußten. Sie wurden dadurch die Vorarbeiter Spener's. Unter ihnen heben wir (Bild XII) ganz besonders Johann Arndt hervor, der in der schlimmen Zeit des dreißigjährigen Krieges durch seine herrlichen „Bücher vom wahren Christenthum", durch sein „Paradiesgärtlein" und durch seine trefflichen Predigten segensreich gewirkt hat. An ihn schließen sich zwei jüngere Zeitgenossen: Christian Scriver und Valentin Andreä. Letzterer ist deshalb merkwürdig, weil durch ihn der Orden der Rosenkreuzer gestiftet wurde, der sich jedoch bald so in nutzlose und abergläubische Beschäftigung mit der Geisterwelt versenkte, daß sich Andreä gänzlich von ihm lossagte.

Diese Männer sind die Vorläufer Spener's, von dem eine Reinigung der Kirche ausgegangen ist. Er wollte die evangelische Theologie von der Scholastik wieder zur heil. Schrift und die Theologen von äußerlichen Kampfplätzen in ihr eigenes Herz zurückführen. Von den Symbolen und ihrer Betrachtung wies er sie

wieder an die heil. Schrift; da müsse ein jeder Theolog die göttliche Wahrheit erkennen und an seinem eignen Innern müsse er ihre umwandelnde Kraft wahrhaft erfahren. Ganz in diesem Sinne wirkte August Hermann Franke, der als schönstes Denkmal dieser praktisch frommen Richtung das große Waisenhaus in Halle stiftete. Der Sitz dieser Schule wurde Halle und von da gingen zahlreiche Schüler dieses lebendigen und milden Christenthum's nach allen Seiten hin aus.

Sie umgeben mich allenthalben, aber im Namen des Herrn will ich sie zerhauen.

Psalm CXVIII, 11.

Tafel XIII.

Zeit von Leopold II. bis Joseph II. 1680—1765.

Karl der Große hatte, wie oben gezeigt, die abendländische Christenheit vereint und ihr in dieser Zeit der Vereinigung gewisse gemeinsame Institutionen eingeimpft, die dann auch die Grundlage für die Staaten im Mittelalter geblieben sind. Als sich im Jahre 843 der so verbundene Occident löste, da verarbeitete jeder einzelne Bestandtheil desselben jene Gabe nach seiner Individualität, um später, nachdem diese Entwickelung vollbracht sei, wiederum in die Reihe der bestimmenden Staaten Europa's einzutreten.

Eine Zeit lang nach jener Lösung dominirte wirklich in Europa kein Volk, dann erwarben die Deutschen unter den sächsischen Fürsten die Kaiserkrone für ihre Herren und behielten bis zur Zeit Gregor's VII. unbestritten die Oberhoheit über den christlichen Occident. Aber wenn auch alle Staaten Europa's durch germanisches Blut erfrischt sind, wenn also auch in allen die Ideen deutscher Nation verstanden werden können und wirklich Anklang finden, so bleibt doch ein unvertilgbarer Gegensatz zwischen Germanen und Romanen, ein Gegensatz, der von Zeit zu Zeit immer wieder emportauchen und sich in aller Schärfe geltend machen wird. Die Romanen haben von ihren Ahnen, den Römern, die Fähigkeit geerbt, alle endlichen, irdischen Interessen mit großer Umsicht wahrzunehmen, mit großer Geschicklichkeit alle irdischen Regungen der Menschenseele zu beobachten und zu benutzen; sie besitzen eine Feinheit und Gewandtheit in Allem und für Alles, welche

ein altes Culturvolk fast immer erwirbt. Dadurch werden sie stets ein Gegengewicht gegen die Innerlichkeit der Deutschen und zwingen diese, so oft sie mit ihren endlichen Zwecken das Geistige und Höhere zu umwuchern versuchen, aus ihrer Traumwelt emporzutauchen und zu zeigen, wie alle Form doch eben nur Form und nur so lange von Werth sei, als der Hauch des Geistes sie belebe. —

Als die Päpste die Religion, also die Scheu vor dem Göttlichen, zu weltlichen Zwecken verwandten, und das innerste Heiligthum des Menschen veröden wollten, da haben sich die Deutschen dagegen aus allen Kräften, mit aller Macht gewehrt.

Wir haben die beiden Acte dieses Drama's schon dargestellt und gesehen, wie im ersten die Vorkämpfer Deutschland's, die Hohenstaufen, erlagen, im zweiten dagegen der Fahnenträger deutscher Nation, Martin Luther, siegreich aus dem Kampfe hervorging, weil er allein auf geistigem Gebiete und nur um das Heil der Seele, um die höchsten Wahrheiten, den Streit geführt hat. Die Hohenstaufen gingen in ihrem idealen Streben unter, weil sie, die Lage der Dinge nicht klar erfassend, ein unerreichbares Ziel sich gesteckt hatten. Das Papstthum siegte zwar, aber nicht allein durch die Kraft der Wahrheit und die Macht des Gedankens, sondern doch auch durch sehr weltliche Mittel und mit irdischer Gewalt. Da es nun aber einmal von seinem erhabenen Standpunkt herniedergetaucht war in den Zwiespalt der weltlichen Staaten, wurde es auch durch äußere Macht gedemüthigt und in den Staub gezogen. Es erlitt seine Strafe in der babylonischen Gefangenschaft. —

Als am Ende des funfzehnten Jahrhundert's die Kirche und durch sie überall das Volk verderbt war, da rettete die Reformation das höhere Geistesleben der Erde, da zeigte sich von Neuem jener Zwiespalt, jener Unterschied des romanischen und germanischen Charakter's.

Die Deutschen wandten sich von der Politik ab und widmeten ihre Kraft den religiösen Fragen; Beides zu vereinen, war ihnen zu schwer; sie retteten zuerst das Heil der Seele, denn den Kindern Gottes wird das übrige Alles von selbst zufallen. Darüber freilich verloren sie eine Zeit lang ihre hohe Stellung unter den Völkern der Erde, aber sie achteten das um der Wahrheit willen nur gering. Dagegen gingen die Romanen, die auch jene Verderbniß erkannten, nicht in die tiefste Tiefe des Innern zurück, sondern suchten durch staatliche Institutionen sich zu retten. Und wer kann leugnen, daß beide Theile des Occident's eine große Aufgabe gehabt und mit allem Ernste die Lösung versucht haben?

Nun trennen sich aber in der Wirklichkeit die Dinge nie so scharf, wie sie der betrachtende Geist sichten muß, sondern in dem lebensvollen Organismus der Welt wird Alles und das Eine geht stets in das Andere über, um ein Drittes, was

beide umfaßt und verklärt, in dialektischer Entwickelung zu erzeugen. So sind zwar die romanischen Staaten von den germanischen gesondert, aber doch wieder mit ihnen verbunden; sie ziehen stets einander an und wenden sich wieder von einander ab.

Im Staatensysteme hat jeder wirkliche Staat, der frische Lebenskeime in sich trägt, eine Aufgabe zu erfüllen, und wenn er sich ihrer auch nicht stets mit aller Klarheit bewußt ist, so handelt er doch, so lange er eben kräftig grünt und blüht, dieser Bestimmung gemäß, denn er kann nicht anders; er müßte sich ja sonst selbst zerstören. Die Franken waren, wie wir gesehen, das Volk, welches die Cultur der römischen Welt den Germanen überlieferte; sie waren das verbindende Glied zwischen Italien und Deutschland.

Während des großen Kampfes zwischen dem Papste und den Hohenstaufen haben die gallischen Franken ihre inneren Verhältnisse geordnet und nicht Muße gehabt, in diesen Streit entscheidend einzugreifen. So wie sich im Anfange des vierzehnten Jahrhundert's festere Staatsformen in ihrem Lande gebildet hatten, übernahmen sie die Rolle des Vermittlers und bezwangen den siegreichen Papst. Dann aber traten sie wieder einige Zeit in den Hintergrund und hatten im eigenen Lande viel zu ordnen und schwer zu kämpfen. Mit England und Burgund rangen sie in gewaltigem Streite. Als aber dieser hundertjährige Krieg um die Existenz beendet war, da war auch damit zugleich die Nationalität gerettet und als eine eigenthümliche befestigt. Es hatten sich in dieser Noth alle Theile des Landes an den König geschlossen und ihn als den Mittelpunkt, als den Schützer und Bewahrer der Volkseigenthümlichkeit ansehen gelernt. Wie Frankreich, so war auch gegen das Ende des funfzehnten Jahrhundert's Spanien eine compacte Einheit geworden, und von beiden Ländern aus erfolgte nun eine Einwirkung auf Deutschland; was Karl's V. Großvater, der kluge und listige Ferdinand von Aragonien, mit gutem Erfolge in Spanien durchgeführt, das versuchte jener in Deutschland; aber vergebens. Zugleich mit ihm hatte sich Franz I. bemüht, die deutsche Kaiserkrone zu erlangen; er zwar scheiterte in seinem Plane, doch seine Nachfolger gaben jene Entwürfe nicht auf. Um sie durchzuführen, stützten sie sich auf die Zwietracht, welche die Religion in Deutschland hervorgerufen hatte. Von allen romanischen Ländern ist Frankreich unstreitig am meisten durch die Reformation erregt und beunruhigt worden, und der Umstand hat es möglich gemacht, daß die französischen Könige so großen Einfluß in Deutschland gewannen. Aber nie haben sie, haben die Romanen die Bedeutung der Reformation erkennen und würdigen gelernt, stets haben sie dieselbe nur vom politischen Standpunkte aus betrachtet und bekämpft. Wohl wußte der Romane, daß Deutschland nicht verderbt, sondern

lebensfähig sei; es sagt das z. B. Machiavell mit klaren Worten und fügt noch hinzu, daß Spanien, Frankreich und Italien zusammengenommen das Verderben der Welt seien. Auch erkannte er wohl, wie viel zu diesem Unheil der Verfall der Kirche beigetragen habe, konnte aber doch nicht jene Einkehr in sein Inneres, wie sie Luther fordert, über sich gewinnen und hoffte, durch irdische Mittel dem Untergange zu entfliehen.

So trat zu Luther's Zeit in Italien Machiavell auf. Daß seine Heimath tief gefallen, daß seine Landsleute alle Pöbel seien, spricht er oft aus; er kennt den ganzen Umfang des Verderbens, aber daß der Einzelne, um den Fluch zu lösen, sich erst bessern müsse, darauf verfällt er nicht, sondern er giebt, und das mit jener Klugheit, die die Verzweiflung verleiht, alle äußeren Mittel an, welche einen Staat retten und erhalten können. Große, weltbewegende Ideen überliefert er in seiner Hauptschrift „vom Fürsten" nicht, er zeigt nur, wie der Lenker eines Staates mit satanischen Mitteln sich und seine Dynastie befestigen könne. Nur für die Gegenwart sorgt er, er ist der Mann des Tages, denn sein Wahlspruch ist: Après nous le déluge.

Darum kehrt von Zeit zu Zeit die europäische Politik immer wieder zu ihm zurück, und stets findet man eine ihm treu gebliebene Welt, die stets von Neuem nach seinen Lehren behandelt werden kann und auch bereit ist, sich darnach behandeln zu lassen. Denn die Lehren, welche auf die Schlechtigkeit der menschlichen Natur und auf die Schwäche des Volkes berechnet sind, wie dies das System des Machiavell in seinem innersten Grunde war, vererben ihre praktische Anwendbarkeit auf alle Geschlechter. Was an das ursprünglich Gute und Edle der Menschheit und des Volkes anknüpft, bleibt für viele Menschen nur Ketzerei. So ist die Lehre Machiavell's nur das System der Verzweiflung an den schöpferischen und fundamentalen Ideen der Politik, es ist die Staatskunst der politischen Corruption, es ist die systematische Begründung der sogenannten Cabinetskunst. Daher wendet sich alle schöpferische Politik von ihm ab und flieht ihn; jeder wahre Staatsmann haßt und verachtet ihn, wie das Friedrich der Große so herrlich in seiner liebenswürdigen Schrift, dem Anti-Machiavell, gezeigt hat. Der König sieht in ihm den Verräther und Verächter der wahren fürstlichen Persönlichkeit, und da er selbst für die Ewigkeit wirken wollte und das als die Aufgabe des Fürsten überhaupt hinstellte, so ist jene Ansicht wohl sehr gerechtfertigt. Machiavell hatte sein Werk den Medicis gewidmet und darin die Erfahrung seines Wirkens im Staate niedergelegt. Durch Catharina von Medici kam dieser Leitfaden der Regierungskunst nach Frankreich, sie ließ ihre Söhne denselben auswendig lernen, und kann man sich wundern, daß die mit solcher Atzung genährten jungen Raubvögel so wurden, wie sie geworden? Seitdem blieb das Werk in Frankreich und sein Inhalt wurde später durch die beiden

tüchtigen Männer, durch die Cardinäle Richelieu und Mazarin, auf dieses Land angewandt und durchgeführt. Ihnen folgte darin Ludwig XIV., erhob zwar dadurch sein Land zur höchsten Blüthe, legte dabei aber auch den Grund zum tiefsten Verderben nicht blos seines Landes, sondern auch seiner Dynastie.

Wollen wir aber Ludwig's und der Franzosen Einwirkung auf Deutschland, wollen wir überhaupt jene ganze Zeit verstehen, so müssen wir uns an der Hand Machiavell's in den Staaten umsehen.

Der Schriftsteller erklärt von vorneherein, daß Principat und Freiheit zwei ganz verschiedene Dinge seien, die sich gar nicht mit einander vereinigen ließen. So führt denn seine Lehre zum Despotismus. Der Despot aber regiert nicht nach Ideen oder aus den Ideen heraus, sondern egoistisch nur für seine Gewalt; die Gewalt nun, die allein durch sich und einzig um ihrer selbst willen herrscht, ist der Egoismus der Ideenlosigkeit. Eine solche rein praktische Gewaltherrschaft nimmt keine Rücksicht auf die Moral, und daher trennt sich dann diese von der Politik. So wie aber eine Macht gegen die Moral gleichgültig sich zeigt, so kann sie immer nur in der allgemeinen Verderbniß der Zustände ihre Stelle finden und auf dieselbe sich begründen. Alles Schöne und Hohe, was den Menschen gewinnt und fesselt, das kann und soll nach Machiavell der Fürst begünstigen und ehren, aber nur nicht um der Sache, sondern um seinetwillen.

Dadurch hängt sich an das Göttliche das Satanische, wie an Odin Loki gefesselt ist. Der Fürst, lehrt Machiavell, muß sich so stellen, als sei er die Güte, die Treue, die Höflichkeit und die Religion selbst, und muß vornämlich diese letzte Eigenschaft nach außen hin zeigen. Er sei ein volksthümlicher Despot, er stütze sich auf das Volk und nicht auf die Großen; „denn", sagt er, „das Volk ist ehrlicher, als die Großen; es will nicht unterdrücken, wie jene, sondern begehrt nur, nicht unterdrückt zu werden." Das Principat ist nach seiner Ansicht aus dem Conflicte des demokratischen und aristokratischen Elementes entstanden, und um es aufrecht zu erhalten, bedürfe besonders das letztere der Beaufsichtigung und strengsten Controle. Diese Lehre befolgte hauptsächlich Richelieu, der auch in seinem politischen Testamente seinem Könige, Ludwig XIII., den Rath ertheilte, das Volk gegen den Adel zu schützen und keine Gewaltthätigkeit gegen die Masse zu begehen.

Der absolute Fürst müsse sich auf die Liebe des Volkes stützen, denn seine Macht beruhe auf der Zuneigung seiner Unterthanen. Doch geschieht das nicht, weil das Volk geachtet wird, sondern aus Egoismus; darum müsse man es niemals aller seiner Lasten entledigen, da es sonst aufhöre, gehorsam zu sein. „Die Völker", meint der Cardinal, „sind wie die Maulthiere, welche, an das Lasttragen gewöhnt, durch ein langes Ausruhen bei weitem mehr verdorben werden, als durch die Arbeit."—

Sei der Fürst des Volkes gewiß, dann müsse er den Adel bändigen und discipliniren, er müsse ihn eigentlich nur zum Kriegsdienste verwenden. Diene der Adel nicht zum Kriege, so sei er dem Staate nicht nur unnütz, sondern auch eine gefährliche Last.

Allerdings hatte der französische Adel sowohl in den Religionskriegen, als auch in dem Kampfe der Fronde gezeigt, wie sehr er geneigt sei, seine Privatinteressen zu verfechten, und wie er sich dabei nicht scheue, seine egoistischen Zwecke unter den erhabensten Vorwänden zu verstecken. Hat etwa Heinrich IV. die Interessen der Religion so verfochten, wie Johann Friedrich von Sachsen, oder kämpfte er doch nicht vielleicht ebenso sehr als Prinz von Geblüt gegen die Uebermacht der eingedrungenen Guisen? Und ist das nicht wenigstens ein sehr verfängliches Wort: Ein Königreich ist doch wohl einer Messe werth"?

Darum brach schon Richelieu die Kraft des Adels und Ludwig XIV. vollendete das, was sein verehrter Meister begonnen.

Er nahm sich eine Stelle des Machiavell dabei besonders zu Herzen. Im vierten Capitel seines „Fürsten" nämlich weist dieser nach, daß alter, mächtiger Adel in einem Lande großen Einfluß deswegen ausübe, weil er auf seinen Besitzungen die Unterthanen ebenso an sich fessele, wie eine erbliche Fürstenfamilie die Bürger ihres Landes. Diese Stütze wollte Ludwig XIV. dem Adel entziehen und dadurch seinen alten Trotz brechen. Während also früher die Pairs von Frankreich auf ihren Territorien residirten und der benachbarte Landadel an ihren Höfen Dienste für seine jüngeren Söhne fand, so zog sie jetzt der König alle nach Paris und schuf sie zu Hofleuten um, denen es höchste Wonne und größte Ehre dünkte, in des König's Schlafgemach zu verweilen und seiner Toilette zuzuschauen, die mit Begierde darnach trachteten, ihre Frauen und Töchter dem Gelüste des hohen Herrn zu verkuppeln. Wahrlich, des Herrn Arm hat die ganze Sündengeneration furchtbar heimgesucht und ihre Lebenskraft ist bis auf das Mark in diesem Gluthwind der Sünde verdorrt. Wo aber in Frankreich der Adel nicht an den Hof ging und nicht in stolzem Prassen seiner Vasallen Kräfte vergeudete, wo er in patriarchalischer Weise inmitten seiner Bauern lebte, wo er an ihren Vergnügungen Theil nahm und mit ihnen zum Kampfe gegen die wilden Thiere des Waldes auszog, da ist das weiße Lilienbanner der Bourbons lange gegen die dreifarbige Fahne der Republik aufrecht erhalten, da sind die Häuser des Adels vom wüthenden Pöbel nicht gebrochen, da ist christliche Sitte und Zucht nicht mit Freuden weggeworfen worden. Natürlich konnte der königliche Hof nur den hohen und reichen Adel aufnehmen und mußte, da nun neben ihm die kleineren Höfe verschwanden, einen großen Theil des niederen Adels brodlos machen. Verarmter Adel ist ein unzufriedenes und revo-

lutionäres Element im Staate; man mußte also für ihn sorgen. So nahm denn Ludwig XIV. die jüngeren Söhne, die fils cadets, welche sonst als Pagen Unterhalt und Erziehung bei den Pairs erhalten hatten, in seine Cadettenhäuser auf und gab ihnen dann die Offiziersstellen in seiner Armee. Das Capitel im Machiavell nämlich, in welchem dieser über die Zusammensetzung der Heere spricht und dabei gerade Frankreich's Zustände als Beispiel anführt, das hatte Ludwig XIV. wohl begriffen und vortrefflich angewandt. Es ist das aber auch ein Capitel, das gewiß mit zu den allerbesten dieses Werkes gehört. Darin dringt er auf eine nationale Armee und verwirft ganz entschieden die Söldnerheere. Er erwähnt dabei, wie Karl VII. von Frankreich in den englisch-französischen Kriegen die Nothwendigkeit eines nationalen Fußvolkes erkannt und die Schöpfung eines solchen begonnen, wie dann aber Ludwig XI. die Ausbildung unterlassen und Schweizer und Schotten in Sold genommen habe. Wie wenig Nutzen das aber den Franzosen gebracht, hätten die italienischen Kriege gezeigt, in denen die deutschen Landsknechte und die spanischen Fußvölker die Palme des Sieges davongetragen. Diese Lehre hat Ludwig XIV. beherzigt; er schuf ein ganz nationales Heer, und dem verdankt er die glänzendsten Erfolge.

Um aber für alle Schöpfungen freie Hand zu behalten, um sich von den Ständen des Staates so unabhängig wie möglich machen zu können, soll, so lehrt Machiavell weiter, der Fürst besonders sparsam sein. Ihm, als Florentiner, gab die Machtfülle des Hauses Medici ein leuchtendes Beispiel von dem, was durch Geld geschaffen werden könne. Diese Regel hat nun Ludwig XIV. nicht beachtet, da es ihm darauf ankam, durch den Glanz des Thrones die Unterthanen zu blenden und um sich eine Glorie zu verbreiten. Wohl aber hat er einen Diener gefunden, der ihm die reichsten Goldadern in seinem Lande eröffnete, der für die Kriege und für die Pracht des Hofes stets Geld aufzubringen verstand. Dieser Mann war Jean Baptiste Colbert. Hätte er einem edlen Herrn gedient, dem mehr das Wohl des Landes, als die Befriedigung seiner Selbstsucht am Herzen gelegen, er wäre von seinen Mitbürgern gesegnet in die Grube gefahren. Ihn jedoch verfluchte das Volk, und als nun auch zuletzt die Gunst des Herrn ihm nicht blieb, da erwachte er aus langer, bitterer Täuschung und meinte wohl: Es wäre besser gewesen, wenn ich Gott mehr als dem Könige gedient hätte.

Es hatte diesen geschickten Finanzmann dem Könige der Minister empfohlen, von welchem die Jugendzeit Ludwig's XIV. hindurch der in gewaltigen Zuckungen ringende Staat, zwar nicht mit der Kraft seines Vorgängers, des Cardinal's Richelieu, aber doch mit Klugheit und italienischer List geleitet worden war. Derselbe Minister, nämlich der Cardinal Mazarin, hatte das angefangene Werk Richelieu's

trotz der ungünstigen Zeitumstände dennoch fortgesetzt. Hatte jener den Adel zu bändigen begonnen, so hatte dieser die Parlamente gebrochen, und nach der Mühwaltung beider blieb dem Könige die leichtere Mühe, das Eingeleitete zu vollenden. Und noch auf seinem Todbette gab Mazarin dem Könige einen Rath, den Machiavell auch in seinem Werke ausspricht und den Ludwig XIV., weil er seinem Charakter zusagte, mit Freuden aufnahm und befolgte. Er rieth ihm nämlich, fortan selbst zu regieren und nicht die Summe der Geschäfte in die Hände eines Premier-Ministers zu legen. — Bemerken wir nun noch, daß Ludwig XIV. auch die erblühende Literatur und Kunst an sich und seinen Hof fesselte und sie nach seinen Wünschen und in seinem Interesse lenkte, so werden wir sein stolzes Wort: l'état c'est moi, verstehen und würdigen.

So erhob sich denn auf den Trümmern der organischen Lehnsverfassung, in der mittelalterlichen, theokratischen Welt der moderne Despotismus als ein unglaublich nüchternes Regiment, welches, zwar vom Glanze der Waffen und der Literatur umstrahlt, doch innerlich unendlich verarmt und vereinsamt war und dem Volke wie eine fremde, magische Wundererscheinung gegenüberstand. Es gab forthin in Frankreich kein Volk, keinen Staat, keine Kirche, keine freien Stadtgemeinden und keinen selbstständigen Adel mehr; es gab nur einen Hof, einen König, eine befohlene Cultur und eine liederliche Aufklärung, die sich nach dem Bedürfniß der Nerven und der Sinne in eine noch liederlichere Religiosität umwandeln konnte.

Nun muß man jedoch nur nicht glauben, daß das Alles so ohne Widerstand durchgeführt worden sei und daß gar kein Bewußtsein dieses Elendes im Volke gelebt habe. Wohl gab es einzelne edele Naturen, die vor diesem Verderben zurückschauderten und ihm entgegenzuwirken sich bestrebten. Und als Repräsentanten dieser besseren Minderzahl hat der Künstler den frommen und milden Fénélon hingestellt (Bild I).

Im Nachlasse dieses Mannes fand sich das Concept eines Briefes, der an Ludwig XIV. geschickt worden war. Das Concept verrieth die Züge von Fénélon's Handschrift und gab deshalb zu der Vermuthung Anlaß, daß der vortreffliche Erzbischof der Verfasser jener Zuschrift gewesen. Mag er sie nun selbst verfaßt, oder nur abgeschrieben haben, sie kann immer als ein Ausdruck seiner Ansichten gelten. Wir heben besonders die Stelle heraus, welche Ludwig's XIV. Religiosität kritisirt:

„Sie lieben Gott nicht, ja Sie fürchten ihn nur wie ein Sclave, oder vielmehr, Sie fürchten auch ihn nicht, sondern nur die Hölle. Ihre Religion besteht nur in Aberglauben und in oberflächlichen Gebräuchen, und auf Sie paßt, was Gott von den Juden sagt: „„Während sie mich mit den Lippen ehren, ist ihr Herz weit von mir."" Sie lieben nur Ihren Ruhm und Ihre Bequem-

lichkeit und beziehen Alles lediglich auf sich selbst, als wären Sie der Gott der Erde und alles Uebrige nur erschaffen, um Ihnen geopfert zu werden. Im Gegentheil hat Gott Sie nur in die Welt gesetzt um Ihres Volkes willen; aber wie könnten Sie Gefallen finden an diesen Wahrheiten, da Sie nicht einmal im Stande sind, sie zu begreifen."

Machiavell nimmt in seinem ganzen Werke an und spricht es unendlich oft aus, daß der rechtschaffene Fürst zu Grunde gehe und verderbe. Das führt denn natürlich zu der Ansicht, daß im Verkehr mit anderen Fürsten der klügste siege und daß Treu' und Glauben und Worthalten nur dann anzurathen seien, wenn daraus Vortheil erwachse.

Diese Grundsätze leiteten auch Ludwig XIV. in seinen Beziehungen zu der europäischen Welt und namentlich zu Deutschland.

Als Richelieu, den Lehren Machiavell's folgend, die Verwirrungen des dreißigjährigen Krieges dazu benutzte, das Ansehen Frankreich's in Deutschland zu begründen und durch den Sieg über das vornehmste Glied der europäischen Staatenwelt die Suprematie seiner Nation zuzuwenden, da suchten seine Schüler es auch wissenschaftlich zu begründen, daß die Herrschaft der christlichen Welt den Franzosen gebühre. Sie gingen zu dem Zwecke bis auf Karl den Großen zurück, wiesen nach, wie der ein Franzose gewesen und wie deshalb alle die Lande, die jenem gehorcht, auch wieder der großen Nation unterworfen werden müßten.

Gegenüber dieser unruhigen, die Rechte Anderer gering achtenden Politik Frankreich's beharrte das Haus Habsburg fest auf dem angestammten Grundsatze, daß die einmal eingeführte Ordnung, zunächst im heiligen römischen Reiche, aufrecht erhalten werden müsse bis an's Ende der Tage, und daß eine Veränderung allein vom Kaiser und den Ständen, ohne Einmischung der Fremden, herbeigeführt werden könne und solle. Wenn die Kaiser mit dieser Ansicht durchdringen wollten, so war vor Allem Einheit des Reiches nöthig. Diese aber war durch den westphälischen Frieden vernichtet. Zunächst zerfiel fortan das Reich in zwei große Theile, in eine evangelische und eine katholische Partei, weshalb denn auch ein Artikel des Friedensinstrumentes es ganz klar ausspricht, daß die Reichsversammlung nach dieser Spaltung nicht mehr als eine einheitliche Körperschaft angesehen werden könne. Den Franzosen gelang es, durch die Friedensacte die kaiserliche Gewalt zu beschränken, und zwar durch die Befestigung und Stärkung der landesherrlichen Macht. Die Reichsfürsten wurden in Wahrheit Souveraine und erhielten sogar das Recht, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit mit auswärtigen Mächten Bündnisse eingehen zu dürfen, falls dieselben nur nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet seien. Damit nun aber diese Spaltung eine dauernde bleibe und kein Kaiser

es versuche, mit Kraft das Reich zu vereinen, so wurden Franzosen und Schweden als Garanten dieses Friedens hingestellt und dadurch ihre stete Einmischung in Deutschland's innere Angelegenheiten sanctionirt.

Somit war das Streben der Fürsten von Erfolg gekrönt. Sie hatten zuerst, mit dem Papste verbündet, des Kaisers Macht zu demüthigen versucht und dann ihre Versuche mit Hülfe Frankreich's glücklich durchgeführt. Seitdem traten sie mehr und mehr als Souveraine heraus, und selbst die besten und tüchtigsten unter ihnen achteten den Reichsverband gering und spotteten oft der Gesetze und Gerichte des Reiches. Da sie sich als selbstständige Monarchen in gleiche Reihe mit Kaisern und Königen stellten, so suchten sie auch die Lebensformen derselben nachzuahmen. So verscheuchte die neue französische und spanische Etiquette die alte Einfachheit der deutschen Fürstenhöfe, neue Hofämter entstanden, zu denen sich, wie in Frankreich, der Adel drängte. Hier wie dort entfremdete er sich dadurch immer mehr dem übrigen Volke und erschien demselben bald als Schmarotzerpflanze, welche die besten Kräfte des Landes aussauge, ohne ihm Nutzen zu bringen. Steuern zahlte der Adel ja nicht, er half sie vielmehr am Hofe verprassen, und wenn er früher deswegen steuerfrei gewesen, damit er im Lehnsdienste mit Gut und Blut dem Lande seine Schuld bezahle, so stieg er jetzt, wo stehende Heere nöthig waren, selten mehr zu Roß, und wenn er im Heere diente, so erhielt er Sold. Da nun die Fürsten des Adels nicht mehr bedurften, vielmehr dieser nur von der Freigebigkeit jener zu hoffen hatte, so fügte er sich überall dem Willen des Landesherrn. Die unteren Stände wagten ohne Führer keinen Widerstand, sie waren durch den Krieg gebrochen, und was der nicht vermocht, vollendeten die wachsenden Steuern. So trat überall an die Stelle der ständischen die absolute Monarchie, und wo sie nicht in eine Despotie umschlug, sondern kräftige Männer an die Spitze der Staaten traten, da hat sie Großes hervorgerufen und unser geknicktes Volk vor der Fremdherrschaft bewahrt. Sie war wahrlich eine Nothwendigkeit; denn ein Volk kann sehr wohl bestehende Zustände in einem gerechten und vernünftigen Fortgange erhalten; aber wenn Zustände aus ihrem Geleise gekommen und neuer Gesetzgebung bedürfen, so kann da auch ein wenig begabter, aber redlicher Fürst Besseres leisten, als ein sehr begabtes Volk.

Hätte sich die Souverainität damals in Deutschland nicht so befestigt, es wäre das Land in seine Atome zerfallen. Man denke nur, was Alles die Nation trennte: einmal der alte, eingewurzelte Haß der verschiedenen Stämme, noch verstärkt durch die Religionsspaltung und die Streitigkeiten der fürstlichen Dynastieen, dann die verschiedene Bildung; die Fürsten und der Adel französisch, spanisch oder italienisch redend, die Gelehrten lateinisch, das Volk allein deutsch und deshalb von den anderen Ständen kaum mehr verstanden. Ueberdies zwar rechtschaffene und ehrliche,

aber kraftlose und pedantische Kaiser. Namentlich war Leopold I. wohl schwerlich eine geeignete Persönlichkeit, um Ludwig XIV. zu widerstehen. Da er nicht der älteste Sohn Ferdinand's III. war und Niemand es glaubte, daß er einst den Thron besteigen würde, so überließ ihn der Vater seiner Neigung, die ihn zu geistlichen Beschäftigungen hinzog. „Mein Leopold", meinte Ferdinand dann, „wird einst ein tüchtiger Kirchenfürst werden." So wurde er von Jesuiten vortrefflich erzogen und erwarb sich durch deren Unterricht eine große Fülle von Kenntnissen. Indeß das Schicksal bestimmte ihm andere Lebenswege. Sein Bruder, der schon des Vaters designirter Nachfolger war, starb plötzlich (Tafel XII, Bild XIV), und nun ruhte die Hoffnung des Hauses auf ihm.

Als im Jahre 1657 Kaiser Ferdinand III. in Folge eines großen Schreckens unerwartet in's Grab sank, da trat gegen den noch sehr jungen Leopold Frankreich's König in die Schranken und gedachte das zu erreichen, was seinem Ahn, Franz I., nicht gelungen war. Ein Jahr lang blieb der Kaiserthron erledigt, dann aber entschieden sich die Fürsten für Leopold, und wahrlich, die Wahl war unter den Umständen eine gute, denn man wählte von zwei Uebeln das kleinste.

Oder war es nicht besser, daß man statt des kräftigen, aber egoistischen und despotischen Frankenherrschers den rechtlichen und vorsichtigen Habsburger erkor? Wunderbarer Contrast zwischen den Beiden! Ludwig XIV. unwissend, Leopold dagegen gelehrt; jener feurig, dieser ruhig; jener keine Schranke achtend, dieser im Ueberkommenen behaglich sich einwohnend. Jener schuf eine Etiquette, um mit ihr zu glänzen, dieser nahm die vorhandene spanische Hofetiquette an, um hinter diesem Gitter sicher zu ruhen; jener herrschte allein, dieser ließ für sich herrschen; jener wählte geschickt seine Diener, diesem standen in dem Grafen Portia und dem Fürsten Lobkowitz nicht gerade die fähigsten Leute zur Seite (Bild III).

War es somit den Franzosen nicht gelungen, das Haus Habsburg vom Throne zu verdrängen, so versuchten sie doch wenigstens des Kaisers Macht dadurch dauernd zu schwächen, daß sie einen Theil der Reichsfürsten zu einer näheren Verbindung mit Frankreich verlockten. Mazarin nämlich verstand es, die Besorgniß, welche einigen Fürsten die Machtfülle der Habsburger einflößte, so zu erregen und zu vergrößern, daß sie meinten, vor ihr nur unter französischem Schutze Sicherheit erlangen zu können. So kam denn wirklich am 14. August 1658 ein Schutz- und Trutzbündniß deutscher Fürsten mit Frankreich zu Stande. Der König von Frankreich übernahm dadurch die Verpflichtung, die verbündeten deutschen Fürsten nach Maßgabe des westphälischen Friedens in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen, so wie umgekehrt diese Fürsten versprachen, die Krone von Frankreich gegen alle Angriffe — sollten sie auch von deutschen Fürsten ausgehen — mit Waffengewalt zu ver-

theidigen. Da außer den Herzögen von Braunschweig und einigen kleineren Fürsten die beiden Kurfürsten von Mainz und Cöln dem Bündnisse beitraten, so erhielt dasselbe den Namen des Rheinbundes (Bild II).

Daß dieser Bund für Deutschland höchst gefährlich und verderblich sei, das fühlte und wußte man schon in jener Zeit recht wohl; darum bemühte sich der Kurfürst von Brandenburg aus aller Kraft, den Kurfürsten von Cöln dem Bunde zu entfremden. Er schreibt deshalb an ihn folgende Worte:

„Wir müssen es für eine sonderbare Strafe ansehen, die der gerechte Gott über das römische Reich verhängt, daß auch die vornehmsten Säulen desselben sich von dem rechten Wege, dasselbe in beständigem Frieden und sicherm Ruhestand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen; wir leben aber dabei der festen Zuversicht, der Kurfürst von Cöln werde sich nach reifer Erwägung der Sache zu anderen Gedanken bewegen lassen und zu denjenigen übertreten, die keine andere Absicht haben, als fremde Gewalt von dem römischen Reiche und dessen gänzlichen Umsturz, der allein von dem Gegentheile gesucht wird, abzuwälzen."

Da der Reichskörper zerstört und deshalb unfähig geworden war, sich selbst zu schützen, da die Persönlichkeit des Kaisers nicht geeignet sich zeigte, die große Erbmacht seines Hauses zum Besten der Nation zu verwenden, wie unendlich wichtig und bedeutend ist es da doch, daß ein deutscher Reichsfürst sich findet, der die Forderungen der Zeit erkennt und erfüllt und mit neu geschaffener Macht dem Einflusse der Franzosen widerstrebt.

Im dreißigjährigen Kriege hatte es sich gezeigt, wie doch die Regierungsformen in den deutschen Staaten nicht mehr geeignet seien, eine feste Schutzwehr gegen äußere Vergewaltigung zu bilden. Und namentlich war diese Ansicht in den protestantischen Territorien Deutschland's durch die Verhältnisse auch den widerspenstigsten, auf ihre Befugnisse stolzesten Ständen so klar geworden, daß sie der ordnenden Hand der Landesfürsten fast überall sich fügten. Als der Krieg hereinzubrechen drohte und aller Orten die Fürsten von den Ständen Geld verlangten, um zum Schutze des Landes eine tüchtige Kriegsmacht zu bilden, wie engherzig und kleinlich, wie provinciell und beschränkt zeigen sich da überall „die lieben und getreuen Stände"! In Würtemberg, in Pommern, in Brandenburg lassen sie den Fürsten hülflos dastehen; sie wollten neutral bleiben, in treuer Devotion gegen den Kaiser verharren und höchstens die festen Häuser des Landes ausbessern und besetzen. Noch beruhte damals eine große Kraft in der Confession, noch versöhnte die Rücksicht, die Liebe zum Staate, dem die Unterthanen angehörten, nicht den Haß, den die verschiedene Confession hervorruft. Wie konnte nun wohl da Georg Wilhelm, der

Kurfürst von Brandenburg, in dem großen Kriege eine seiner Ländermasse adäquate Machtstellung einnehmen? Er war Calvinist, sein vornehmster Rath ein Katholik, seine Stände streng lutherisch: mußte da nicht Schwäche des Landes die Folge sein? Und sie war es. — Wie schwer haben die Stände ihre Beschränktheit büßen müssen! Wollten sie dem Kurfürsten nicht ein paar Tausend Gulden zur Armirung des Landes bewilligen, so haben sie zuerst dem Wallenstein und seinem Heere, dann den Schweden viele Millionen überlassen, so haben sie die schönen, weiten Lande, die Burgen und die Städte verödet und zerbrochen sehen müssen! Wahrlich, Machiavell hat darin Recht, daß er behauptet, in solchen Zeiten könne auch ein wenig begabter Fürst mehr ausrichten, als ein sehr begabtes Volk. Und nun trat gar im Jahre 1640 an die Spitze der brandenburgischen Staaten ein von der Natur begünstigter und reich ausgestatteter Fürst.

Er sah, wie die tüchtigsten katholischen Fürsten Deutschland's, die von der katholischen Welt des Südens regieren gelernt hatten, ihre Staaten ordneten, und er beschloß, das Gute, was in diesen Regierungs-Principien lag, auch auf seine Lande anzuwenden. Die Mittel also, die er gebrauchte, sie sind oft dieselben, durch welche Ludwig XIV. sein Königreich stärkte und einigte, aber sie erhielten einen andern Hintergrund und eine andere Färbung durch den Zweck, zu welchem er sie benutzte. Wenn jener nur den Glanz seiner Dynastie, nur seinen Egoismus berücksichtigte, so erkannte dieser seine Aufgabe als eine wesentlich verschiedene.

Lassen wir seinen Enkel, Friedrich den Großen, das aussprechen, wodurch diese Behauptung bewiesen wird. Nachdem er an einer Stelle seiner brandenburgischen Geschichte alle die großen Verdienste seines Ahn's erwähnt hat, schließt er seine Erzählung mit folgenden Worten:

„Friedrich Wilhelm war noch größer durch seine Herzensgüte und durch seine Mühe für das öffentliche Wohl, als durch seine militärische Tugend und durch seine maßhaltende Politik, die ihn alle Sachen so anfassen ließ, daß sie glücken mußten. Die Kraft macht die großen Helden, Humanität aber ist das Zeichen guter Fürsten."

Solche Ansichten erbten in der Familie der Hohenzollern fort, und wie Machiavell sein Buch „von den Fürsten" aus den Erfahrungen und Vorgängen schöpfte, die er selbst durchlebt und in Italien gesehen hatte, so schrieb Friedrich der Große seinen Anti-Machiavell aus der Fülle der Anschauungen heraus, welche ihm die Geschichte seiner Ahnen darbot. Wir können demnach mit vollem Rechte den in diesem Werke ausgesprochenen Grundsatz über die Pflicht des Fürsten als leitendes Princip der Hohenzollern dem Machiavellismus Ludwig's XIV. gegenüberstellen.

Hören wir, wie der große Monarch darüber denkt! Er erklärt, daß die Gerechtigkeit das vornehmste Augenmerk des Fürsten sein müsse, er fordert, daß er die Wohlfahrt seines Volkes allem andern Nutzen vorziehen soll; es ist der Fürst, meint er, keineswegs ein unumschränkter Herr der Völker, die unter seiner Botmäßigkeit stehen; er ist unter ihnen nichts Anderes, als der oberste Richter.

Der Kurfürst hielt in seiner Politik die Grundsätze fest, welche sein Haus immer befolgt hatte; er stand treu zum Kaiser und unterstützte ihn namentlich da überall, wo es galt, Franzosen und Schweden aus dem Reiche zu entfernen. Viel Dank ist ihm dafür vom Hause Habsburg nicht geworden, denn das fürchtete die aufstrebende Macht des Kurhauses.

Sobald Ludwig XIV. nach dem pyrenäischen Frieden sein Reich geordnet, seine Finanzen verbessert, sein Heer neu umgebildet, kurz den Staat in seiner Hand vereint hatte, da begann er nach und nach seine Superiorität in Europa auszuüben. Er versuchte das zuerst bei geringfügigen Veranlassungen, wie z. B. im Streite über den Vortritt seines Gesandten in London, dann aber, als er bei diesen Vorgängen Sieger geblieben, auch bei wichtigeren Gelegenheiten. Eine solche bot ihm der Tod Philipp's IV. von Spanien (1665). Er machte nämlich, da seine Frau eine spanische Prinzessin war, unter nichtigen Vorwänden auf Belgien Anspruch und behauptete, daß dies nach einem alten Provinzialrechte jener Gegenden seiner Gemahlin zustände. Da die Spanier seine Forderung nicht anerkennen konnten, so fiel er in Belgien ein und hätte das ganze Land den hülflosen Spaniern entrissen, wenn nicht die Holländer ihm entgegengetreten wären. Sie wollten denn doch lieber den schwachen Spanier als den starken König der Franzosen zum unmittelbaren Nachbar haben. So sah sich Ludwig XIV. genöthigt, in dem Frieden zu Aachen (1668) mit einem Theile Belgien's zufrieden zu sein.

Was war nun wohl natürlicher, als daß er den Holländern auf das herbste zürnte und eifrig darnach strebte, sie für jene Unterstützung der Spanier zu bestrafen? Deshalb gewann er nach und nach die Verbündeten jenes Volkes und versuchte auch, wiewohl vergebens, den großen Kurfürsten ihnen zu entfremden. Nachdem Ludwig XIV. Alles zum Angriff vorbereitet hatte, brach er im Jahre 1672 los und eroberte gleich im ersten Ansturme den größten Theil des Landes. Es schien, als müßte ihm die Republik zur Beute werden. Da aber vereinte sich die Kraft des Landes in der Hand des Prinzen Wilhelm von Oranien, und statt daß Holland zersplittert wurde, schaarten sich gerade die Provinzen um jenen Mann. Und auch von außen her kam Hülfe und Rettung, denn Friedrich Wilhelm hatte die Seelengröße, eine Allianz mit dieser Republik gerade in jener Unglückszeit abzu-

schließen. Dieser Verbindung trat bald nachher der Kaiser Leopold bei. Nun verbanden sich brandenburgische und kaiserliche Truppen und fochten vereint am Rhein, wo der Kurfürst doch oft in seiner Wirksamkeit durch die Eifersucht der Oesterreicher behindert wurde. Um den Kurfürsten von dort zu entfernen, schloß Ludwig XIV. eine Allianz mit den Schweden.

So fielen denn diese im December 1674 aus ihrem Antheil von Pommern in die Mark ein und verwüsteten unter Wrangel's Führung dieselbe auf's herbste. Der Fürst von Anhalt, der Statthalter in den Marken, hatte nur eine so geringe Truppenzahl zur Verfügung, daß er an einen ernstlichen Widerstand nicht denken konnte und sich auf Befehl seines Herrn in Berlin einschloß, um die Stadt so lange zu wahren, bis der Kurfürst zu Hülfe käme. Dieser befand sich in Franken, wo seine Truppen Winterquartiere erhalten hatten, und dort trafen ihn die betrübenden Nachrichten aus seiner Heimath. Er eilte darauf heimwärts und kam am 11. Juni des Jahres 1675 in Magdeburg an. Da der Kurfürst alle Mittel anwandte, das Gerücht von seiner Ankunft zu unterdrücken und die Schweden unvorbereitet zu überraschen, da ihm dabei von allen Seiten die thätige Liebe seiner Unterthanen zu Hülfe kam, so erschien er plötzlich mitten unter den Feinden und überrumpelte Rathenow, ehe sie sein Kommen ahnten. Die Schweden hatten das Thal der Havel inne, und an dem Flusse selbst, in Brandenburg und Havelberg, standen die Haupttheile ihrer Truppen. Gerade inmitten dieser beiden Hauptpunkte drang der Kurfürst in sein Land, um so die schwedische Macht zu zerspalten. Wenn wir somit die Havel zwischen Brandenburg und Havelberg als Basis eines Dreieck's annehmen, so würde Fehrbellin für unsere Betrachtung als Spitze desselben anzusehen sein. Dorthin eilten nach Norden von Ost und West die Schweden, um sich zu vereinen, inmitten der beiden Heeresmassen der große Kurfürst, der aber dennoch, trotz aller Mühe, die Vereinigung der Feinde nicht verhindern konnte. Nun führte er nur Reiterei mit sich, da die Infanterie unter Dörfflinger dem forcirten Marsche nicht hatte folgen können, die Schweden aber vermochten seinen 5600 Reitern 10 Regimenter Fußvolk und 800 Dragoner entgegenzustellen. Trotz der Uebermacht des Feindes und der Ungleichheit der Waffen beschloß der Kurfürst dennoch die Schlacht. Voran zog mit 600 Reitern als Avantgarde der blitzende Landgraf von Hessen-Homburg mit dem strengen Befehle, nicht zu schlagen, sondern nur zu recognosciren. So wie er aus dem Walde bei Fehrbellin hervorbrach, da lag vor ihm das ganze Heer des Feindes; den Rücken lehnte es an einen Sumpf, die rechte Flanke an die Fehrbelliner Brücke und vor sich hatte es eine schöne, weite und flache Kampfebene. Der Prinz griff die Vorposten an, warf sie auf das Heer zurück, und da

dies den Fliehenden zu Hülfe kam, so befand sich die kleine Schaar bald in beschwerlicher Enge.

Da kam ihr der Kurfürst zu Hülfe. Er benutzte eine kleine Schwellung des Bodens, stellte dort eine Batterie auf und gab von ihr aus auf den rechten Flügel der Schweden einige wirksame Salven. Die Massen schwankten und geriethen in Unordnung, und kaum bemerkte er das, so warf er sich im tollsten Rosseslauf auf die wogende Menge und schlug sie in die Flucht. Dann rollte er vom rechten Flügel her das Feindesheer auf und warf es in die Sümpfe (Bild IV). An dem Tage ritt der fürstliche Held ein weißes Roß, und da er stets sich an der Spitze seiner Reiter befand, so nahmen die schwedischen Kanoniere den weithin erkenntlichen Officier zum Ziel für ihre Kugeln. Das bemerkte der fürstliche Stallmeister Froben und beredete seinen Herrn, ein anderes Roß zu besteigen, er selbst aber flog auf dem Schimmel an eine andere Stelle der Schlacht. Und siehe! der Feind veränderte die Richtung seiner Geschosse und zielte von Neuem auf das glänzende Pferd. Nicht lange währte es, und Roß und Reiter lagen zuckend und blutend auf der Erde. Wie sanft mag der edle Froben wohl da auf dem Bette der Ehre verschieden sein!

Und wie nun das lustige Reiten vom Rhein bis an den Rhin — so heißt nämlich das Flüßchen, an dem Fehrbellin liegt, — wie das nun beendet war, da kam Dörfflinger mit der Infanterie, trieb die Schweden immer vor sich her und nahm ihnen die pommerschen Besitzungen.

Aber was halfen dem Kurfürsten alle seine Erfolge! Obgleich Holland in Zeiten der Noth versprochen hatte, nie ohne ihn Frieden zu schließen, so vergaß es doch seines Wortes und einte sich zu Nimwegen im Jahre 1679 mit Ludwig XIV., ohne des Freundes zu gedenken. Verlassen von Holland und vom Kaiser, mußte der große Kurfürst auch nachgeben, und so sehr er sich sträubte, erhielten dennoch im Frieden zu St. Germain en Laye (1680) die Schweden all' ihre verlorenen Besitzungen zurück. Sie wurden von ihrem Bundesgenossen nicht so treulos verrathen, wie Friedrich Wilhelm von seinen Alliirten.

Die Zeit vom Jahre 1680 bis 1688 ist die Periode des größten Glanzes für Ludwig XIV. und sein Reich. Unbestritten war er damals der mächtigste König Europa's, benutzte aber diese seine Machtfülle zu ungerechten und empörenden Uebergriffen. Einer seiner Parlamentsräthe nämlich war beauftragt worden, die neu an Frankreich abgetretenen Districte zu beschreiben und die Documente und Acten, welche auf sie Bezug hatten, zu ordnen und zu sichten. Bei dieser Arbeit machte er mancherlei historische Studien und fand, daß sowohl der Elsaß, als auch die bel-

gischen Territorien, welche Spanien hatte opfern müssen, noch mancherlei Pertinenzien gehabt hätten, die nun eigentlich auch wohl zu Ludwig's XIV. Besitz gehörten. Es war das entweder die Ansicht eines Träumers oder eines Schmeichlers und wurde anfangs auch so angesehen. Bald aber erkannten die französischen Staatsmänner, wie man doch aus diesem Funde Nutzen ziehen könne. Sie erklärten nämlich, es ginge aus den alten Briefen unwiderleglich hervor, daß mit den überwiesenen Landschaften andere verbunden gewesen, und es sei natürlich, daß diese, da man ihnen nicht gleich entsagt habe, jetzt von Frankreich nachgefordert würden. Um nun zu bestimmen, welche Orte das seien, richtete Ludwig XIV. Reunionskammern ein (Bild I) und führte dann deren Aussprüche mitten im Frieden mit Waffengewalt durch. So überrumpelte er Straßburg, obgleich im westphälischen Frieden trotz der Abtretung des Elsaß diese Stadt ausdrücklich beim Reiche behalten war. Was halfen da alle Klagen, was alle Rechtsdeductionen! Der, welcher hätte retten sollen, der Kaiser, befand sich selbst in schwerer Noth und Bedrängniß. Man kann aber nicht sagen, daß ihn die so ganz unverschuldet betroffen hätte. Sehen wir nun zu, von welcher Seite her sie ihm drohte!

Leopold hatte ein Erbland, das von jeher bis auf den heutigen Tag den Habsburgern die meiste Sorge gemacht und die schwersten Opfer gekostet hat; das ist Ungarn. Einmal ist es schwer zu regieren wegen der Mannigfaltigkeit der in ihm wohnenden Nationen, dann wegen der großen Uebermacht des reich begüterten Adels. Deswegen hatten die Habsburger hier die Fortschritte der Reformation nicht hemmen und die Unterthanen mit Hunden in die Messe hetzen können; deswegen bekannte sich dann auch von den fünf Millionen der ächten Magyaren beinahe die Hälfte zum Protestantismus. So oft sich die Habsburger Uebergriffe erlaubten, fanden sie heftigen Widerstand, der leicht auch für die deutschen Erblande gefährlich wurde, weil der Adel theils bei den Polen, theils bei den Türken Unterstützung fand.

Die Protestanten erklärten oft, sie wollten lieber dem türkischen als dem deutschen Kaiser gehorchen, denn jener ließe ihnen ihren Glauben, den dieser ihnen rauben wolle. So waren denn, von diesen Verhältnissen gelockt, schon einmal unter Leopold's Regierung die Türken in die Erblande gekommen, damals aber von des Kaisers bestem Feldherrn, dem Grafen Montecuculi, am St. Gotthard in Steiermark so besiegt worden, daß sie Frieden geschlossen und ihn bis zum Jahre 1682 gehalten hatten. In dieser Friedensperiode versöhnte nun Leopold nicht das Ungarland, sondern verlegte an 30000 Mann fremder Truppen in das Königreich, um die Bestrebungen der Katholiken zu unterstützen. Fort und fort verschwor sich der

Adel; immer vergebens, bis endlich Graf Emmerich Tökely ein großes Heer in Polen und Ungarn zusammenbrachte und weithin die Erblande überfluthete. Da in jener Zeit der Waffenstillstand, den Leopold mit den Türken geschlossen, gerade ablief, so griffen sie, von Tökely und den Franzosen ermuntert, zu den Waffen. Tökely wurde ihr Vasall und als solcher Herzog von Ober-Ungarn; dann verband er sich mit dem Groß-Vezier Kara-Mustapha, und beide erließen ein Manifest, worin sie Gewissensfreiheit und Schutz der ungarischen Privilegien versprachen. Man sieht, worauf es ankam; lieber türkisch, als katholisch! Es ist doch eine sehr eigenthümliche Erscheinung, daß schon einmal in der Weltgeschichte Aehnliches vorgekommen. Die Eroberung Spanien's durch die Araber ist, wie bekannt, durch die Sympathie der dort recht zahlreichen und von den bigotten Westgothen hart unterdrückten Juden sehr erleichtert worden. Und nun begann ein Krieg gegen die Deutschen, wie wir ihn auch erlebt haben. Ueberall stand das Volk auf und des Kaisers Feldherr, Karl von Lothringen, mußte sich bald bis Wien zurückziehen. Leopold verließ seine Hauptstadt, denn ihre Werke waren in schlechtem Zustande; was er jedoch versäumte, das that der Lothringer und vor Allen ein edler österreichischer Rittersmann, Graf Rüdiger von Starhemberg.

Wenn man am linken Donauufer von Wien aufwärts nach Linz zieht, so gelangt man bei dieser Stadt in ein schönes Querthal. Es fließt dort nämlich ein kleines Flüßchen in die Donau, von dem dieses Thal gebildet wird, und steigt man längs dieses Wässerleins aufwärts nach Böhmen, so kommt man dann in das Thal der Moldau. Dieser natürliche Weg, der von Böhmen an die Donau führt, ist jetzt auch zur Anlage einer Eisenbahn von Linz nach Budweis benutzt worden.

Da haust das alte, edle Geschlecht der Starhemberge und seine Besitzungen grenzen an die weit ausgedehnten Güter der böhmischen Rosenberge, der Herren von Krummau, die, jetzt längst ausgestorben, ihre schönen Herrschaften erst den Herzögen von Eggeberg und dann den Fürsten Schwarzenberg hinterlassen haben.

Der edle Graf kämpfte also dort für Haus und Hof und für seines Vaterlandes Altäre. — Da nahm man denn 8000 Mann von der Armee in die Stadt ein und stellte den Ueberrest des Heeres als Reserve an der Donau auf; da rief man Bürger und Studenten in die Waffen, brannte die Vorstädte nieder und befestigte die eigentliche Stadt.

Am 14. Juni 1683 begann die Belagerung und bald herrschte in der Stadt die entsetzlichste Noth. Nach zwei Monaten waren alle Außenwerke genommen und

innen wütheten Seuchen, so daß man sich kaum noch der stürmenden Feinde erwehren konnte.

Aber da die Noth am größten war, da war auch die Hülfe am nächsten. Damals nämlich erstreckte sich der Polen Herrschaft über die Grassteppen Volhynien's und Podolien's bis an die Grenzen der Türkei. Fortwährend stritten sie dort mit den Erbfeinden der Christenheit, und der Adel trug aus diesen Kämpfen jenen Anstrich von Ritterlichkeit und Romantik davon, der sein Erscheinen in den schon so ernüchterten Zeiten mit eigenthümlichem Glanze umgab. Wie fallen die polnischen Magnaten in Paris auf, als sie Karl's IX. Bruder, Heinrich von Anjou, als ihren König begrüßten! wie überstrahlten sie den in den Bürgerkriegen roh gewordenen Adel der Franzosen! Zur Zeit dieser Belagerung herrschte in Polen ein durchaus ritterlicher König, Johann Sobiesky, erprobt in manchem Türkenkriege und bei manch' fröhlichem Festgelag. Der hatte bei der Nachricht von jenem Einfalle der Türken gleich ein Heer gesammelt und erschien nun am Kahlenberge vor Wien, wo er sich mit etwa dreißig deutschen Fürsten vereinte, die auch dem Kaiser Hülfe brachten. So wie die Türken davon Kunde erhielten, unternahmen sie am 21. September einen allgemeinen Sturm auf Wien. Er mißlang, und gleich darauf wurden sie vom Ersatzheere angegriffen. Zwar erlitten sie gerade keine Niederlage, aber der Vezier verlor bei dieser Vertheidigung den Muth und begann einen übereilten Rückzug. Da griff ihn Sobiesky an, vernichtete beinahe das feindliche Heer und brachte ungeheure Beute zusammen. Und mußte Sobiesky das nicht? Er hatte ja beim Abschiedsmahle nach polnischer Sitte den letzten Trunk aus dem Atlasschuhe seiner Frau geschlürft und dabei nach polnischer Rittersitte geschworen, nicht eher heimkehren zu wollen, als bis er ihr diesen Schuh mit erbeuteten Ducaten gefüllt überreichen könne. Als Oesterreich von den Feinden gereinigt war, da feierte man ein Siegesfest und holte den Polenkönig im Triumphzuge ein (Bild V). Zwei Tage nach ihm kam auf einem einfachen Marktschiffe der Kaiser Leopold die Donau herunter und zog demüthiglich in Wien ein, denn um ihn kümmerte sich Niemand. Als er den König Sobiesky empfangen wollte, da berieth er erst lange, mit welchem Ceremoniell das geschehen solle. Der Herzog von Lothringen meinte zwar: mit offenen Armen; doch das war ja Ketzerei, und so wurde denn nach der spanischen Etiquette bestimmt, wie man den Wahlkönig zu begrüßen habe — anders natürlich, als einen gebornen Fürsten. Der Empfang war auch so kalt, daß Sobiesky sich bald verstimmt in sein Zelt zurückzog.

Der Kaiser blieb nach wie vor ruhig und gleichmüthig und überließ die Verfolgung zunächst den Polen; später erwarb sich in diesem zweiten Türkenkriege ein

italienischer Prinz, Eugen von Savoyen, großen Ruhm und führte durch seine Siege den glücklichen Frieden zu Carlowitz (1699) herbei, der bis zum Emporblühen Rußland's die Uebermacht Habsburg's im Osten sicherte.

Der Kaiser konnte also damals dem Reiche nicht helfen; da trat aber der vermittelnd ein, welcher später der Hort des Protestantismus geworden ist, nämlich Wilhelm von Oranien. Und so schloß denn Ludwig XIV. im Jahre 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Deutschland und Spanien. Da das Uebergewicht der Franzosen aber überall in ganz Europa sich geltend machte, so verband sich Wilhelm von Oranien mit dem Kaiser, mit Spanien und vielen deutschen Fürsten. Nicht unnütz war diese Vorsicht gewesen, denn schon im Jahre 1688 begann Ludwig XIV. unbedeutender Forderungen wegen einen Krieg gegen Deutschland durch einen Einfall in die Pfalz. In diesem Kampfe ist der französische Name durch heillose Verwüstungen ein Greuel in ganz Europa geworden, und wie eine Ironie klang darnach jene Phrase, daß die Franzosen von jeher die Fahnenträger der Civilisation gewesen seien. Sie wollten als Grenze zwischen Frankreich und Deutschland eine Wüste herstellen und haben demgemäß in der Pfalz und in Baden gehaust. Da haben sie in Speier den alten, ehrwürdigen Dom geplündert, die Särge der salischen Kaiser aus ihren stillen Grüften an's Tageslicht gebracht, sie erbrochen und schnöden Muthwillen mit den Leichnamen jener gewaltigen Regenten getrieben (Bild VI). In dieser Art der Kriegführung zeichnete sich besonders der General Melac aus, dessen Andenken in Württemberg und Baden noch heute dadurch erhalten ist, daß man den Hunden den Namen dieses Unmenschen zum ewigen Gedächtniß jener Schandthaten beilegt.

Alle Feinde der Franzosen aber fanden ihren Mittelpunkt und ihre Hauptstütze in Wilhelm von Oranien, der nach der Vertreibung der katholischen Stuarts die Krone von England erhalten hatte und dadurch der bedeutendste Monarch im protestantischen Europa geworden war.

Dieser Krieg wurde im Jahre 1697 durch den Frieden zu Ryßwick beendet, und zwar wieder zum Nachtheile Deutschland's. Während nämlich England, Holland und Spanien alles Verlorene zurückerhielten, wurde allein Deutschland der Besitzungen beraubt, die Ludwig XIV. so unrechtmäßig an sich gerissen hatte.

Man beendete aber diesen Krieg hauptsächlich deshalb, um Zeit zu gewinnen, sich für einen neuen Kampf zu rüsten. Die spanische Linie des Hauses Habsburg nämlich war dem Erlöschen nahe; geistig und körperlich waren die letzten Mitglieder dieser Familie immer mehr dahingesiecht, fast immer hatten sie nur aus nahe verwandten Fürstenhäusern sich ergänzt, und da somit kein frisches Blut in sie hinein-

kam, so verdorrte der Stamm, wie das in der organischen Welt so oft der Fall ist. Auch ist ja das eine alte Erfahrung, daß ein in geistiger Beziehung nicht frisch fortschreitendes Volk und ebenso eine Familie auch körperlich zu welken beginnt. Nun hatten auf die spanische Erbschaft ohne Zweifel die deutschen Habsburger den besten und gegründetsten Anspruch, und sie gedachten ihn auch ernstlich geltend zu machen. Da trat dem alten Kaiser Leopold auch in diesem Streben Ludwig XIV. entgegen und forderte die Krone für seine Familie, weil er allerdings durch Heirath nahe mit dem spanischen Königshause verwandt war.

Unendlich wichtig war diese Erbschaftsangelegenheit sowohl für Holland als auch für England, und der Herrscher dieser beiden Staaten mußte um des europäischen Gleichgewicht's willen vorzüglich darnach streben, daß die spanischen Länder nicht mit Frankreich oder Oesterreich zu einem Ganzen verbunden würden. Nach langem Spiel der Intrigue, nach vielen Unterhandlungen war es Ludwig XIV. gelungen, von dem siechen Könige von Spanien, von Karl II., ein Testament zu erhalten, wonach Spanien an seinen Enkel, Philipp von Anjou, fallen sollte. Natürlich begann, sobald Karl II. gestorben, der Kampf. Da traten als Kronprätendenten in Spanien sich gegenüber Leopold's zweiter Sohn, der Erzherzog Karl, und dann jener eben genannte Enkel des französischen König's; jenen unterstützten die Arragonesen, diesen die Castilianer. Es wachte noch einmal die alte Eifersucht, der alte Haß der beiden Hauptkönigreiche Spaniens auf.

An den Kaiser aber schlossen sich England und Holland. — Vorzügliche Feldherren kämpften auf beiden Seiten, wenn auch wohl als die bedeutendsten Eugen von Savoyen und Marlborough heraustreten. Wie viel' Siege haben diese beiden Helden erfochten! Nur drei Namen will ich nennen, um an ihre Herrlichkeit zu erinnern: Höchstädt, Ramilliers und Malplaquet. Durch diese Heroen ist Ludwig XIV. an den Abgrund des Verderbens gedrängt worden und nur ein Umschwung der politischen Verhältnisse rettete ihn. Während des Krieges nämlich war Leopold gestorben und Joseph I. dem Vater (1705) gefolgt. Er sank schon im Jahre 1711 in's Grab, und nun gelangte, da er keine Söhne hinterließ, sein Bruder Karl auf den Thron. Das schwächte den Eifer England's, denn eine Vereinigung Spanien's, Deutschland's und Oesterreich's hätte dem Hause Habsburg zu große Macht verliehen. Dazu kam eine Veränderung des Ministeriums in England; Marlborough und seine Partei wurde gestürzt und die zur Herrschaft gelangende wünschte schon aus Opposition den Frieden. So wurde denn in Utrecht schon im Jahre 1713 zwischen Frankreich, Spanien, Holland, Savoyen, Portugal und Preußen, in Rastadt am 7. März 1714 zwischen Oesterreich und Frankreich

und darauf am 7. September desselben Jahres zu Rastadt mit dem Reiche Frieden geschlossen (Bild VII, wie überhaupt das ganze Mittelbild. In diesem Mittelbilde hat der Künstler die drei Figuren, Deutschland, England und Frankreich, für den Beschauer so dargestellt, daß man aus ihrer Situation und ihren Emblemen auch ihre politische Stellung entnehmen kann). Alle die anderen Friedensbestimmungen will ich hier übergehen und nur die eine erwähnen, durch welche Preußen als Königreich anerkannt wurde.

Wir haben gesehen, daß Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, den Staat aus Ohnmacht und Schwäche zu einer Macht erhob, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa mit Achtung genannt wurde. Da doch nun einmal das deutsche Reich zerfallen, da jene religiöse Trennung doch nicht wieder zu vermitteln war, so war es wohl sehr bedeutend, daß sich eine protestantische Macht in Deutschland bildete, die auch ohne Unterstützung vom Auslande her die Interessen der Confession mit Erfolg zu wahren vermochte. Der große Kurfürst überragte weit durch reichen Landbesitz und innere Tüchtigkeit die übrigen Stände des Reiches und hatte es durch seine vortreffliche Regierung auch einem weniger bedeutenden Nachfolger ermöglicht, diese Stellung zu behaupten. Es ist da doch nur eine ganz natürliche Folge, die aus den Verhältnissen des Staates, aus dem Charakter des Herrschers und den politischen Umständen resultirt, daß einmal in seinem Nachfolger der Wunsch erwachte, diese außerordentliche Stellung mit einem neuen Titel zu schmücken, und daß dann dieser Wunsch erfüllt wurde. Der Nachfolger des großen Kurfürsten trug nämlich das volle Bewußtsein in sich, daß er mächtiger sei, als die anderen Säulen des Reiches; er habe, meinte er wohl, so viel Land, daß man damit vier Kurfürsten ausstatten könne, er sei der einzige Reichsfürst, dem ein souveraines Herzogthum gehöre. Nun hatte der Kaiser der einen Linie des herzoglichen Hauses von Braunschweig die neunte Kur verliehen, weil er ihrer Hülfe bedurfte. Es eröffnete sich dem neuen Kurfürsten von Hannover, Ernst August, auch noch eine andere Aussicht, denn sein Haus hatte Ansprüche auf den englischen Königsthron. Um dieselbe Zeit war Kurfürst August II. von Sachsen König von Polen geworden. Diese Rangerhöhung der Nachbaren ist sicherlich nicht ohne Einfluß auf den brandenburger Kurfürsten Friedrich III. geblieben und hat in ihm, dem schon von Natur Lust und Freude an Pracht und Glanz eingepflanzt war, den Wunsch nach neuer Erhöhung zur lebhaftesten Sehnsucht angefacht. Vom Kaiser aber mußte nach den Begriffen damaliger Zeit jene Erhebung ausgehen, und wie wenig man auch in Wien geneigt war, diese protestantische Macht zu vergrößern, so meinte man doch, der Titel sei ja nur ein unwichtig Ding und ändere wenig, ihn könne

man schon ertheilen, wenn dafür, wie versprochen, die schlagfertige preußische Kriegsmacht im spanischen Erbfolgekriege dem Kaiser zu Hülfe ziehen würde. So unbedeutend war der Titel doch nicht, und das erkannten die feineren Köpfe sogleich; denn Prinz Eugen soll, als er davon gehört, im Zorn geäußert haben: „die Räthe, die diesen Rath ertheilt, müßte der Kaiser hängen lassen." Auch Leibnitz, der damals dem Hofe zu Berlin nahe stand, bemerkte, daß immer zur Erfüllung des Wesens der Name gehöre; der Kurfürst von Brandenburg habe Alles gehabt, was königlich sei, König aber sei er erst dadurch, daß er König heiße.

Und obgleich Friedrich der Große über die Eitelkeit seines Ahnherrn spottet, die ihn zu diesem Streben angetrieben, so ist er doch erfüllt und überzeugt von der Wichtigkeit jenes Actes. In seiner Geschichte von Brandenburg sagt er einmal: „Das Königthum hat Preußen dem Joche der Knechtschaft entzogen, in welchem Habsburg damals alle Fürsten Deutschland's hielt", und fährt dann fort: „Das war ein Bissen, den Friedrich III. seiner Nachkommenschaft hinwarf und dadurch ihr zu sagen schien: „„Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe die Grundsteine zu eurer Größe gelegt, an euch ist's, das Werk zu vollenden."" Auf zwei Mächte stützte sich nach innen hin die neue Monarchie; die eine war die Kriegsmacht, deren Erhaltung nur durch eine geregelte Finanzverwaltung möglich wurde, die andere die Wissenschaft und Bildung. So stiftete Friedrich III. oder, wie er nach der Krönung hieß, Friedrich I. die Universität zu Halle und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wo sich überhaupt um die geistreiche Königin Sophie Charlotte ein Kreis bedeutender Männer zu tiefer Unterhaltung sammelte. Es ist doch wichtig, daß man klar erkannte, wie innig allgemeine Wissenschaft mit dem Leben und dem Staate verbunden sei. Man bedenke nur, was Paul von Fuchs in der Rede ausspricht, mit der er die Universität Halle eröffnete; er stellte da als das rechte Symbol des preußischen Königthum's die Pallas hin, welche zugleich den Krieges- und den Friedenskünsten vorsteht.

Trotz aller dieser Verdienste Friedrich's I. befand sich gegen das Ende seiner Regierung das Land nicht eben in blühendem Zustande; es schien doch das, was so mancher Rath des König's bei den Unterhandlungen um die Krone geäußert, daß die Königskrone eine Repräsentation erfordere, durch welche das Land verarmen würde, es schien das wahr geworden zu sein. Wir haben aber schon mehrmals hervorgehoben, wie der Gründer einer Dynastie sich erst befestigen, Anerkennung verschaffen müsse, und wie dann erst seine Nachfolger sich frei bewegen können. So auch hier. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) erbte schon die königliche Würde; ihn kümmerte der äußere Glanz nicht mehr, er glaubte, und nicht mit Unrecht, daß

die beste Zierde seines Thrones die Schlagfertigkeit seiner Armee sei. Den Krieg liebte er nicht, wohl aber die Mittel zum Kriege, denn der bewaffnete Friede schütze oft am besten vor Kampf. Wie vortrefflich hat dieser Monarch das Land verwaltet! Als er starb, wie stark war da die Armee, wie gefüllt alle Kassen! Mag nach unserem Gefühl seine Härte bisweilen fast groß gewesen sein, sie sagte doch dem Charakter seines Volkes zu. Und freut sich denn bis auf den heutigen Tag der Preuße nicht immer noch, daß er in strenger Zucht des Staates aufwächst? Vergleicht man jenes König's Herrscherweise mit der in anderen Ländern zu jener Zeit gebräuchlichen, dann erst wird man fühlen, um wieviel besser und sittlicher jene preußische Strenge war, als die geistreiche Unsitte anderer Höfe (vergleiche zu diesem Abschnitte im Mittelbilde die Medaillons und Büsten).

Was Vater und Großvater vorbereitet, das benutzte eigentlich erst Friedrich der Große. Hatte der erste König Preußen's in Bezug auf das Aeußere, auf Titel und Glanz, sein Haus eine Stufe höher gehoben, so hatte der zweite die materiellen Mittel zur Erhaltung dieser Stellung herbeigeschafft, und der dritte war dann derjenige, welcher sie anwandte. Seine Ahnen alle waren dem Hause Habsburg treu und hold gewesen und stets für alle Dienste doch nur mit Undank belohnt worden. Auch sein Vater hatte das erfahren müssen und ihm noch in seinen letzten Lebensmomenten zugegeben, wie er sich sein Lebelang vergebens bemüht habe, von Oesterreich's Dankbarkeit die Erfüllung alter Ansprüche zu erreichen. Das Haus Habsburg hielt sich gegen die Zollern so wie alt-aristokratische Geschlechter stets gegen neu aufblühende Familien. Die alten, hochgeborenen Herren dachten und denken noch immer, ein neues Geschlecht könne nie genug thun, müsse sich opfern für das alte Haus und froh sein, wenn man in Gunst und Gnade solch' Opfer annehme. Das haben die Zollern, das hat Friedrich Wilhelm I. sehr gut durchgefühlt, aber nie mochte man Gewalt anwenden, denn immer, bei aller Selbstständigkeit, war doch die Achtung vor dem Kaiser noch zu groß.

Da trat im Jahre 1740 ein bedeutungsvoller Moment ein! Es starb nämlich bald nach dem Könige Friedrich Wilhelm I. auch Kaiser Karl VI. Da ihm Söhne fehlten, so lag die Gefahr nahe, daß die Besitzungen seines Hauses zersplittert und daß die Kaiserkrone an eine andere Familie kommen werde. Sein Lebelang hatte der Kaiser dahin gewirkt, daß alle Mächte seiner Tochter die Gesammtmasse der Erblande garantirten und seinem Schwiegersohne ihre Stimmen bei der Kaiserwahl zusicherten. Es schien fast, als sei ihm sein Werk gelungen, aber es gab doch noch Familien, deren Ansprüche auf einen Theil der Erblande nur unbeachtet geblieben und die noch in Wahrheit nicht abgefunden waren. So waren die

Forderungen der bairischen Kurfürsten keineswegs so unberechtigt, und man kann zugeben, daß vielleicht kein Gerichtshof im Stande gewesen wäre, diese Sache zu entscheiden, da bei solchen Rechtsfragen die gewöhnlichen Erbschaftsgesetze nicht ausreichen. In solchen Fällen appellirt man dann an die Waffen! Das sah auch Friedrich der Große ein. Die Hohenzollern hatten auf drei Landschaften wohlbegründete Ansprüche! Zunächst auf Pommern! Diese Ansprüche waren insoweit erfüllt, daß nur ein kleiner Theil des Landes noch in den Händen der Schweden sich befand und für den Augenblick ihnen unantastbar garantirt war. Dann hatte Preußen noch ein Stück aus der Erbschaft von Jülich-Cleve-Berg zu fordern und auch diese Forderung nie vergessen. Jetzt ließ sie Friedrich II. zurücktreten, weil er Frankreich's Hülfe bedurfte und dieser Staat eine Vermehrung preußischer Lande am Rhein nicht wünschte. Drittens aber — und das war das Bedeutendste — hatten die Hohenzollern auf einen großen Theil von Schlesien Ansprüche, und diese gedachte Friedrich d. Gr. geltend zu machen. Und diese Forderungen, worauf beruhten sie denn?

Im Jahre 1537 hatte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg mit dem piastischen Herzoge von Liegnitz und seinem Hause eine Erbverbrüderung geschlossen, welche bestimmte, daß nach dem Aussterben der Zollern die Lehen, mit denen dieses Haus vom Könige von Böhmen betraut war, an jene schlesischen Fürsten, dagegen die Besitzungen dieses Hauses in gleichem Falle an Brandenburg übergehen sollten. Den Herzögen war von den jagellonischen Königen Polens schon lange vorher, ehe noch das Haus Habsburg in den Besitz von Böhmen und Schlesien gelangte, das ausdrückliche Privilegium ertheilt worden, über Land und Leute entweder bei ihren Lebzeiten zu verfügen, oder durch Testament sie ganz nach ihrem Willen zu vererben. Diesem Erbvertrage, zu dem also wohl die Herzöge ein Recht hatten, verweigerte aber König Ferdinand seine Zustimmung, und die Schlacht bei Mühlberg, durch welche Karl V. den Protestanten obsiegte, entschied auch in dieser Sache. Die Zollern wichen den Weltereignissen, ohne ihre Rechtsansprüche aufzugeben. Als im Jahre 1675 der letzte Herzog von Liegnitz starb, da nahm der Kaiser Leopold ohne Weiteres die Erbschaft, nämlich die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, in Besitz, und der große Kurfürst, in den Krieg gegen Frankreich und Schweden verwickelt, schwieg zu dieser Occupation.

Einst hatte ferner ein Markgraf von Brandenburg das Herzogthum Jägerndorf besessen, hatte eine nicht unbedeutende Rolle in Schlesien gespielt, war aber nach der Schlacht am weißen Berge, nach dem Sturze jenes pfälzischen Friedrich's, um Land und Leute gekommen. Wenn ihm nun auch das Land genommen wurde,

so konnte es doch immer nicht den anderen unschuldigen Zweigen desselben Hauses vorenthalten werden. Das ist von den Habsburgern selbst mehrmals anerkannt.

Niemals waren diese Ansprüche von Brandenburg aufgegeben, ja öfter sogar in Erinnerung gebracht worden.

Als Friedrich der Große sie jetzt geltend machte, da begann ein Kampf, der doch noch eine tiefere Bedeutung hat, als die eines gewöhnlichen Erbschaftsstreites. Es stießen da zwei Mächte aufeinander, von denen die eine die Einheit der monarchischen Gewalt den provinzialen Interessen gegenüber schon geltend gemacht hatte, die andere aber, die österreichische, noch im Kampfe mit denselben begriffen war. Preußen's König sah in seiner Würde mehr ein Amt als ein Recht; er verlangt vom Monarchen eine thatenvolle Regierung, mehr auf Pflichterfüllung, als auf Religion gegründet, wie er das selbst in seinem Anti-Machiavell ausspricht. Darum aber will er auch der Einzige in seinem Reiche sein, der Autorität besitzt. Sein und des Landes Interesse kann er sich nicht getrennt denken und ermahnt deshalb bei'm Regierungsantritt die Räthe seines Vater's, demgemäß zu handeln, und sollte sein Vortheil mit dem des Landes nicht übereinstimmen, so solle der letztere den Vorzug haben. In Preußen dominirten drei gewaltige Kräfte, die einmal bestehende Ordnung, die Ideen des Jahrhundert's und der große Geist des Fürsten, der beide combinirte, um dadurch die eine zu befördern und für die andere Raum zu gewinnen. Darum schaffte der König die Tortur ab und begann dadurch alle Stände vor dem Rechte gleich zu stellen, denn man hatte jenes Mittel nicht gegen die höheren Klassen der Gesellschaft angewandt. Darum hob er die Ehegesetze auf, welche mit unnützer Strenge den Begriff der Verwandtschaft und Schwägerschaft ausdehnten. Die Protestanten hatten sie aus dem Katholicismus herübergenommen und festgehalten, Friedrich der Große aber, dem protestantischen Principe getreu, erklärte jede Ehe für erlaubt, die in Gottes Wort nicht klar verboten sei. Wenn er somit klar zeigte, daß sein Land und seine Regierung im Protestantismus wurzeln, so fühlte er doch, wie sehr dieser gesichert und wie fest begründet er sei, als daß er nicht ebenso sehr wie seine Ahnen den Grundsatz der Toleranz hätte zur Geltung bringen sollen. Zu diesem Gesichtspunkte konnte man sich in Wien nicht erheben, und deshalb war das an einer andern Stelle nothwendig. Das Jahrhundert drängte darauf hin, die allzu enge Verbindung der politischen Rechte mit den religiösen Ideen aufzugeben, und wichtig war es nun wohl, daß das hier ein Staat unternahm, ohne in seinem Innern erschüttert zu werden.

Friedrich der Große beschloß nun, seinen Forderungen durch die Besitznahme von Schlesien Nachdruck zu geben. Er führte sie noch im Winter des Jahres 1740

aus und behauptete das Land im folgenden Jahre durch die glückliche Schlacht bei Mollwitz. Da maßen sich die beiden großen deutschen Kriegsmächte zum ersten mal im offenen Felde mit einander; da zeigte es sich, daß die neue, auf Zucht und Uebung berechnete Heergestaltung wohl der althergebrachten Kriegsmethode gewachsen sei. Diese Schlacht machte den König und sein Heer erst recht zum Kampfe tauglich. Den Sieg verdankte Friedrich vorzüglich seinen Generalen, von denen Graf Schwerin und der jüngere Leopold von Dessau sich besonders ausgezeichnet hatten (Bild VIII zeigt uns den König nach der Schlacht seinen Generalen dankend).

Den Kampf hatte Friedrich begonnen, ohne daß ihm Bundesgenossen zur Seite standen; so wie er aber gesiegt, boten sich ihm von allen Seiten Allianzen dar. Zwar hat er sich mit Frankreich verbündet, zwar hat er die Wahl des Kurfürsten von Baiern zum Kaiser befördert, doch aber ist er nie, wie dieser unglückliche Kaiser Karl VII., durch seine Verbindungen unselbstständig geworden. Daher hat er nicht den ganzen österreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748) durchgefochten, sondern nur so lange gegen Oesterreich gekämpft, bis Maria Theresia ihm gerecht wurde. Diese Kämpfe nennt man die beiden schlesischen Kriege. Sie haben der Königin Maria Theresia die Ueberzeugung gewährt, daß Preußen ihr vorzüglichster Gegner sei und daß sie erst dieses Land beruhigen müsse, um dann ihrer anderen Feinde sich erwehren zu können. So trat sie denn im Jahre 1745 dem König Schlesien ab und erhielt dadurch die Möglichkeit, so gewaltig aufzutreten, daß man ihr im Frieden zu Aachen im Jahre 1748 ihre Erblande ließ und ihren Gemahl allgemein als Kaiser Franz I. anerkannte.

Trotzdem, daß Maria Theresia dem großen Könige bei mehrfachen Friedensschlüssen Schlesien abgetreten hatte, konnte sie, wie wohl leicht erklärlich, dennoch nicht „dies Juwel ihrer Krone" so bald vergessen. Wie sie, so zürnte auch Rußland's üppige Königin Elisabeth und Sachsen's unbedeutender Monarch, den ein gewöhnlicher, keiner großen Gedanken fähiger Hofmann, der Graf Brühl, leitete. Sobald nun Maria Theresia durch den Aachener Frieden ihr Erbe in gesicherten Besitz bekommen, so begann sie an die Wiedererwerbung Schlesiens zu denken. Da in den früheren Kämpfen Friedrichs hauptsächlichster Verbündeter Frankreich gewesen war, was lag näher, als der Gedanke, diese Allianz zu trennen und dann Preußen zu bestrafen? Aber war es nicht immer französische Politik gewesen, die Fürsten des Reiches gegen das Haus Habsburg zu unterstützen? Gewiß! Es herrschte jedoch damals in Frankreich statt des König's die Marquise von Pompadour, und ein freundlicher Brief der Kaiserin, in dem die Anrede: ma cousine! vorkam,

schmeichelte jener Dame so, daß sie jene alte Allianz trennte und diese neue, unnatürliche Verbindung beförderte.

So vereinte sich Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden und Sachsen zum Verderben Friedrich's, während zu ihm nur England sich hielt. Abzuwarten, zuzusehen, wie man von allen Seiten ihn umgarne, das war des König's Sache nicht; darum begann er im Sommer des Jahres 1756 den Krieg durch einen raschen Einfall in Sachsen. Die Hauptactionen des ganzen Kampfes sind denn auch in diesem reichen Lande und in Schlesien ausgefochten worden, und diese beiden Landschaften, vornämlich aber das reiche Sachsen, sind des König's Rüstkammern gewesen. Gleich im ersten Jahre vernichtete Friedrich die Macht der Sachsen und fiel in die Bergveste der Oesterreicher, in Böhmen, ein. Doch das hat sich stets herausgestellt, daß da ein dauernder Aufenthalt für die Preußen nicht zu erlangen war, daß sie vielmehr hauptsächlich dahin streben mußten, von ihren Ebenen jene halb barbarischen Schaaren des österreichischen Heeres abzuhalten. Darum focht Friedrich der Große überall in Schlesien und Sachsen da, wo die Bergpässe in die Ebenen münden. — Als er im zweiten Kriegsjahre geschlagen aus Böhmen herauszog, da überließ er die Vertheidigung Schlesien's seinem Schwager, dem Herzoge von Braunschweig-Bevern, während er selbst die Franzosen und das Reichsheer durch die Schlacht bei Roßbach (am 5. November 1757) aus Sachsen vertrieb.

Hatte er somit den einen Feind besiegt und Sachsen sich gewahrt, so mußte er doch noch Schlesien von den Oesterreichern befreien, die seinen Schwager gefangen genommen und das dortige Heer geschlagen hatten. Winter war es, und zwar fror es entsetzlich, dennoch aber zog er in zwölf Tagen von Leipzig bis an die Oder und zeigte sich entschlossen, den Feind anzugreifen, wo immer er ihn auch fände. In der Nähe von Breslau traf er auf die Oesterreicher und berief nun, ehe es zur Schlacht kam, die Generale und Stabsofficiere (Lentulus, Prinz Franz von Braunschweig, Prinz Moritz von Dessau, Ziethen, Driesen und Schmettau). Bei dieser Zusammenkunft hielt er ihnen eine kurze, aber sehr nachdrückliche Rede, worin er seine bedenkliche Lage vorstellte und ihnen erklärte, wie er all' sein Vertrauen in ihre Tapferkeit setze (Bild IX). Und sie täuschte ihn nicht, denn er errang einen vollständigen Sieg.

Zu seinen Feinden gehörten auch die Russen. Mit ihnen hat er persönlich zum ersten male in der Mark bei Zorndorf (25. August 1758) gekämpft. Seine Lage war vor der Schlacht eine wahrhaft verzweifelte. Franzosen und Reichstruppen nämlich marschirten nach Sachsen, wohin auch Daun sich wandte; die Schweden, von keiner Armee zurückgehalten, drangen gegen Berlin vor, und überdies

verheerten die Russen mit wilder Grausamkeit des König's Hauptlande. So grauenvoll hausten sie in der Mark, daß Friedrich und sein Heer in Wuth gegen diese thierischen Menschen entbrannten und vollkommen einig darin waren, diese Unholde wo möglich ganz zu vertilgen. Daher entspann sich denn ein Kampf, der vielleicht der wildeste im ganzen Kriege gewesen ist, aber dennoch nur dazu diente, den Ruhm der Preußen zu vergrößern (Bild X). Der Künstler führt uns hier den entscheidenden Moment vor Augen, und zwar den, in welchem die alten, bewährten Infanterie-Regimenter des linken Flügels, vereint mit der Cavalerie des ritterlichen Seydlitz, den Feind in die Moräste treiben. Das Feuer hatte aufgehört, da die Munition fehlte, und der Kampf wurde mit dem Bajonet und dem Säbel geführt. Und um uns zu erklären, warum die Preußen mit so furchtbarer Wuth stritten, zeigt der Künstler in den leidenden Figuren der Frauen und Kinder die Brutalität der russischen Plünderung.

Wir übergehen hier alle sonstigen Details des so höchst interessanten Kampfes und begnügen uns damit, die Lage Friedrich's zu Anfang des Jahres 1763 zu betrachten. Nach manchem Glückswechsel, nachdem der König harte Zeiten durchlebt, besaß er damals wiederum alle seine Staaten, selbst Provinzen, die er lange entbehrt, wie Preußen und Westphalen, sie gehorchten wieder seinen Beamten; er gedachte den Feldzug mit 200000 Mann zu eröffnen, und wirklich strömten ihm Rekruten von allen Seiten zu. Nach sieben harten Feldzügen stand er so furchtbar und so mächtig da, wie nur beim Beginn des Kampfes.

Friedrich hatte keine Anleihen gemacht, hatte seine Unterthanen mit keiner neuen Steuer belegt, während Maria Theresia's Schatz sehr erschöpft war. Ueberall, wo der Krieg gewüthet, war das Land fast verödet, aller Orten zeigte sich Erschöpfung und Sehnsucht nach Frieden. Diesem so großen Elende machte der 15. Februar ein Ende. An dem Tage schlossen drei Männer, der österreichische Hofrath Kollenbach, der preußische Legationsrath von Hertzberg und der sächsische Geheime-Rath Fritsch, den Frieden ab (Bild XI). Jeder Monarch behielt das, was er gehabt, und Friedrich, dessen Untergang so unvermeidlich geschienen, ja der selbst mitten in seinen Triumphen oft an seiner Rettung zweifelte, er schloß jetzt Frieden, ohne von allen seinen Staaten nur ein Dorf zu verlieren.

Der Krieg hatte Friedrich dem Großen an 125,000000 Thaler gekostet. Da der König diese Summe meist in fremden Landen erhoben oder durch die Subsidien gedeckt hatte, so war er und sein Land zwar schuldenfrei, aber ihm sowohl wie seinen

Unterthanen fehlten die Geldmittel, denn vom Feinde war das preußische Reich um ebensoviel gebrandschatzt worden. Daß die Feinde von größerer Geldnoth gedrückt wurden, als der König, lag einmal darin, daß die Beute unter mehrere Staaten vertheilt wurde, und dann, daß in den anderen Reichen keine so strenge Finanzverwaltung herrschte, als in Preußen. Um seine verödeten Provinzen wieder zu bevölkern und zur Blüthe zu erheben, unterstützte er Ackerbau und Gewerbe auf alle Weise (Bild XIII). — Zwar legte Friedrich d. Gr. keinen Werth auf die Geburt und stellte seine Beamten nur nach ihrer Tüchtigkeit an; es kam ihm aber keineswegs in den Sinn, die Unterschiede der Stände, so weit sie lebendig waren, einer philosophischen Theorie zu Liebe zu verändern und zu brechen. Den mittleren Ständen fehlte seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, wie wir schon oben gesehen, die Lust und Neigung zu kriegerischer Thätigkeit; die Waffenehre war allein dem Adel geblieben. Deshalb hielt der große König darauf, daß der Adel in seinen Gütern und Vorrechten geschützt und bewahrt wurde, denn, meinte er, es gäbe wohl reicheren, doch keinen tapfereren und getreueren Adel. Und dann, wenn der Adel seine Besitzthümer verlöre, wessen Söhne sollten dann die Officiersstellen erhalten? Zu erwerben war im Dienste wenig mehr als Ehre; im Gegentheil, der Dienst kostete, denn der Staat gab nur knappes Gehalt. Der Adel hegte aber vorzugsweise dies Gefühl der Ehre, während die anderen Stände mehr dem Gewinn hingegeben waren. „Ich nehme", äußerte wohl der Monarch, „deshalb am liebsten Edelleute zu Officieren, weil ich sicher bin, daß ein wegen schlechter Streiche cassirter Officier des adeligen Standes von seiner Familie als ein verlorenes Subject verachtet und nicht unterstützt wird, während bürgerliche Kreise darin nicht so streng urtheilen."

Darum also that er, was er vermochte, um des Adels Güter zu heben und zu erhalten. Aber ebenso, wie er nicht wünschte, daß die Rittergüter an andere Stände kämen, ebenso wenig gern sah er es, wenn der Adel Bauerngüter ankaufte, denn er bedurfte beider Stände. Auch die industriellen Unternehmungen beförderte er auf jede Art und Weise. Er ließ Canäle graben, er errichtete die Bank, die Seehandlungsgesellschaft und manches andere nützliche Institut. Vor Allem wandte er seine Aufmerksamkeit den Finanzen zu und übergab die Eintreibung der Steuern französischen Beamten. Wie bekannt, hat sich aber diese Einrichtung nicht erhalten, da sie zu mannigfachen Beschwerden der Unterthanen Anlaß gab (Bild XIII).

So regierte der alte Held in Frieden bis an sein seliges Ende. Nur einmal schien es noch, als wäre der Zwist zwischen ihm und den Habsburgern nicht ge-

schlichtet, als solle noch einmal die alte Fehde ausbrechen. Als Karl VII. im Jahre 1745 gestorben war, da wurde, wie schon oben berührt, der Gemahl Maria Theresia's, der Herzog von Lothringen, als Franz I. mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt. Er ist somit der Stammvater des noch jetzt regierenden habsburg-lothringischen Hauses. Franz I. war keine hervorragende Persönlichkeit und ohne bedeutenden Einfluß. Die Kaiserkrone verlieh ihrem Inhaber wohl Glanz, aber keine materiellen Mittel, denn die Einkünfte des deutschen Kaisers betrugen kaum 40000 Gulden. In den Erblanden aber regierte Maria Theresia und zwar so selbstständig, daß ihr Gemahl neben ihr nur eine untergeordnete Stellung einnahm. Darum beschäftigte er sich denn auch meistens mit Finanzoperationen und trug den etwas zweifelhaften Ruhm davon, in diesem Fache ausgezeichnete Geschicklichkeit zu besitzen. Nach seinem Tode (er starb im Jahre 1765) ging die Würde eines deutschen Kaisers auf seinen ältesten Sohn, Joseph II., über. Joseph war ohne Zweifel weit begabter, weit tüchtiger, als sein Vater, und fühlte sich deshalb, so lange seine Mutter lebte, nach allen Seiten hin beengt. Ihn hatte das neu erwachende Geistesleben der europäischen Völker berührt, ihn widerten die Verhältnisse in seinen Erblanden deshalb an, weil er, für die philosophischen Ideen der Zeit gewonnen, kein Verständniß jener harmonisch verschränkten Verhältnisse mehr hatte, auf denen seine Staaten beruhten. Bei seiner Mutter Lebzeiten konnte er an eine Aenderung nicht denken, denn sie hegte das klare Bewußtsein, daß ihre Völker noch viel zu fest an provinziellen Eigenthümlichkeiten hingen, als daß man nach rein rationellen Gründen ihre Verhältnisse ordnen dürfe. Es ist doch eine alte, aber eine ewige Wahrheit, daß eine noch so schöne, noch so herrliche Idee, welche die Welt durchzieht und sie bewegt, nie alsobald nach allen Seiten hin sich geltend macht, sondern immer, wenn sie von Menschen aufgenommen und in's Leben eingeführt wird, mannigfachen Abänderungen unterliegt und manche Gebrechen bei ihrer äußeren Darstellung an sich dulden muß. Das übersah Joseph und glaubte, daß seine Unterthanen alle die Neuerungen billigen würden, die er zu ihrem Besten versuchte. Wie sehr wurde er enttäuscht, als das nicht geschah, und wie trübe stimmte das seine letzten Tage! Man hat wohl gesagt, seine Unterthanen seien nicht reif für seine Pläne gewesen; nun wohl! man kann das so ansehen, das spricht ihn nun aber doch keineswegs frei. Hätte er nun nicht vielmehr versuchen müssen, seine Unterthanen zu verstehen und aus diesem Verständniß heraus sie zu regieren? Was für Preußen paßte, das verletzte Oesterreich; daß dem so war, das mußte erkannt und

darnach die Veränderungen eingerichtet werden. Sagten doch auch die Griechen, als die Baiern sie mit deutschen Einrichtungen beschenken wollten: „Wir wünschen ἀτακτοι nach unserer Weise und nicht τακτικοι nach Euerer Art zu sein", und da man auf sie nicht hörte, erhoben sie sich und vertrieben ihre Beglücker.

So lange aber Joseph's Mutter das Heft der Regierung in den Händen hielt, schmückte ihn zwar ein herrlicher Titel, jedoch fehlte ihm ein Feld der Thätigkeit. Darum versuchte er im Kriege sich Geltung zu verschaffen, und dazu schien doch Zündstoff genug vorhanden zu sein. Schon von der Zeit an, da Habsburg erblühte, stand ihm stets das Haus Wittelsbach gegenüber, und wenn die beiden Familien wohl auch einmal gemeinsam ihren Weg gingen, so vereinte sie dann meist nur das religiöse Interesse. Ruhte das aber, dann trennte sie oft bittere Feindschaft. Nun war die bairische Linie des Hauses dem Aussterben nahe, und dieser Umstand schien für Oesterreich sehr günstig. Die Habsburger machten Ansprüche auf das Land, und wahrlich, wer mag es ihnen verdenken, daß sie sich eifrig bemühten, ihre Territorien durch so wohl gelegene Lande zu arrondiren und dadurch dauerndes Uebergewicht in Süddeutschland zu erlangen! Aber das eben konnte Friedrich der Große nicht wünschen und trat deshalb der andern, der pfälzischen Linie, hülfreich zur Seite. Wie sehnte sich nun Joseph, mit dem Fürsten, den er so hoch verehrte, im Kampfe sich zu messen! Aber sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Zwar begannen die Streitigkeiten im Jahre 1778, wurden jedoch sehr bald durch den Frieden zu Teschen beigelegt, da beide Monarchen, Friedrich der Große und Maria Theresia, die Schrecken des Krieges nicht erneuern wollten (Bild XII).

So wie wir Deutschland allmählig aus seiner Schwäche haben erstehen sehen, in die es nach dem dreißigjährigen Kriege versunken war, so erhob sich auch nach und nach die deutsche Literatur und Kunst. Man hatte in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert nicht nur alle Berührungspunkte mit den alten Stoffen verloren, an denen sich die Ahnen ergötzt hatten, sondern man hatte auch den organischen Zusammenhang vergessen, in dem die lebende Sprache mit ihren älteren Formen stand. So war denn die Sprache ein unleidliches Gemisch von fremden und einheimischen Wörtern und Constructionen und den höheren Ständen fast ganz unbekannt geworden. Zuerst gewann sie wieder Eingang bei den Gelehrten, und zwar gebührt dieses Verdienst dem Juristen Thomasius, welcher, von der gewöhnlichen Sitte abweichend, seine Collegia nicht mehr lateinisch, sondern deutsch las. Dann unterrichtete Gottsched zahlreiche Schüler in dem Gebrauch ihrer Muttersprache und

suchte sie von dem Schwulste und den fremdartigen Bestandtheilen, die sie aufgenommen zu reinigen und zu befreien. Bald entfaltete sich aus diesen Anfängen ein Hauptbestreben der Zeit, nämlich das: eine nationale Literatur zu bilden, die, frei von jedem ausländischen Joche, auf ihre Kraft allein gewiesen sei. Dabei kam es ihr denn doch unendlich zu statten, daß ein deutscher Fürst auftrat, welcher der Verehrung im höchsten Maße würdig war, nämlich Friedrich der Große. Wenn er auch französische Bildung genossen und stets geliebt, wenn er sich auch wenig um alle die Huldigungen gekümmert hat, welche deutsche Dichter, wie Rabener, in ihrer Sprache ihm darbrachten, so blieb er doch ein belebender Mittelpunkt, so gaben seine Schöpfungen doch Stoff zu wahrhaft nationalen Dichtungen. Oder ist Lessing's Minna von Barnhelm nicht so recht dem preußischen Kriegerleben des siebenjährigen Krieges entlehnt?

Erblühte an der Bewunderung und aus dem Staunen über Friedrich's Thaten ein neues Nationalgefühl, ein Stolz auf den deutschen Namen, so erfüllte das Gefühl den Protestantismus mit neuer Lebenskraft, daß seine Tendenzen einen so gewaltigen Staat emporgehoben und in die Reihe der alten Monarchieen versetzt hätten. Und dieses protestantische Hochgefühl, das früher im Kirchenliede einen Ausdruck gefunden, das quoll jetzt hell und freudig in Klopstock's Messiade empor.

Wie sehr man nun auch bei all' diesem Streben ein sclavisches Hingeben an fremde Muster vermied, so wies man doch durchaus nicht in eitler Selbstüberhebung die classischen Werke der anderen Völker zurück, sondern las und studirte sie mit großem Eifer. Damals wurde es Sitte, durch Uebersetzungen auch weitere Kreise mit ihnen bekannt zu machen, und damals ist Shakspeare zuerst deutsch bearbeitet worden. Wieder ging man mit Eifer zurück zu den Urquellen des Geschmackes, zum classischen Alterthume, um von ihm nach allen Seiten hin zu lernen. (Das mittlere Bild erinnert an die Männer Leibnitz, Kant, Thomasius, Bengel, Hamann, Lessing, Winkelmann, Gellert, Schlütter, Händel, Sebastian Bach.)

Neben diesem frischen nationalen Leben aber macht sich eine andere Geistesrichtung geltend, die von Frankreich her Deutschland in ihre magischen Kreise zieht. Sie predigt die Vergötterung des Verstandes, die Verachtung des Uebersinnlichen und empfiehlt die Richtung auf das Nützliche. Sie verführt Viele zum Unglauben und läßt sie sich von der geoffenbarten zu der natürlichen Religion wenden. An dieses Streben erinnert der Künstler durch die Portraits von Voltaire und Rousseau (Bild XI).

So entwickelt sich ein großes geistiges Leben ohne Hauptmittelpunkt, und zwar überall selbstständig, ohne einen Mäcen.

Auch darin, wie verschieden sind doch Deutschland und Frankreich! Hier erhält das geistige und politische Leben einen Mittelpunkt am Könige und am Hofe, ja wird zum Theil erst durch den Monarchen geschaffen; dort fehlt zwar jedes Centrum, aber aller Orten blühen dennoch die herrlichsten Blumen empor.

Man stößt mich, daß ich fallen soll; aber der Herr hilft mir.

Psalm CXVIII, 13.

Tafel XIV.

Revolutions- und Befreiungskrieg, und Auflösung des deutschen Reiches; von 1795—1815.

Wir haben schon zu der vorigen Tafel angedeutet, daß die Literatur in Frankreich eine künstliche gewesen, die vom Hofe hervorgerufen und durch denselben gepflegt worden sei. Richelieu hatte diese Verbindung geschlossen und zu dem Zwecke die Akademie der Wissenschaften gestiftet. Nicht aber trieb ihn dazu die Lust an der Wissenschaft, sondern kluge und feine Berechnung, kurz das macchiavellistische Princip, dem er huldigte. Und da Ludwig XIV. denselben Weg verfolgte, da auch ihm keine Ahnung von eigentlich wissenschaftlichem Leben inwohnte, so bewog ihn nur der Instinct des Despotismus dazu, die Literatur an den Hof zu fesseln und dadurch die Kräfte dieser Geisteswelt für sich zu gewinnen. So entwickelte sich die Literatur voll Pomp und Schein, voll Witz und Declamation, voll Leichtfertigkeit und praktischem Lebensverstande, herzlos und ohne Gemüthlichkeit; sie ahmte die Alten nach, ohne sie doch eigentlich zu verstehen, kurz sie war durch und durch künstlich und gemacht. Diese Hofliteratur blühte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhundert's, wurde dann aber, nachdem sie eine Zeit lang dem Despotismus des Hofes gedient, mit einem Inhalte erfüllt, der sie diesem Treiben entgegentreten ließ. Am Anfange des achtzehnten Jahrhundert's erwuchs nämlich in Frankreich eine neue Anschauung von Staat und Kirche, und zwar kam die Anregung dazu aus protestantischen Ländern, aus Holland und England. Die Franzosen nahmen sie deshalb so begierig auf, weil Ludwig's XIV. Despotismus und Fanatismus doch

zuletzt alle Stände bedrückt hatte und weil stets in ihrer Mitte ähnliche Tendenzen sich geltend gemacht. Dadurch bekam das, was aus England und Holland herübergenommen wurde, eine ganz neue Gestalt und wurde ein Anderes. In England herrschte unter dem puritanischen Regiment Cromwell's eine solche Strenge der Sitten und des Lebens, daß selbst die erlaubtesten Vergnügungen als Verlockungen des Teufels angesehen wurden. Was Wunder, daß nach der Rückkehr der Stuart's eine Reaction eintrat und die gemeinste Frivolität um so kecker sich brüstete, da es fast als ein Zeichen der Loyalität angesehen wurde, dem tollen Leben des Hofes und seiner Cavaliere sich hinzugeben! Bei all' dieser Leichtfertigkeit hielten aber doch die Royalisten fest an dem göttlichen Ursprunge und an den ewigen Prärogativen der Monarchie. So zwiefach gestaltete sich auch die Literatur. Einmal wollte sie alle Schwierigkeiten des Wissens erleichtern und spielte mit aller Wissenschaft. Sie gewann dadurch zwar an Anmuth, verlor aber an Tiefe. Dann wandte sie sich gegen den im Staate bestehenden Widerspruch. Der Hof appellirte ja an die Göttlichkeit der Monarchie und zeigte in seinem Treiben doch so wenig Hoheit und Würde. Daher z. B. trat Locke gegen den Grundsatz auf, daß die souveräne Gewalt der Fürsten von der monarchischen Gewalt Adam's herzuleiten sei. Dann verlangte er von der Kirche Toleranz. Ihm folgten bald Andere, wie Shaftesbury, die im Staate alle Rechte des Mittelalters vertilgen und jede positive Religion vernichten wollten. Was für ein Gewicht mußten solche Meinungen erhalten, wenn sie von den Ministern des Staates gehegt und ausgesprochen wurden! Wie erklärt sich über diese Dinge Lord John Bolingbroke, der Minister England's! Nach ihm erhalten die Weltleute alle Wissenschaft durch Inspiration und nur der Pedant studirt sich stumpf; nach ihm ist die Wissenschaft nur Mittel, nie Zweck; jede positive Religion ist lächerlich, es gilt nur der gesunde Menschenverstand, Alles bezieht sich nur auf Behaglichkeit, und das einzig geltende Princip ist selbstsüchtige Klugheit. Diese Lehren hafteten aber nicht im englischen Volke, sondern blieben auf kleine Kreise beschränkt. In Frankreich dagegen bildeten sich diese rationalistischen Lehren zu einem System des Materialismus um, drangen in alle Schichten des Volkes und führten es in's Verderben.

Die Richtung, welche Bolingbroke in England eingeschlagen, vertrat in Frankreich Voltaire. Da zeigte sich die Folge der machiavellistischen Regierungsform. Der Hof, an den man die Bildung gefesselt, war verderbt, und die Literatur, die man zu selbstsüchtigen Zwecken gebraucht und dadurch geschändet hatte, sie konnte nun nicht jene Gemeinheit der Vornehmen heilen, sondern, in jene Zauberkreise gebannt, diente sie ihr und beförderte sie. In den hohen, gebildeten Kreisen fühlte man bald, wie man die heiligsten Ideen gemißbraucht hatte, und rächte sich dafür

durch Hohn und Spott über alles Hohe und Heilige. Dabei lebte das Volk, welches von jenen Kreisen verachtet war, in Aberglauben und Unwissenheit versunken; man sah es als nicht existirend an und glaubte nicht, daß jene Ideen in die geknechtete Masse übergehen und die Kraft jener Menge jemals erregen könnten.

Bis zu der Zeit, da der Cardinal Fleury das Ruder des Staates in seine Hände nahm, beherrschte der Hof in Frankreich wirklich noch die Bildung, die Mode, den Ton und den Staat; von der Zeit an beachtete er aber nicht mehr die Forderungen des Zeitgeistes; darum trennte sich zuerst ein Theil der guten Gesellschaft vom Hofe und trat dann bald gegen ihn in Opposition. Wie konnte das nun wohl anders sein? Der Cardinal Fleury hielt alle weltliche Wissenschaft für sündlich und Ludwig XIV. zeigte nur für Vergnügungen Interesse, sonst aber blieb er für alles Uebrige indifferent. So führte man in Versailles ein liederlich geistloses Leben und Alles, was in diesen Ton nicht einstimmte, sammelte sich um andere Mittelpunkte. Man glaube aber nicht, daß diese Gesellschaften der Opposition auf sittlicher Basis beruhten, o nein! Im Grunde trieb doch verletzte Eitelkeit Viele in diese Kreise, durch die man trotz des Hofes berühmt werden konnte. Ludwig XIV. hatte eine solche Möglichkeit durch alle seine Institutionen zu verhindern gesucht, und schon unter seinem Nachfolger begann das Gebäude zu wanken. Und da immer in Frankreich die Frauen eine große Rolle gespielt haben, so werden wir leicht begreifen, wie in so verderbter Zeit um sie eigentlich Alles sich schaart, um die Maitressen der Hof, um die geistreichen Lenkerinnen der bureaux d'esprit die gelehrte Welt und Alles, was aus den Reihen der Geistlichkeit und des Adels der Bildung hold sich zeigte.

So sind durch diese Salons denn auch wirklich alle bedeutenden Männer jener Zeit gegangen, von denen hier jedoch nur Voltaire, Montesquieu und Rousseau genannt werden sollen. Der Erste ist wohl von allen Dreien der unsittlichste; ihn, den zehnjährigen Knaben, stellte ja der Abbé Chateauneuf seiner alten, beinahe achtzigjährigen Geliebten, der berühmten Ninon de l'Enclos, mit den Worten vor: „cet enfant sera le plus dangereux ennemi de la religion." Der Salon dieser geniellen Hetäre war aber für die sittliche Corruption Frankreich's und Europa's nicht minder bedeutend, als der französischen Könige schwelgerische Hofhaltung. Denn alle anderen Höfe ahmten nicht blos das nach, was bei Hofe geschah, sondern fanden ihre Freude auch an dem, was in den bedeutendsten Salons vorging.

Stand doch sogar Papst Benedict XIV. mit der Frau von Tencin in Briefwechsel, von der wohl Niemand behaupten wird, daß sie ein Musterbild der Sittlichkeit gewesen sei. Und wie gefeiert war nun erst die Geoffrin! Stanislaus Poniatowski, Polens König, Katharina II., Maria Theresia, sie hielten für den Salon

dieser Dame eigene Geschäftsträger. In allen diesen Salons glänzte Voltaire; wie hätte er da nicht der Heros der vornehmen Kreise werden sollen? Für diese schrieb er nur, diese verstand er und sie ihn. Wie unnachahmlich schön hat er in dem so unsaubern Werke: das Mädchen von Orleans, die Sitten und Ansichten der europäischen Aristokratie geschildert, wie klar zeigt er darin, daß er diese Kreise durchschaut hat! Für diese Zirkel umkleidete er die Mathematik und die Naturwissenschaften mit allem Zauber seines Geistes, für sie brachte er Leben und Bewegung in die Geschichte, die bis dahin fast allein von den Gelehrten betrieben worden; er zuerst behandelte sie leicht und witzig, wenn ihm auch zur wahren Geschichtserkenntniß Ruhe und Tiefe der Seele fehlte. Seine philosophischen Werke aber entsprachen ganz den Gesinnungen der vornehmen Welt; er lehrte und vertheidigte in ihnen die Theorie eines behaglichen Lebens, einer Verbindung von Genüssen des Geistes und der Sinne, der Geselligkeit und der gemeinen Lust.

Wie wichtig nun auch Voltaire für die philosophische Bildung seiner Zeit gewesen, wie bedeutend er auch nach allen Seiten hin gewirkt hat, für die Anschauung staatlicher Verhältnisse waren doch zwei Männer von größerem Gewichte als er, ich meine: Montesquieu und Rousseau. Die englischen Schriftsteller, wie Locke und Bolingbroke, hatten dort schon das Interesse für politische Themata erregt und hatten sich bemüht, den Ursprung der Staaten, die Art ihrer Entstehung zu verstehen, um daraus die bestehenden Zustände zu begreifen und Vorschläge zur Verbesserung derselben zu gewinnen. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhundert's interessirte sich die französische Aristokratie wohl für die Vorgänge im Staate, doch wenig oder gar nicht für die Theorie vom Staate. Dieses Interesse wurde erweckt durch Montesquieu's Buch, welches den Titel führt: esprit des loix.

In diesem Werke lobte er die Verfassung England's und stellte sie seinen Landsleuten als unübertreffliches Muster dar. Dadurch verletzte er zwar zuerst ihren Nationalstolz, bald aber gewann er sie doch ganz für sich, bald sprach man aller Orten vom Staate und bald gewann die Ueberzeugung Raum, daß der absolute Staat nicht zu billigen sei. Sein Werk leitete diejenigen, welche sich am ersten Acte der französischen Revolution betheiligten, und zwar war ihr Schiboleth jener Ausspruch Montesquieu's, in welchem er die Theilung der Gewalten fordert, durch welche nach seiner Meinung die Freiheit des Individuums gesichert wird.

So recht wirksam wurden Montesquieu's Ideen erst dann, als man den Staat neu zu gestalten versuchte; da traten denn auch, und zwar noch viel wirksamer, Rousseau's Ideen als bewegende heraus. Er geht viel weiter als Montesquieu; wenn jener nur die französischen Zustände als verderbt ansieht, so erklärt er die ganze Civilisation für eine Entartung, er will Alles umgestaltet wissen, Familien-

leben und Erziehung der Kinder; er verwirft die Dogmatik, er predigt eine Religion des Herzens und eine Tugend des Gefühls. Er will nicht nur die bestehenden Zustände, sondern vor Allem den Grund, auf dem sie ruhen, vollständig umgestalten. Darum ist sein Hauptwerk: der contrat social, für die ganze Revolution und namentlich für den zweiten Theil derselben so wichtig, während auf jenes oben erwähnte Buch Montesquieu's nur im Beginn der Umwälzung eine kleine Partei sich stützte.

So rächte sich Ludwig's XIV., so Richelieu's machiavellistische Politik und Staatsverwaltung. Beiden schwebten nur irdische Zwecke vor, und das stürzte ihr Werk. Allerdings hatte Ludwig XIV. und auch noch sein Nachfolger Frankreich's Grenzen erweitert, allerdings nahm unter ihnen dieser Staat eine sehr bedeutende Stellung in Europa ein, und wenn man — wie moderne französische Historiker das thun — wenn man auf den äußern Glanz den größten Nachdruck legt, dann allerdings mag man jenes Regiment preisen und jene Zeit loben und anerkennen.

Wir Deutschen hegen aber solche Anschauungsweise nicht, wir wissen, daß ein Staat nur dann grünt und blüht, wenn seine Grundlagen sittliche sind, wenn seine Lenker nicht dem Egoismus fröhnen, sondern wahrhaft großen und würdigen Idealen nachstreben. Da jene französischen Könige, Ludwig XIV. und XV., nur irdische Zwecke verfolgten und, um sie zu erreichen, kein Mittel scheuten, so erhob sich endlich die Opposition im Volke, welche aus dem ganz gerechtfertigten Gefühle hervorging, der Zweck des Staates und der menschlichen Gesellschaft könne nicht der sein, daß man den Lüsten und Launen eines Mannes diene. Und zwar erhielt dieser Gedanke zuerst Ausdruck in den Kreisen, die dem Herrscher sehr nahe standen. Sie waren aber auch verderbt und vom Egoismus angefressen, sie spielten mit jenen großen Gedanken, ohne ihre Tiefe zu verstehen, und bedachten nicht, wie sich zuletzt ein frevler Spott des Heiligsten an den Spöttern am meisten rächt. So dienten sie dem Hofe, so lebten sie mit das Sündenleben desselben, und doch sprachen sie von der Unsittlichkeit dieses Treibens, doch wußten sie, daß sie Roués und unnütze Gesellen seien. Welch' grausiger Zustand! Wer ist schwerer zu retten, wer ist tiefer verderbt: der, welcher, vom heißen Blute überwältigt, den Genüssen der Welt mit voller Herzenslust sich hingiebt, oder der, welcher ihre Schändlichkeit kennt und doch sie genießt, weil er nun einmal sittlich heruntergekommen sei und nicht die Verhältnisse ändern könne?

Ein christlicher Staat stützt sich vornämlich auf christliche Familien. Die Heiligkeit der Ehe aber ist die Grundlage der Familie. Nirgend war sie wohl weniger geachtet, als am französischen Hofe; nirgend prahlte man mehr mit dem Ehebruch, als eben da. Und wie der Fürst, so der Adel. Dabei versäumte der Monarch

und der Hof keine Messe, keine äußerliche Ceremonie, welche der Katholicismus vorschreibt.

Wenn des Regenten, des Herzog's Philipp von Orleans, sittenlose Tochter, die Duchesse de Berry, um die Osterzeit einmal die Sünden des Jahres abbüßen, wenn sie sich für die Orgien des Palais royal durch Kasteiungen Verzeihung erwerben wollte, dann begab sie sich für einige Tage zu diesen Bußübungen in ein Karmeliterkloster; dann nahm sie nicht mit sich jenen Troß ihrer Hofleute, sondern zwei Damen bürgerlicher Herkunft, die ihres Reichthums wegen von vornehmen Männern zur Ehe begehrt waren. Diese, die inmitten des allgemeinen Verderbens rein und fleckenlos geblieben und die deshalb — wie der Herzog von Richelieu, des großen Cardinal's lustiger Enkel, sehr naiv sagt — die Ehre hatten, von unseren Gesellschaften ausgeschlossen zu sein, diese begleiteten jenes Musterbild einer unsittlichen Frau, damit, wie jener galanteste Mann Frankreich's weiter erzählt, die Fürbitte solcher Engel um so eher Verzeihung sichere.

Neben dem Unglauben überall der größte Aberglauben! Und die Religion mit ihren Segnungen? Das erfrischende Element, die protestantische Kirche, war zerstört durch Ludwig XIV., als er das Edict von Nantes aufhob; die Zahl der Reformirten war so klein und gehörte so überwiegend den unteren und mittleren Ständen an, daß sie auf die große Masse der Franzosen fast keinen Einfluß ausübte. Nun hatte sich unter Ludwig XIV. ein Theil der katholischen Kirche dem Treiben der Jesuiten widersetzt und, auf des heil. Augustinus Schriften sich stützend, ein neues kirchliches Leben zu gründen begonnen. Aber jener Monarch, ein Verehrer Machiavell's, begünstigte die Jesuiten, des feinen Italieners beste Schüler. So war die französische Kirche durchaus egoistisch und jesuitisch und ihre Lenker ebenso verdorben, wie die Vornehmen des Staates. Beide entstammten denselben Kreisen, denn auch hier galt der Grundsatz, den ja selbst ein Papst ausgesprochen hat: so wie es einem vornehmen Herrn lieb sei, von Leuten guter Herkunft bedient zu werden, so auch und noch viel mehr dem Herrn Himmels und der Erde. Deshalb finden wir denn die sittenlosesten Menschen im Prälatenkleide, wir sehen sie die Messe feiern und dann in den Salons jeder positiven Religion spotten. Wie konnten diese Männer nur daran denken, für das Wohl der unteren Stände zu sorgen!

So lebte das Volk, von den Vornehmen entweder nicht beachtet oder gar verachtet, angesehen wie eine Masse, die aus anderem Stoffe geformt sei, ohne Unterricht meist und Bildung, nur gebändigt durch die Formen des Staates und der Kirche. Von dem Ertrage seiner schweren Arbeit praßte und schwelgte Hof und Adel, und was ward dem bedrückten Unterthan für seine Mühe anders, als Hohn und Spott? Und als er nun erfuhr, daß seine Dränger selbst die Form des

Staates, in der er lebte, als eine ungerechtfertigte, verderbliche ansahen, was sollte er, der Bedrängte, wohl meinen? Jene Theorieen der englischen Philosophen, daß der Staat hervorgegangen sei aus einem Vertrage, daß jeder Bürger einen Theil der Freiheit geopfert habe, um dafür vom Herrscher geschirmt und geschützt zu werden, diese zwar unrichtigen, aber doch so leicht verständlichen Sätze, sie gewannen den ungebildeten Mann so, wie die Lehre des Arius bei den rohen Germanen ihrer rationellen Färbung wegen zuerst mehr Anklang fand, als die tiefere Mystik des nicäischen Bekenntnisses. Da nun der Staat so verderbt ist, da die Lenker, die Vornehmsten, das selbst anerkennen und doch nicht abändern können, schloß die Menge weiter, so ist es an uns, jenen uralten Vertrag zu erneuern, gleichsam den Staat von Neuem zu construiren, ihn erst in seine Theile zu zerlegen und das Verhältniß zwischen Lenkern und Gelenkten so festzustellen, daß fortan kein Mißbrauch der Herrschergewalt möglich ist.

Darin lag der Grundirrthum. Der Staat ist ein Mysterium, wie jeder Organismus; er ist kein Mechanismus, und wird er so behandelt, so werden sich stets ähnliche Zustände, wie in Frankreich entwickeln. Das wußte man aber nicht, und selbst da, wo man es weiß, treibt doch die Erbärmlichkeit und Gemeinheit der menschlichen Natur immer und immer einen Theil der Regierenden dahin, mit mechanischen, d. h. jesuitischen Mitteln, die auf die Schlechtigkeit des Menschen berechnet sind, den Staat zu leiten.

Die Menge hatte in Frankreich so lange murrend zwar, aber doch ruhig geduldet, bis Ludwig XVI. dem Lande offen bekannte, wie er weiter unfähig sei, in der alten Weise den Staat zu verwalten.

Dieses Bekenntniß sprach er dadurch aus, daß er die états généraux, nachdem sie lange geruht, wiederum berief. Er hatte sie aber aus eigener Machtvollkommenheit in anderer Weise berufen, als sie früher zusammengesetzt waren, und somit noch im letzten Augenblicke seiner absoluten Herrschaft einen Widerspruch, jedoch in der besten Absicht, nicht vermieden. Den alten Rechtsboden wollte er wieder herstellen, und das that er doch nicht rein und ohne Vorbehalt, weil es ihm — das mag man zugestehen — vielleicht nicht mehr möglich gewesen. So wie der König aber einmal seine Unfähigkeit zugestanden, da ergriffen die Repräsentanten der Nation die Initiative, und weil der Monarch des allgemeinen Besten wegen den alten Modus der Stände nach seiner Ansicht umgestaltet hatte, so glaubten sie, ebenso vollständig dazu berechtigt zu sein. So beginnt die Revolution! In ihr stürzt immer eine Partei die andere, jede folgende reißt mehr Schranken um, wie die frühere, bis zuletzt auch auf diese Weise der Despotismus hervortritt und klar zeigt, wie jede mechanische Auffassung des Staates zu diesem Endresultat führt. Ludwig XIV.

behauptete: l'état c'est moi, und achtete, um den Satz durchzuführen, kein Recht und keine Schranke; das Volk rief: „des Volkes Wille ist das Evangelium!" zersprengte alle Fesseln, und weil es sich ebenso wenig wie seine Monarchen selbst besiegte, sondern seiner Brutalität freien Lauf ließ, so wurde es zuletzt durch rohe Gewalt gebändigt.

Alles, was über die Masse hervorragte, erschien ihr, und nicht mit Unrecht, verderbt und egoistisch. Darum vertrieb sie zuerst den Adel und die Geistlichkeit. Der Adel war wirklich so verkommen, daß er selbst da, wo man ihn zuerst im Auslande freundlich empfing, bald Entsetzen und Abscheu erregte. Dann wandte sie sich gegen den wohlhabenden, gebildeten Mittelstand, dessen Repräsentanten die Girondisten waren, und als diese vernichtet worden, da herrschten die Lieblinge der Masse. So fielen alle Schranken. Nun aber ist doch der Mensch, so lange er an Gott glaubt, nicht ohne Schranke, also nach der Auffassung jener Menschen nicht frei. Darum wurde nun auch die christliche Religion abgeschafft und nur die Vernunft sollte ferner angebetet und verehrt werden (Bild I). Das war der Höhepunkt der Revolution; da hatte man Alles negirt, und wie man Neues schaffen wollte, da zeigte es sich, daß die Masse nicht organisiren könne.

So lange es galt, nur zu zerstören, da fand die Masse sich durch Robespierre befriedigt. Aber dieser selbst sah ein, daß der Mensch doch so ganz ohne Stütze nicht bleiben, daß ein Volk ohne Herrscher, ohne Zusammenhalt nicht existiren könne. Deshalb lenkte er schon ein und verbot jene heidnische Vergötterung der menschlichen Vernunft. Damit wandte sich die Revolutionsepoche und die Unmöglichkeit, länger in der Negation zu bleiben, zwang zur Umkehr. Das Volk fühlte, daß ihm keine Massen, keine Stände mehr gegenüberständen, und hielt den Boden für so weit geebnet, daß nun die Saat darüber ausgeworfen werden könnte. Robespierre theilte diese Ansicht nicht; er war so beschränkt und so eitel, daß er sich für den einzig wahren Repräsentanten des Volkes und seine Meinung für die allein richtige hielt. Und weil nun doch immer noch Menschen sich fanden, die diesen Glauben nicht hegten, weil niemals vollkommene Einstimmigkeit selbst in seiner Umgebung sich zeigte, so ließ er die Guillotine arbeiten, bis Alles der Tyrannei müde war und er selbst dem Schafotte überliefert wurde. Am 27. Juli des Jahres 1794 war Robespierre nach hartem Kampfe gestürzt und gefangen genommen worden. Nachdem im Convente und auf den Straßen sein Anhang unterdrückt war, da gerieth er in Verzweiflung und wollte sich selbst erschießen. Er zitterte aber dabei so, daß er sich nur den einen Backenknochen zerschmetterte. Man brachte ihn dann mit den Seinen in den Saal des Comité für das öffentliche Wohl, welcher sich in dem berühmten hôtel de ville von Paris befand. Dort legte man ihn auf einen Tisch

und breitete ihm einige Bücher unter sein Haupt. So lag er da, still und stumm, ausgesetzt den neugierigen Blicken und den Schmähungen der herbeiströmenden Menge, bis er nach Mittag zum Schafott abgeholt wurde. Das stand auf dem Revolutionsplatze. Eine unzählige Menge Volkes wogte durch die Straße St. Honoré, um die Tuillerieen und um den großen Platz. Zahllose Verwandte von Schlachtopfern des Robespierre'schen System's begleiteten die Karren, indem sie den Tyrannen und seine Freunde mit Verwünschungen überhäuften. Viele näherten sich und verlangten Robespierre zu sehen; da wiesen denn die Gendarmen mit der Säbelspitze auf ihn. Als die Schuldigen am Schafott angekommen waren, da zeigten die Henker den Robespierre allem Volke; sie nahmen ihm seine Fesseln ab und erpreßten dabei den ersten Schrei, den er seit seiner Verhaftung ausgestoßen. Der Dictator starb mit jener Unbeweglichkeit, welche er seit vierundzwanzig Stunden gezeigt. Beifallsgeschrei und Beifallsklatschen begleitete jeden Schlag des Todesbeil's und die Menge zeigte außerordentliche Freude. Es herrschte überhaupt allgemeine Heiterkeit in Paris (Bild II).

Nun beginnt der zweite Theil der französischen Revolution. Das Volk hatte sich durch die Erfahrung überzeugt, daß jede Abstraction, sobald sie im Leben durchgeführt werden soll, nothwendig in ihr Gegentheil umschlägt. So war die abstracte Demokratie abstracte Zwingherrschaft geworden; man bewegte sich nun von der erreichten Spitze wieder zur Monarchie zurück. Das Volk war es satt, sich selbst zu regieren, seine Gewalt selbst zu handhaben; es hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß es einer festen Staatsgewalt bedürfe, und daß diese so viel wie möglich vor wilden Angriffen geschützt sein müsse. Von jetzt an sehen wir die Masse des Volkes als solche fast gar nicht mehr thätig, oder, wo sie in Thätigkeit erscheint, als den unterliegenden Theil. Von jetzt an kämpfen Collegien und einzelne gewaltige Persönlichkeiten um das Uebergewicht, und über ihre Ansprüche entscheidet dann das wahre Bedürfniß des Augenblickes.

So tritt denn, nachdem der Convent im October 1795 geschlossen ist, an die Spitze des Staates das Directorium, welches aus fünf Männern bestand und von Barras geleitet wurde (Bild II).

Da die Republik Frankreich niemals die Interessen ihrer Nachbaren geschont, da Ludwig's XVI. Hinrichtung und der Greuel der Revolution überall im Auslande Erbitterung erregt hatte, so hatten es die europäischen Staaten versucht, mit Gewalt der Waffen Frankreich zu beruhigen und jene Zustände zu beseitigen.

Das war ihnen nun aber entschieden mißlungen, und obgleich sie mit ihren gut disciplinirten Heeren die Horden der Revolution anfangs besiegten, so trieb doch die Begeisterung für die Revolution immer neue Massen in den Kugelregen, und

im Kampfe selbst bildete sich das französische Heer neu. So hatten denn im Jahre 1795 im Frieden zu Basel Preußen und Spanien den Kampf aufgegeben und sich von England und Oesterreich getrennt. England's Macht beruhte auf der Herrschaft des Meeres und war schwer anzugreifen, gegen Oesterreich aber reichten Frankreich's Kräfte aus.

Damals war nun schon der erste Enthusiasmus in der Armee erloschen, und darum stand sie mit den anderen Heeren auf gleichem Boden. Es fragte sich nur, ob sich ein Mann finden würde, welcher dem Heere eine neue Gestaltung geben, welcher die neuen Verhältnisse berücksichtigen und, auf ihnen weiter bauend, neue Schöpfungen hervorrufen würde. Und dieser Mann wurde gefunden; es war das Napoleon. In Wahrheit konnte er sagen: der Feldherr muß zugleich Staatsmann sein, denn seine Erfolge errang er nur dadurch, daß in ihm Beides vereint war.

Im Jahre 1795 hatten die Franzosen gegen Oesterreich sowohl in Italien, als auch in Deutschland unglücklich gefochten; nun machte für das folgende Jahr einer der Directoren, der ausgezeichnete Carnot, einen vortrefflichen Kriegsplan. Da Norddeutschland bis an den Main durch den Frieden zu Basel neutral geworden war, so konnte er es unberücksichtigt lassen. Er bestimmte daher, daß Jourdan durch Franken ziehen, Böhmen angreifen und den linken Flügel der großen französischen Armee bilden sollte. Das Centrum unter Moreau hatte die bairische Hochebene, also das Land zwischen Alpen und Donau zu besetzen. Der rechte Flügel aber stand südlich von den Alpen und ihm war die Aufgabe ertheilt, durch die lombardische Tiefebene in die österreichischen Lande einzudringen. Alle drei Heere sollten sich in Wien vereinigen. Dem rechten Flügel, der italienischen Armee, war damit gewiß die schwerste Aufgabe zugefallen. Einmal bietet die lombardische Tiefebene sehr schwierige Terrainverhältnisse dar, denn die Flüsse, welche sie durchströmen, sind zahlreich und tief, und dann befand sich die dortige französische Armee fast in vollständiger Auflösung und in schlimmster Lage. Sie hatte nämlich den Uferrand des ligurischen Meeres von Nizza bis gegen Genua hin besetzt und litt da, eingekeilt in die fürchterlichste Enge, — denn überall am Nordfuß der Berge hüteten Oesterreicher und Sardinier die Fruchtgefilde und an der Küste drohten englische Schiffe — große Hungersnoth, weil die kahlen Abhänge nichts als einige Oliven erzeugen.

Da fragte es sich nun, wem man dies Commando anvertrauen solle. Barras hatte in den inneren Kämpfen des Jahres 1795 den General Napoleon Buonaparte als einen tüchtigen Officier kennen gelernt und fühlte sich ihm auch dadurch verpflichtet, daß dieser junge Mann eine Dame heirathete, die dem Herzen des Barras sehr theuer gewesen; es war das die schöne, liebenswürdige und edle Josephine Beau=

harnais. Beide Umstände bestimmten ihn, diesem Officier das Commando zu übergeben (Bild II).

Ehe wir nun die folgenden bedeutenden Ereignisse betrachten, welche aus den Kämpfen zwischen den Deutschen und Franzosen resultiren, dürfte es nothwendig sein, den Zustand Deutschland's bei'm Beginne der französischen Revolution mit kurzen Zügen darzustellen.

Berücksichtigen wir zuerst die Hauptstaaten. In Preußen folgte man im Ganzen und Großen den Bahnen, die Friedrich II. vorgezeichnet hatte; es blieb die Administration des Landes und die Leitung des Heeres der Form nach dieselbe, der Geist aber, der das Ganze beseelte und belebte, war mit dem Monarchen verschwunden; da erfüllte sich jenes Schiller'sche Wort je länger, je mehr:

Und wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgekuckt;
Doch sein Genie, ich meine sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist.

Der Grundsatz Friedrich's des Großen, als Hauptsache von seinen Beamten strengste Pflichterfüllung zu fordern und dann sich um ihre religiöse Haltung nicht weiter zu kümmern, wurde nun doch nicht mehr in seinem ganzen Umfange festgehalten und das Dogmatische, das so lange nicht beachtet worden, es machte sich damals geltend. Man glaube aber nicht, daß diese Neigung zum streng Kirchlichen hin von den Kreisen, die sie bis dahin wenig gehegt, nämlich von den Vornehmen, aus wahrer, innerer Ueberzeugung gepflegt worden sei. Wäre dem im Allgemeinen so gewesen, wie hätte dann in den Hofkreisen, in der Armee, in der Hauptstadt die Ausgelassenheit so hervortreten dürfen, wie sie nie vorher und nie später in Preußen gekannt worden ist.

Diese Verderbtheit der Hofkreise aber drang nicht tief in's Volk, und daß das nicht geschehen, verdankt der Preuße der strengen Zucht, an welche ihn der große Kurfürst, der zweite König und Friedrich der Große gewöhnt hat. Der Preuße kann nur mit Dankbarkeit den Krückstock Friedrich Wilhelm's I. ansehen, denn was wäre aus ihm geworden, wenn ihn nicht die harte Zucht in seiner Jugend zu einem ernsten Mannesalter herangebildet hätte? Jene Verknöcherung einmal und jene Ausgelassenheit andererseits trägt allerdings die Schuld von dem späteren Unglück, welches Preußen betroffen; doch beweist auch eben die darauf folgende Erhebung, daß die Schichten der Nation, welche nicht zu jenen Kreisen gehört und nicht an jener Staatsverwaltung Theil genommen, noch in frischer Kraft grünten, und als sie durch den König aufgerufen waren, den Staat zu neuer Blüthe brachten. —

In Oesterreich behielt Joseph's II. Bruder und Nachfolger, Leopold II., das

Gute bei, was durch Joseph's Reformen hervorgerufen war; er und sein Nachfolger, Franz I., regierten so, daß sie stets die Zuneigung ihrer Unterthanen sich zu erhalten wußten und dadurch eine große Macht besaßen. Beide Reiche aber, Preußen und Oesterreich, blieben deshalb vor allen ähnlichen Zuckungen, wie sie in Frankreich sich zeigten, ganz bewahrt, weil die unumgänglich nothwendigen Reformen von den Fürsten selbst nach und nach durchgeführt waren. Wie wir gesehen, hatten in der Reformationszeit alle Stände in Deutschland versucht, die politische Lage des Landes zu reformiren, und alle waren sie dabei gescheitert, mit Ausnahme des Fürstenstandes. Diesem war denn auch für die Folge die politische Leitung der Staaten geblieben, und nur ein kleiner Theil des Volkes, ein Theil des Adels, lebte an dem Hofe des Fürsten und theilte die höchste Regierungsgewalt. Die mittleren und unteren Stände hatten kein Interesse am Staate, sondern da, wo tüchtige Fürsten erstanden, liebten sie die Person des Herrn, wo aber, wie fast in allen Staaten Deutschland's während des achtzehnten Jahrhundert's, unsittliche Regenten waren, da verehrten sie nicht den Mann, wohl aber in ihm die Obrigkeit, die von Gott ist.

Viele der kleinen Höfe in Deutschland waren Mittelpunkte der Unsittlichkeit und oft zu gleich der Bigotterie und des Fanatismus. Was für ein entsetzliches Leben herrschte unter August II. und III. in Dresden, oder um dieselbe Zeit in Baiern und Würtemberg! Wahrlich, jene Entsittlichung, die im Jahre 1848 im Südosten Deutschland's sich zeigte, sie wird man doch dann nur erst vollständig verstehen, wenn man z. B. das Leben des Herzog's Alexander von Würtemberg und das Treiben des Juden Süß kennt.

Will man eine Stimme aus jener Zeit darüber hören, so lese man F. C. von Moser's im Jahre 1759 erschienenes Buch: „der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit".

Daß bei solchem Treiben an den kleinen Höfen wohl Montesquieu's und Rousseau's Ansichten Anklang finden und Aufsehen in den gebildeten Kreisen erregen mußten, war natürlich; sie übten nun zunächst den Einfluß aus, daß man sich wieder der Geschichtschreibung und der Publicistik zuwandte und sich über die bestehenden Zustände Rechenschaft ablegte. Da zeigte sich der deutsche Charakter so recht in seinem Unterschiede vom französischen. Mit Ruhe und Fleiß erforschte man die Vordersätze, auf denen der gegenwärtige Zustand beruhte, und begriff dadurch, daß Vielem, was anscheinend hart und ungerecht war, doch große Bedeutung und gute Berechtigung nicht fehlte. In diesem Sinne wirkte J. J. Moser, der berühmte Vater jenes oben genannten Schriftstellers, und vor Allen Justus Möser (Bild IX, die im Hintergrunde stehende, in einem Codex lesende Figur). Er, der vielgewiegte Geschäftsmann, stellte seine Erfahrungen, die er über die Bedürfnisse

und Gesinnungen des Volkes gesammelt hatte, den demokratischen Theorieen Rousseau's entgegen und lehrte ohne alle Declamation leicht faßliche Grundsätze. Rousseau hatte in seinem reiferen Alter kein Volk genau studirt, Möser dagegen kannte seine Provinz durch und durch. Darum nimmt er die Menschen, wie sie sind, wogegen Rousseau sich Menschen schafft. Daß das aber durchaus für die Praxis verfehlt ist, hat die französische Revolution klar gezeigt.

Diese Studien berührten denn doch nur einen kleinen Theil der Nation; die Hauptmasse des gebildeten Mittelstandes wendete ihre geistige Kraft der Literatur zu, das Volk aber blieb im Großen und Ganzen noch kalt gegen diese Bestrebungen und lebte sein einfach bürgerliches Leben; seine einzige Lectüre, wo es solche trieb, also namentlich in protestantischen Landen, blieb Bibel, Gesangbuch und Postille.

Das Volk war und blieb sittlich, moralisch und kirchlich, und doch erstanden weder in der katholischen noch in der protestantischen Kirche sehr bedeutende Theologen.

Wir hatten die Entwickelung der protestantischen Kirche bis auf Spener und Francke hin in leichten Umrissen angedeutet und wollen nun hier an jene Betrachtungen anknüpfen. Nach Spener's Auftreten spaltete sich die lutherische Kirche in zwei Theile. Die Anhänger der einen Richtung hatten ihren Hauptsitz in Halle, und sie, die Freunde Spener's und Francke's, waren zwar lutherisch rechtgläubig, aber freier doch als ihre Gegner. Sie hafteten nicht am blos formalen System, sie eiferten weniger für die Reinheit der Lehre, sondern mehr für die Reinheit des Lebens. Bei diesem Streben nach einem lebendigen, biblisch-praktischen Christenthume verloren sie aber allmählig die Kenntniß der feineren dogmatischen Bestimmungen. Die andere Richtung fand ihre Hauptvertreter an den Professoren der Universitäten Wittenberg und Leipzig. Von da ging eine schneidende Polemik aus, dort eiferte man für die Reinheit der Lehre und vergaß oft dabei das Leben, dort benutzte man jede theoretische Blöße der Gegner.

Wenn nun auch Spener's Anhänger, die sogenannten Pietisten, durch ihr Auftreten eine große und sehr heilsame Bewegung hervorriefen, so blieb diese denn doch nicht dieselbe, sondern artete nach den einmal bestehenden Gesetzen geistigen Lebens allmählig aus. Den einen Fehler dieser Schule haben wir schon oben angegeben, nämlich den, daß sie viele Dogmen als unnütz für die Erbauung bei Seite legte; der andere und nicht der kleinste ging aus geistigem Hochmuth hervor. Spener hatte nämlich behauptet, daß ein wahrer Theologe ein wiedergeborener Christ sein müsse, und da ganz sicherlich nicht alle Prediger der sichtbaren Kirche durch diese Wiedergeburt geheiligt waren, so hielten sich seine Anhänger für berechtigt, aus der

sichtbaren Kirche zu scheiden und Kirchlein außerhalb der Kirche zu bilden. Ferner gab es Viele, denen diese Innerlichkeit, wie sie Spener verlangte, nicht im Herzen wohnte und die deshalb sie äußerlich nur darstellten.

Wenn Spener der Theologie auch eine vorwiegend praktische Richtung gegeben hatte, so meinte er doch niemals, daß darüber die wissenschaftliche Ausbildung der Theologen vernachlässigt werden solle. Ein Theil seiner Anhänger aber gab sich dieser Anschauungsweise hin und gerieth dadurch in schimpfliche Unwissenheit. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhundert's hinein blühte aber noch die Schule Spener's und lieferte nicht nur eine Menge ausgezeichneter praktischer Theologen, sondern auch viele tief gebildete Laien. So ging unter Anderen aus ihr der ehrwürdige Leipziger Cantor Johann Sebastian Bach hervor, dessen Passionsmusik das schönste Denkmal lutherischer Kirchencomposition ist. Von Theologen nennen wir nur den um die Mitte des achtzehnten Jahrhundert's lebenden Würtembergischen Prediger Bengel (Tafel XIII).

Der Streit, welcher jene beiden Schulen getrennt hatte, erlosch im Anfange des achtzehnten Jahrhundert's und statt des lebendigen, wenn auch oft widrigen Kampfes trat sehr bald ein noch viel schädlicherer Indifferentismus hervor. Zwar nicht alsogleich geschah das, sondern eine kurze Zeit hindurch vereinten sich die beiden Schulen, um dem über die Kirche hereinbrechenden Verderben zu wehren. Dieser Verfall der Kirche wurde durch den namentlich in den gebildeten Ständen um sich greifenden Unglauben veranlaßt. Worin zeigt sich denn nun der Unglaube stets und überall? Zunächst doch darin, daß er die Mysterien als solche nicht gelten lassen will und sie entweder ganz wegleugnet oder auf rationale Art erklärt. Diese Sucht beförderte damals in Deutschland die Wolff'sche Philosophie, welche durch ihre mathematische Demonstrationsmanier dem sogenannten gesunden Menschenverstande überall Bahn brach. Wie gewöhnlich verflachten die Schüler das, was der Meister aufgestellt, und so entsproß aus Wolff's System eine seichte Popularphilosophie, welche so recht in der von Nicolai zu Berlin herausgegebenen „allgemeinen deutschen Bibliothek" ihren Ausdruck fand. Dazu kamen nun noch die Schriften der englischen und französischen Philosophen und ließen immer mehr den Glauben in den Hintergrund treten. Recht mündig aber wurde die Vernunft in der Revolutionsepoche von 1789 bis 1814 und erhielt Schutz und Unterstützung dem Glauben gegenüber durch die moderne Umgestaltung der Philosophie.

Der Begründer der neuen Philosophie ist Kant. Ihn hatte, wie er selbst gesteht, der Skepticismus des englischen Philosophen Hume aus dem Schlummer geweckt und zur kritischen Methode geführt. Nach dieser Methode soll vor Allem ge-

prüft werden, ob das subjective Erkenntnißvermögen zur Erkenntniß der Wahrheit fähig sei.

Die Basis seines ganzen System's liegt in dem Werke, welches zu Leipzig im Jahre 1781 erschien und welches den Titel „Kritik der reinen Vernunft" führt. Für die Religionsanschauungen aber ist sein 1793 edirtes Werk: „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", von der größten Wichtigkeit, denn hierauf stützt sich vorzüglich der moderne Rationalismus. Dieser wandte sich — und das ist für ihn ein charakteristisches Zeichen — gegen alle Symbole. Gegenüber dieser Richtung aber traten doch immer noch einzelne Zeugen für die evangelisch-lutherische Kirche auf, wie z. B. Matthias Claudius in seinem Wandsbecker Boten (Bild IX, die 14te Figur rechts). Auch Klopstock muß hier genannt werden und neben ihm Herder, welcher diese neuen Anschauungen mit dem lutherischen Bekenntniß zu vermitteln strebte (Bild IX, die 2te Figur links).

Die Kantische Philosophie wurde durch Fichte weiter gebildet (Bild IX, die 8te Figur, von links ab gerechnet). Durch seine philosophische Entwickelung kam er zu dem Ausspruche und zu der Ueberzeugung, daß die moralische Weltordnung das Göttliche und jeder personificirte Gott ein Abgott sei, womit denn auch seine Stellung zur Kirche ausgedrückt ist.

Im Allgemeinen stehen Jacobi (Bild IX, die 13te Figur, von links an gerechnet) und Herbart auf derselben Stufe wie Kant und Fichte. Obgleich Jacobi vielfältig die Schwächen der aufgestellten Systeme beleuchtet, so hat er doch eigentlich selbst nie ein System gebildet, weshalb denn auch von einer Philosophie Jacobi's nicht wohl gesprochen werden kann.

Wie Fichte auf Kant folgt und wie er dessen System weiter führt, so geht über Fichte Schelling und über Schelling Hegel hinaus (Bild IX, die 6te Fig., von links an gerechnet). Wollte ich hier auch nur die Grundzüge der einzelnen Systeme angeben, so würde das viel zu weit führen; es mag genügen, das festzuhalten, daß immer der folgende Philosoph den früheren verdrängt und die Resultate seines Denkens als einseitig aufgezeigt und somit vernichtet hat.

Diese angestrengte und ernste Arbeit des Denkens, diese Weiterbildung der Philosophie hat, wie das zu erwarten ist, den Wissenschaften großen Nutzen gebracht, man hat aber dabei über der Freude, die man bei dieser Ausbildung des Verstandes empfand, nur zu sehr den Glauben in den Hintergrund treten lassen; man hat alles Heil in der Entwickelung der Denkkraft gesucht. Wie fest hat man gehofft, daß diese neue Philosophie alle die brennenden Fragen lösen werde, die stets den denkenden Menschen beschäftigt haben! Und als man nun endlich

einsah, wie sie das doch nicht könne, da wandte man sich wieder zum Glauben, zur Religion zurück, und zwar mit geschärftem Blicke und mit frischer Kraft.

So begann denn seit dem Jahre 1814 ein neues Leben in der Kirche, und zwar ging es von den Reformirten aus. Die reformirte Kirche nämlich wurde in der Mitte des achtzehnten Jahrhundert's von England her durch die Gebrüder John und Karl Wesley mit lebendigem Hauche so erfüllt, daß dieses Wehen des Geistes aller Orten sich spüren ließ und nicht blos für jene, sondern auch für die lutherische Kirche von größtem Nutzen sich erwies. In dieser ganzen Richtung wird das Confessionelle wenig berücksichtigt und als Hauptsache das allgemein Geistliche angesehen. Der reformirten Kirche, wenn auch nicht dieser Richtung derselben, gehörte Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher an (Bild IX, die 3te Figur, von links an gerechnet). Wenn wir ihn auch nicht als den Heros preisen können, den man so oft in ihm gesucht hat, so ist doch das gewiß sein Verdienst, daß er die wissenschaftliche Theologie gefördert, somit in einer Zeit, die sich um das Christenthum wenig kümmerte, wieder Interesse für dasselbe erweckt und den Weg für einen lebendigern Glauben gebahnt hat.

Eine besondere, von der lutherischen Kirche getrennte Gemeinde verdankt auch der Spener-Francke'schen Zeit ihr Entstehen. Das ist die Herrnhuter-Gemeinde. Alle ihre Mitglieder haben eine Richtung auf's lediglich Subjective, bewahren aber dabei stets treu das Wort des Herrn.

Die Stiftung dieser Gemeinde ging aus von dem Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf (Bild IX, links die erste Figur), der seine Bildung in Halle auf den Francke'schen Anstalten erhalten hatte, und zwar wurde die Stiftung durch folgenden Umstand veranlaßt. Die böhmischen und mährischen Brüder, von denen wir schon oben gesprochen haben, waren sowohl im schmalkaldischen als auch im dreißigjährigen Kriege heftig verfolgt und auch nach dem Frieden des Jahres 1648 von Angriffen nicht verschont worden. Darum flüchteten viele nach allen Seiten hin und einige von ihnen fanden Aufnahme in Berthelsdorf, einem in der Lausitz gelegenen Gute des oben genannten Grafen. Da sich dort an sie noch andere Leute von ähnlicher religiöser Gesinnung anschlossen, so entstand im Jahre 1722 eine Colonie, welche man Herrnhut nannte. In ihr finden sich neben einander alle möglichen Nüancen des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, wie ja denn auch schon die böhmischen und mährischen Brüder ein durchgebildetes Dogma nicht besaßen. Das Band, das aber alle Mitglieder umschlingt, ist der innige Glaube an den Versöhnungstod Christi; das einzige öffentliche Bekenntniß, welches die Gemeinde alljährlich ablegt, ist die Augsburgische Confession.

Wie viel man gegen die mönchische Abschließung, wie viel man gegen so

manche fast kindische Spielerei, wie viel man gegen die Sentimentalität in der Gemeinde auch sagen kann, das muß man doch zugestehen, daß in ihr ein christlicher Hauch weht, der ihre Mitglieder beseligt und ermuthigt, Noth, Gefahr und Leiden aller Art da nicht zu scheuen, wo es gilt, den Heiland zu bekennen und ihren Mitmenschen die Seligkeit des christlichen Glaubens mitzutheilen.

Als die heftigsten Gegner und Feinde der protestantischen Kirche zeigten sich, wie wir das schon vielfältig berührt haben, die Mitglieder des Jesuiten-Ordens. Man sollte meinen, daß diese Thätigkeit hinreichend gewesen wäre, den Orden in der ganzen katholischen Welt als eine Stütze der Kirche des höchsten Lohnes werth zu halten. Allerdings beschützten ihn die Päpste und viele Fürsten, allerdings häufte der Orden Güter und Reichthümer, aber stets fand er bei vielen frommen Katholiken seiner Tendenzen und Lehren wegen heftigen Widerstand, stets feindeten ihn die anderen Mönchsorden an, weil er sie in den Hintergrund drängte. Diese Oppositionselemente erhielten jedoch erst Festigkeit, als um die Mitte des achtzehnten Jahrhundert's die meisten katholischen Höfe eine Abneigung gegen die Jesuiten zeigten. Wer will leugnen, daß dieser Widerwille durch die Schriften eines Voltaire und seiner Geistesgenossen genährt worden sei, da sie ja keine Gelegenheit vorübergehen ließen ohne den Orden zu verspotten und anzugreifen? Den größten Haß zogen sich die Jesuiten durch ihre Missionsthätigkeit zu. Man wird zugestehen müssen, daß sie für die Ausbreitung des christlichen Glaubens große Thätigkeit gezeigt und auch in Asien und vor Allem in Amerika sich große Verdienste erworben haben. Die Spuren der Cultur und Bildung, die sich heute noch unter den Indianern der Pampas, in den weiten Ebenen um den Paraguay finden, sie sind die spärlichen Ueberreste einer Civilisation, die von jenem Orden gepflanzt und zu schöner Blüthe gebracht war. Aber so sehr man das auch anerkannte, so konnte die Welt das doch nicht billigen, daß die Jesuiten nicht rein kirchliche Zwecke, sondern neben ihnen und oft ausschließlich weltliche Interessen verfolgten. Einen großen Theil des Handel treibenden Mittelstandes erzürnten die Missionäre, da sie aus ihren Stationen Mittelpunkte kaufmännischen Lebens und Treibens machten. Wie mußten die Fürsten sich verletzt und bedroht fühlen, als es sich herausstellte, daß der Orden ganz insgeheim am Paraguay ein herrliches Reich sich erworben habe! Dort hatte er mit vieler Mühe die Völker bekehrt, das Land cultivirt, und nachdem er durch Wohlthaten die Einwohner an sich gefesselt, wußte er durch Klugheit die Bischöfe und Statthalter jener Gegenden so zu umgarnen, daß sie sich um das Land nicht kümmerten und nichts daraus erfuhren. So blieben die Jesuiten bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhundert's in unangefochtenem Besitze jener weiten Districte. Da aber, im Jahre 1750, schlossen Spanier und Portugiesen einen

Tauschvertrag, wonach jene Bezirke von Spanien an Portugal übergehen sollten. Am portugiesischen Hofe hatten die Jesuiten damals alles Ansehen verloren und mußten somit von diesem Tausche das Schlimmste befürchten. Als daher im Jahre 1753 die wirkliche Uebergabe des Landes erfolgen sollte, erhoben sich die Eingeborenen in wildem Aufstande. Wenn auch der Orden alle Theilnahme an dieser Empörung ableugnete und wenn ihm auch keine directe Thätigkeit dabei nachzuweisen ist, so erzürnte und erbitterte doch das Factum allein alle weltliche Obrigkeit. Darum vertrieb der Mann des modernen Fortschritt's, der portugiesische Premier-Minister, der Marquis von Pombal, im Jahre 1759 den Orden aus Portugal; in Frankreich geschah dasselbe einige Jahre später durch die Parlamente, und zwar wurde das auch hier durch einen besondern Fall hervorgerufen. Viele kleinere Höfe folgten diesem Beispiele und der Widerwille wurde überhaupt so allgemein, daß endlich Clemens XIV. im Jahre 1773 den Orden aufhob.

Diesen letzten Schritt hatte der Papst gethan, weil er dem Ansinnen der weltlichen Mächte nicht länger widerstreben mochte noch konnte. Hatten sich diese somit, und zwar großentheils durch die geistige Bewegung unterstützt, welche durch die englische und französische Philosophie in's Leben gerufen war, kräftig der Hierarchie erwehrt, so wurde auch theoretisch ihr Streben gefördert durch ein Werk, welches nur die damals herrschenden Ansichten aussprach und somit das größte Aufsehen erregte. Dies mehrte sich noch, als man erfuhr, daß der auf dem Titel prangende Name „Justinus Febronius" ein angenommener und der eigentliche Verfasser jenes Werkes über „die Stellung und gesetzliche Gewalt des römischen Bischofs" ein frommer Geistlicher, nämlich Nicolaus von Hontheim wäre. Dem Dogma der Kirche treu, griff er aber die Gewalt des Papstes zu Gunsten der bischöflichen Würde an. Die von ihm verfochtenen Grundsätze bewogen denn auch die vier deutschen Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, im Jahre 1786 die sogenannte Emser Punctation abzuschließen, deren Endzweck es war, die päpstliche Gewalt in Deutschland zu beschränken. Es schien doch, als würde es nun endlich auch der katholischen Kirche gelingen, jene Fesseln abzustreifen, als würde Karl's V. großer Gedanke einer deutsch-nationalen Kirche jetzt zur Ausführung kommen. Der größte Theil der Gebildeten stimmte gewiß dem Streben der Erzbischöfe bei, der Kaiser Joseph II. selbst war dafür gewonnen, und dennoch, trotz aller dieser scheinbar so günstigen Umstände, mißlang jenes Streben, und zwar vornämlich aus zwei Gründen. Einmal verschuldeten das Mißlingen die Erzbischöfe selbst, denn sie wollten an die Stelle der päpstlichen Gewalt die ihrige setzen und verstimmten dadurch die anderen reichsunmittelbaren Bischöfe; dann gewann sich der Papst Baiern und zum drittenmale seit der Reformation hielten die Wittelsbacher das

Panier des Ultramontanismus aufrecht. So gelang es denn doch dem Papste, jene Regungen zu unterdrücken, und als im Jahre 1792 Franz II. deutscher Kaiser wurde, da war von solchen Reformationsversuchen nichts mehr zu fürchten.

Ebenso, wie die Curie diese Erhebungen unterdrückte, rottete sie auch mit Hülfe der deutschen Bischöfe Lehren innerhalb ihres Bekenntnisses aus, die zwar nicht ketzerisch, ihr aber doch mißfällig waren.

Im Augsburger Sprengel nämlich lebte zu Ingolstadt der Exjesuit Sailer als Professor an der dortigen Universität. Obgleich Jesuit, lehrte er doch nicht jesuitisch, sondern drang vor Allem auf ein innerliches Christenthum. Diese Lehre billigte nun die Curie nicht, und wie gegen Sailer, so wandte sie sich gegen seine Schüler, vornämlich gegen Fenneberg (Bild IX, die 9te Figur von links an gerechnet) und Martin Boos (Bild IX, die 7te Figur, von links an gerechnet). Letzterer lebte als Canonicus zu Grünenbach im Gebiete der gefürsteten Abtei Kempten und entfaltete dort ein so segensreiches Wirken, daß namentlich im Jubeljahre 1795 Tausende ihm als Zuhörer und Beichtkinder zuströmten. Er wurde jedoch zwei Jahre später vom Augsburger Vicariate dazu verdammt, Sätze abzuschwören, die er niemals, wie er stets behauptete, in seinen Vorträgen gelehrt hatte.

So wandte man sich gegen Alle, die innerliches Christenthum mehr schätzten, als den äußeren vorgeschriebenen Kirchendienst. Diejenigen aber, welche dieser Richtung angehörten, bildeten nie eine Secte, obschon man sie Boosianer nannte. Das freilich ist nicht zu leugnen, daß sich unter ihnen manche überspannte Ansicht zeigte. So hart sie nun auch verfolgt wurden, sie haben sich niemals widersetzt, denn es gehörte einmal mit zu ihrer Ueberzeugung, auch von einer strengen Obrigkeit nie schlecht zu denken und Uebles zu reden. Diese Verfolgungen hörten nicht eher auf, als bis das Bisthum Augsburg mit Baiern vereint wurde und der wohlwollende Kurfürst Maximilian (Bild VII, das Brustbild) andere Grundsätze zur Geltung brachte, wie denn überhaupt die aus dem Kriege resultirenden Verhältnisse Vieles änderten.

Aus dieser kurzen Uebersicht wird das wohl hervorgegangen sein, daß der zu Ende des achtzehnten Jahrhundert's überall in Deutschland herrschende Adelsstand nicht fähig sich zeigte, die staatlichen Institutionen zu neuem, fröhlichen Gedeihen emporgrünen zu lassen und dem geistigen Leben in Kirche und Literatur aufzuhelfen. Er war angefressen durch jene französische Leichtfertigkeit der Gesinnung und des Lebens und schloß sich in orientalischem Hofleben von den unteren Schichten des Volkes ab. Im höheren Bürgerstande aber regte sich geistiges Leben, und da der Staat nur für den Adel dazusein schien, so wandte sich dieser erwachende Stand mit seiner Kraft auf ein neutrales, von jenen Privilegirten verschmähtes Gebiet der

geistigen Thätigkeit, auf die Literatur. Und als nun der von Frankreich hereinbre=chende Sturmwind alle jene Schöpfungen der deutschen Höfe umriß, als alle jene Adelskünste als vollständig verkommen sich erwiesen, da wandte sich Deutschland um Hülfe an seinen lebensfrischen Bürgerstand, und so wie der nie genug zu prei=sende preußische König Friedrich Wilhelm III. das erlösende Wort in dem Aufrufe an sein Volk gesprochen, da zeigte es sich, daß die Kraft des Staates nicht mehr allein im courfähigen Adel, in den alten Paradehelden, sondern im kernigen Land=adel und im geistig bewegten, fleißigen und treuen Bürger= und Bauernstande lag.

Sehen wir nun zu, wie redlich sich der gebildete Mittelstand der Nation seit dem dreißigjährigen Kriege auch auf dem Gebiete der Literatur unzerstörbare Schätze zu erwerben suchte.

Welch' wunderbarer Contrast! Zur Zeit der Hohenstaufen pflegt der Adel die Poesie, ist er der gebildetste Stand, und zur Zeit der zweiten Blüthenperiode deut=scher Literatur ist ein großer Theil jenes Standes ungebildeter als der Bauern=stand. Wie viel adlige Officiere gegen Ende des achtzehnten Jahrhundert's lasen und schrieben nicht so richtig als der gebildete Bauer in Thüringen und Sachsen!

Es beginnt aber die neue Zeit der deutschen Literatur mit dem Jahre 1624, mit Opitz. Sie hat mit der alten Zeit, den alten Traditionen, den alten Sagen=stoffen ganz gebrochen, sie sucht vielmehr die fremden poetischen Elemente mit den deutschen zu verschmelzen und daraus eine neue deutsche Literatur zu schaffen. Die=ses Ziel erreicht sie im zweiten Blüthenalter deutscher Poesie. Ehe sie aber dazu mit dem Jahre 1750 gelangte, hat sie beinahe hundert Jahre hindurch (1624—1720) die Herrschaft der fremden Elemente über sich geduldet und hat von 1720—1750 in schwerer Vorbereitung sich zur Selbstständigkeit emporgerungen.

Diese Zeit der Vorbereitung beginnt mit dem Auftreten Gottsched's und Bodmer's. Gottsched wollte die deutsche Poesie von dem unnatürlichen Schwulste und Bombast, den die Nachahmung italienischer Poesie in sie gepflanzt, dadurch reinigen, daß er die Klarheit der Franzosen als nachahmungswerthes Beispiel auf=stellte. Bodmer dagegen wies auf die englischen Dichter hin, aus denen viel Edle=res zu schöpfen sei, als aus der frivolen Dichtkunst Frankreich's. An Bodmer schloß sich Klopstock (Bild VI, 1ste Figur links), der durch und durch deutscher Ge=sinnung und zugleich christlich=gläubig war. Durch ihn wurden die Maße und For=men des klassischen Alterthum's mit deutschem Stoffe und Geiste erfüllt; er been=dete die lange Schulzeit, die der Deutsche am klassischen Alterthume verlebt hatte, und er war es, der das Erlernte zuerst als freies Eigenthum benutzte. Wohl hat der Deutsche eine lange und harte Schulzeit zu überstehen gehabt, dafür aber ist auch der dichterische Geist der Alten sein Eigenthum geworden.

Eine hervorstechende und oft an Klopstock getadelte Eigenschaft ist seine Weichheit, die jedoch leicht zu erklären und zu begreifen ist als eine Reaction gegen die verkünstelte und förmliche Welt des achtzehnten Jahrhundert's. Beängstigt von dem herzlosen Ceremoniell des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit, sucht er mit schwärmerischer Sehnsucht Freundschaft und Innigkeit, und diese Gefühlsschwärmerei erklärt auch den Umstand, daß er bei'm Ausbruch der Revolution für dieselbe begeistert sich zeigte, weil er durch sie seine Ideale erfüllt zu sehen hoffte.

Einen scharfen Gegensatz zu Klopstock bildet Lessing, der das antike und heidnische Element in unserer Literatur vertritt; er ist der reinigende Luftstrom, der oft erkältend zwar, aber doch aufklärend durch die Sentimentalität der Poesie hindurchrauscht und mit seiner scharfen Kritik die unklaren Köpfe demüthigt.

Neben diese Beide stellt sich als der Dritte Wieland (Bild VI, die 9te Figur, von links an gerechnet). Wenn Klopstock das deutsch-christliche Element, Lessing das antik-heidnische in unserer Literatur vertritt, so repräsentirt Wieland die dritte Richtung, welche unsere Poesie bedingt, nämlich die moderne französische. Bei ihm findet sich die Cultur der Sinnlichkeit, der Frivolität; für ihn giebt es keine Ideale, er predigt den praktischen Materialismus, er huldigt den Lehren Voltaire's und repräsentirt in Deutschland Ludwig's XV. Zeitalter. Darum fand er sein Publicum in den höchsten Kreisen und interessirte den gebildeteren Theil derselben dadurch wenigstens etwas für vaterländische Literatur.

Somit ist es denn wohl begreiflich, warum ihm Klopstock ganz unfaßbar, warum dieser für ihn ein Erfinder krauser, fremder Märe war, wie Wieland's Geistesverwandter, Gottfried von Straßburg, der Dichter der sinnlichen Liebe, der Sänger des Tristan und der Isolde, den tiefsinnigen und ernsten Wolfram von Eschenbach nennt, dessen Parcival ihm freilich stets unverständlich bleiben mußte.

Das ist die erste Trias unserer klassischen Dichter; die zweite bildet Herder, Göthe und Schiller (Bild IX, 2te Figur, Bild VI, 2te und 5te Figur v. l. a. g.).

Durch Klopstock's Begeisterung, durch Lessing's Kritik und durch Wieland's Sinnlichkeit war eine gewaltige Gährung in den Gemüthern der Jugend entstanden; es drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß man mit der bisherigen Cultur nicht länger fortleben könne, daß man mit der herkömmlichen Poesie brechen müsse. Da wollte man denn mit der Cultur von vorne anfangen und stimmte darin ganz den Ansichten Rousseau's bei. Diese Ueberzeugung finden wir doch schon in Klopstock lebendig, der sie durch seine Gesänge vom uraltdeutschen Heldenthume documentirt hat. Es wurden aber diese Anschauungen in Deutschland geistig verarbeitet und bewegten die Nation innerlich, während sie in Frankreich, äußerlich aufgenommen, eine zerstörende Wirkung äußerten.

Diese Periode unserer geistigen, zunächst nur poetischen Revolution, die Sturm- und Drangperiode, beginnt mit Herder's Auftreten im Jahre 1767, umschließt Herder's, Basedow's, Lavater's, Lenz's, Klinger's, Müller's und einiger anderer unbedeutenderer Männer Wirken und wird im Jahre 1781 durch Schiller's Hervortreten beendet. In ihr finden wir sehr verschiedene Menschen, die später oft die entgegengesetztesten Wege verfolgten, darin einig, daß etwas nie Gehörtes, nie Gesehenes und Erlebtes in ihrer Seele wühle und walle, welchem sie Gestalt zu geben sich gedrungen fühlten. Sie müßten, meinten sie, zurückkehren zu der Urpoesie aller Welt und aller Völker, sie müßten aus den Quellen schöpfen, um eine neue poetische Offenbarung zu verkünden. Mit diesem belebenden Gefühle war nun bei Vielen große Rohheit und Unklarheit verbunden und stürzte so manche edle Natur in den Sumpf der Gemeinheit oder verführte sie zu grimmiger Menschenverachtung. Statt Vieler nenne ich nur Lenz und Klinger. Andere, weniger reine Naturen haben zwar eine bedeutende Wirksamkeit ausgeübt, wie denn z. B. Basedow, auf Rousseau's Principien der Erziehung weiter bauend, allerdings viel alten Sauerteig ausgekehrt hat, konnten aber doch nicht die Schranken erkennen, die der Menschen-Natur einmal gezogen sind, und haben dadurch ihre Bestrebungen geschwächt. Noch Andere, und unter diesen hebe ich besonders Lavater hervor (Bild IX, die 5te Figur, von links an gerechnet) gaben sich so sehr schwärmerischen Gefühlen hin, daß sie Irdisches und Ueberirdisches in nebelhaftes Dunkel durcheinander wirrten. Diese Schwärmerei hat auch den Dichtungen Lavater's viel geschadet und sie so bald der Vergessenheit anheimfallen lassen. Poetischer, wenn auch oft fast eben so schwärmerisch, ist Jung Stilling (Bild IX, 10te Figur, von links an gerechnet). Was sonst die Beiden gewesen und was sie geleistet, das kann an dieser Stelle nicht durchgeführt werden. Obschon alle diese Verirrungen und Auswüchse nicht anerkannt werden können, so haben sie doch den Fortschritt nicht zu hemmen vermocht. Das eine Gefühl blieb trotzdem lebendig, daß man zur Volksdichtung zurückkehren müsse, daß man an Homer und Shakespeare die größten Vorbilder habe. Dieses Wort der Erkenntniß sprachen zuerst Hamann und Herder aus.

Herder's vorzüglichste Eigenschaft ist der Universalismus, der ihn dazu antrieb, das edelste, innerste Leben aller Nationen zu erfassen und uns zu erschließen, und diese seine Eigenschaft gab dieser Periode ihren Charakter. Durch ihn ist ein allgemeines historisches und vergleichendes Sprachstudium, durch ihn eine tiefere Beschäftigung mit der Cultur und Sittengeschichte, wie auch mit der Weltgeschichte angeregt worden. Herder vermochte es, Gestalten zu bilden aus fremdem Stoffe mit eigener Form und aus eigenem Stoffe mit fremder Form, die Schöpfung der Gestalten selbst aber blieb ihm vrrsagt; wo er endete, da begann Göthe.

Von Herder haben wir gelernt, was Epos und Volkspoesie sei; durch ihn ist eine Versöhnung mit dem Volksleben herbeigeführt und durch ihn ist es eine Unmöglichkeit geworden, fernerhin das gemeine Volk als eine rohe und dumme Masse zu verachten.

Auf zwei Männer hat Herder großen Einfluß gehabt, einmal auf den bedeutendsten Humoristiker deutscher Nation, auf Jean Paul Friedrich Richter (Bild VI, Figur 10., von links an gerechnet) und dann auf Goethe.

Goethe's Schriften hier auch nur obenhin anzuführen, dürfte für unsern Zweck unpassend erscheinen und würde in eine Literaturgeschichte gehören; hier ist nur das hervorzuheben, wodurch er eine so große Bedeutung für seine Mitwelt erworben hat.

Das, was an Goethe zunächst auffällt, ist seine geistige Gesundheit, welche die Dinge so auffaßt, wie sie sind, und sie in ihren richtigen Conturen dem Leser vor die Augen führt; ihm war alles Gespannte, Ueberreizte, Gewaltsame fremd, weshalb er auch von sich selbst sagt, „er sei niemals nach Idealen gesprungen, sondern habe seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen." Darum besitzt sein Wesen auch etwas Heilendes, Beruhigendes, Versöhnendes; es wohnt ihm ein Instinct inne, der das Störende und Verwirrende abwehrt und die Schranken des menschlichen Daseins kennt und begreift. Doch ist dabei immer festzuhalten, daß er diese Versöhnung nur auf den natürlichen Menschen, auf den Heiden, nie aber auf den ausüben wird, der über die Natur und das Natürliche die christliche Offenbarung stellt. Somit kann man ihn einen Naturmenschen, einen Mann des Lebens und der Welt nennen.

Auch Goethe aber hatte seine Schranken; so gut er z. B. das Leben des Individuums verstand, so fremd blieb ihm das Völkerleben; deshalb vermochte er weder die Natur des Epos, noch die Entwickelung der französischen Revolution zu begreifen.

In vieler Beziehung ist Schiller der Gegensatz zu Goethe. Wenn Goethe nämlich vom Besondern zum Allgemeinen heraufzusteigen pflegt, so steigt Schiller vom Allgemeinen zum Besondern herab; wenn Goethe sich dem Stoffe liebend hingiebt, der Entwickelung zusieht und sie uns dann beschreibt, so folgt Schiller den Idealen, die in ihm sind, und eingreifend in die Materien, sucht er sie nach den Ideen zu gestalten. Es ist der alte Gegensatz zwischen der Natur- und Kunstpoesie, der durch sie vertreten wird, der sie aber auch wieder, den Einen als das Supplement des Andern, an einander kettet.

In den beiden bedeutenden Personen aber liegt ein Mißton, und zwar wird er hervorgerufen durch ihre Stellung zum Christenthume. Goethe vermochte des-

halb nicht die Bewegung der Nationen, das große Völkerleben dichterisch zu beherrschen, weil er die welthistorische Bedeutung des Christenthum's nicht mit persönlichem Glauben fassen konnte, und bei Schiller tritt ja oft klar und deutlich seine Abneigung gegen die christliche Entwickelung hervor, namentlich da überall, wo er die Herrlichkeit des Alterthum's mit brennenden Farben schildert.

Wir haben gesehen, daß im Anfange des siebzehnten Jahrhundert's die deutsche Literatur in eine neue, bedeutende Periode eingetreten ist; wir wollen nur noch betrachten, wie um dieselbe Zeit in der Musik neue Bahnen eröffnet wurden. Die gegenwärtige Musik ist ganz und gar eine Erfindung des europäischen Abendlandes, sie ist das Resultat der christlichen Jahrhunderte und das Eigenthümlichste, was die neuere Zeit, ohne sich auf das Alterthum zu stützen, selbstständig hervorgebracht hat. Zuerst diente sie allein der Kirche, und deshalb wurde in ihr vorzugsweise der erhabene Stil ausgebildet. Der vorzüglichste Meister dieses Stiles ist der Italiener Palestrina, und seine Schule hat in Italien bis zum J. 1600 geblüht, in Deutschland aber fand sie erst zur Zeit der Reformation Anklang und dauerte dann bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhundert's hinein. Wir haben schon oben als den Hauptmusiker der lutherischen Kirche Sebastian Bach genannt und fügen hier noch als bedeutende Componisten in der Kirchenmusik Händel und den am Ende des sechzehnten Jahrhundert's lebenden Haydn hinzu (Bild VI, Fig. 7., v. l. a. g.).

Aber die Musik blieb nicht allein im Dienste der Kirche; das sinnliche Element in ihr, welches sie an das Weltliche und Irdische fesselt, wurde die Veranlassung, daß sie in die Welt eintrat und nun der irdischen Freude und dem irdischen Schmerze zum Ausdruck diente. Dieser Umschwung, herbeigeführt durch das Wiederaufleben der klassischen Studien im Abendlande und durch den Geist der Reformation, fand seinen Ausdruck fortan in der Oper und im Oratorium. In Italien ist die Oper zwar erfunden, dort aber nicht zu ihrer höchsten Vollendung gediehen, sondern diese hat sie in Deutschland durch Gluck (Bild VI, Figur 8., v. l. a. g.) und Mozart (Bild VI, Figur 3, v. l. a. g.) erhalten.

Auf dieses so gestaltete und so gespaltene Deutschland wirkten nun die Folgen der Revolution.

Machen wir es uns noch einmal klar, daß der herrschende Theil des Adels verderbt und nicht mehr zur Herrschaft fähig erscheint, daß in dieser Epoche ernster Kämpfe sein Uebergewicht aller Orten gebrochen und für ihn und statt seiner der gebildete Mittelstand das im Staate bestimmende Element wird, daß überall der Grundsatz sich geltend macht, nicht Geburt allein berechtige mehr zur Uebernahme der wichtigsten Stellen, sondern das im eifrigen Streben erworbene und befestigte Wissen. —

Während Napoleon das Jahr 1786 hindurch seine glänzenden Siege in Italien erfocht, fanden auch in Süddeutschland nicht unbedeutende Kämpfe statt.

Als nämlich im Mai dieses Jahres Napoleon den König von Sardinien gezwungen hatte, mit Frankreich Frieden zu schließen, als um dieselbe Zeit Mailand in seine Hände fiel, da beschloß der Wiener Hof, am Rheine den Feldzug zu eröffnen und vielleicht dadurch dem Kriege in Italien eine andere Wendung zu geben. Deshalb kündigte Erzherzog Karl von Oesterreich am 21. Mai 1786 den Waffenstillstand auf, gleich nachdem er von Wien aus zur Armee gekommen war.

Nun stand am Niederrhein, in Düsseldorf, Jourdan, am Oberrhein Moreau.

Gleich noch im Mai ergriff Jourdan die Offensive, wurde aber von Karl so geschlagen, daß er sich ganz auf das linke Rheinufer zurückziehen mußte. Da aber Napoleon's Fortschritte in Italien immer gefahrdrohender wurden, so entsandten die Oesterreicher dorthin einen Theil ihres deutschen Heeres. Das hatte Moreau gehofft; er benutzte die Schwäche seiner Gegner und ging glücklich bei Straßburg über den Rhein. Trotz aller Mühe gelang es dem Erzherzog doch nicht, die Franzosen von Schwaben und Baiern abzuhalten. So wie das die in diesen Kreisen herrschenden Fürsten ersahen, beeiferten sich sich in unwürdiger Selbstsucht, anstatt alle Mittel zum Kampfe aufzubieten, einzeln mit den Franzosen Frieden zu schließen und ein jeder für sich so viel nur immer möglich Vortheile auf Kosten des Ganzen zu erhalten. Sie ahmten allerdings darin dem Beispiel nach, welches Preußen durch den Abschluß des Baseler Separatfriedens gegeben hatte. Preußen war aber zu mächtig, als daß die Franzosen sofort die falsche Stellung, in die es durch den Frieden gerathen, zum Nachtheil jenes Landes hätten benutzen können; diese kleinen süddeutschen Staaten jedoch wurden sogleich für ihre Selbstsucht gebührend von Frankreich bestraft. Sie, die sich über die mäßigen Lieferungen, wie sie Oesterreich verlangte, so bitter beschwert hatten, mußten jetzt viel bedeutendere Contributionen an Frankreich bezahlen. Mit Recht war der Erzherzog Karl über das Benehmen dieser Kreise so erbittert, daß er ihre Contingente, als sie sich von seinem Heere trennten, der Waffen berauben ließ. Nicht ohne Grund ist der Erzherzog Karl so sehr verehrt worden; er stand unendlich viel höher, als alle die kleinen Fürsten Süddeutschland's; er verabscheute das ganze erbärmliche Adelsregiment in Oesterreich und war darum der Liebling des Volkes allüberall. Das wußte man in seiner Heimath wohl und gebrauchte ihn immer da, wo man der Liebe des Volkes bedurfte; wo man aber ohne dieselbe fertig zu werden hoffte, da schob man den ehrlichen Rittersmann hohnlächelnd bei Seite.

Und wie nun Moreau so siegreich nach Osten vordrang, da kam auch Jourdan über den Rhein und zog sengend und brennend bis nach Franken, um sich mit

Moreau zu vereinigen. Er sandte deshalb den General Bernadotte nach Süden; doch ehe dieser zu Moreau stieß, griff ihn Karl, der in der Nähe von Ingolstadt über die Donau gegangen war, bei Neumarkt an und schlug ihn am 22. und 23. August vollständig (Bild IV). Diesem Siege folgten mehrere, wodurch Jourdan über den Rhein zurückgetrieben wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, was für Kräfte im Volke schlummerten und wie nur der rechte Mann fehlte, um sie zu benutzen, denn gleich nach dem ersten Siege Karl's stand der erbitterte Landmann überall auf und verfolgte mit großer Tapferkeit die zurückziehenden Franzosen.

Die Niederlage, welche Jourdan erlitten, bedingte auch den Rückzug Moreau's, und, wie bekannt, hat er den mit einer wahren Meisterschaft bewerkstelligt. Auf diesem Rückzuge mußten die Franzosen die Festung Ehrenbreitenstein aufgeben, weshalb sie die Werke vor ihrem Abzuge demolirten (Bild VII).

Wie klar auch jene Erhebung des Volkes gezeigt, daß noch unendliche, nicht geahnte Widerstandskräfte vorhanden seien, so war doch durch das Sündenregiment an fast allen Höfen der Blick so sehr getrübt, daß man immer wieder zu den alten Künsten der egoistischen Diplomatie seine Zuflucht nahm, um kleinliche Vortheile zu erlangen.

So schloß in jenem Jahre, im August, Preußen zu Berlin einen neuen geheimen Vertrag mit Frankreich, worin es den Franzosen das linke Rheinufer gegen eine ansehnliche Entschädigung im Reiche zugestand. Und das war nicht genug; es bemühte sich auch noch, andere Höfe zu ähnlichen Schritten zu vermögen. Da Oesterreich überdies die erlangten Vortheile nicht gehörig benutzte und in Italien von Napoleon entschieden besiegt worden war, so erschien gegen Ende des Jahres 1796 die Lage der Franzosen keinesweges als eine ungünstige und wurde durch Napoleon's Klugheit auf's beste ausgebeutet.

Napoleon hatte nämlich während des Jahres 1796 in glänzenden Feldzügen die lombardische Tiefebene erobert und Italien bis gegen Neapel hin sich unterworfen; im Anfange des folgenden Jahres drang er in die Alpen vor und näherte sich immer mehr seinem Ziele, der Stadt Wien. Wenn man genaue Berichte über seine Thätigkeit in Italien liest, dann wird man leicht begreifen, warum vor Napoleon alle jene schwachen Fürsten und Staaten sich beugen mußten. Napoleon und die Fürsten jener Zeit gingen alle von macchiavellistischen Principien aus; die aber anzuwenden verstand Napoleon besser, als jene heruntergekommenen Menschen Italien's, und darum besiegte und überlistete er sie alle. Erst als neue, lange vergessene Kräfte erweckt wurden, als die Lenker der Staaten kurze Zeit jene alten Principien vergaßen, da erst sank Napoleon, und zwar von dem Wehen des Geistes.

Da Napoleon so glänzende Fortschritte gemacht, so waren dadurch jene Siege

des Erzherzog's Karl aufgewogen und es schien dem Wiener Hofe gut, einen Waffenstillstand anzutragen. Auch Napoleon hatte Beweggründe genug, darauf einzugehen, denn die Landschaften in der Lombardei waren zwar besiegt, aber keineswegs beruhigt. So wurde denn im April 1797 ein Präliminarfrieden zu Leoben geschlossen und zwar vorläufig für drei Monate. Beide Theile nämlich wünschten eine solche Verzögerung, da man täglich einer innern Revolution in Frankreich entgegensah. Sie erfolgte auch wirklich, doch stürzte sie nicht das Directorium, sondern befestigte seine Herrschaft und rettete Frankreich vor neuer Anarchie. Das entschied, und nun schloß Oesterreich im October desselben Jahres mit Napoleon den Frieden zu Campo-Formio (Bild V). Daß Oesterreich sich zu diesem Schritte verstand, dazu trug außer diesen Kriegsverhältnissen noch besonders folgender Umstand bei. Franz II., der deutsche Kaiser, wurde damals nämlich ganz und gar von seiner Gemahlin beherrscht. Diese Dame aber war die Tochter der Königin Caroline von Neapel, also eine Nichte der unglücklichen Fürstin Marie Antoinette, eine Enkelin der großen Maria Theresia. Die junge Kaiserin wurde nun in allen Stücken von Neapel aus geleitet, und so hing Oesterreich im Grunde von jener fürchterlichen neapolitanischen Königin ab. Ja, wahrhaft fürchterlich ist sie zu nennen, jene Frau, die ihren ungebändigten Leidenschaften Zaum und Zügel schießen ließ, von deren Greuelthaten jeder Stein Neapel's erzählen kann. Ihr galten alle Mittel gleich; sie buhlte um die Freundschaft jener schönen Dirne, der Lady Hamilton, als diese ihr und ihren Zwecken den Nelson dienstbar machte; sie verband sich mit den cannibalischen Calabresen und den halbwilden Lazzaroni's, um durch sie die Blüthe neapolitanischer Aristokratie hinschlachten zu lassen. Damals fürchtete sie bei dem Vordringen Napoleon's für ihr Reich und darum wollte sie um jeden Preis Frieden. Den edelsten Mann Oesterreich's, den Erzherzog Karl, schob man bei Seite und übertrug die Unterhandlung einer Creatur jener Königin, dem Marquis de Gallo. Selbst Napoleon sprach seine Verwunderung darüber aus, daß ein Italiener über Deutschland bestimmen solle. Vortrefflich aber verstand er, der Corse, welcher Frankreich vertrat, sich mit dem Neapolitaner, der Deutschland repräsentirte. Und so wurde denn Folgendes bestimmt:

Oesterreich verlor Belgien und erkannte die cisalpinische Republik in der Lombardei an; dafür erhielt es Venetien und Dalmatien. Alle Fürsten, die in Italien ihr Gebiet verloren hatten, wie der Herzog von Modena, alle jene, deren Länder auf dem linken Rheinufer eingezogen waren, sie sollten durch säcularisirte geistliche Güter in Deutschland entschädigt werden. Insgeheim mußte Napoleon den Oesterreichern versprechen, sie durch ein Stück von Baiern zu entschädigen.

Diesen Frieden hatte Napoleon fast wider den Willen des Directoriums ge-

schlossen, aber das Volk verehrte ihn seiner Siege wegen so sehr, daß die Directoren ihn bei seiner Rückkehr mit großen Ehrenbezeugungen empfangen mußten. Nun war für den Augenblick nur noch ein Feind zu fürchten, und das war England. England beherrschte die Meere und war deshalb schwer anzugreifen. Es hatte aber zwei schwache Punkte, Irland und Indien. So beschloß man denn, beide Punkte zu bedrohen, und um Napoleon aus Paris zu entfernen, übertrug man ihm den orientalischen Krieg. Da faßte er den Plan, Aegypten zu erobern und von da aus Indien anzugreifen. Es gelang ihm, das Nilland einzunehmen (daran erinnert auf dem VI. Bilde die Sphinx), doch scheiterte seine Unternehmung vor St. Jean d'Acre. Während seiner Abwesenheit in den Jahren 1798 und 1799 hatte aber schweres Unglück sein Vaterland heimgesucht. Oesterreich nämlich hatte den Kampf gegen Frankreich von Neuem begonnen und überall, mit Rußland und England verbündet, bedeutende Vortheile erfochten. Auch im Innern Frankreich's sah es so trübe und gefährlich aus, daß aus all' dieser Angst und Noth eben nur Napoleon erretten konnte. Deshalb kehrte er im October des Jahres 1799 zurück, stürzte das Directorium und ergriff als Consul mit fester Hand die Zügel der Regierung.

Das, was er in Frankreich geschaffen, die Verfassung, die er gegeben, mußte er nun auch durch neue Siege einweihen, und wahrlich, der Staat bedurfte ihrer, denn sowohl in Deutschland, als auch in Italien drängte Oesterreich mit Uebermacht und drohte das Innere Gallien's heimzusuchen. Wieder wurde der Schauplatz seiner Thaten und Siege die schöne Fruchtebene des Po. Nach einem Jahre voller Heldenthaten und großer Kämpfe zwang er im Februar des Jahres 1801 Oesterreich, die von ihm dictirten Friedensbedingungen in Lüneville anzunehmen (Bild VIII). Von Seiten Oesterreich's unterhandelte der Graf Cobenzl, während Napoleon sich durch seinen Bruder Joseph vertreten ließ.

Man legte bei'm Friedensabschluß die Bedingungen zu Grunde, über welche man sich zu Campo-Formio geeinigt hatte; nur mußten sich die Oesterreicher einige nachtheilige Abänderungen gefallen lassen. Der Kaiser gab das Reich und Italien preis, um dadurch für sich die größtmöglichsten Vortheile zu erlangen. So wurde der Rhein überall als Grenze anerkannt und beschlossen, die verlierenden Fürsten durch säcularisirte geistliche Herrschaften zu entschädigen. Viel ärger und schimpflicher aber als der Verlust an Land und Leuten war doch wohl die Bedingung, daß auch mehrere der kleinen italienischen Regenten, deren Länder man in das Gebiet der neuen Republiken hineingezogen, mit deutschen Stiftern abgefunden werden sollten.

Wie schon oft bemerkt, nahmen die Höfe und Fürsten jener Zeit denselben Standpunkt wie Napoleon ein, der vollendetste Egoismus zeigte sich überall und ebenso das Streben, auf die satanische Seite des Menschen seine Pläne zu bauen

und die Gemeinheit der Menschennatur auszubeuten, um einige elende Vortheile zu erlangen. Aber Napoleon verstand sich auf diese Praktik viel, viel besser, als die alten, eingeschulten Diplomaten; darum zerstörte er mit feiner List alle die moralischen Stützen der Fürsten und umgarnte sie nach und nach so sehr, daß sie ihm alle zum Opfer fielen. Trotz aller Verderbniß der deutschen Höfe und des deutschen Adels hing immer noch das Volk mit treuem Gehorsam an seinen Führern, schloß sich immer noch ein Theil der deutschen Fürsten gern und freudig an Oesterreich. Durch jenen zuletzt erwähnten Paragraphen zerstörte aber Napoleon die beste Stütze, auf welche der Kaiser in Deutschland sich zu lehnen pflegte. Immer zeigten sich die geistlichen Fürsten dem Kaiser treu, und diese, seine anhänglichen Bundesgenossen, sie stieß er nun so von sich. Wahrlich, das konnte keine andere deutsche Macht zur Opferfreudigkeit für Reichsinteressen bewegen! Und weiter! Napoleon wußte wohl, daß der Kaiser ungern diese Staaten zerstöre und daher auf dem Reichstage zu Regensburg, dem man die Ausführung übertrug, alles nur Mögliche versuchen würde, um so wenig wie möglich die Stifter anzutasten. Geschah das, dann mußten sich die Fürsten, welche man entschädigen wollte, jedenfalls an seine Vermittelung wenden. Wie er geahnt, so kam es. In Regensburg zankten sich die Gesandten sechzehn Monate um die Entschädigungen und zuletzt entschied man Alles in Talleyrand's Salon, wo man deutsche Länder wie Trödelwaare an den Meistbietenden verkaufte. Wo blieb da die alte Treue, wo die Vasallenpflicht, die den Unterthan an den Fürsten und umgekehrt diesen an jenen bindet? Man verschacherte die Menschen, man zerriß um des elendesten Gewinnes willen altehrwürdige Bande, und konnte man sich dann wundern, daß in der Stunde der Prüfung Alles zusammenbrach? Wie sollte die Ehrfurcht dauern, wenn das Volk seine Edelleute, seine Fürsten in Talleyrand's Hause antichambriren und sogar die Schooßhunde der gnädigen Frau tragen und streicheln sah? Man muß das nachlesen in dem Buche, welches der Herr von Gagern, der Gesandte Nassau's, unter dem Titel „mein Antheil an der Politik" veröffentlicht hat, um die nachherigen Vorgänge zu begreifen und einzusehen, daß von den Leuten keine Rettung zu hoffen war, welche, wie der Verfasser, die wahre Diplomatie darin suchten, durch alle möglichen Mittel Land und Leute zu erwerben.

Durch diesen Frieden erhielt Napoleon das Uebergewicht in Mittel-Europa.

Das deutsche Reich willigte am 23. October des Jahres 1803 in seine Zerstückelung, und zwar in einem Haupt-Recesse, der in französischer Sprache verfaßt war. Obgleich die Aufhebung der kleinen Staaten im Allgemeinen gute Folgen mit sich brachte, so ist doch der Grundsatz, der dabei angewandt wurde, ein unmoralischer zu nennen und constituirte das Reich des Starken.

Nachdem Napoleon den Kampf mit Oesterreich beendet, stand ihm als Gegner nur noch England gegenüber. Auch diesen Feind versöhnte er, und zwar durch den Frieden zu Amiens (am 25. März 1802). Wenn auch hierbei England zu gewinnen glaubte und ganz Europa sich verfeindete, um einige Vortheile zu erringen, so zeigte es sich doch bald, um wie viel klüger Napoleon gewesen und wie er allein nur gewonnen hatte. Das erkannten die Engländer allerdings bald klar, und bald machte sich deshalb im Volke der Wunsch und das Verlangen geltend, den Krieg von Neuem zu beginnen. Napoleon aber, der von England jetzt anerkannt war, benutzte die Zeit des Friedens, um sein Ansehen in Frankreich zu befestigen. Er ließ sich demnächst das Consulat auf zehn Jahre und darnach für seine Lebenszeit übertragen und wußte endlich durch allerhand künstliche Mittel es dahin zu bringen, daß er am 18. Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen erhoben wurde. Diese neue Monarchie, welche Napoleon begründete, sie ruhte doch auf loser Grundlage. Sie sollte nicht von der Republik getrennt, sondern immer noch eine Art Republik, sie sollte nicht durch göttliches Recht, sondern durch die Volkssouveränität entstanden sein, während sie doch die edelsten Rechte des Volkes verletzte. Daher bedurfte es der feinsten Polizei-Intriguen und des ärgsten Preßzwanges, um das Bewußtsein, welches die Nation über ihre Lage hatte, wenigstens zeitweise zu unterdrücken; deshalb suchte Napoleon durch äußere Erfolge seine innere Tyrannei vergessen zu machen.

So lange er nur die Politik und die Macht der Cabinette allein zu bekämpfen hatte, so lange war er siegreich, denn seine Finanzen waren besser geordnet, er selbst der vollendetste Feldherr, seine Heere kriegsgeübter, seine Diplomaten klüger und rücksichtsloser, als die der anderen Völker. Darum besiegte er in wenigen Jahren alle Cabinette Europa's und herrschte dann mit kecker Willkür in unumschränkter Machtfülle. In den Jahren von 1804 bis 1807 steht seine Macht auf dem höchsten Gipfel ihrer Blüthe, und in derselben Zeit sind die Völker am tiefsten erniedrigt.

Betrachten wir zunächst diese Epoche!

Als Napoleon die Kaiserwürde annahm, da befand er sich mit ganz Europa in friedlichem Vernehmen; nur England, erzürnt über jenen nachtheiligen Frieden, den es zu Amiens geschlossen, hatte schon 1803 den Kampf von Neuem begonnen. Napoleon sammelte ein großes Heer in Boulogne und bedrohte England's Küsten mit einer Landung. Wollte Pitt, der große Lenker England's, eine solche verhindern, so war dazu ein Continental-Krieg unumgänglich nothwendig. Günstige Umstände, vor Allem des König's phantastische Auffassung der Verhältnisse, führte Schweden zu England, bald trat auch Rußland in diesen Bund und zuletzt, am

9. August 1805, auch Oesterreich. Der Erzherzog Karl zwar wünschte den Kampf nicht und hielt den Zeitpunkt zum Abschluß eines solchen Bündnisses für unpassend; man folgte aber seinem Rathe nicht und hat dafür schwer büßen müssen, denn Oesterreich allein verlor in diesem Kriege. Die leitenden Kreise in Oesterreich hatten nun in den früheren Kriegen weder etwas gelernt, noch etwas vergessen; so war denn der gemeine Soldat so tapfer und brav und der General so ungeschickt und ungeübt, wie das da schon immer gewesen, und über Alle wachten und für Alle sorgten jene gelehrten Militairs am grünen Tische im Palais des Hofkriegsrath's in Wien. Was war da Anderes möglich, als daß die österreichischen Heere, von allen Seiten zurückgedrängt, nach Mähren sich zogen, um dort, mit den russischen Hülfstruppen vereint, dem Feinde zu widerstehen. Da trafen Ende November 1805 in Olmütz der russische und österreichische Kaiser und um dieselbe Zeit in Brünn Napoleon ein. Letzterer wünschte dringend den Kampf, denn seine Lage war doch keineswegs sehr günstig. Von Italien nahten siegreiche österreichische Truppen, bedeutende Corps der Russen zogen heran, leicht möglich war es, daß Preußen seine Truppen zu denen der Alliirten stoßen ließ. Wohl fühlte man in Berlin, wie wichtig der Moment sei, und nur jene alten feigen Diplomaten, die durch ihre verrottete Weisheit dem jungen Könige, wie das in allen Memoiren jener Zeit zu lesen ist, bei seiner Bescheidenheit imponirten, nur diese weibischen, weichlichen Männchen versäumten den rechten Augenblick zur That.

Wie unklug war es also von den Verbündeten, daß sie eine Schlacht zuließen!

Am 2. December, dem Jahrestage von Napoleon's Kaiserkrönung, wurde in der Nähe von Brünn, bei Austerlitz, die berühmte Dreikaiserschlacht geschlagen, welche Napoleon's Anerkennung sicherte.

Es war ein nebeliger Morgen und blutroth ging an dem Tage die Sonne auf, die vielbesungene Sonne von Austerlitz.

Man kämpfte den ganzen Tag, obwohl schon um ein Uhr Mittag's die französische Garde die russische besiegt und dadurch die Schlacht entschieden hatte. Im letzten Schlachtmomente, schon gegen Abend, brachte Napoleon die noch stehenden Haufen durch ein gewaltiges Artilleriefeuer zum Weichen, und was er begonnen, vollendete ein unglücklicher Zufall. Als nämlich der Rückzug über eine Reihe von zugefrorenen Seen ging, zerbrach die Eisdecke unter der Masse der Fliehenden und es ertranken viele der Alliirten (Bild X).

Dieser Sieg hatte das junge Kaiserthum eingeweiht. Doch auch nach demselben blieb Napoleon's Lage eine sehr precäre; im Grunde hatten die Alliirten nicht viel verloren, aber freilich Kaiser Franz II. war muthlos geworden, und das war allerdings die schlimmste Folge der Schlacht. So eilte er denn am 4. Decem-

der in's französische Lager und suchte einen Waffenstillstand, dessen die Franzosen so sehr benöthigt waren, als er selbst (Bild X). Auf Grund desselben wurde schon am 26. December ein Frieden zu Preßburg geschlossen.

Der Verlust, den Oesterreich erlitt, war zwar nicht unbedeutend, doch aber gering im Vergleich zu dem Schaden, der aus diesem Siege Napoleon's für Deutschland erwuchs. Jene Staaten nämlich, welche schon mehrmals dem deutschen Interesse die tiefsten Wunden geschlagen, ich meine Baiern, Württemberg und Baden, und auch diesmal mit dem Reichsfeinde sich zum Kampfe gegen ihren Kaiser verbündet hatten, sie erhielten für ihren Verrath reiche Belohnungen. Die Fürsten von Baiern und Würtemberg wurden mit Reichsterritorien bedacht und mit dem Königstitel geschmückt (Bild VII, rechts und links die Brustbilder), wodurch sie aber dem Reichsverbande nicht entzogen werden sollten. Das war der Lohn für alles Unglück, das von diesen Ländern her über Deutschland gekommen. Würtemberg hatte im dreißigjährigen Kriege den Elsaß an Frankreich schmählich geopfert und Baiern so oft die Franzosen in's Reich geführt und so oft durch seine Begünstigung des Ultramontanismus eine Erfrischung Deutschland's gehindert. Und damit diese Fürstenhäuser noch enger an Napoleon's Interesse gefesselt würden, verheirathete er seine nächsten Anverwandten an Mitglieder jener Familien. Diese stolzen deutschen Fürsten, was mußten sie empfinden, als man ihre Kinder an Leute gab, deren Familien nicht einmal zum höchsten Adel Frankreich's gehörten?

Doch das Alles wurde noch dadurch übertroffen, daß man auch italienische Fürsten in Deutschland entschädigte und sogar den französischen Kronbeamten deutsche Fürstenthümer als französische Lehen übergab.

So hatte denn Napoleon Oesterreich's Einfluß auf Deutschland gebrochen, und da auch Preußen durch den Frieden zu Basel sich auf sich selbst beschränkt und die Schutzherrschaft über die kleineren deutschen Fürsten aufgegeben hatte, so standen diese, die aber doch einmal nicht selbstständig sich erhalten konnten, ohne Schutz und Schirm da. Wie natürlich war es da, daß sie unter die schirmenden Fittige des französischen Adlers flüchteten, der von seinem Raube auch ihnen Brosamen mittheilte. Napoleon sandte einen der besten Schüler Macchiavell's, den klumpfüßigen Bischof von Autun, den Fürsten von Talleyrand, nach Deutschland, damit er nach seines Meisters Plan die Vasallenstaaten einrichte. Dieser vereinte dann am 12. Juli 1806 die meisten süddeutschen Fürsten zu dem sogenannten Rheinbunde und erklärte dann dem Reichstage, daß diese Fürsten aus dem Reichsverbande ausschieden. Darauf legte Franz II. wenige Tage später die Kaiserkrone nieder, nachdem er schon einige Zeit vorher, da er eine solche Katastrophe voraussah, den Titel eines Kaiser's von Oesterreich angenommen hatte (Bild XII, in der Mitte, unter der Germania der Denkstein).

Und nun begann in Süddeutschland ein Leben und Treiben, welches das Volk entsittlichen mußte und es auch ohne Zweifel gethan hat. Wer weiß nicht, daß der Schwabe ein treuer und sittlicher Mensch gewesen, wer kennt sie nicht, jene Ballade, in welcher der Herzog Eberhard von Würtemberg unter den Fürsten rühmend die Treue seines Volkes preist:

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtemberg's geliebter Herr,
Sprach: mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer,
Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß;

wer hat aber auch nicht mit Widerwillen die Vorgänge der letzten Jahre betrachtet und wer, der in den Kern der Dinge einzudringen sich bemüht, hat nicht erkannt, daß gerade hier die alten Verhältnisse in einer Weise gelöst worden sind, welche die schlimmsten Folgen nach sich ziehen mußte? Jene Rheinbundsfürsten nämlich, die nur wenige der kleinen Grafen und Herren unter sich aufgenommen hatten. vollendeten nun das, wonach sie seit dem Falle der Hohenstaufen gestrebt. Wie wir das schon früher bemerkt, war ihr Streben ein doppeltes; sie wollten dem Kaiser gegenüber so selbstständig wie möglich auftreten und dann die kleinen reichsfreien Städte, Grafen und Herren sich unterwerfen. So lange ein Kaiser regierte, war ihnen das nicht gelungen; jetzt lösten sie sich vom Reiche, und als Belohnung ihres Uebertrittes wurde jener alte Wunsch gewährt. Nun begann ein Tauschen und Feilschen, um die Gebiete abzurunden, und Land und Leute wurden verkauft und vergabt, wie man in Rußland Güter und Leibeigene verhandelt.

Wohl hat der Künstler recht, wenn er Germania darstellt, wie sie ihre Harfe hängen läßt und den Kranz der Ehren mit zitternder Hand auf dem Haupte festhält (Bild XII); wohl hatte auch Novalis recht, als er von jener Zeit in folgenden Versen sang:

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit uns'rer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt;
Was soll uns denn das Neue?
O, einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Der eine Gedanke tröstet und erhebt aber den Beschauer, daß zwar durch große Ungerechtigkeiten jener Zustand verändert worden, daß aber doch trotz jener

menschlichen Verderbtheit etwas Neues sich entwickelt hat, dem Lebensfähigkeit und Lebensfrische nicht fehlte, daß inmitten jener Trümmer neue Bauten sich erhoben. So hatte Napoleon ganz Deutschland sich unterworfen; nur ein Staat bestand noch, den er zwar vereinzelt, aber nicht besiegt hatte, und das war Preußen. —

Dort herrschte seit dem Jahre 1797 Friedrich Wilhelm III., und ihm zur Seite stand jene hohe Frau, Luise von Mecklenburg, deren Andenken ihren Unterthanen ewig theuer sein wird. Da kehrte wieder an den verderbten Hof alte Zucht und Sitte und einfach bürgerliches, knappes Wesen.

Auch im Innern des Landes beseitigte man manche Mängel; schlechte Beamte wurden entfernt und Handel und Gewerbe so gefördert, daß das Land in Wohlhabenheit und Fülle blühte. Aber nach außen hin verlor Preußen seine Stellung in Deutschland. Preußens Hauptstärke bestand nämlich in dem Zutrauen, welches die kleinen Fürsten zu ihm hegten, daß es sie gegen Uebermacht schütze. Dieses Zutrauen aber verschwand damals, als Preußen dem Frieden zu Lüneville und somit der in dem Tractate bestimmten Säcularisation beitrat. Noch mehr jedoch sank Preußens Macht und Ansehen dadurch, daß es bei der Besetzung Hannover's, welche Napoleon im Jahre 1803 wider alles Recht und alle Billigkeit verfügte, nicht sich der Gewalt widersetzte, sondern Unterhandlungen anknüpfte und sogar sich zu dem falschen Schritte verleiten ließ, einen Theil jenes Landes selbst einzunehmen.

Seine Neutralität suchte Preußen auch im Jahre 1805 zu bewahren. Da der König wohl erkannte, wie schwer es sein würde, die ansbachischen Fürstenthümer neutral zu erhalten, so wollte er, da das schon im Jahre 1800 geschehen war, sie den kriegführenden Mächten öffnen. Nun stand aber an der Spitze seines Cabinettes ein Diplomat und Staatsmann der alten Schule, nämlich der Graf Haugwitz, und der überredete den König, das zu unterlassen, weil es Schwäche verrathen würde.

Was vorauszusehen war, geschah. Bernadotte durchzog die Fürstenthümer und kehrte sich nicht an ihre Neutralität. Das belebte die Kriegspartei in Berlin und sie versuchte Alles, den König zum Kampfe zu bewegen. Der Monarch protestirte gegen jene Gewaltthat der Franzosen und zog zum Schutze seiner Grenzen drei Armeen zusammen. Im October 1805 kam dann der russische Kaiser Alexander nach Berlin, um Preußen für die Coalition zu gewinnen. Das gelang ihm freilich nicht, indessen schloß er doch einen Vertrag zu Potsdam ab, wonach sich Preußen erbot, zwischen den Alliirten und Frankreich zu unterhandeln und die Forderung an Napoleon zu stellen, er solle in Deutschland Alles so wieder einrichten, wie es der Frieden zu Lüneville fordere. Ginge aber Napoleon darauf nicht ein, dann wolle Preußen am 15. December den Krieg erklären.

So ging denn Haugwitz zu Napoleon. Er traf ihn Ende November in Brünn. Napoleon befand sich damals in einer schwierigen Lage, in der ihm Preußens offene Feindschaft Verderben gebracht hätte; aber er kannte den Mann, mit dem er es zu thun hatte. Deshalb ließ er sich auf keine Unterhandlung ein, sondern wies den Grafen von Talleyrand nach Wien. Und wie er gesiegt, da rief er den Haugwitz zu sich (Bild X, die Figur neben dem Pferde). Diesem halbverbrauchten Lüstling fehlte jede Manneskraft, welche in kritischen Lagen Festigkeit und den richtigen Tact des Handelns verleiht. So schloß er denn mit Napoleon einen Vertrag ab, der Preußen mit England in Krieg verwickelte. Doch da Napoleon nun Preußen isolirt und aller seiner Stützen beraubt hatte, da trat er mit immer größeren Forderungen heraus, so daß endlich der König im October 1806 den zu lange verschobenen Krieg begann. Das war doch immer ein Wagestück! Preußen konnte etwa 180000, Napoleon aber gegen 500000 Mann in's Feld stellen; die französischen Truppen besaßen große Kriegserfahrung, die preußischen dagegen nur sehr geringe; jene kämpften nach der neuen, nun schon erprobten Kriegsweise, indem sie den Feind durch Plänkler ermüdeten und dann mit tiefen, dichten Colonnen angriffen, diese standen in langen, dünnen Reihen, ganz wie zu Friedrich's des Großen Zeit; jene wurden von Befehlshabern geführt, die im besten Mannesalter standen und ihrem Kaiser unbedingt gehorchten, diese von alten, verlebten, vielfach gar nicht mehr felddienstfähigen Paradehelden, welche überdies nie unter sich einig waren; jene kämpften für Ruhm, Ehre und Vaterland, denn sie bestanden nur aus Landeskindern, diese kämpften, weil es befohlen und dem Befehl zu gehorchen, ihnen eingeprügelt war. Einen großen Theil der preußischen Soldaten hatte man im Auslande geworben, denn nur wenige und nicht gerade die edelsten Inländer traten damals als Gemeine in's Heer; alle behandelte man sie schlecht; man speiste, man kleidete sie elend, man gab sie überhaupt der Rohheit ihrer unwissenden und übermüthigen Officiere preis.

Wie sollte da der Soldat Liebe hegen für seine Officiere, die ihn, als zur Canaille gehörig, nur mit Verachtung ansahen. Friedrich's des Großen Armee bestand aus demselben Material, aber sie begeisterte sich für ihn; für wen sollte sich jedoch damals der Soldat entflammen? Etwa für den Herzog von Braunschweig oder für den Prinzen von Hohenlohe? Das waren ganz ehrenwerthe und tapfere Männer, aber nie hatte sie ein Hauch, ein Wesen jenes Zaubergeistes berührt. — Und trotz alledem unternahm man den Krieg mit großer Begeisterung, denn das hatte die Nation empfunden, daß ein solcher Frieden, wie ihn Preußen genossen, unendlich viel schlimmer sei, als der Krieg.

Dieser Kriegsmuth sollte jedoch bald in die ängstlichste Verzweifelung um-

schlagen. Am 13. October nämlich kam es zwischen den Franzosen und Preußen zu der Schlacht bei Jena (Bild XI) und Auerstädt, in welchen diese, obwohl die Soldaten und die niederen Officiere ihre Schuldigkeit thaten, dennoch bei der ungeschickten Oberleitung geschlagen und zum Rückzug gezwungen wurden. Niemand hatte das erwartet; keine Sammelplätze im Rücken der Armee waren bestimmt, überhaupt keine Disposition für einen solchen Fall getroffen. Der gemeine Mann, der seine Schuldigkeit gethan, verlor alles Vertrauen zu den Anführern; nun kam dazu Hunger und Herbstkälte, tiefgrundiger Weg; das Alles verstimmte die Leute, sie liefen zu Tausenden davon. Und immer drängten die Franzosen nach Norden hin, eine Festung capitulirte nach der andern und zwar auf's schmählichste; am 27. October gegen 4 Uhr Abends befand sich Napoleon in Berlin. Ueberall erhoben sich als politische Schreier diejenigen, welche durch die allerdings großen Mißbräuche in Preußen verletzt und bedrückt worden waren. So schien es fast, als sei Preußen aus der Reihe der Staaten gestrichen, und diese Meinung wurde um so mehr bestärkt, da Napoleon mit großer Sicherheit und Zuversicht als Herr im Lande auftrat.

Darauf unterhandelte der König um einen Frieden oder wenigstens um einen Waffenstillstand, aber Napoleon stellte so gewaltige Forderungen, daß der König es vorzog, noch einmal den Kampf zu versuchen, zumal er dabei durch ein russisches Hülfsheer unterstützt wurde.

So zog sich der Krieg nach Polen und Ostpreußen. Die bedeutendste Schlacht in diesem Winterfeldzuge von 1806–1807 wurde am 7. Februar bei Preußisch-Eilau geschlagen (Bild XIII). Dort führte die Preußen der tapfere General Lestocque und an der Spitze der Russen stand der Hannoveraner Benningsen, einer der Officiere, welche den Kaiser Paul ermordet haben. Die Schlacht blieb unentschieden, aber beide Heere hatten in ihr unendlich gelitten. Da die Franzosen sich jedoch baldigst wieder verstärken konnten, bei ihren Gegnern indeß diese Möglichkeit nicht vorhanden war, so gab Benningsen den Befehl zum Rückzuge. Nun bezog man beiderseits die Winterquartiere, die Verbündeten längs des Pregel's, Napoleon's Armee im Westen von Ostpreußen. Bis zum Frühjahre ruhten beide Heere, dann aber begann der Kampf noch einmal. Am 14. Juni 1807 wurde er zu Gunsten Napoleon's durch die Schlacht bei Preußisch-Friedland entschieden.

Während dessen hatte Napoleon die preußischen Provinzen in seinem Rücken unterworfen; überall sank also Preußen's Stern; da gedachte auch der russische Kaiser oder vielmehr die Minister, denen er damals nachgab, daß es nun für Rußland Zeit sei, den unglücklichen Verbündeten zu verlassen und für den eigenen Vortheil zu sorgen. So kam denn am 25. Juni Napoleon mit Alexander auf dem Niemen

zusammen (Bild XIV, das kleine Medaillon), und nachdem die beiden sich verständigt, fand sich am folgenden Tage auch der König von Preußen bei ihnen ein. Man erklärte die Stadt Tilsit für neutrales Gebiet und eröffnete dort die Unterhandlungen. Sie wurden am 9. Juli geschlossen und die Friedensurkunde unterzeichnet.

In diesem Frieden trat der König alles Gebiet westlich von der Elbe ab, außerdem an Sachsen den cottbuser Kreis und für ein neu zu errichtendes Königreich Polen alle seit 1772 erworbenen polnischen Provinzen. Außerdem versprach Preußen bedeutende Contributionen und mußte sich dazu verstehen, seine Häfen den Engländern zu verschließen; Rußland dagegen, welches Napoleon noch schonen mußte, erhielt mancherlei Vortheile.

Groß war nun allerdings das Unglück, welches Preußen getroffen, und wie groß es sei, das zeigte erst recht der Frieden. Die eine Hälfte der Lande hatte geopfert werden müssen, die andere war zwar vom Feinde zurückgegeben, aber belastet durch die Kriegscontributionen, die Festungen zum Theil noch vom Feinde besetzt. Zu den größeren Verlusten kamen kleinere Unannehmlichkeiten; wie überall, so raubten auch hier die Franzosen historisch interessante Gegenstände oder die besten Kunstwerke, um sie als Siegeszeichen in die Heimath zu entsenden. So entführte Napoleon Friedrich's des Großen Degen und Ringkragen, so den Siegeswagen vom Brandenburger Thore zu Berlin (Bild XV). Und doch ist trotz alles dieses Unglückes der Frieden nur als eine Erlösung zu betrachten. Was der König lange geahnt, daß seine Rathgeber, Minister und Generale, wohl nicht auf dem richtigen Wege gehen möchten, das war ihm jetzt zur Gewißheit geworden, und jetzt wurde am Hofe Platz für eine neue, edlere und kräftige Generation. Die Schuld, den Haß, welche Preußen seit dem Frieden zu Basel auf sich geladen, büßte es jetzt und büßte sie schwer in hartem Ungemach. Es erkannte, wie und wodurch es gefehlt, und diese wahre Reue und Buße kräftigte es zu dem spätern Erlösungskampfe. Wollen wir aber wissen und verstehen, von welchen Menschen und Zuständen uns dieser Frieden erlöst hat, so müssen wir nur eins der herrlichsten Geisteswerke Göthe's lesen, nämlich „die Wahlverwandtschaften". In ihnen, die einige Jahre nach dem Frieden erschienen, stellt er das Leben und die Ansichten der vornehmen Kreise Deutschland's dar. Und wie kahl und trostlos ist das, wie öde! Für die Nation kein Herz, kein Sinn für nationale Freiheit und Würde; der Staat kein sittliches Institut mehr; in ihm findet sich, wie diese Leute meinen, kein höherer Gedanke, er dient dazu, sie in ihrem Genusse zu schützen und Titel und Stellung den Privilegirten zu verleihen. Und von der Kirche aus kein Trost; jene Menschen hatten sie als Polizei-Institut gemißbraucht, und nun lag sie darnieder und aus ihr ertönte nirgends eine laute Stimme des Trostes.

Aehnliche Schilderungen, wie in diesem Göthe'schen Werke, finden wir auch in Jean Paul's Romanen. Aber neben diesem erbärmlichen Treiben, das sich vor Allem in den süddeutschen Rheinbundsstaaten noch lange Zeit erhielt, zeigen sich doch schon überall Spuren eines erwachenden Geistes. Da Süddeutschland schon vor dem Jahre 1806 von den Kriegsstürmen heimgesucht war, so hatten sich alle die Männer, welche der Wissenschaft lebten, nach Jena gewandt, um dort ihre Studien zu treiben. Dorthin zog sie Schiller, dorthin Göthe, und so finden wir dort Hegel, Schelling, Steffens, die Schlegel und Tieck (Bild VI, Fig. 4 [Schlegel]; Fig. VI, [Tieck], von links an gerechnet). Die Schlacht bei Jena zerstreute sie über ganz Deutschland und verbreitete so ihre Wirksamkeit. Und worin bestand die? Diese Männer gingen zurück auf die Ureigenthümlichkeit der Nation; sie zeigten, was für Schätze der deutsche Sinn schon geschaffen, und wiesen darauf hin, daß man das Mittelalter wieder kennen lernen müsse, denn da sei eine selbstständige Entwickelung deutscher Nationalität zu finden; an die müsse man anknüpfen und die fremdartigen Anschauungen aus Deutschland entfernen. So haben sie denn eine deutsche Literatur, eine deutsche Wissenschaft hervorgerufen, welche für unser Vaterland von hohem Nutzen gewesen, eben weil sie national und den Franzosen unverständlich war. Will man aber ihre Werke verstehen, so bedarf es eines ernsten Studiums; es bedarf der lebendigsten Vaterlandsliebe und einer gewissen Tiefe der Empfindung. Die Masse der Gebildeten ist nun leider! in ruhigen Zeiten dem Schlendrian des Alltagslebens und den kleinen Sorgen des Philisterthum's viel zu sehr hingegeben, als daß sie jenen Anforderungen entsprechen könnte. Darum finden wir denn auch, daß die besten Werke jener Jahre den gebildeten Kreisen fremd geworden und überall von den elenden Machwerken französischer Schriftsteller verdrängt sind. Und wie man die Literatur damals reformirte, so reformirte man auch die Kunst. Jene Männer wiesen hin auf die herrlichen Dome, die alten Schlösser, welche an die Vorzeit mahnen; da begann ein Gefühl sich zu regen für jene Bauten; man betrachtete sie zuerst mit Zärtlichkeit, und nach und nach schöpfte man aus ihnen eine Fülle der Belehrung. Wie nöthig es war, dem Geschmacke eine bestimmte Richtung zu geben, das zeigt der Künstler auf der Tafel dadurch an, daß die Architektur darauf nicht *einen* Charakter trägt, sondern eben aus den Bauwerken aller Nationen zusammengesetzt ist. Da sehen wir auf dem VI. Bilde ägyptische, auf dem V. römische, auf dem VIII. gothische, auf dem XI. griechische, auf dem XVIII. chinesische, auf dem XVI. maurische und auf dem XXI. russische Bauwerke. Wie in der Literatur unsere Nation die besten Geistesproducte fremder Völker zu sich herübernahm, ebenso that sie es in der Baukunst; aber es ist dabei doch der Unterschied, daß sie die fremden Stoffe in der Literatur überwältigte, sie ganz in sich aufnahm und

aus ihnen und dem einheimischen Material etwas Neues und Nationales bildete, während in der Baukunst bis auf den heutigen Tag diese Ueberwältigung und Verarbeitnng der fremden Muster noch nicht erfolgt und eine nationale Architektur noch nicht wieder erstanden ist. —

Viele Leute gab es auch in Preußen, welche sich feig in die Verhältnisse fügten und meinten, daß der Staat für immer vernichtet und Napoleon's Macht für lange Zeit begründet sei. Es waren das zum Theil Männer aus hohen Geschlechtern, und Napoleon bediente sich dieser Verräther, um jede Erhebung Preußen's im Keime zu ersticken. Daß ihm das nicht gelang, war eine Folge der Schlachten bei Jena, Preußisch-Eylau und Friedland, war eine Folge des Druckes, den er nach seinem Siege über Preußen ausübte. Jene Schlachten hatten den Hof von den alten Staatsmännern und Officieren gereinigt, die ihren Unwerth in jener Feuerprobe bekundet, und hatten neue Kräfte an das Licht gebracht. Der Hof blieb nach dem Frieden längere Zeit in Königsberg, wo sich denn ein Kreis sehr bedeutender Männer sammelte, die über die alten Regierungs-Traditionen mit einer gewissen Unbefangenheit urtheilten, da sie, zum großen Theil in dieser Provinz oder in anderen entfernten Gegenden des Reiches erzogen und gebildet, den Berliner Kreisen fern gestanden hatten. Daß sie in ihren Reformen Widerstand fanden und finden mußten, das kann uns nicht wundern, sobald wir nur eingestehen, wie doch jeder Mensch, dem Irrthum unterworfen, auch in seinen besten Schöpfungen Keime ausstreut, aus denen dann später Unheil emporwuchert. Wenn somit einmal die Opposition eine gegründete zu nennen ist, so wurde sie dann andererseits doch auch durch diejenigen verstärkt, welche bei den Reformen Verluste erlitten und in den Hintergrund traten. Die meisten Reformen aber waren so dringend nothwendig, daß jene Opposition, die sich wohl hie und da, namentlich in der Mark äußerte, das Werk zwar aufhalten und hemmen, jedoch nicht hindern und vernichten konnte.

Zwei Männer heben wir besonders hervor, deren Thätigkeit in jener Zeit hervorleuchtete, nämlich Scharnhorst und Stein (Bild XII). Ersterer, der Sohn eines sächsischen Freibauern, ordnete Preußens Armee von Neuem. Da entließ man zuerst jene Officiere, deren Ehre in dem letzten Kampfe nicht rein geblieben; dann berücksichtigte man bei der Anstellung fortan nicht mehr so ängstlich wie früher die Geburts- und Anciennitäts-Verhältnisse, sondern nur die Tüchtigkeit und ehrenhafte Haltung. Man hob das Werbesystem auf und ergänzte die Armee aus Landeskindern. Nach einer Bestimmung des Tilsiter Friedens durfte Preußen nur 42000 Mann halten. Um aber nun eine größere Anzahl für einen bevorstehenden Krieg auszubilden, behielt man den gemeinen Mann nur drei Monate im Heere und ent-

ließ ihn dann gegen neue Rekruten. Dadurch wurde es möglich, eine Reserve zu schaffen, die im Falle eines Kampfes verwendet werden konnte.

Wie Scharnhorst in seiner stillen, bescheidenen Art und Weise die Armee, so ordnete der fränkische Reichsfreiherr von Stein die inneren Verhältnisse des Staates. Wenn ich hier sage: er ordnete, so ist das eigentlich zu viel behauptet, denn was er angegeben, hat er zum größten Theil nicht selbst durchgeführt da ihm einmal die Ausdauer fehlte, dann aber auch eine große Heftigkeit innewohnte, welche ihn zu Demonstrationen gegen Napoleon trieb und dadurch zur Flucht aus Preußen zwang. Zweierlei aber leitete er ein: erstens nämlich beschränkte er die gesonderte Verwaltung der einzelnen Provinzen und stellte alle Behörden unter eine Centralgewalt, dann aber interessirte er den Bauern- und Bürgerstand dadurch für den Staat, daß er jenen von der Leibeigenschaft und drückenden Hörigkeitsverhältnissen befreite, diesem eine Städteordnung und mit ihr eine selbstständige Gemeindeverwaltung verlieh.

Die Regierung wurde in ihren Bestrebungen durch einen Verein patriotischer Männer, den sogenannten Tugendbund, unterstützt, dessen Zweck es war, die Jugend zu patriotischen Gesinnungen zu erziehen und zu erheben. Dafür wirkten besonders Jahn und Ernst Moritz Arndt (Bild XII). Die Anregung, welche sie gegeben, trieb, leider zu frühe, den braven Major von Schill zur nutzlosen Erhebung gegen Napoleon (Bild XII), zeigte aber ihre bedeutende Wirkung in dem nachfolgenden Kriege, in dem eine Menge von jungen Leuten, durch jene Erregung erhoben und begeistert, gegen Napoleon die Waffen ergriffen und in feurigen Liedern das Volk zum Kampfe aufriefen. Wer kennt nicht die vorzüglichsten dieser kriegerischen Sänger, wie den Theodor Körner (Bild XII), den wackern Max von Schenkendorf und den blonden Lützower, den in Magdeburg ruhenden Freese?

Als Napoleon durch den Frieden zu Tilsit Preußen gedemüthigt und Rußland an sein Interesse gefesselt hatte, da versuchte er mit aller Kraft England, die einzige ihm unerreichbare Macht, zu brechen. Man kann nun aber dieses Land anders nicht gut antasten, als wenn man im Besitze einer bedeutenden Seemacht ist. Was auch Napoleon versuchte, eine solche zu schaffen, es reichte Alles nicht hin, um England's Seeherrschaft abzuwehren, und auch hier bestätigte sich wieder der alte Erfahrungssatz, daß man wohl ein heruntergekommenes Landheer in kurzer Zeit kriegstüchtig herstellen, nicht aber eine verlorene Seemacht so bald wieder siegesfähig machen kann. Wie sollte denn nun England bekämpft werden? Da Napoleon nach jenen Siegen keine Schranke mehr kannte, da er mit grenzenloser Verachtung die Menschen zu betrachten anfing, so meinte er, alle, auch die heiligsten und tief eingreifendsten Interessen der Völker verletzen zu dürfen, ohne daß Widerstand zu fürchten sei. Und er verletzte sie zu dem Zweck, England's Lebensadern zu unter-

binden. England's Macht beruhte auf der Seeherrschaft und dem Handel; konnte dieser beschränkt, vernichtet werden, dann war England's Uebergewicht gebrochen. Um das durchzuführen, beschloß er, die Staaten des Continent's den englischen Schiffen zu sperren. Deutschland fügte sich, Dänemark trat zu ihm über, Schweden kam in die Hände eines Franzosen, Portugal wurde erobert, zuletzt fiel auch Spanien durch abscheuliche Hinterlist dem Bruder Napoleon's, dem Könige Joseph, als neue Ausstattung anheim. So schlecht und unsittlich nun auch die Herrschaft in Spanien gewesen, so war sie doch immer eine nationale. Vielleicht hat aber kein Volk in Europa ein so lebhaftes Gefühl für seine Nationalität, als eben die Spanier. Wenn man den Verlauf der spanischen Geschichte von der Einwanderung der Westgothen bis auf die neueste Zeit herunter betrachtet, dann erkennt man leicht, wie dieses Gefühl in den Kämpfen mit den Arabern gestärkt und wie es auf das engste mit religiösen Gefühlen verbunden ist. Und diese französischen Ankömmlinge, sie achteten noch weniger die Nationalität, sie waren noch schlimmer als die Andersgläubigen, denn sie waren Atheisten. Darum erhob sich in Spanien bald aller Orten wüthender Aufstand (Bild XVI). Napoleon glaubte nicht, daß ein Volk im Volkskriege seinem disciplinirten Heere lange widerstehen könne, er täuschte sich aber doch hierin. So oft er auch das spanische Heer besiegte, immer von Neuem erstanden leichte Schaaren, die zwar seine Truppen nicht vernichten, doch überall an ruhiger Besitznahme des Landes hindern konnten. Es entspann sich da ein Kampf, wie ihn Viriathus, wie ihn Sertorius, wie der Cid ihn geführt hatte. In den Schluchten des Gebirges hielt sich der kriegerische Bauer, der, mit den gewundenen Bergpfaden vertraut, den Franzosen plänkelnd von allen Seiten umschwärmte. Und da nun die Engländer als Gros für diese leichten Massen ein Heer unter Wellesley schickten, da zog sich vollends der Kampf in die Länge und kostete Napoleon Menschen und Geld. Während so der Kaiser hier in Spanien durch seine Treulosigkeit gegen den König und den Kronprinzen, die er ihres Thrones beraubte, die schlummernden Kräfte der Nation erweckte, rief seine Handlungsweise in Deutschland ähnliche Gefühle hervor. Der mächtigste der deutschen Staaten war trotz mannigfacher Niederlagen noch immer Oesterreich, und zwar war es deshalb stark, einmal weil das Volk mit großer Zärtlichkeit an seinem Fürsten hing, dann weil dort die provinzielle Entwickelung geschont und nicht der Centralisation geopfert war. Darum konnte die ganze Kraft des Staates zwar nie zu e i n e m Schlage zusammengefaßt, aber auch nie durch e i n e Niederlage gebrochen werden. Was für ungebrauchte Kräfte schlummerten da noch in den Alpenthälern und in Ungarn's weiten Sumpfsteppen! Was anders meinte denn Napoleon, wenn er die Oesterreicher ein peuple vierge nannte? Man durchwandere nur einmal altes Culturland, wo sich

Dorf an Dorf, Acker an Acker reiht, wo kein Baum dem Wanderer Schutz beut, weil er auch Vögel beherbergt, die dem Getreide schaden, wo keine Wiese, keine weidende Heerde das Auge erfreut, denn der Acker muß ja Runkelrüben für die Fabriken tragen, und dann ziehe man durch jene herrlichen Waldgegenden am Donaustrome, wo sich die schönen Berge mit den herrlichen Burgen im tiefblauen Flusse spiegeln; man sehe sich da die vollsaftigen, frischen Leute an, wie sie so frei und doch zutraulich aus ihren rebenumrankten Häusern hervortreten, und denke zurück an jene erbärmlichen Hungergestalten, die man in dem alten Culturlande gesehen; dann lese man Adalbert Stifter's Studien und vergleiche damit den altklugen Kinderfreund oder gar die flach rationalen, lichtfreundlichen Aufklärungsschriften, und man wird zwar verstehen, wie auch diese Entwickelung ihre große Bedeutung hat, doch aber auch begreifen, was Napoleon mit jenem Ausspruche meint.

Dieses tüchtige und frische Volk haßte die Franzosen und war bereit, für seinen Kaiser Gut und Blut zu opfern. Da gab es nun auch in Wien einen Kreis vornehmer Herren, die daran dachten, diese Bewegung, diesen Unwillen des ganzen Deutschland's zu benutzen, um den Kampf mit Napoleon von Neuem zu beginnen.

In Preußen meinten es die vornehmen Männer, welche seit dem Frieden zu Tilsit auf das Volk einzuwirken versuchten, in Wahrheit ernstlich mit ihrem Streben; eine heilige Begeisterung durchglühte sie, und wenn jemals, so war damals die egoistische Blasirtheit, welche der Aristokratie so oft eigen zu sein pflegt, aus diesen Kreisen verschwunden. Aber in Oesterreich behielt der Egoismus die Oberhand, und wer da nur einen Augenblick meinen wollte, daß ein Metternich und Stadion an etwas Anderes jemals, als an ihr Interesse hätte denken können, der lese nur aufmerksam die Berichte über ihr Benehmen in Unterhandlungen mit Napoleon und über ihre Stellung zu den Tirolern, und er wird von diesem gutmüthigen Glauben bald geheilt sein.

Als diese Partei in Oesterreich die Oberhand bekam, da schloß sie eine Allianz mit England und bewog den Kaiser, am 6. April 1809 an Napoleon den Krieg zu erklären, nachdem Franz vorher im März schon einen Aufruf an sein Volk erlassen hatte.

Dieser Aufruf zündete am heftigsten in Tirol. Dieses Land war nämlich im Preßburger Frieden an Baiern gefallen. Beide Stämme aber, Baiern und Tiroler, hassen einander, und man wird sich deshalb nicht wundern, daß die neuen Besitzer trotz ihres Versprechens dem Lande seine altverbrieften Rechte und seine Verfassung genommen und daß sie es mit schweren Contributionen belastet hatten. Darum erhob sich in allen Thälern das Volk in Freude und Lust und begann gegen Baiern und Franzosen einen heroischen Kampf. Das sind wahrlich herrliche Männer, die damals an seiner Spitze kämpften; es weht da wahrlich ein Hauch von Begeiste-

rung, von poetischer Tiefe, den man eben nur dort auf hoher Alp findet. Von all' den tüchtigen Männern, welche die Schützen-Compagnieen geführt, heben wir nur den Andreas Hofer, den Sandwirth vom Passeier, den geniellen Speckbacher und den Pater Haspinger hervor (Bild XVII).

Das Land unterlag erst, als Oesterreich wiederum von Napoleon besiegt worden war. Aus der Reihe von Schlachten, welche in diesem Kampfe vorgefallen, hat der Künstler nur die Schlacht bei Aspern dargestellt (Bild XVIII).

Nachdem Napoleon die Oesterreicher aus Baiern verdrängt, Wien eingenommen und die Donau überschritten hatte, stellte sich ihm in der Ebene, die Wien gegenüber um die Mündung der March liegt, der Erzherzog Karl mit seinem Heere entgegen. Und diesmal siegte Karl, wenn auch sein Verlust ungeheuer zu nennen war. Diesen Erfolg erzielte er durch sein gutes Fußvolk. Denn als in einem entscheidenden Momente, den auch der Künstler hier wahrgenommen hat, die französische Cavalerie siegesmuthig gegen die altösterreichischen Grenadier-Bataillone ansprengte, da wichen diese nicht, ließen vielmehr die Reiter nahe herankommen und schossen sie dann mit Ruhe und Sicherheit in Massen nieder. Was half aber dieser eine Sieg! Auch in diesem Kampfe verlor Franz I. schnell den Muth und schloß schon am 14. October mit Napoleon zu Wien einen Frieden, durch den Oesterreich ein Sechstel seiner Besitzungen einbüßte.

Oesterreich war somit besiegt und vom Kriegsschauplatze abgetreten; so standen alle Staaten in friedlichem Vernehmen mit Frankreich; nur in Spanien tobte der Volkskrieg fort und fort und wurde von England unterstützt.

Zunächst also beschäftigten Napoleon weniger kriegerische Unternehmungen, als vielmehr die Sorgen für die Erhaltung oder Umgestaltung der von ihm in's Leben gerufenen Staaten. Dabei verfuhr er nun mit einer Willkür und Rücksichtslosigkeit, welche selbst seine eigenen Brüder und Verwandten nicht ertragen konnten; darum dankte Ludwig, der edelste seiner Brüder, dem er Holland als Königreich verliehen hatte, am 1. Juli 1810 ab und lebte fortan in Oesterreich als Privatmann mit dem Titel eines Grafen St. Leu. In Deutschland schaltete Napoleon ebenso gewaltsam, wie in Holland; er wollte ja — und das war seine ausgesprochene Absicht — die eroberten Territorien depaysiren. In diesem Streben zeigte er sich als ein ächter Schüler Macchiavell's, der in seinem Werke die Lehre aufstellt, daß die Bruchstücke zerstörter Staaten ein gutes Baumaterial für die Vergrößerung eines anderen Staates seien. Dieses rücksichtslose Walten Napoleon's vermehrte aber nur die schon bestehende Gährung, die er jedoch nicht achtete, obgleich ihm sein

Bruder Hieronymus, der König von Westphalen, die in Deutschland erwachende Gesinnung oft mit großer Treue schilderte.

Dieses Treiben Napoleon's fand nun seinen Endpunkt im russischen Kriege. Rußland war nämlich durch alle die Thaten Napoleon's auf die Gefahr aufmerksam geworden, die auch ihm von Frankreich her drohte. Zwar hatten sich im Herbste des Jahres 1808 in Erfurt die beiden Kaiser gesehen und, wie es schien, in unauflöslicher Freundschaft verbunden, aber schon ein Jahr später, so wie Napoleon Oesterreich demüthigte, erkaltete die Zuneigung Alexander's, der für seine polnischen Provinzen zu fürchten begann. Die Polen hofften ja auf Napoleon als auf ihren Befreier vom fremden Joche. Darum verlangte denn Alexander von Napoleon, er solle sich verpflichten, Polen nie zu einem Königreiche zu erheben, er solle vielmehr einwilligen, daß man alle Namen und Würden abschaffe, die an das alte Polen erinnerten, und solle mit dem Herzogthume Warschau seinen Bundesgenossen, den neuen König von Sachsen, ausstatten. Der Königstitel dieses Monarchen datirt vom Jahre 1806. In der Schlacht bei Jena fochten die Sachsen noch gegen Napoleon und wurden, als Verbündete der Preußen, in jenem Kampfe hart mitgenommen. Das Haus Wettin, welches über Sachsen herrscht, stand stets eifersüchtig dem Hause Hohenzollern in einer gewissen Opposition gegenüber. Wir haben das zur Zeit der Reformation gesehen, wir haben gehört, daß im siebzehnten Jahrhundert der sächsische Hof orthodox-lutherisch und dabei doch unsittlich und kleinlich sich zeigte, während in Preußen unter den calvinistischen Herren ein tolerantes, aber energisches und sittliches Regiment geführt wurde; wir sahen dann jene Eifersucht im siebenjährigen Kriege zu hell loderndem Brande ausbrechen und bei der Schwäche und Versunkenheit der sächsischen Regierung schweres Unheil über das Land herbeiführen; dies Alles bedachte Napoleon und baute darauf seinen Plan, die Sachsen für sich zu gewinnen. Sie traten wirklich nach jener Schlacht zu ihm über und der Kurfürst Friedrich August erhielt als Belohnung dafür von Napoleon den Königstitel (Bild VII, das 2te Brustbild, von links an gerechnet).

Napoleon zögerte fortwährend, jene Forderung Alexander's zu erfüllen, ja er regte durch seine Agenten die Polen noch immer mehr auf, da er Polen als eine Scheidewand zwischen Rußland und Frankreich wieder herstellen wollte.

Ein anderer Streitpunkt zwischen den beiden Mächten war die Continental-Sperre. Diese erbitterte besonders den russischen Adel, der die Producte seiner Güter nun nicht mehr so vortheilhaft nach England verkaufen konnte, wie das früher geschehen war. Um den Adel zu versöhnen, erließ Alexander am 31. Dec. 1810 einen

Ukas, worin er die Einfuhr fast aller französischen Waaren verbot, dagegen die der Colonialwaaren erlaubte, wenn sie nur unter neutraler Flagge eingebracht würden.

Der Zwiespalt wurde ferner auch dadurch vermehrt, daß Napoleon das Herzogthum Oldenburg, welches den Holstein-Gottorp's, also den nächsten Verwandten der russischen Kaiserfamilie gehörte, wider Recht und Vertrag einzog. Dagegen protestirte Rußland und erklärte das für einen Friedensbruch, wobei es aber versicherte, daß es trotzdem seiner Verbindung mit Frankreich treu bleiben wolle. Da sich in Polen eine Insurrection erhoben hatte, so sammelte Rußland an der Grenze um dieselbe Zeit Truppen. Jene Protestation aber und diese Concentrirung von Truppen sah Napoleon als eine Kriegserklärung an und rüstete eifrig. Als er rüstete, verlor er zwei Bundesgenossen, die bei einem Kriege mit Rußland denn doch von größter Wichtigkeit sein mußten, nämlich Schweden und die Türkei. Alle anderen Staaten des Continentes huldigten Napoleon und schickten ihm ihre Truppen. Wichtig vor Allem war für diesen Feldzug das Königreich Preußen. Gern wäre König Friedrich Wilhelm III. in dem bevorstehenden Kampfe neutral geblieben, doch das, sah er bald ein, sei bei der Lage seiner Staaten nicht möglich. Auch Napoleon fühlte, wie wichtig der sichere Besitz Preußen's für einen russischen Feldzug sei, und schwankte deshalb lange, ob er Preußen einziehen und zu einer französischen Provinz umgestalten oder es als selbstständiges Königreich bestehen lassen solle. Endlich nach achtmonatlichem Zögern entschloß er sich zu Letzterem und zwang Preußen, sich mit ihm zu verbinden und zu seinen Truppen eine Armee von 20000 Mann zu schicken.

Napoleon rüstete unendliche Schaaren, und man muß zugestehen, daß seine Generale ihr Handwerk vorzüglich verstanden und die französische Armee an Tapferkeit und Kriegserfahrung alle anderen des Continentes weit übertraf. Und dagegen Rußland: der Kaiser verstand vom Kriege nicht viel; seine obersten Generale waren meist alle Ausländer, die von den Russen entweder nicht begriffen oder gar gehaßt wurden, dazu, und das war das Schlimmste, vom General bis zum Corporal herunter sehr viele Chargirte Ungetreue und Bauchdiener, die, von Patriotismus keinen Funken in sich tragend, nur auf Füllung ihrer Kassen bedacht waren. Daher die schlechte und mangelhafte Ausrüstung der russischen Truppen, von denen eine große Anzahl nur auf dem Papier stand, aber nie im Felde erschienen ist.

Dagegen hatte auch Rußland große, nicht zu verkennende Vortheile. Der gemeine Russe sah den Krieg als einen Kampf um Vaterland und Religion an, und auch wohl mit Recht, da Napoleon alle unterworfenen Völker depaysiren wollte. Somit wurde für den Russen der Krieg ein heiliger Krieg. Wohlverstanden aber:

für den gemeinen Mann! Ferner hatten sich nach Rußland viele bedeutende Männer, namentlich aus Preußen, geflüchtet, die mit Rath und That dem Kaiser zur Seite waren. Da lebten Stein, Arndt und eine Menge von Freunden des General's Scharnhorst. Zuletzt und am besten war Rußland durch seine physischen Verhältnisse geschützt: erstens durch seine ungeheure Ausdehnung, zweitens durch die geringe Dichtigkeit seiner Bevölkerung und durch den Mangel an Städten, drittens durch das Klima.

So war es denn auch viel weniger die Menschenkunst, als der sichtbare Arm des Höchsten, der die französische Armee vernichtete.

Am 20. Juni 1812 betrat Napoleon den Boden Rußland's, am 14. September befand sich seine Armee in Moskau und sah bald alle ihre Hoffnungen auf friedliche und genußreiche Winterquartiere durch den Brand der Hauptstadt vernichtet (neben Bild XIX als Mosaik an der Architektur sichtbar). Am 18. October begann der Rückzug, auf dem die Armee durch die furchtbare Kälte fast vernichtet wurde. Die Schaaren, welche wohlgerüstet in's Land gezogen waren, sie verließen es zerlumpt, in kleinen Haufen, meist bis zum Tode ermattet, erfüllt von dem bittern Gefühl, daß die größte Zahl ihrer Waffenbrüder nach nutzlosem Kampfe elend umgekommen oder in noch elendere Sclaverei geschleppt worden sei (neben Bild XIV).

Den linken Flügel der großen Armee Napoleon's commandirte Macdonald, und unter seinem Befehle standen die Preußen unter York (Gestalt über Bild XIV rechts). Diese Armee lagerte gerade vor Riga, als sie durch die Niederlage ihres Centrums gezwungen wurde, an den Rückzug zu denken. Macdonald dirigirte ihn nach Ostpreußen und überließ die Nachhut gegen den ihn verfolgenden General Wittgenstein einem großen Theile des preußischen Corps. Da dieses von der russischen Avantgarde, welche der General von Diebitsch commandirte, hart gedrängt wurde, da York aber, wie fast alle seine Officiere, nur aus Gehorsam gegen des König's, ihres Herrn, bestimmten Befehl für Napoleon gefochten hatten, so beschloß York jetzt, um die Truppen nicht nutzlos zu opfern, auf seine Gefahr hin einen Vertrag mit Diebitsch einzugehen. Das geschah am 30. December 1812 zu Tauroggen. Durch diese Convention wurde dem Corps Neutralität zugesichert und ein bestimmter District Ostpreußen's zum Aufenthalte angewiesen.

Das war doch ein sehr bedeutender Moment! Wie, wenn nun York die Stimmung des Volkes überschätzt, wenn er die politische Lage Napoleon's nicht richtig aufgefaßt hätte, wie würde sich dann sein Geschick gestaltet haben? Wohl nicht anders, als das Schill's! Und es schien eine Zeit lang so, als sollte es ihm ähn-

lich ergehen. Der König nämlich, in Berlin von Franzosen umgeben, zögerte lange, ehe er den Schritt seines General's anerkannte. Aber York's That wurde mit solchem Jubel von allen Preußen begrüßt, daß auch der König endlich alle Bedenken überwand und sich der Begeisterung seiner Unterthanen hingab. So ging er am 22. Januar 1813 nach Breslau, um der Gewalt der Franzosen sich ganz zu entziehen. Während dessen hatten die Russen die Provinz Ostpreußen besetzt, und unter ihrem Schutze organisirte der Herr von Stein die Erhebung des Volkes. Da erließ denn auch der König am 3. Februar von Breslau aus den Aufruf zur Bildung freiwilliger Schaaren und am 9. wurde die allgemeine Bewaffnung des Volkes befohlen. Immer aber war noch nicht mit Napoleon gebrochen; das geschah erst am 16. März, nachdem am 27. Februar Preußen durch den Vertrag zu Kalisch sich mit Rußland verbündet und am 15. März Alexander den König von Preußen in Breslau besucht hatte.

Am folgenden Tage, am 17. März, erließ dann Friedrich Wilhelm III. den bekannten und allen Preußen unvergeßlichen „Aufruf an mein Volk" und zugleich den Befehl zur Stiftung der Landwehr (das mittlere Bild über der Germania).

Was soll ich den Enthusiasmus schildern, mit dem das Alles aufgenommen und ausgeführt wurde! Wer einen Tropfen preußischen Blutes in seinen Adern fühlt, wer selbst Familien entstammt, deren Mitglieder damals gefochten haben, wer selbst der Ehre theilhaftig geworden, preußische Soldatenuniform zu tragen, der wird auch ohne alle weiteren Worte verstehen, wie heilig jene Erinnerungen und jene Schöpfungen, wie lieb und werth das Andenken des hochseligen König's und Herrn trotz aller Anfeindungen in den Herzen ächter Preußen lebt, wie oft sie die Geschichte jener Tage sich in's Gedächtniß zurückrufen, wenn böse Zeiten und beengende Zustände sie quälen, wie oft sie das weiße Landwehrkreuz anschauen und jene Worte wiederholen, welche es schmücken: „Mit Gott für König und Vaterland". So groß, so gewaltig loderte der Enthusiasmus auf, daß die Leute, welche nie einer Begeisterung fähig sind, dem Strome nicht widerstehen konnten und ihren eitlen Zorn über die Vorgänge bis auf ruhigere Zeiten versparen mußten. Und gab es denn Solche wohl in Preußen, in Deutschland? Wer die Antwort auf den ersten Theil der Frage haben will, der lese den ersten Band von Rhaden's Denkwürdigkeiten, und er wird darin finden, daß es doch viel tapfere Leute gegeben, die von dem, was um sie vorging, wenig berührt wurden, der lese ferner die vier Norweger von Steffens und die Memoiren von Friccius, und er wird erfahren, wie gleich von ihrer Stiftung an die Landwehr den Haß der zünftigen Soldaten erregt hat. Und

wie sehr wenig die meisten anderen deutschen Regierungen Preußen's Verhalten billigten, das wollen wir in Kurzem hier betrachten.

Oesterreich hatte schon im Jahre 1812 stark gerüstet, entschied sich aber erst im Juni 1813 für den Beitritt zur Coalition Rußland's und Preußen's (unter Bild XXI). Daß es so lange zögerte, hatte in Metternich's macchiavellistischer Politik seinen Grund. Man glaube nicht, daß das brave Volk in den Erblanden den Franzosen hold gewesen; im Gegentheil haßte es sie ebenso sehr, wie die Preußen das thaten. Einmal, im tiroler Kriege, hatte die österreichische Regierung diese Volksstimmung benutzt und dann das aufgeregte Volk schmählich verlassen; da war sie ihren Ansichten untreu geworden, die sie jetzt nun offen enthüllte. Metternich gestand nämlich ganz unumwunden, daß seine Politik viel besser zu Napoleon's Grundsätzen passe, als zu dem Verwaltungssystem, welches der Baron von Stein und seine Freunde unter Alexander's Namen in Deutschland proclamirten. Er sagte ferner einem Gesandten Napoleon's: „er sei sehr besorgt wegen der allgemeinen, immer wachsenden Bewegung in Deutschland bei der Annäherung der Russen. Der Religionsfanatismus derjenigen Slaven der österreichischen Monarchie, welche sich zur griechischen Kirche bekennen, wirke unter dem undeutschen Theile der Unterthanen ebenso nachtheilig für sein System, als der politische Fanatismus in der deutschen Aristokratie und im Heere". Hätte Napoleon den Oesterreichern ein ansehnliches Anerbieten gemacht, er hätte ihre Hülfe gewonnen; weil er das aber nicht that, so traten sie gegen ihn auf.

Den Preußen zeigten sich die Rheinbundstaaten entschieden feindlich, und zwar hauptsächlich deshalb, weil in dem preußischen Aufrufe vom 24. April, in welchem der Landsturm organisirt wurde, den Sclaven Napoleon's mit blutiger Volksrache gedroht war. Würtemberg rüstete eifrig für Napoleon und der König von Baiern zeigte sich so dienstbeflissen, daß der Kaiser einmal ausrief: „Der ist, wie sie alle sein sollten!"

Bald verbündete sich ganz Norddeutschland mit Preußen und ebenso Schweden, welches jedoch stets ein lauer Bundesgenosse blieb; bei Napoleon aber verharrten die Rheinbundstaaten und Dänemark.

Von den Schlachten hebt der Künstler die am 26. August 1813 an der Katzbach gelieferte deshalb hervor, weil in ihr die schlesische Armee unter Anführung des volksthümlichsten General's, nämlich Blücher's, siegte (Bild XX). Die Verbündeten kämpften mit sieben Armeen, von denen eben die eine, welche in Schlesien operirte, durch Blücher commandirt wurde. In dieser Schlacht halfen den Preußen die Ele=

mente, denn die Neiße und die Katzbach waren durch den unendlichen Regen angeschwollen, undurchwadbar, alle Wege unfahrbar. Kein Schuß ging los, und das war ein Glück für die Preußen, denn im Kampfe mit Bajonett und Kolbe mochte man sie nicht leicht überwinden. Das war ein Anfang auf der Siegesbahn; den Höhepunkt bildete die Schlacht bei Leipzig.

Als Napoleon in dieser Völkerschlacht besiegt war, ja! da mußte er Deutschland räumen, da mußte er anerkennen, daß er unterliegen würde. Der Künstler führt uns auf dem XXI. Bilde nicht in die tobende Schlacht, sondern stellt den Moment dar, wo den drei Monarchen die Siegesbotschaft überbracht wird. Wir sehen in dem Mittelbilde des untersten Feldes den Ehrenbreitenstein von den Franzosen zerstören, wir sehen in demselben Bilde der mittleren Reihe das deutsche Reich denselben Feinden erliegen, und nun in dem darüber stehenden Bilde erblicken wir den Sieg der Deutschen nach so langer Knechtschaft. Was mag wohl da in den Herzen der drei Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich vorgegangen sein (die drei Figuren rechts), als ihnen der Oberfeldherr, der Fürst von Schwarzenberg, begleitet vom Kronprinzen von Würtemberg, von Bernadotte und Wittgenstein (die Figuren in der Mitte und links), die Botschaft jenes herrlichen Sieges überbrachte?

In dieser Schlacht traten die sächsischen Truppen zu den Verbündeten über, wie denn auch schon seit dem 8. Octbr. die Baiern von Napoleon sich zurückgezogen hatten.

Nach der Schlacht zogen sich die Franzosen von Erfurt bis nach Hanau zurück, und zwar war das ein entsetzlicher Rückzug. Ueberall sah man die Wege mit Waffen bedeckt, welche die Fliehenden von sich geworfen; überall lagen elende Menschen, die, vor Hunger und Elend hingestürzt, unter fürchterlichen Qualen den Tod erwarteten. So war es denn kein Wunder, daß dem Kaiser zuletzt nur 60000 Mann blieben. Diesen stellte sich bei Hanau am 29. und 30. October der baierische General Wrede mit einer geringeren Armee entgegen (Bild XXII), und wie tapfer seine Baiern auch stritten, so wurden sie doch besiegt, was wohl an Wrede's schlechter Disposition gelegen haben mag.

Nach diesem Kampfe verloren die Verbündeten zwei Monate mit den Unterhandlungen, in denen es sich schon zeigte, welch' Uebergewicht, welchen Einfluß Metternich's Politik erhalten und wie schon die edlen Männer, denen Preußen seine Erhebung verdankte, den Menschen nachstehen mußten, welche den Macchiavellismus Metternich's als das non plus ultra aller Staatskunst ansahen. Endlich in der Neujahrsnacht überschritt Blücher den Rhein und am 31. März 1814 zogen die Verbündeten in das besiegte Paris ein (Bild XXIII).

Sie führten dahin zurück die Bourbon's und ihren Anhang, jene Menschen, welche nichts gelernt und nichts vergessen hatten, und beendigten dadurch die Revolution. Wie bald aber war durch die Zurückkehrenden ganz Frankreich beleidigt, wie bald auch alle Sympathie für sie erloschen! Als daher am 1. März 1815 Napoleon von Elba her nur mit 1200 Mann nach Antibes kam, da fiel ihm sogleich Alles zu und wörtlich wahr ist jene Anzeige:

„L'empereur s'est montré et le gouvernement royal n'existe plus".

Die Verbündeten haderten gerade um die Beute und böse Zwietracht begann unter ihnen zu entbrennen, da erschien Napoleon und vereinte sie alle wieder in der Feindschaft gegen sich.

Doch nur kurze Zeit dauerte sein Regiment; schon am 22. Juni desselben Jahres dankte er ab und am 7. August segelte er nach St. Helena fort, um dort auf einsamer, meerumspülter Insel manches Jahr lang den verlorenen Glanz zu betrauern (Bild XXV).

Besiegt war der Feind, vernichtet seine Schöpfungen; es fragte sich nun, was für neue Gestaltungen emporblühen würden. Und um an die Grundlage zu erinnern, auf der das moderne Deutschland ruht, stellt uns der Künstler im XXIV. Bilde die Proclamation der Bundesacte dar.

Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket Alles in Allen.

I. Corinther XII, 4—6.

O welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!

Römer XI, 33.

Tafel XV.

Schlußblatt. Neueste Zeit. Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst. Handel und Gewerbe. Grund und Ziel.

Die glücklichen Kriege in den Jahren von 1813 bis 1815 hatten Frankreich's Suprematie gebrochen. Damit war nun aber nur die eine Aufgabe gelöst, welche sich die verbündeten Mächte gestellt hatten, die andere dagegen, nämlich die, den Zustand Europa's neu zu ordnen, war noch gar nicht in Angriff genommen. Man konnte nicht den Zustand zurückrufen, der vor dem Jahre 1792 gewesen, da die im Kriege erstandenen Schöpfungen viel zu tief Wurzel gefaßt hatten. So mußte denn eine neue Ordnung geschaffen werden und darüber mußten sich vor allen Dingen die Alliirten verständigen. Zu diesem Zwecke kamen schon im September des Jahres 1814 die Fürsten und ihre vornehmsten Minister zum Congreß nach Wien. Bald war da die ganze feine Welt versammelt, der zu Ehren der Wiener Hof prachtvolle Feste gab. Als die bedeutendsten Diplomaten traten Metternich und Talleyrand bald vor den andern heraus.

Schon bei der Bestimmung der Geschäftsordnung zeigte sich mancherlei Zwiespalt und in diesen Unterhandlungen bekundete Talleyrand sogleich seine überwiegende Geschicklichkeit. Seine Stellung war doch, was nicht zu leugnen, eine überaus schwierige. Da Frankreich besiegt und gedemüthigt war, da Ludwig XVIII. die Herrschaft durch die Alliirten erhalten hatte, so konnte Frankreich's Einfluß nur gering sein und der König mußte die Interessen der Alliirten schonen. Sehr klug

aber benahm sich Talleyrand, der Vertreter Frankreich's, der da geltend machte, Frankreich wäre jetzt nach der Besiegung Napoleon's kein den Alliirten feindlicher Staat mehr und müsse demnach in seiner alten Bedeutung gelten. Durch diese und ähnliche Deductionen hintertrieb er es, daß, wie es anfangs bestimmt war, nur Rußland, Oesterreich, England und Preußen die europäischen Angelegenheiten ordneten, und bewirkte, daß auch Frankreich, Schweden, Spanien und Portugal in das Comité für die europäischen Angelegenheiten traten.

Dieses Comité hatte sich die Aufgabe gestellt, den Zustand Europa's so zu ordnen, daß kein Staat eine politische Suprematie erlangen könne. Diesen Gesichtspunkt wollte man einerseits festhalten, dann aber auch andererseits die Staaten am reichlichsten entschädigen, welche die größten Anstrengungen gemacht hatten. Das waren nun offenbar Rußland, Oesterreich und Preußen.

Oesterreich's Entschädigung war bald ausgemittelt. Es bekam das lombardisch-venetianische Königreich, das Großherzogthum Toscana und das Herzogthum Modena für zwei Seitenlinien und Parma, Piacenza und Guastalla für Napoleon's Gemahlin. Dafür opferte es Belgien, den Breisgau und viele kleine Besitzungen, wofür es Tirol, Salzburg und das Innviertel von Baiern erhielt.

Oesterreich hatte Länder hingegeben, die ihm viel Last und Sorge bereitet, und sich dagegen vortrefflich concentrirt. Besonders wichtig war die Erwerbung Nord-Italien's. Dadurch wurde Oesterreich die Möglichkeit geboten, eine Marine zu halten und seinen Handel lebhaft zu fördern; dadurch schuf es sich für seine Erbstaaten eine feste Vormauer gegen Frankreich.

Weit schwieriger war die Frage zu lösen, wie man Preußen entschädigen solle; das wurde bald die Hauptfrage des Congresses, an der alle Staaten mit lebhaftem Interesse Theil nahmen.

Zunächst dachte man daran, Preußen alle die Länder wiederzugeben, welche es vor dem Jahre 1805 besessen hatte; dagegen aber sträubte sich Kaiser Alexander, und zwar aus nicht zu verachtenden Gründen.

Peter der Große hatte die Ostseeküsten erobert, hatte in Polen sich Einfluß verschafft, um mit dem Westen Europa's in Berührung zu kommen. Diese Verbindung durfte Rußland nicht aufgeben. Da nun die Russen nur in Polen entschädigt werden konnten, so war das auch der Wunsch der russischen Diplomatie. Und darin stimmte ihr Alexander vollkommen bei, der nicht nur ein Stück von Polen, sondern das ganze Land zu besitzen wünschte und eben deshalb jener Wiederherstellung Preußen's widersprach, weil Preußen vor dem Jahre 1805 bedeutende Theile von Polen inne gehabt hatte. Daß aber Alexander ganz Polen für sich beanspruchte, macht seinem edlen und weichen Herzen alle Ehre. Ihm stand nämlich

ein polnischer Magnat, der Fürst Adam Czartorisky, sehr nahe, und dadurch war es gekommen, daß Alexander ein lebhaftes Interesse für die Polen hegte. Nun gerieth er in seltsamen Zwiespalt. Er schalt auf die Theilung Polen's und konnte sich doch nicht verhehlen, wie sie für Rußland nützlich gewesen. Da gedachte er diesen Gegensatz zu versöhnen. Wie, wenn Polen wieder ein Königreich und als solches mit Rußland verbunden würde, wenn derselbe Regent Czar und König wäre? Alexander that Alles, um die Ausführung dieser Idee vorzubereiten.

Mit Freuden sah man in Preußen diese Wendung der Verhältnisse, mit Freuden wollte man die polnischen Provinzen missen, da man mit Rußland sich geeinigt hatte, für jene Landschaften das Königreich Sachsen zu acquiriren. Der König von Sachsen war nämlich bis zur Schlacht bei Leipzig dem Kaiser Napoleon treu geblieben, weshalb man denn auch sein Land besetzt und ihn gefangen genommen hatte.

Gegen jene Verbindung Polen's mit Rußland sträubten sich England, Oesterreich und Frankreich, welche als Vormauer gegen die russische Macht am liebsten ein unabhängiges Polen wiederhergestellt hätten. Noch größere Opposition fand der zweite Plan. Die Preußen wurden von den Franzosen am heftigsten gehaßt; wie hätten diese also jenen eine so schöne Arrondirung ihres Gebietes gönnen sollen? Der kluge Talleyrand hatte bald ein Princip für seine Opposition gefunden; er stellte sich nämlich als den Fahnenträger der Legitimität dar. Man spräche, meinte er, von Sachsen als von einem offenen Lande, aber der König habe noch nicht abgedankt und eine Eroberung begründe noch kein Besitzrecht, das erhielte man doch nur durch eine Cession im Frieden. Weil man auf Sachsen kein Recht habe, so könne dem Könige nur durch einen Rechtsausspruch das Land genommen werden, und wer solle über ihn urtheilen? Keiner könne das, denn Könige würden nur von Gott gerichtet! Und gesetzt auch, der König wäre schuldig, worin hätten denn die anderen Glieder des Hauses gesündigt?

Wenn somit vom Standpunkte des Rechtes aus jene Einziehung Sachsen's nicht zu billigen wäre, so wäre sie das ebenso wenig, wenn man auf den Nutzen Rücksicht nähme. Preußen würde dadurch nicht gestärkt werden, denn seine neuen Unterthanen würden ihm nicht treu sein. Ferner würde man die kleineren Staaten mißtrauisch machen, denn sie müßten ja ein ähnliches Schicksal befürchten. Auch würde dann Preußen von zwei Seiten Böhmen umschließen und somit Oesterreich gefährden. Da ferner Preußen mit Rußland eng verbündet sei, so könne es nach solcher Vermehrung in Deutschland leicht weiter greifen.

Nach manchen Unterhandlungen kam man denn endlich zu dem Entschlusse, Polen sowohl wie Sachsen zu theilen.

Preußen hatte die meisten Anstrengungen gemacht und nach beendigter Theilung das Allerwenigste erhalten, denn es war im Jahre 1805 größer gewesen, als 1815. So allgemein auch in Deutschland eine Vergrößerung Preußen's gewünscht wurde, so mächtig wirkte ihr Oesterreich's Eifersucht, Frankreich's Haß und England's Handelsgeist entgegen. Dazu kam, daß der König und seine Minister nicht Alles durchsetzten, was ihnen vielleicht möglich gewesen, weil sie zu große Achtung vor dem Eigenthume Anderer hatten und von Metternich und Talleyrand in den Künsten der Intrigue übertroffen wurden. Dadurch wurde Preußen übervortheilt. Selbst im Lande klagte man über die Zerstückelung des Reiches. Sehen wir zu, inwieweit das richtig ist! Durch die Provinz Posen wurde Preußen allerdings compacter, denn die Provinzen Preußen und Schlesien erhielten dadurch eine Verbindung; aber ein fremdes Element wurde in den Staat gefügt und ließ manche Nachtheile voraussehen. Wenn das ganze Königreich Sachsen an Preußen gefallen wäre, so hätten sich die Sachsen, da sie stammverwandt waren, leicht mit den Preußen verschmolzen, aber die Theilung des Landes erbitterte die Einwohner und somit hatte Preußen eine zweite, anfangs noch nicht sehr zuverlässige Provinz. Auch am Rhein lagen Preußens Territorien schlecht; auch da, in der Rheinprovinz, steht dem protestantischen Staate das katholische Element gegenüber, auch da sind andere Sitten, andere Institutionen, auch da der alte Haß, der auf der Verschiedenheit der deutschen Stämme beruht. Doch diesen Nachtheil wiegt der Umstand auf, daß Preußen durch den Besitz der Rheinprovinz gezwungen ist, an Deutschland festzuhalten; läge Preußen im Osten Deutschland's, es stünde dem gemeinsamen Vaterlande nicht so nahe, wie jetzt. Jetzt verbindet es den Osten und Westen Deutschland's und ist somit eine für Deutschland nothwendige und wohlthätige Macht.

Ich übergehe hier, da ich deutsche Geschichte schreibe, die Bestimmungen, welche die anderen Staaten betrafen, und wende mich dazu, Deutschland's innere Angelegenheiten zu betrachten.

Um Deutschland zu organisiren und zu einem Ganzen zu verbinden, war ein Comité eingesetzt, welches aus den Vertretern der fünf deutschen Hauptstaaten bestand. Für Oesterreich wirkten Metternich und Wessenberg, für Preußen Hardenberg und Humboldt, für Hannover der Graf Münster, für Württemberg der Herr von Winzingerode und für Baiern der Fürst Wrede. Eine schwere Aufgabe lag diesen Männern zur Lösung vor. Alle die Gewalten nämlich, welche vernichtet waren, wollten wieder hergestellt sein, und alle die, welche sich durch jene vergrößert hatten, opponirten diesem Bestreben. Sehr viele Patrioten hegten den lebhaften Wunsch, daß man das alte deutsche Reich constituire und einen neuen deutschen Kaiser wähle. Dieser Wunsch folgte so natürlich aus der geistigen Richtung, die

sich in Deutschland Bahn gebrochen. Man hatte sich in die Vergangenheit geflüchtet, man hatte an ihr sich erfrischt, darum hoffte man eine neue Blüthe des Vaterlandes von ähnlicher Staatsgestaltung; man hatte im Kriege die Kraft der Einheit schätzen gelernt, darum wollte man sie durch einen Kaiser befestigen. Dieses Verlangen der Patrioten fand großen Anklang bei den kleinen Fürsten und freien Städten, welche von dem Kaiser eine Unterstützung gegen die mächtigeren Regenten hofften.

Aber das waren vergebliche Wünsche; die Entwickelung der Territorialmacht war so weit gediehen, daß ein Kaiserthum mit wahrer Machtfülle nicht mehr möglich erschien, und ein ohnmächtiges Kaiserreich hatte doch gar keinen Nutzen. Darum tauchte wohl hie und da der Gedanke auf, Preußen solle fortan im Norden und Oesterreich im Süden Deutschland's herrschen, beide aber durch ein festes Bündniß sich vereinen. Aber weder Baiern noch Hannover hätten sich freiwillig dazu verstanden, und dann lag doch die Gefahr nahe, Deutschland in zwei Hälften zu zersplittern.

Viele andere Pläne wurden gemacht, aber alle verworfen, bis man endlich über folgenden sich einigte.

Die deutschen Staaten — das ist der Hauptinhalt der Bundesacte vom 8. Juni 1815 — bilden einen Bund (siehe das Bild oben in der linken Ecke), in welchem kein Staat der vorherrschende und allein bestimmende ist. Demnach soll der Bund vorzugsweise Schutz nach außen hin gewähren, doch garantirt er auch den einzelnen Staaten innere Sicherheit. Die Geschäfte verwaltet eine Bundesversammlung, welcher der österreichische Bevollmächtigte präsidirt. Alle Verhandlungen finden entweder in Pleno statt oder in engerer Sitzung. Der Bund hat 38 Mitglieder. Hält er eine engere Sitzung, so haben diese 38 Staaten nur 17 Stimmen, nämlich Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hannover, Baiern, Württemberg, die Niederlande, Holstein, Baden, die beiden Hessen, also 11 Staaten, Virilstimmen, die kleineren Mächte zusammen 6 Curiatstimmen. Im Plenum aber sind 69 Stimmen; da haben Oesterreich, Preußen, Baiern, Württemberg, Hannover und Sachsen jeder 4 Stimmen, Baden, die beiden Hessen, Luxemburg und Holstein 3, Braunschweig, Schwerin und Nassau 2, die übrigen jeder 1 Stimme. Der innere Rath beräth die Fragen, die vor das Plenum gehören, und giebt ein Conclusum, so daß das Plenum nur Ja oder Nein sagt. Im innern Rathe gilt Stimmenmehrheit, im Plenum aber muß ein Beschluß $^2/_3$ der Stimmen für sich haben, wenn er gelten soll. Stimmeneinheit des Plenum's ist nöthig, so oft es sich um Grundgesetze des Bundes und um Religionsfragen handelt. Alle Mitglieder garantiren sich ihre Besitzungen, und deshalb darf sich Niemand von einem Bundeskriege lossagen. Alle

Streitigkeiten der Mitglieder sollen vor die Versammlung gebracht und dort zu schlichten versucht werden. Jedes Mitglied kann Bündnisse schließen, mit wem und gegen wen es will, nur nie gegen einzelne Bundesstaaten oder gegen den Bund.

Man gab aber in den Artikeln, welche ganz allgemein gefaßt waren, nur die Grundlinie zu einer neuen Organisation der deutschen Einheit, und es blieb somit der Zukunft überlassen, wie man den Inhalt der einzelnen Artikel näher bestimmen würde.

Die vier wichtigen Grundprincipien, welche die Bundesacte aufstellte, sind demnach folgende: 1) die einzelnen Staaten sind unabhängig; 2) sie bilden in politischen Fragen ein Ganzes; 3) jeder Krieg einzelner deutscher Staaten unter sich ist untersagt, und 4) jeder Bundesstaat soll eine ständische Monarchie sein.

Wie führten nun damals die einzelnen Staaten den in diesem vierten Artikel enthaltenen Befehl durch?

Es kann mir hier nicht in den Sinn kommen, die Entwickelung der ständischen Repräsentation und des Constitutionalismus zu geben, denn einmal befinden wir uns mitten in ihr, und wer könnte da unbefangen bleiben? noch auch liegt das Material so geordnet vor, daß man es verarbeiten könnte. Da sich jedoch nicht leugnen läßt, daß die innere Geschichte der einzelnen deutschen Staaten vorzugsweise daran sich knüpft, so will ich versuchen, nur einige Ausgangspunkte anzugeben.

Oesterreich behielt seine mittelalterliche landständische Verfassung, Preußen dagegen meinte und sprach es seinen Unterthanen gegenüber mehrfach aus, daß man die Stände nicht nach alter Weise mit beschließender Gewalt, sondern den Bedürfnissen der Zeit gemäß mit berathender Stimme berufen wolle. Man dachte dabei nicht daran, die französischen Formen nachzuahmen, auch nicht, das Bestehende allein zu bewahren, sondern man wollte statt der Provinzialstände oder wenigstens über ihnen Reichsstände, deren Mitglieder das Gesammtinteresse der Nation vertreten sollten. Ganz analog der Entwickelung Preußen's! Preußen, eine Staatseinheit, stand immer Oesterreich gegenüber, dessen Provinzen eine große Selbstständigkeit bewahrten. Ueber die Auffassung und Ausführung jenes 13. Artikels der Bundesacte erhob sich überall ein Conflict zwischen Regenten und Unterthanen; überall zeigte sich der lebhafteste Wunsch, daß der Artikel realisirt werden möge.

Darin gingen die kleineren Staaten den größeren voran; Nassau eröffnete den Reigen.

Viele der kleinen Staaten gründeten ihre Verfassungen nicht auf das landständische Princip; andere dagegen gingen den entgegengesetzten Weg und neigten sich somit eher zu Oesterreich.

Das waren besonders Sachsen, Hannover und Kurhessen.

In Sachsen hatten die Ereignisse nach innen hin die wenigsten Veränderungen hervorgerufen.

Im sächsischen Kurlande zeigt sich im Gegensatz zu Brandenburg besonders seit der Reformation eine große Vorliebe für alles Formelle und ein Festhalten an dem Hergebrachten; hier war der Protestantismus, wie wir gesehen, zu Spener's Zeit erstarrt und so auch das politische Leben.

So blieben denn in Sachsen die alten Landstände und jede, auch die nöthigste Reform der schreiendsten Mißbräuche wurde theils durch des sehr verehrten König's August Widerwillen, theils durch den Widerstand der privilegirten Stände verhindert, bis eine spätere Zeit für manche Schäden Abhülfe brachte.

Hannover, um eine andere Entwickelung kurz zu berühren, war das norddeutsche Land, in welchem der Adel am meisten galt.

Seitdem nämlich Georg I. seit dem Jahre 1714 als englischer König in London residirte, wurde sein Kurfürstenthum Hannover vom einem Geheimenraths-Collegium verwaltet, dessen Mitglieder der Aristokratie angehörten. Dies Collegium hatte fast unumschränkte Gewalt, denn nur wichtige Sachen gingen an den König nach London und selten entschied der zu Ungunsten des Colleg's. Somit überwog der Adel, der im Volke durchaus kein Gegengewicht, keinen Stand fand, der ihm die Spitze hätte bieten können. Die Basis des dortigen Lebens war der Ackerbau, daher der Grundbesitzer allgewaltig. Man muß nun zugestehen, daß der Adel die Bauern gut behandelte und sie zur Wohlhabendheit gelangen ließ, daß er die corporative Freiheit der Städte nicht brach und den tüchtigen, ehrenfesten Geist in ihnen nicht unterdrückte. Hannover war somit durch und durch aristokratisch, so sehr, daß selbst die Universität diesen Charakter angenommen hatte, und in diesem Aristokratismus fühlte das Land sich glücklich. Darum fanden hier die Ideen der Revolution keinen Anklang, und als die Franzosen die alten Institutionen des Landes auflösten, riefen sie dadurch nur einen stillen, aber tiefen Mißmuth hervor. Deshalb zeigte sich das Land sehr zufrieden, als man 1815 die alten Stände wieder in ihre Rechte einsetzte und die Herrschaft des Adels von Neuem befestigte. Das blieb so unverändert bis zum Jahre 1830. Wenn dann auch 1833 eine neue Verfassung gegeben wurde, so ging die doch so wenig in Fleisch und Blut über, daß sich nur geringe Opposition zeigte, als man sie 1837 wieder aufhob.

In Kurhessen regte sich ein ebenso aristokratischer Geist in den Ständen. Da ihm aber Kurfürst Wilhelm entschieden entgegentrat, da der Mittelstand ihn nicht billigte und unterstützte, so blieb bis zum Jahre 1830 jener 13. Artikel der

Bundesacte unausgeführt, denn das Volk ertrug lieber die absolute Herrschaft eines Regenten, als daß es die Vielherrschaft der Aristokratie gewünscht hätte.

Das Jahr 1830 übte also auf diese drei Staaten einen bedeutenden Einfluß aus.

Ganz anders gestaltete sich die Entwickelung der Repräsentation in den drei Hauptstaaten Süddeutschland's, in Baiern, Würtemberg und Baden.

Baiern hatte seit der Reformation dadurch eine bedeutende Stellung in Deutschland zu erwerben versucht, daß es als das Haupt der Katholiken, als der allerkatholischste Staat auftrat. Aber trotz aller Mühe kam Baiern nie so an die Spitze der Katholiken, wie Brandenburg an die der Protestanten trat. Die Katholiken hatten ja eine starke Repräsentation durch Oesterreich. Deshalb die Feindschaft Baiern's gegen das Haus Habsburg, welche wir seit dem dreißigjährigen Kriege so oft und so bedeutend haben hervortreten sehen. Um so weniger aber konnte Baiern das vorgesteckte Ziel erreichen, als es zwar immer streng katholisch blieb, jedoch durch eine schlechte Verwaltung innerlich unterhöhlt und gebrochen war. Wie König Max I. zur Regierung kam, da begann ein neues Regiment; eine moderne absolute Monarchie entstand durch das Walten des Grafen Montgelas; mit ihr brach sich Toleranz, mit ihr brachen sich moderne Institutionen Bahn. Dadurch verfeindete sich Montgelas den Adel und den Clerus, den in seiner Opposition alle die unterstützten, welche über die Hinneigung Baiern's zu Frankreich, über sein undeutsches Verhalten auf's heftigste zürnten. An ihrer Spitze stand der Kronprinz Ludwig. So unterlag Montgelas im Jahre 1816. Von nun an schloß sich Baiern an Oesterreich und opponirte Preußen, und um die Gunst der Patrioten zu erlangen, strebte man darnach, noch deutscher als Preußen zu sein. Daher wurde denn im Mai des Jahres 1818 eine sehr freisinnige Verfassung gegeben.

Da das jetzige Großherzogthum Baden sich erst in der Zeit des Umschwunges aus einer Menge kleiner Territorien zu seiner nunmehrigen Größe gebildet hat, so war es allerdings nothwendig, daß diese Vielheit zunächst durch eine absolute Monarchie zu einer Einheit herangebildet wurde.

Nach Napoleon's Sturze wünschten die mediatisirten kleinen Grafen und Herren, wo möglich von Baden wieder getrennt zu werden; da dies aber nicht gelang, so verlangten sie eine ständische Verfassung, und zwar eine solche, welche aus einem Vertrage zwischen ihnen und dem Großherzoge hervorgehe. Das lehnte der Großherzog Karl mit Entschiedenheit ab. Ebenso wie der Adel baten auch die anderen Stände um eine Verwirklichung des 13. Artikels; auch sie wurden mit ihrer Bitte zurückgewiesen. Da führten endlich äußere Verhältnisse einen Umschwung herbei. Der verstorbene Großherzog Karl Friedrich hatte nämlich in zweiter Ehe ein Frei-

fräulein Geyer von Geyersberg geheirathet und mit Zustimmung der Agnaten die Söhne aus dieser nicht standesgemäßen Ehe, die Grafen von Hochberg, für succes- sionsfähig erklärt. Diese sollten nun, weil der regierende Großherzog kinderlos war, die Herrschaft erhalten. Baiern aber hatte gehofft, bei'm Aussterben der alten Dy- nastie einen Theil des baden'schen Landes zu erben, und opponirte, sobald jene Verträge bekannt wurden, aus allen Kräften. Es drang jedoch nicht durch. Um nun in diesem Streite seiner Unterthanen gewiß zu sein, arbeitete der Großherzog Karl mit einigen Ministern eine Constitution aus und publicirte sie im Jahre 1818, kurz vor seinem Tode.

Ebenso wie Baiern und Baden durch neue Erwerbungen sehr vergrößert worden waren, ebenso wie in beiden Staaten eine absolute Herrschaft den alten Augiasstall reinigen und den Platz für neue Schöpfungen ebnen mußte, ebenso war das auch in Würtemberg. Das geschah dort mit großer Energie, denn König Friedrich war vielleicht die bedeutendste Persönlichkeit unter den deutschen Fürsten damaliger Zeit. So lange der Krieg tobte und das Land ungewöhnliche Anstrengungen machen mußte, so lange herrschte er als Autokrat; dann aber meinte er, es sei ein anderes Regierungssystem nothwendig, und er gedachte eine ständische Verfassung einzu- führen. Er arbeitete sie mit seinen Ministern aus und legte sie dann den alten Ständen zur Annahme vor. Sie war nach dem Schema eingerichtet, welches man lange Zeit das liberale genannt hat; so war sie z. B. die einzige Verfassung in Deutschland, durch welche nur eine Kammer beliebt wurde.

Nun hatte bis zum Jahre 1815 König Friedrich als absoluter Herrscher zwar mit Kraft, aber doch so regiert, daß ihn die Liebe des Volkes nicht unterstützte. Das zeigte sich damals recht klar. Wenn man auch während der Kriegsjahre jene Herrschaft ertragen hatte, jetzt war man keineswegs gewillt, eine Constitution auf Befehl anzunehmen. Von allen Seiten erhob sich Opposition, zunächst von den frü- her Reichsunmittelbaren, welche an Würtemberg gekommen waren, dann von den Ständen der alten würtembergischen Lande. Diese namentlich verlangten mit star- rem Eigensinn die alte Verfassung; es scheint jedoch, als hätten sie das mehr aus Opposition, als in klarem Bewußtsein gethan. Aber das ist nicht zu leugnen, daß das ganze Land unzufrieden und bewegt war. Man lese darüber z. B. „die vater- ländischen Gedichte" von Uhland. Da sagt er unter Anderem in einem Gedichte an den Abgeordneten von Stuttgart:

Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlet und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.

und weiter in einer andern Dichtung:

Wo je bei altem, guten Wein
Der Würtemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!

Das Recht, das eine schlimme Zeit
Lebendig uns begrub,
Das jetzt mit neuer Regsamkeit
Sich aus dem Grab erhub.

und dann in einem dritten Gedichte preist er alle Vorzüge seines Vaterlandes und schließt mit den Worten:

Du Land des Korn's und Weines,
Du segenreich Geschlecht,
Was fehlt dir? — All' und Eines:
Das alte, gute Recht.

So zog sich der Verfassungskampf hin, bis der folgende König, Wilhelm I., die Unterthanen versöhnt hatte und so endlich im Juli 1819 die neue Verfassung angenommen wurde.

Es kommt mir nicht in den Sinn, zu meinen, daß das, was ich hier über die ständischen Verhältnisse gesagt habe, irgendwie erschöpfend sei; das war aber auch, wie schon oben bemerkt, gar nicht meine und des Künstlers Absicht; es sollte vielmehr nur eine Andeutung über die neue Entwickelung gegeben werden. (Der Künstler erinnert an die Stände in den zwei Räumen des Mittelbildes, in den vier Ecken auf den Tribunen.)

Und fragen wir nun, ob denn diese neuen Gestaltungen überall mit Freude begrüßt wurden, so müssen wir doch zugestehen, daß das nicht der Fall gewesen sei. Es waren so große Veränderungen eingetreten, es hatten sich so große Hoffnungen an die ganze Bewegung geknüpft, daß viele Interessen nicht geschont, viele Illusionen nicht erfüllt wurden.

Seit der Reformation und noch mehr seit dem dreißigjährigen Kriege hatte das Volk nur seine religiösen und literarischen Interessen verfolgt, eine politische Bethätigung aber war ihm ganz fremd geblieben. Vielleicht hat der Deutsche überhaupt dafür keinen Sinn (?).

Nun wurde fast aller Orten das Volk in die Politik hineingezogen, natürlich zunächst zu dem Zwecke, die Fremden zu vertreiben; war es da ein Wunder, daß die Leute, welche sich früher um das Staatsganze nicht gekümmert hatten, ja nicht hatten kümmern dürfen, daß die nun falsche Vorstellungen vom Staate sich machten?

Die Diplomaten, die Staatsmänner, welche bis dahin allein den Staat geleitet, sie waren vielleicht die Einzigen, welche mit den Schöpfungen zufrieden sich zeigten und die Ansicht aussprachen, daß unter den einmal gegebenen Umständen das Möglichste geleistet worden sei. Sie mochten recht haben; nur schade, daß so Wenige damals derselben Meinung waren! Wie unzufrieden sehen wir noch während der Campagne den alten Feldmarschall Blücher; wie oft ruft er wohl bei fröhlicher Tafel als Trinkspruch es aus: „Mögen die Federn der Diplomaten das nicht verderben, was unsere Degen gewonnen haben!“ Die Masse zwar beruhigte sich, sobald die erste Aufregung verglommen war, und warf sich mit aller Kraft auf andere Gebiete der geistigen Thätigkeit. Nicht lebte sie, wie vor der Revolution ein einfach bürgerliches Leben weiter; ihr standen nun alle Stellen offen, jeder Einzelne konnte hoffen, eine hohe Staffel der Ehren zu erreichen; nie stand ihm mehr, wie früher, seine Geburt im Wege; da regten sich überall in lustigem Wetteifer die Kräfte; Grund und Boden war frei geworden, der Zunftzwang fesselte nicht mehr das Gewerbe; was war da für ein Feld der Thätigkeit geöffnet! So sehen wir die Masse bald, da man sie zur politischen Thätigkeit nicht anleitete, erst jenes Gebiet erobern und für sich bebauen. Sie schuf sich erst eine Grundlage, ohne welche eine geistige Bildung nicht möglich ist. Erst als nach langem Frieden die Mittel zu einer behaglichen Existenz nicht mehr überall ausreichten, erst da begannen wieder politische Ideen, welche die bestehenden Zustände nicht billigten, bei der Masse Anklang zu finden; erst da vereinte sich ein Theil der gebildeteren Stände, in dem seit 1815 Unzufriedenheit mit den politischen Verhältnissen fortgewuchert, mit dem Volke und führte jene Ereignisse des Jahres 1848 herbei.

In den Freiheitskriegen war eine Begeisterung erwacht, die sich namentlich bei dem gebildeten Mittelstande lange erhielt, bei einem großen Theile in ruhiger und verständiger Weise sich geltend machte, bei einem kleineren aber übersprudelte und zu Excessen führte.

Von den Schulen, von den Universitäten aus waren eine Menge junger Leute in die Heere getreten, hatten oft mit Auszeichnung gekämpft und dann nach dem Frieden, vielfältig mit Ehrenzeichen geschmückt, die verlassenen Hörsäle wieder aufgesucht; daß solche Jünglinge und Männer an dem gewöhnlichen Studententreiben keinen Gefallen mehr finden konnten, wer hätte ihnen das verdacht? Daß sie also eigene Kreise bildeten, war wohl ganz natürlich. Diese Kreise beschränkten sich jedoch nicht auf die Studien und widmeten sich nicht blos diesen, sondern vernachlässigten diese bald, und verwöhnt durch das bunte, abwechselnde Treiben, durch die Erregtheit der eben vergangenen Epoche, fanden sie nicht Ruhe mehr, in die Details der Wissenschaft sich zu vertiefen, sondern verbrachten ihre Zeit in lebhafter, aber nicht

tief eingehender Betrachtung der politischen Ereignisse. Meist fehlte ihnen Allen die Kenntniß des Staates, meist wurden sie Alle von höchst einseitigen, phantastischen Anschauungen geleitet; dabei aber hegten namentlich im Anfange sehr Viele eine Begeisterung für das Edle und für das Schöne, welche unter verständiger Anleitung die schönsten Früchte hätte hervorbringen können. Leider aber wurde ihnen diese nicht zu Theil, und so erhitzten sich die Köpfe immer mehr, bis ihr Treiben viele Personen verletzte und so manches Bedrohliche zu entwickeln schien. Zwei Vorgänge erweckten nun den Verdacht der Behörden und veranlaßten sie, gegen jene Richtung einzuschreiten: das Fest auf der Wartburg und dann die Ermordung Kotzebue's.

Am 18. October 1817 versammelten sich nämlich nach einer von Jena und Gießen ausgegangenen Einladung und mit Erlaubniß der weimarischen Regierung etwa 500 Studenten von den verschiedenen Universitäten auf der Wartburg (das zweite Eckbild oben links). Man wollte da, wie es in dem Ausschreiben heißt, die Erinnerung an die Reformation, an den Sieg bei Leipzig und die erste freudige und freundschaftliche Zusammenkunft deutscher Burschen feiern.

Am 18. früh begann der Zug der Studenten auf die Wartburg, in den herrlich verzierten Rittersaal. Nach der Ankunft stimmte die Versammlung Luther's schönes Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", an und darauf hielt der Jenenser Student Riemann aus Ratzeburg, ein Theolog, der sich bei Belle-Alliance das eiserne Kreuz verdient hatte, eine begeisterte Festrede, in der neben vielem Schönen doch auch manches Unwahre vorkam. Dann sang man nach der Rede das Lied: „Nun danket Alle Gott", und hörte noch eine kurze, improvisirte Ansprache des Hofrathes Fries aus Jena. In ähnlicher Weise wurde der ganze Tag verlebt, und wenn auch in den meisten Reden die hochmüthige Ansicht hervortrat, daß die bestehenden Zustände verderbt und der Verachtung werth seien, daß in der Jugend der Hochschulen ein weit edlerer Geist lebe, von dem aus die Wiedergeburt des Volkes bewirkt werden müsse, so hätte das wahrscheinlich keinen Anstoß erregt, wäre nicht dem Feste eine Zugabe ertheilt worden, die nicht im Programme vorhergesehen war. Abends nämlich, als schon die meisten Professoren und Studenten sich entfernt hatten, erschienen einige Burschen bei einem der lodernden Feuer, die man zum Feste angezündet, und brachten einen Korb voll gedruckten Papiers, eine Heugabel und große, schwarze Zettel, auf die Büchertitel geschrieben waren. Ein Redner trat vor, nahm in seiner Ansprache auf Luther's Verbrennung der päpstlichen Bulle Bezug und begann nun eine Reihe von Schriften dem Feuer zu übergeben. Darüber erhob sich sofort ein großes Geschrei, denn allerdings zeigte die Auswahl der verbrannten Werke viel Unduldsamkeit und Vorurtheil, wie man das von befangener Jugend nicht anders erwarten kann. Eine Untersuchung erfolgte zwar, doch

erklärte selbst der österreichische Abgesandte, „daß die Sache nicht so sei, wie man sie dargestellt habe", und die Regierungen beruhigten sich.

Damit endete jedoch keinesweges der literarische Streit. Einer derjenigen, welche mit beißender Satyre das Treiben der Burschen angriffen, war der bekannte Schriftsteller August von Kotzebue. Er stand damals in russischen Diensten und hielt sich im Auftrage seiner Regierung in Deutschland auf. Als russischer Beamter lieferte er an seinen Hof Berichte über die deutschen Zustände, die er durchaus nicht billigen konnte.

Durch einen Schreiber kam ein solcher Bericht in unrechte Hände und erschien im Drucke. Man kann doch in dem ganzen Benehmen Kotzebue's durchaus kein Unrecht finden, wie wenig man auch sonst diesen Mann vertheidigen wird. Die Jugend aber, die schon auf Kotzebue erbittert war, urtheilte anders und sah in ihm einen Verräther an dem deutschen Vaterlande und einen russischen Spion. Nun hatte sich leider schon unter den überspanntesten und überreiztesten der Jünglinge, welche sich zu engeren Vereinen zusammenfanden, eine schlimme Verwirrung moralischer Begriffe festgesetzt; es waren Sätze aufgestellt worden, die geradezu jesuitische Doctrinen enthielten. So meinte man, „wenn der Staat nicht strafen könne oder wolle, so sei die Existenz eines dergestalt rathlosen Zustandes anzunehmen, daß das Strafrecht der Einzelnen erwache und diesen dann die Ausübung des Strafamtes zustehe", oder: „daß die Würdigung einer That subjectiv sei, es also keine allein objectiv böse Handlungen gebe, vielmehr auch die ihrer Wirkung nach sonst strafbare That durch die gute Absicht gerechtfertigt werde, also der Zweck die Mittel heilige".

Durch solche Sätze und Lehren irre geleitet, beschloß nun Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel das Strafamt an Kotzebue auszuüben. Am 23. März 1819 erdolchte er Kotzebue in seiner Wohnung zu Mannheim. Man kann die Acten seines Processes nur mit Bedauern und Widerwillen lesen, denn man erkennt aus ihnen, wie der Hochmuth zur Sünde verleitet und ein anfangs edles und gutes Streben in das gerade Gegentheil verkehrt (siehe das dritte Eckbildchen links oben).

Wer kann nach diesem Vorgange die Regierungen tadeln, daß sie auf ihrer Hut waren und Alles thaten, um ähnliche Ereignisse zu verhüten? Man wird vielmehr ihre Vorsicht billigen, wenn man bedenkt, daß sogar hochgebildete und hochgestellte Leute nicht den Abscheu zeigten, den solche That verdiente. Doch genug hiervon; wir scheiden von der Politik und wenden uns anderen Entwickelungen zu.

In Deutschland sind bis jetzt wohl nirgends die ständischen Vertretungen ein so unentbehrliches Glied im Staatsorganismus geworden, wie in England das Parlament. Man kann sich England ohne dasselbe nicht gut denken; würde es dem Lande genommen, es müßte darauf eine gänzliche Umwälzung aller Verhältnisse

folgen. In den meisten deutschen Staaten dagegen würde das nicht der Fall sein, da die Kammern noch keine feste Stellung der Administration gegenüber, noch keinen recht passenden Platz im Staats-Ganzen haben. Was heißt das und was hat das für eine Bedeutung? Daß man in allen Staaten jenen 13. Artikel der Bundesacte verwirklicht hat, das läßt auf den Wunsch und das Bedürfniß schließen, auch diese Art des politischen Lebens unter uns heimisch zu machen; daß aber jene Institutionen sich noch so wenig lebensvoll und lebenskräftig entwickeln, deutet doch wohl auf eine Uebergangsperiode, auf eine Zeit des Ringens und des Strebens.

Gewiß wird Jeder zugestehen, daß religiöse Interessen die Nation bis jetzt noch weit leichter aufregen, als politische. Man versuche einmal, protestantische Landstriche zu katholisiren, und umgekehrt, ob nicht ein größerer Sturm sich erheben würde, als wenn man ständische Institutionen beseitigt. Und doch, so wenig festgewurzelt diese auch sein mögen, ganz sie zu entfernen, hat sich fast überall als unthunlich dargestellt.

Eine solche Zeit des Ueberganges hat etwas Unbehagliches, Unbefriedigendes und Drückendes; ein Jeder fühlt, daß er am Vorabende großer Ereignisse steht; Keiner traut so recht der schwülen Hitze, der Stille des Gewittertages; dahin ist die fröhliche Sicherheit; ernste Vorbereitung sieht man aller Orten.

In solcher Zeit aber regen sich Gefühle im Busen Vieler, die sonst wohl ungeweckt geschlummert; in solcher Zeit erkennen Viele aus Herzensgrunde, daß das Irdische vergänglich und nur das Himmlische ewig, unvergänglich ist. Dann richten sich die Blicke gen Himmel und es wird die religiöse Begeisterung erregt und genährt.

Zur Zeit der Freiheitskriege war das ebenso gewesen; da erglühte überall unter dem Drucke der Fremdherrschaft jener Funke, aber der nachfolgende Friede mit dem reichen Segen irdischer Güter, der ließ jene Zeit der Noth vergessen und die Erinnerung an den erblassen, zu dem man in jener Angst geschrieen. Es ging ebenso in Deutschland, wie so oft im jüdischen Lande. Wenn die Kinder Israel gesiegt, dann dienten sie fremden Göttern und verließen den Herrn, bis er über sie ergrimmte und sie unter die Hand der Philister und der Kinder Ammon verkaufte. Die Zeit der Noth aber kommt nicht plötzlich, sondern der Herr verkündet sie denen, die da Ohren haben, zu hören, und Augen, zu sehen, durch allerhand Zeichen und Wunder. Glücklich ist der, welcher dann umkehrt. Und man muß doch zugestehen, daß ein zwar kleiner, aber eifriger Kreis sich zusammengefunden, der das erkannt hat und deswegen sich bemüht, alle Brüder auf den rechten Weg zu führen. Wohin dieser aber geht, das hat der Künstler durch das obere Bild angedeutet. Da thront hoch oben über all' dem irdischen Gewimmel in ewiger Glorie Christus,

als der, welchem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden. Hinter ihm erblickt man die vier Propheten Jesaias, Ezechiel, Daniel und Jeremias, die so vielfältig seine Ankunft verkündet haben. Zu beiden Seiten umgeben den Herrn seine treuen Gehülfen, die zwölf Apostel, und ebenso die vierundzwanzig Aeltesten, welche ihre Kronen und Harfen ihm zu Füßen legen. Zu den Füßen Christi liegt das Buch mit den sieben Siegeln und auf demselben das Lamm, wie das Alles im 4. Capitel der Offenbarung des Johannes zu lesen ist. Durch sechs nur hier sichtbare Thore des himmlischen Jerusalems, deren jedes von einem Engel bewacht wird, ziehen die Schaaren der Heiden ein zum Herrn. Wie ihrer sich der Herr erbarmet, so werden auch einst die Juden seine Stimme hören und das alte Jerusalem mit dem neuen vertauschen. Darum erblicken wir auf dem Mittelbilde des untern Feldes das alte Jerusalem unter dem Bilde einer weiblichen Gestalt, die ihre Blicke träumend, aber sehnsüchtig nach oben richtet. Unter dem Herrn, von Seraphimen umgeben, sprudelt die Quelle des ewigen Lebens, und über ihr schwebt die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes.

Zu dem himmlischen Jerusalem aber führt doch das irdische Leben; ja selbst die dienen der Herrlichkeit Gottes, die ihn verlästern und verspotten; sie dienen ihm wider ihren Willen. Darum hat der Künstler den übrigen Theil des Bildes so gruppirt, daß alle Figuren nach oben hin zu wallfahrten scheinen.

Um das Grabmal Karl's des Großen schaaren sich im Mittelbilde die Fürsten und die Theologen, zunächst als Vertreter des Staates und der Kirche, dann folgen die Gelehrten und Künstler.

Was der Künstler durch diese Zusammenstellung andeutet, das haben wir schon öfter erwähnt und wollen es hier noch einmal hervorheben.

Es ist zwar in Deutschland ein großer Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, aber ein vielleicht noch größerer zwischen Wissenden und Unwissenden. Man kennt diesen Gegensatz und strebt darnach mit aller Kraft, ihn aufzuheben und die Kluft zu überbrücken. Darum giebt man sich so viel Mühe, die Wissenschaft zum Gemeingut zu machen, allgemein verständlich zu schreiben, und trotz aller Anstrengung gelingt es doch so selten. Wie würde es demnach um Kunst und Wissenschaft stehen, wenn die Fürsten sich ihrer nicht annähmen? Man glaube nun nicht, daß das Volk von den Einflüssen Beider unberührt bleibe; o nein! aber man bilde sich auch nicht ein, daß sie ein wesentlicher Bestandtheil des Volkslebens geworden, daß sie etwa, wie zur Blüthezeit Athen's, in Fleisch und Blut der Masse übergegangen seien. Aber es giebt Etwas, was die getrennten Stände bindet und über den Unterschied der Bildung hinweghebt, und das ist die gemeinsame Religion; ja! überall da, wo das Christenthum ein inneres geworden, versöhnt es nicht allein

den Gegensatz zwischen den Wissenden und Unwissenden, sondern auch den zwischen Katholiken und Protestanten. Darum sehen wir unter den Figuren auf dem Mittelbilde, welche die protestantische (zur rechten Hand des Beschauers) und die katholische Entwickelung (zur linken Hand des Beschauers) darstellen, überall die Schaar der Kindlein, um welche sich alle Staaten sorgend bemühen. Darum sehen wir (rechts) das rauhe Haus bei Hamburg, vor dem Wichern steht und zwei verwahrloste Kinder zu sich einladet; hinter ihm sieht man den Pfarrer Oberlin im Rheinthale thätig. Aus einem Fenster eines Hauses reicht Bardt, der von Calve aus sich um die Verbreitung geistlicher Schriften so hoch verdient gemacht hat, einem Landmanne die Bibel dar, weil nicht blos das körperliche Leiden geheilt und die leibliche Noth gelindert, sondern die geistige Armuth durch das Evangelium in geistigen Reichthum umgewandelt werden soll. Wie rechts das Gebäude der Diakonissen-Anstalt in Kaiserswerth sichtbar ist, so wird uns gegenüber dem rauhen Hause (links) das Walten der barmherzigen Schwestern dargestellt, und neben ihnen erblicken wir den katholischen Mönch, wie er, dem Befehle Christi getreu, den Heiden das Evangelium predigt. Aber auch der evangelischen Mission wird gedacht (rechts unten in der Ecke), zunächst derjenigen, die im eigenen Lande thätig ist, theils um Missionäre zu bilden, theils um die christlichen Heiden zum wahren Glauben zurückzuführen. Da stehen drei Männer in Eintracht zusammen (über dem Kahne links vom Schiffe), nämlich links Blumhardt, der das Missionshaus in Basel, in der Mitte Jänike, der das in Berlin, und neben ihm Zeller, der eine berühmte Rettungsanstalt in Würtemberg gegründet hat, wie auch noch des in Berlin wirkenden Predigers Goßner gedacht ist. Sie beten für die, welche auf schwankendem Brette das wilde Meer durchstreifen, um theils in des Südens brennender Sonnengluth, theils in den Eiswüsten des Poles den Herrn zu verkünden (siehe rechts unten in der Ecke). Aus der Zahl dieser rüstigen Kämpfer hebt der Künstler den Gützlaff hervor, der in China so lange gewirkt hat, und hinter ihm, gegen des Nordens Eiskälte verwahrt, zeigt sich uns der Herrnhuter Kohlmeister, welcher Hans Egede's Wirken unter den Grönländern fortsetzt. Und daß man auch des alten Jerusalem's nicht vergessen, beweist die Stiftung eines protestantischen Bisthum's daselbst. Wie aufmerksam lauscht die Tochter Zion's den Worten des ersten Bischof's Alexander, die er ihr aus dem Buche aller Bücher mittheilt! (Links von dem Mittelbilde des untern Feldes.)

Wenn hierdurch die Missionsthätigkeit hervorgehoben ist, so fehlen doch auch nicht die Stützen theologischer Gelehrsamkeit und nicht die Männer, welche als praktische Theologen die schon bestehenden christlichen Gemeinden hüten und bewahren.

Wir haben schon oben gesehen und nachgewiesen, wie die protestantische

Theologie seit den Freiheitskriegen einen lebendigen Aufschwung gewonnen und wie mit dem Aufblühen der Wissenschaft auch das kirchliche Leben sich gehoben hat. Ein lebhafter Kampf entspann sich nach dem Jahre 1815 zwischen den Vertretern der verschiedenen Richtungen und ist bis jetzt noch nicht ausgekämpft, wenn auch im Augenblicke der Rationalismus besiegt die Fahne gesenkt zu haben scheint. Der Künstler führt uns hier einige der Männer vor, welche vor Allen diesen Sieg erfochten haben. Da steht neben Friedrich Wilhelm IV., dem Könige von Preußen, welcher der Kirche die sorgfältigste Pflege widmet (rechts neben Karl's des Großen Denkmal), auf dem Grabdenkmale Luther's Heubner, der Director des Prediger-Seminars in Wittenberg. Dort, wo Luther gewirkt, ist eine Anstalt gegründet, welche Candidaten der Theologie nach absolvirten Universitäts-Studien in ihrem Glauben festigen und zur Uebernahme geistlicher Functionen vorbereiten soll. Ihm zur Seite, auf dem Grabdenkmal des Johann Arndt, sitzt der nun schon verstorbene Neander, der sich durch seine Wirksamkeit als Universitäts-Lehrer zu Berlin und durch seine Kirchengeschichte dauernden Ruhm erworben hat. An ihn schließen sich andere bedeutende Professoren und Pfarrer, so Krafft in Erlangen, Harms in Kiel, Harleß in Dresden und München, Hengstenberg, Nitzsch und Hofacker, und mit ihnen erblicken wir die Reihe der protestantischen Könige, also außer König Friedrich Wilhelm IV. den König Ernst August von Hannover, den König Wilhelm I. von Würtemberg und die anderen Fürsten.

Ihnen gegenüber finden wir die katholischen Fürsten und Theologen. Im Vordergrunde reicht Joseph, der Kaiser von Oesterreich, dem Cardinal von Schwarzenberg die Hand; beide stehen auf dem Grabdenkmale des Stifters des Bisthum's Salzburg, des Rupertus; neben diesem, auf dem Grabdenkmale des Thomas von Kempen sitzen die Bischöfe Sailer, den wir schon früher genannt, und der Freiherr von Diepenbroik, der Cardinal und Fürstbischof von Breslau. Dann folgen Veit, Möhler und Wittmann, welche theils als katholische Dogmatiker, theils als praktische Theologen genannt zu werden verdienen, und aus der Reihe der Fürsten Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich, König Max von Baiern, König Friedrich I. von Sachsen, König Ludwig I. von Baiern und hinter ihm sein Sohn Otto I., König von Griechenland.

Aber nicht blos die Theologie, sondern auch alle anderen Wissenschaften haben sich durch den Impuls, den die Freiheitskriege gegeben, zu großer Blüthe erhoben. Und wenn sie auch meist alle noch nicht die Wirkung auf das Leben geäußert, welche man erwarten könnte, so hat doch eine die unberechenbarsten Folgen auch für die Gestaltung der praktischen Verhältnisse gehabt, nämlich die Naturwissenschaft. Da das Volk nach den Freiheitskriegen sich vorwiegend dem Ausbau der mate-

riellen Grundlagen des Daseins hingegeben, so hat es mit Interesse jene Wissenschaft aufgenommen und durch seine lebhafte Theilnahme sie zur dominirenden gemacht. Fänden die anderen Zweige der menschlichen Geistesthätigkeit nicht Schutz und Schirm bei einem kleinen Kreise, dem eine einseitige Bildung nicht genügt, es würden, wie in Frankreich, die Nützlichkeitsrücksichten die Harmonie der Geistesausbildung zerstören.

Im untern Bilde finden wir die Heroen dieser Wissenschaft. Da sehen wir den Astronomen Enke in seiner Beschäftigung, wie er des Himmels Gestirne durchmustert, und ihm gegenüber den Mechanikus Frauenhofer, der eben ein geschliffenes Glas prüft. Ohne diesen kein Enke! Da sehen wir (unter Frauenhofer) den nun auch verstorbenen Botaniker Link mit Pflanzensammeln beschäftigt und neben ihm mit dem Hammer den großen Geognosten Leopold von Buch, der wunderbar geformte Mineralien dem Münchener Bergrath Schubert vorlegt. An diese reihen sich im friedlichen Vereine Alexander von Humboldt und der Schöpfer der neueren Geographie, Karl Ritter, die beiden ehrwürdigen Greise. Ihnen gegenüber treffen wir in seinem Laboratorium den großen Chemiker Liebig und neben ihm den Mann, der die Resultate der Wissenschaft auf den Ackerbau angewendet hat, ich meine Thaer. Wie aufmerksam horcht auf seine Worte der alte Bauer, der nun erst begreift, warum er so Manches gethan, was er vom Vater und Großvater überkommen hat!

Hier ist auch der Ort, der Aerzte zu gedenken (rechts von Liebig). Die Mitte ihrer Gruppe nimmt Walter aus München ein und um ihn schaaren sich Schönlein, Dieffenbach, Jäger, Hahnemann und Johannes Müller.

Man kann gar nicht oft und scharf genug hervorheben, wie bedeutend der Aufschwung der Industrie in Deutschland geworden ist. Es scheint fast, als sei das gewerbliche Interesse und der Handel der Hauptfactor der Zeit. Welche Sorge wendet man überall darauf! Ueberall gräbt man Canäle (siehe unten die Inschrift: Ludwigscanal), überall baut man Chausseen und Eisenbahnen, überall gründet man Handels- und Gewerbeschulen. Und dann die Handwerkervereine (siehe oben rechts das größere Eckbild). Welches Streben zeigt sich da, zu lernen, um nicht hinter den Anforderungen der Zeit zurückzubleiben! Diese Vereine aber, wenn sie recht geleitet werden, können doch auch — und thun es an vielen Orten — dem Ueberwiegen des Materialismus kräftig entgegentreten. Wie wunderbar ist der Verlauf geistiger Strömungen! Jene Ansichten, jener Unglaube, den wir am Ende des vorigen Jahrhundert's von den höheren Ständen gehegt und vertreten sahen, er ist fast ganz in jener Form von den Gebildeten überwunden und als antiquirt zurückgedrängt; jetzt findet er sich in den mittleren und unteren Schichten der Gesellschaft, und langen Kampfes wird es bedürfen, um ihnen das nahe zu bringen, was in

den gebildeteren Ständen Besseres und Tieferes sich gestaltet hat. Diese Lernbegier aber, von der wir gesprochen, sie baut die Brücke des Verständnisses. Und noch ein anderes Mittel zeigt sich, die Gefühlswelt auch in diesen Kreisen, welche vorwiegend dem Erwerbe hingegeben sind, nicht veröden zu lassen; das sind die Gesangvereine und Liedertafeln (siehe die Gruppen von Männern, die da Fahnen tragen, zu beiden Seiten der Fürsten und Theologen). Wohl hat man diese Vereine oft zu falschen Zwecken gebraucht, doch ist das eben ein Mißbrauch gewesen. Als im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte unser Volk auch, wie jetzt, ein vorwiegend gewerbtreibendes geworden war, da erhielt sich in den Meistersängerschulen ein tüchtiger, ehrenfester und religiöser Sinn. Das ist doch immer und überall so! Eine Zeit lang übertäubt wohl das Klappern der Maschinen und der Klang des Geldes die tieferen Gefühle des Herzens, aber ganz und gar kann der Mensch doch darin nicht aufgehen, er sehnt sich doch nach geistiger Nahrung.

Man kann vielleicht diese Liedertafeln als eine Fortsetzung der Meistersängerschulen ansehen. Diese Ansicht scheint auch im Volke zu leben, denn als am 21. October 1839 das letzte Gemerk zu Ulm feierlich den alten Meistergesang geschlossen, übergab es seine Lade, Schultafel, Tabulatur, seine Sing- und Liederbücher durch förmliche Urkunde dem Ulmer Liederkranze. —

Auch darin zeigt der Handel seine Macht, daß er in dem Zollvereine (daran erinnert der unten liegende zerbrochene Schlagbaum) wenigstens eine theilweise Einigung deutscher Staaten hervorgerufen hat. Schon Kaiser Maximilian I. dachte daran, das ganze Reich mit einer Zollgrenze zu umgeben; was er vergebens versucht, das hat unser Jahrhundert zum Theil vollendet. Daß diese Idee damals auftauchte, ist aber kein Zufall und durchaus nicht ohne Verbindung mit den heutigen Verhältnissen. Damals trat, durch die großen Entdeckungen gefördert, der Handel zum ersten mal als eine bestimmende Macht in die politischen Zustände Europa's ein; darum jene Erscheinung. Man ahnte, daß er die Stellung der Stände verändern würde; darum jene Versuche; aber es dauerte noch Jahrhunderte, ehe die neue Ordnung, zu welcher der Handel Veranlassung gegeben, sich festsetzte und mächtig wurde, und darum trat erst so spät die Verwirklichung von Maximilian's Plänen ein. Damals traten dem Plane des Kaisers die territorialen Interessen entgegen, welche sich auf den Grundbesitz stützten, und so lange der und seine Vertreter, also der Adel, noch das Uebergewicht in Deutschland hatten, zersplitterte die Einheit des Reiches immer mehr, die Kaisermacht sank und eine neue Einigung kam nicht zu Stande. Sobald dieser Proceß sich vollendet und in seinem Verlaufe gezeigt hatte, daß der Adel nicht mehr das bindende Element in Deutschland sei, da hatte schon der zweite Stand in deutscher Kunst und Wissenschaft ein

neues Band für Deutschland gewoben, und als er durch die Freiheitskriege mündig gesprochen war, da zeigte es sich, wie Handel und Gewerbe, durch die er groß und frei geworden, auch eine äußere Einigung des Vaterlandes bewirken könnten.

An die Wichtigkeit der Handelsinteressen erinnert der Künstler auch dadurch, daß er des Sundzolles gedenkt (unten rechts), welcher ja so viele Unterhandlungen der betheiligten Staaten veranlaßt hat. Und daran, sobald wir nur des Meeres erwähnen, knüpft sich unwillkürlich eine Reihe von Wünschen und Hoffnungen. Als Wallenstein den dänischen Krieg verfolgte, da sah er ein, wie nothwendig für das deutsche Reich eine Flotte sei. Darum ließ er sich zum Admiral des baltischen Meeres ernennen; darum wollte er Stralsund um jeden Preis erobern, denn diese Stadt schien ihm zum Kriegshafen günstig gelegen. Vor jener Zeit hatten die Hansestädte die Nord- und Ostsee beherrscht und die nordischen Reiche, die alten Wikingerstaaten, in Abhängigkeit gehalten; das wußte Wallenstein wohl und hoffte, ihm würde Aehnliches oder wenigstens doch das gelingen, daß er Deutschland vor neuen Normanns-Einfällen schütze. Seine Pläne scheiterten. — Da nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland Alles verfiel, so ruhten auch diese Entwürfe; sie tauchten aber mit erneuter Kraft auf, so wie Handel und Gewerbe wieder emporblühten. Zwar ist, wie bekannt, eine deutsche Flotte nicht von Bestand gewesen (siehe unten rechts am Rande), jedoch besitzt Preußen und Oesterreich wenigstens die Grundlage einer Seemacht, und somit ist die Möglichkeit gegeben, den Deutschen, welche in fremden Welttheilen sich aufhalten, Schutz und Unterstützung zu gewähren. Nicht allein für den Handel aber ist die Kriegsflotte wichtig, sondern auch für die Mission und die Auswanderung (siehe unten rechts und links). Wie Viele der Auswanderer fänden dann einen Rückhalt, wie Vielen könnte dann ihr Loos bedeutend erleichtert werden! Und wo sich deutsche Colonieen gebildet, um wie viel leichter könnten sie dann mit dem Mutterlande verknüpft bleiben, während jetzt der Deutsche entweder ganz denationalisirt oder wenigstens der Heimath ganz entfremdet wird. Sind es denn nun aber wirklich so Viele, welche der Heimath entsagen, und sind sie denn wirklich werth, daß man sich ihrer auch in der Fremde annimmt? Beides muß man bejahen! Einmal haben wirklich Viele das Vaterland verlassen, und dann unter dieser Menge doch auch eine große Zahl ehrenwerther Leute, welche schwere leibliche oder geistige Noth der Heimath zu entsagen zwang. Nicht wollen wir hier alle die Auswanderungen betrachten, die nach Rußland, nach Ungarn und in andere europäische Länder stattgefunden haben; wir wollen hier auch nicht die überseeischen alle besprechen, sondern nur einen Blick auf die Uebersiedelung der Deutschen nach Nord-Amerika werfen. Die ersten Deutschen, welche dahin zogen, waren sogenannte Pietisten, die in ihrer Heimath Verfolgungen erduldet hatten

und deshalb von dem Quäker William Penn in den ihm geschenkten Landstrich eingeladen wurden. Am 20. August 1683 kamen sie nach Philadelphia und gründeten bald darauf die noch heute blühende Stadt Germantown. Ihnen folgten bald besonders viele Pfälzer, die in den schrecklichen Verwüstungskriegen Ludwig's XIV. verarmt waren. Da diese Leute durch ihren Fleiß dem Lande großen Segen brachten, so schickten die britischen Gouverneure der amerikanischen Provinzen Emissäre nach Deutschland, um Ansiedler für Amerika zu werben. Alle Verführungskünste wurden gebraucht und so lockte man im Jahre 1709 an 32000 Deutsche nach London, meistens aus der Pfalz und den Rheinlanden, wo schlimmer Glaubensdruck die Einwohner zur Verzweiflung trieb. So wenig hatten jene Emissäre für diese Menge gesorgt, daß gegen 17000 von ihnen schon in England starben; 4000 schickte man dann nach Irland, Viele kehrten nach Deutschland zurück und nur 5000 betraten Amerika's Boden. Sie gingen nach Nord-Carolina und Neu-York. Damit aber hatten sie noch nicht das Ende ihrer Leidenszeit erreicht, sie mußten noch viel erdulden, theils durch die Habgier der britischen Gouverneure, theils durch die Angriffe der Indianer. Einige Jahre später, nämlich 1716, gründete ein schwedischer Officier, Namens von Aaronsburg, der mit einer Würtembergerin verheirathet war, eine deutsche Colonie in Louisiana, sechs Meilen nördlich von Neu-Orleans. Die Ansiedler stammten zum Theil aus Würtemberg, zum Theil aus Baden. Noch heute besteht die Ansiedelung, und zwar erfreuen sich ihre Bewohner eines großen Wohlstandes. Im Jahre 1732 kamen dann ihrer Religion wegen vertriebene Salzburger nach Georgien. So waren bis zum Jahre 1742 schon 100000 Deutsche über's Meer gegangen. Ihre Anzahl mehrte sich, als 1770 bis 1771 eine schreckliche Hungersnoth Süddeutschland heimsuchte. Wir sehen aus dem eben Mitgetheilten, daß die Hauptmasse der Auswanderer den kleinen süddeutschen Staaten angehörte, in denen fast überall, wie wir das oben ausgesprochen, während des achtzehnten Jahrhundert's entsetzliche Verhältnisse entstanden waren.

Der amerikanische Freiheitskrieg erweckte auch den Trieb zur Auswanderung in Norddeutschland. Viele nämlich der hessischen Soldaten, welche von ihrem Fürsten an die Engländer verkauft waren, um gegen die Amerikaner zu kämpfen, blieben dort und mochten nicht dahin zurückkehren, wo man sie wie Waare verhandelte. Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhundert's trat eine Pause ein und der Strom der Auswanderer wandte sich mehr nach Osten, nämlich nach Rußland, Galizien, Siebenbürgen und Ungarn. Erst wieder im neunzehnten Jahrhundert erwachte die Lust, über's Meer zu ziehen. So befanden sich im Jahre 1839 an 3,000000 Deutsche in Nord-Amerika und fort und fort wächst ihre Zahl. Die meisten, über 500000, wohnen in Pennsylvanien, und diese sind noch sehr wenig anders gewor-

den, als ihre Ahnen. All' ihr Hausgeräth ist noch ebenso, wie es in der Heimath gewesen, und den Comfort einer englischen Wohnung herzustellen, verstehen sie nicht. Sie sind brave, ehrliche Leute, fleißig, still und bescheiden, aber ohne Intelligenz und ohne Lust an der Bildung. Darum haben sie in den Staaten keinen politischen Einfluß und ihre englischen Nachbaren überflügeln sie vollständig. Ihnen fehlen Schulen, oder wo sie sich finden, sind sie schlecht, und fast überall ist das Streben nur auf das Materielle gerichtet.

Wenn wir auf unserer Tafel die Gruppe der Auswanderer anschauen, werden da nicht solche Gefühle in uns erweckt, wie sie Freiligrath in seinem Gedichte: „die Auswanderer", ausspricht:

1.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
ich muß euch anschau'n immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

2.

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd;

3.

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

4.

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimath Born gefüllt;
wenn am Missouri Alles schwiege,
sie malten euch der Heimath Bild;

5.

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

6.

Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
bald reicht sie müden braunen Gästen,
voll frischen Trunkes, eure Hand.

7.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt,
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Aelplers Horn.

9.

Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimathberge Grün,
nach Deutschland's gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10.

Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

11.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
und euren Feldern Reis und Mais!

Haben wir die Naturwissenschaft als die am meisten populäre, als die Wissenschaft kennen gelernt, welche die gebildeten und die weniger kenntnißreichen Stände der Nation bindet und aneinander fesselt, so ist es andererseits doch auch nicht zu verkennen, daß diese Doctrin nicht einseitig sich abschließt und nur dem Materialis-

mus dient, sondern daß sie auch der Speculation neue Grundlagen untergebreitet hat. Das ersehen wir schon aus Goethe's Schriften, der, wie er selbst unendlich oft gesteht, gerade aus der Betrachtung der Natur für seine ganze Entwickelung nur gewonnen hat. Und ist das bei Schelling und Steffens denn anders? (Rechts unten, gerade über dem Sphinxkopfe.) Verdanken sie nicht in ihrer philosophischen Ausbildung Vieles den naturhistorischen Studien, die sie betrieben haben?

Wenn Goethe durch diese Studien so recht in die Wirklichkeit geführt wurde, so blieb diese seine Betheiligung an der Gegenwart eben nur auf das beschränkt, was in der Natur vorging; das aber, was im Völkerleben sich regte, konnte und wollte er nicht dichterisch gestalten. Er war ja noch groß geworden in der Zeit des Literaturfriedens, der aber aus der Lossagung von allen Welthändeln entsprang. Da hatte die Literatur nur das Innere des Menschen und sein Privatleben zum Substrat ihrer Betrachtung. Man kann doch nun nicht leugnen, daß Goethe somit nur zum Theil im Leben seiner Zeit wurzelt, und wie er, so auch Schiller. Die griechischen Tragiker und Shakespeare, sie standen doch anders in ihrem Volke! In allen großen Kunstperioden sind Kunst und Wirklichkeit eng verbunden; damit aber eine solche Periode hervorgerufen werde, muß das Leben selbst schön sein und große Gestalten erzeugen. Obwohl in dem achtzehnten Jahrhundert ein tüchtiges Streben sich offenbart, so wurden diese Bedingungen doch nicht erfüllt. Darum gehen Schiller und Goethe aus ihrer Wirklichkeit heraus, verlassen die modernen Stoffe und flüchten sich vorzugsweise in's Alterthum. Je weiter sie aber zurückgriffen, desto unverständlicher wurden sie dem Volke, desto mehr auf die Gebildeten beschränkt. Oder ergreift etwa die Iphigenie das Volk mehr als der Götz, oder die Braut von Messina mehr als Wallenstein's Lager? Diesen Idealismus theilt die romantische Schule mit Schiller und Goethe, und wie oft sie sich auch gegen diese beiden Männer wendet, das ist der Punkt, in dem sie einig sind. Aber die Romantiker gehen weiter, als jene beiden Heroen.

Sie fanden zur Zeit der Franzosenherrschaft in der deutschen Gegenwart nichts, was sie erfreute; darum stiegen sie einmal in die Tiefe des deutschen Geistes herab und dann wandten sie sich dem deutschen Alterthume und Mittelalter zu. Dadurch haben sie der Wissenschaft, dadurch dem Volksgeiste viel neue und gesunde Nahrung geboten, aber sie übersprangen die Schranken, sie verließen ganz die Wirklichkeit und gingen aus ihr rein in ihr Inneres zurück. So kamen sie denn endlich dahin, daß sie nur ihrer Laune folgten und alle Gesetze und Bedingungen der Wirklichkeit übersprangen, daß sie also Phantasten wurden.

Wie spricht sich Friedrich Schlegel darüber aus? Er sagt:

„Es ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig den-

kenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das es kein schöneres Symbol giebt, als das Gewimmel der alten Götter."

So stellen die Romantiker ein bloßes Empfindungsleben, das dumpfe Weben des Geistes in sich, das ahnungsvolle Dämmerleben des Traumes als etwas Hohes auf; denn „Stimmung, unbestimmte Empfindung, aber nicht bestimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich". Dadurch werden plastische Gestaltungen der romantischen Poesie unmöglich. Wie kann das auch anders sein? Das Unbestimmte ist geheimnißvoll; aber jede Durchbildung ist ja Beschränkung. Daher überall Maßlosigkeit.

Vielleicht erklären diese kurzen Andeutungen ein wenig die sonderbare Erscheinung, daß die oft so herrlichen Werke jener Schule nur so kurze Zeit gedauert haben und heute selbst vielen Gebildeten kaum mehr bekannt sind.

Daß dem aber wirklich so sei, will ich mit den Worten eines Romantikers, des Freiherrn von Eichendorff, belegen, der in der Einleitung zu seinem Werke über die romantische Poesie Folgendes sagt:

„Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit die moderne Romantik, wie eine prächtige Rakete, funkelnd zum Himmel emporstieg und nach kurzer, wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend Sterne spurlos zerplatzte. Der Pöbel lacht und die Gebildeten, kaum noch vom Staunen und Entzücken erholt, reiben sich die Augen von der Blendung und gehen gleichgültig wieder an ihre alten Geschäfte."

Zum Theil nur an die Romantiker lehnen sich die neueren Dichter, aus deren großer Zahl der Künstler vier Männer uns vorführt, nämlich den Grafen Platen-Hallermund, Rückert, Uhland und Hebel (unten rechts die auf den Treppenstufen lehnende Figur ist Graf Platen; zwischen ihm und dem Schiffe stehen die anderen drei Dichter).

Uhland's Gedichte sind das Vollendetste, was die romantische Lyrik erzeugt hat; zugleich aber greift er schon in die neue Zeit hinaus mit seinen politischen Liedern. Das Eigenthümliche dieser politischen Poesie aber ist das, daß sie nicht allein mit dem ewigen Gesetz sich beschäftigt, nach welchem die Gesellschaft der Menschen sich bewegt und ordnet, daß sie nicht sich begnügt, die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden zu wecken, aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder ver-

jüngt, sondern daß sie aus der Werkstatt der Zeit, aus dem tiefen Schacht, welchem Alles entquillt, heraustritt in die wilde Bewegung. So sagt er selbst:

„Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will Einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt."

oder:

„Andre Zeiten, andre Musen!
Und in dieser ernsten Zeit
Schüttert nichts mir so den Busen,
Weckt mich so zum Liederstreit,
Als wenn du mit Schwert und Wage,
Themis, thronst in deiner Kraft
Und die Völker rufst zur Klage,
Könige zur Rechenschaft."

Dadurch wird die Poesie von dem ethischen auf den Rechtsboden gestellt und dadurch ist Uhland mit seinem trotzigen Rechtsgefühl Führer einer Dichterschaar geworden, die, zuletzt alle Schranken überspringend, in ihren Gesängen die Völker zu Kampf und Mord und zur Verachtung aller Autorität auffordert. Weder für Religion, noch für Vaterland, noch für irgend Etwas auf der Welt begeistert ist der Graf Platen. Unbefriedigt schweift er von Land zu Land; aber wenn wir seinen Schmerz uns näher betrachten, so entstammt er verletztem Autorstolze, und da es ein kleiner und kleinlicher Schmerz war, so hat er ihn nicht erhoben, sondern ihn dazu gebracht, seine besten Kräfte in nutzlosem Kampfe zu verbrauchen. Das, was ihn auszeichnet, ist seine große Formgewandtheit. Darin übertrifft ihn vielleicht noch Friedrich Rückert. In seiner frühesten Zeit gehört er noch ganz der romantischen Richtung an und hat aus ihr die universelle Tendenz behalten, die ihn in seinen späteren Dichtungen vollständig dem Oriente zugeführt hat.

Von diesen drei Dichtern ist Uhland gewiß der, welcher zugleich Gebildete und Ungebildete am meisten ergötzt und erhebt; Platen aber steht sicher dem Volke am fernsten, da er in eng beschränkten Kreisen sich bewegt.

Der bedeutendste Volksschriftsteller der modernen Zeit ist der vierte jener

oben Genannten, nämlich Johann Peter Hebel, der durch seine „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes" und durch seine alemannischen Gedichte Alt und Jung aller Stände immer von Neuem erheitert und erfreut.

Da wir hiermit unsere Betrachtungen über die deutsche Poesie schließen, so wollen wir die Bemerkung nicht verschweigen, daß wir in einer Epigonen-Zeit leben, in der die poetische Schöpferkraft bedeutend abgenommen hat. Und wie wir in der Poesie den Abend hereinbrechen sehen, so in allen Geistesgebieten!

Die großen Gelehrten, die hohen Meister, sie werden alt oder sind schon dem Tode verfallen; das neue Geschlecht nun ist zwar fleißig und emsig, aber in engen, friedlichen Verhältnissen groß geworden, fehlt ihm der Schwung der Begeisterung, der doch allein Großes hervorruft. Wie in der Dichtkunst dieser Verfall sich zeigt, so auch in der Musik, so in allen Künsten! Der Strom des Wissens und Könnens ist breiter, aber seichter geworden, die Kunstfertigkeit größer, aber die schöpferische Kraft geringer. Aus der Zahl der Musiker hebt der Künstler vier Männer hervor, nämlich Beethoven, Weber, Mendelssohn und Spohr (über den vier Dichtern, zwischen ihnen und dem Gesangvereine, links von dem Schiffe). —

Wir haben oben angedeutet, wie in Baiern das Bestreben sich zeigte, die Patrioten in Deutschland dadurch zu gewinnen, daß man Preußen in der Sorge für allgemein deutsche Interessen noch übertraf. Zu diesen gehört nun doch vor Allem die Pflege der Kunst und Wissenschaft. Letzterer hat man, so weit das nun ein katholischer Staat vermag, alle Sorge angedeihen lassen, — ich erinnere nur an Philipps, Schubert, Thiersch, Görres und Bader (die beiden letzten links unten; sie stehen links von dem Astronomen Enke) und an die Erlanger Universität, — konnte aber darin nicht das Höchste erreichen. — Anders verhielt es sich jedoch mit der Kunst! Baiern, die festeste Stütze des Katholicismus in Deutschland, hatte dadurch unendlich viel Anknüpfungspunkte an Rom, und König Ludwig benutzte das, um München zum Hauptmittelpunkte deutscher Kunst zu machen. Der Künstler läßt an die katholischen Fürsten und Theologen sich die vorzüglichsten Mitglieder der Maler- und Bildhauerschulen zu Rom, München, Wien, Frankfurt und Stuttgart anschließen. Da führt den Reigen der Maler Karstens (von oben nach unten), von dem der neue Aufschwung der Kunst datirt; ihm folgt Overbeck, der Bildhauer Thorwaldsen und dann der Landschafts- und Historienmaler Koch. Ehe wir an die Münchener Malerschule kommen, treten uns die Architekten entgegen, denen München seine herrlichen Gebäude verdankt; ich meine Klenze, Gärtner und

neben ihnen Moller. Dann die Maler Schnorr, Heinrich Heß, Kaulbach, Schwanthaler, Genelli, Peter Heß und Rottmann; nach ihnen zwei Wiener Meister: Fürig und Schwindt; darauf zwei aus Frankfurt a. M.: Veit und Steinle, und zuletzt die beiden Stuttgarter: Näher und Dannecker.

Auf der andern Seite des Mittelbildes (unterhalb des rauhen Hauses), also an die protestantischen Fürsten und Theologen reihen sich die Berliner Künstler. Es führt sie Cornelius; ihm folgt der berühmte Architekt Schinkel, die Bildhauer Rauch, Hirt, Schadow, Begas, Drake, Magnus. Von Dresdener Künstlern finden wir Rietschel und Hänel, und als Vertreter der Düsseldorfer Schule v. Schadow, Bendemann, Lessing und Däger. —

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die anderen Wissenschaften zu werfen und ihre Stellung zum Volke zu charakterisiren.

Schlosser spricht im sechsten Bande (S. 59) seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhundert's über sich und seine gelehrten Genossen folgendes Urtheil aus. Er sagt: „Wir wollen indessen einige Winke über den Zusammenhang der Romantik und der aus der neuen Philosophie und den Wissenschaften hervorgegangenen, dem Volke unerreichbaren, nur gewissen Klassen zugänglichen Literatur mit dem politischen Zustande Deutschland's beifügen."

Schlosser erkennt also hier an, daß die Romantik, wie wir das schon oben besprochen, großen Einfluß auf die Wissenschaft gehabt hat. Die universelle Tendenz, welche in ihr sich geltend machte, hat die Wissenschaft veranlaßt, mit der ganzen Welt sich zu beschäftigen; daran erinnert der Künstler im unteren Felde, in welchem wir jüdische, ägyptische, indische, griechische und römische Denkmäler finden. Der Schriftsteller gesteht zu, daß die gelehrte Welt einen kleinen, abgeschlossenen Kreis bilde, der dem Volke unverständlich und meist unzugänglich sei. „Dieser Literatur gegenüber bildete sich", so fährt Schlosser S. 90 fort, „eine furchtbare demokratische Literatur, die durch die Gunst des Volkes eine freudige Existenz hatte, während die vornehme durch Almosen nur kümmerlich existirte."

Haben wir dieselbe Klage nicht schon oben aus Eichendorff's Munde vernommen? Zuletzt (S. 94) schließt Schlosser mit den Worten:

„Derselbe Fall war mit den Arbeiten Niebuhr's, Savigny's und der anderen Gelehrten, die in ihrer Manier schrieben; sie wurden in England und in Frankreich freudig begrüßt, die Doctrinairs aller Regierungen huldigten ihnen; wir Alle, in gelehrten Schulen erzogen, mit Respect gegen vornehme Titel, berühmte

Namen und herrschende Meinungen erfüllt, beugten uns und folgten ihrer Spur, sahen uns aber Alle getäuscht. Das Volk wollte von unserm Treiben nichts wissen, unsere vornehmen Muster wurden nur von Vornehmen und Gelehrten gelesen, das Volk forderte und erhielt ganz andere Schriften; es folgte Männern, die wir oft gar nicht kannten, deren Bücher aber doch in Aller Händen waren."

So urtheilt Schlosser, so der katholisch-fromme Joseph von Eichendorff, so Vilmar in seiner Literaturgeschichte, wenn er davon spricht, daß seit der Erfindung der Buchdruckerkunst der Unterschied der Wissenden und Unwissenden so unendlich groß geworden sei; wir sehen darin also Männer der verschiedensten Richtungen einig.

Ob dieses Mißtrauen der unteren Stände doch nicht vielleicht seine Quelle hatte in der Stellung, welche im achtzehnten Jahrhunderte fast überall in Europa die oberen Stände den niederen Schichten des Volkes gegenüber einnahmen?

Daß eine solche Kluft existirt, fühlen wir wenigstens Alle; denn wie würde man sonst aller Orten die Worte hören: „man wolle die Resultate der Wissenschaften dem Volke zugänglich machen"?

Hoffentlich wird diese Vereinigung und Verständigung aller Schichten unserer Nation nicht ausbleiben, da man sie herbeizuführen so ernstlich sich bestrebt. —

Wie die Dichtkunst auf die alte Zeit zurückging, so auch die Wissenschaft. Da lernten wir erst wieder unsere Sprache verstehen, und wem verdanken wir das anders, als hauptsächlich den Gebrüdern Grimm? (Siehe links unten die beiden knieenden Gestalten, von denen die eine schreibt; sie finden sich links neben dem Block, der die Aufschrift „Ludwigs-Canal" trägt.) — Da lebte die Jurisprudenz, die Geschichtsschreibung, die Philologie von Neuem auf. Nur einige der bedeutendsten Heroen hat der Künstler dargestellt; so Savigny, Puchta, Hermann und Niebuhr (zwischen den Aerzten und Görres und Bader, über den beiden Gebrüdern Grimm), dann Ranke und Schlosser (rechts von der Sphinx, über Schubert und Buch), Mittermayer, Dahlmann, Stahl, Eichhorn (die Gruppe über Ranke und Schlosser), Leo (über den vier zuletzt Genannten) und Ottfried Müller (links von der Sphinx, neben Frauenhofer).

Der Künstler hat dadurch, daß er diese Figuren gewählt, keineswegs eine vollständige Uebersicht von den Vertretern der Kunst und Wissenschaft geben, sondern nur an den Reichthum unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens erinnern wollen.

Wenn wir nun fühlen und wissen, daß wir in einem Epigonen-Zeitalter le-

ben, daß wir auf einem kochenden Vulcane, daß wir am Vorabende großer Ereignisse stehen, daß wir keinen Augenblick vor dem Losbruche der dämonischen Mächte sicher sind, so wollen wir daran erinnern, daß wir ähnliche Zeiten banger Erwartung im Verlaufe der deutschen Geschichte betrachtet und stets gefunden haben, wie noch immer der Herr unser Volk wieder aufgerichtet hat und wie unseres Volkes Arbeit und Mühe noch niemals vergeblich gewesen ist. Wir wollen, wie der Landmann zur Zeit der Ernte (siehe oben rechts die Bilder), dem Herrn danken, daß er uns so viel gegeben, und ihn bitten, tüchtige Arbeiter in den Weinberg zu senden; denn „siehe, die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in die Ernte sende".

Inhalt.

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.